BIBLIOTHEK DER ROMANE

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Krieg und Frieden

Ein Roman in fünfzehn Teilen
mit einem Epilog

von

L. N. Tolstoi

*

Zweiter Band

Übertragen von H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig

891.73
T58
8vo: G
1922
v. 2

Vierter Teil

I

Zu Anfang des Jahres 1806 kehrte Nikolai Roſtow auf Urlaub nach Hauſe zurück. Deniſow fuhr ebenfalls nach ſeiner Heimat, nach Woroneſch, und Roſtow hatte ihn überredet, mit ihm nach Moskau zu fahren und bei ihnen zu logieren. Auf der vorletzten Station hatte Deniſow einen Kameraden getroffen, mit ihm drei Flaſchen Wein getrunken und lag nun, als ſie ſich Moskau näherten, trotz des holperigen Weges in feſtem Schlafe auf dem Boden des Poſtſchlittens. Neben ihm ſaß Roſtow, der, je näher ſie ſeiner Vaterſtadt kamen, immer mehr in ungeduldige Aufregung geriet.

„Sind wir denn noch nicht bald da? Oh, dieſe unerträglich langen Straßen, dieſe Kaufläden, Bäckereien, Laternen und Droſchken!“ dachte Roſtow, als ſie bereits am Schlagbaum ſich als beurlaubt eingetragen hatten und in Moskau einfuhren.

„Deniſow, wir ſind da! Er ſchläft!“ ſagte er und bog ſich mit dem ganzen Leibe nach vorn, wie wenn er durch dieſe Haltung die Bewegung des Schlittens zu beſchleunigen hoffte.

Deniſow antwortete nicht.

„Da iſt die Straßenecke, wo immer der Droſchkenkutſcher Sachar ſeinen Stand hatte. Und da iſt auch Sachar ſelbſt, und er hat immer noch dasſelbe Pferd! Und da iſt auch der Laden, wo wir uns Pfefferkuchen zu kaufen pflegten. Nur ſchnell, nur ſchnell!“

„Nach welchem Hauſe?“ fragte der Poſtkutſcher.

„Da ganz am Ende, nach dem großen Hauſe, ſiehſt du es? Das iſt unſer Haus,“ ſagte Roſtow. „Ja, das iſt unſer Haus! Deniſow! Deniſow! Wir ſind gleich da!“

Denisow hob den Kopf in die Höhe und räusperte sich, gab aber keine Antwort.

„Dmitri," wandte sich Rostow an den Diener, der auf dem Schlittenrande saß. „Da ist ja bei uns Licht?"

„Jawohl, gewiß; auch der Herr Papa hat Licht in seinem Zimmer."

„Sie haben sich also wohl noch nicht hingelegt? Was meinst du? Daß du nur ja nicht vergißt, mir gleich meinen neuen Dolman auszupacken," fügte Rostow hinzu und befühlte seinen neuen Schnurrbart.

„Na, nun fahr doch tüchtig zu!" trieb er den Kutscher an. „Aber so wache doch auf, Waska!" rief er seinem Reisegefährten zu, der schon wieder den Kopf sinken ließ. „Fahr schnell, du bekommst drei Rubel Trinkgeld, schnell!" rief Rostow, als der Schlitten nur noch drei Häuser weit von der Tür seines elterlichen Hauses entfernt war. Es kam ihm vor, als ob die Pferde nicht vom Flecke kämen. Endlich bog der Schlitten nach rechts zur Haustür ab; Rostow erblickte über seinem Kopfe das bekannte Gesims mit dem abgebröckelten Stuck; er erblickte die Stufen vor der Haustür und den Prellpfahl beim Trottoir. Noch im Fahren sprang er aus dem Schlitten und lief in den Hausflur hinein. Das Haus blieb ohne ein Zeichen freundlicher Bewillkommnung steif und starr stehen, als machte es sich gar nichts aus seiner Ankunft. Im Flur war niemand. „Mein Gott, es wird doch nichts Schlimmes passiert sein?" dachte Rostow, machte mit beklommenem Herzen einen Augenblick halt, lief dann aber sofort weiter durch den Flur und die ihm so wohlbekannten schiefgewordenen Stufen hinan. Die Türklinke, über deren Unsauberkeit die Gräfin so oft schalt, war noch unverändert und bewegte sich beim Öffnen der Tür noch ebenso kraftlos wie früher. Im Vorzimmer brannte ein einziges Talglicht.

Der alte Michail lag auf dem Schlafkaſten und ſchlief. Prokofi, der Wagenlakai, der ſo ſtark war, daß er die Kutſche am Hintergeſtell aufheben konnte, ſaß und flocht Schuhe aus Tuchkanten. Er blickte nach der ſich öffnenden Tür hin, und ſeine gleichgültige, ſchläfrige Miene verwandelte ſich auf einmal in eine erſchrockene und entzückte.

„Alle lieben Heiligen! Der junge Graf!“ rief er, den jungen Herrn erkennend. „Wie geht das denn zu? Liebſter, beſter Herr!“ Und Prokofi ſtürzte, vor Aufregung zitternd, nach der Tür zu den inneren Räumen, offenbar um im Salon Meldung zu machen; aber dann wurde er, wie es ſchien, anderen Sinnes, kehrte wieder um und küßte ſeinem jungen Herrn die Schulter und die Hand.

„Sind ſie alle geſund?“ fragte Roſtow und entzog ihm ſeine Hand.

„Jawohl, Gott ſei Dank; alle geſund, Gott ſei Dank! Sie haben eben Abendbrot gegeſſen. Laſſen Sie ſich doch einmal anſehen, Euer Erlaucht!“

„Und alles im gewohnten Gleiſe?“

„Jawohl, Gott ſei Dank, Gott ſei Dank!“

Seinen Freund Deniſow hatte Roſtow völlig vergeſſen; er wollte nicht, daß ſeine Ankunft den Seinigen von jemand vorher gemeldet würde, warf daher ſeinen Pelz hin und lief auf den Zehen in den großen Saal, in welchem kein Licht war. Alles war unverändert: dieſelben Lombertiſche, derſelbe Kronleuchter in ſeiner Umhüllung. Aber offenbar hatte doch jemand den jungen Herrn geſehen; denn er war noch nicht durch den Saal bis zum Salon gelaufen, als ungeſtüm wie ein Sturmwind etwas aus einer Seitentür herausgeflogen kam, ihn umarmte und ſein Geſicht mit Küſſen bedeckte. Noch ein zweites, ein drittes derartiges Weſen ſprang aus einer andern und einer dritten Tür

heraus; noch mehr Umarmungen, noch mehr Küſſe, noch mehr Freudenrufe und Freudentränen! Er konnte nicht unterſcheiden, wo und wer der Papa war, wer Natascha war, wer Peter. Alle ſchrien, redeten und küßten ihn gleichzeitig. Nur die Mutter war nicht darunter; deſſen war er ſich bewußt.

„Und ich wußte gar nicht ... Lieber Nikolai ... Mein Beſter!"

„Da haben wir ihn wieder ... unſern lieben Nikolai! ... Du Guter, Lieber! ... Aber wie haſt du dich verändert! Aber es iſt ja kein Licht da! Bringt doch Licht! Und ſorgt auch für Tee!"

„Küſſe mich doch!"

„Mein Herzensnikolai ... mich auch!"

Sonja, Natascha, Peter, Anna Michailowna, Wjera und der alte Graf umarmten ihn; auch die Diener und die Stubenmädchen hatten ſich im Saal und in den Nebenzimmern eingefunden und gaben durch Worte und Interjektionen ihrer Freude Ausdruck.

Peter hängte ſich an die Beine ſeines Bruders.

„Mich auch!" ſchrie er.

Natascha zog ſeinen Kopf zu ſich herunter und küßte ihn herzlich ab; dann ſprang ſie von ihm zurück und hüpfte, ſich an einem Schoße ſeines Dolmans haltend, wie eine Ziege immer auf demſelben Flecke und kreiſchte durchdringend.

Ringsum ſah er Augen voller Liebe, von Freudentränen glänzend, ringsum Lippen, die ihn zu küſſen verlangten.

Sonja, rot wie eine Mohnblume, hielt ebenfalls eine ſeiner Hände gefaßt, richtete ihren von Glückſeligkeit ſtrahlenden Blick nach ſeinen Augen hin und wartete darauf, daß er ſie anſehen werde. Sonja war jetzt bereits ſechzehn Jahre alt geworden und war ſehr hübſch, namentlich in dieſem Augenblicke glückſeliger, entzückter Erregung. Sie ſchaute zu ihm hin, ohne die Augen von ihm abzuwenden, lächelnd und mit angehaltenem Atem.

Er sah sie dankbar an; aber er wartete immer noch auf jemand und sah sich nach jemand um. Die alte Gräfin war noch nicht hereingekommen. Aber da ließen sich hinter einer Tür Schritte hören. Indes waren diese Schritte so schnell, daß es nicht die Schritte seiner Mutter sein konnten.

Aber doch war sie es, in einem neuen, dem Sohne unbekannten Kleide, das sie sich während seiner Abwesenheit hatte machen lassen. Alle ließen von ihm ab, und er eilte zu seiner Mutter hin. Als sie beieinander waren, sank sie schluchzend an seine Brust. Sie war nicht imstande, ihr Gesicht in die Höhe zu heben, und drückte es nur gegen das kalte Schnurwerk seines Dolmans. Denisow, der, von niemand bemerkt, ins Zimmer getreten war, stand nicht weit davon und wischte sich bei dem Anblicke der beiden die Augen.

„Wasili Denisow, ein Freund Ihres Sohnes," sagte er, sich dem Grafen vorstellend, der ihn fragend anblickte.

„Seien Sie uns willkommen! Ich kenne Sie bereits," sagte der Graf, indem er Denisow umarmte und küßte. „Nikolai hat uns viel von Ihnen geschrieben ... Natascha, Wjera, das ist er, Nikolais Freund Denisow."

Dieselben glückseligen, entzückten Gesichter wandten sich jetzt Denisow zu, und alle umringten ihn.

„Liebster, bester Denisow!" schrie Natascha, die vor Freude gar nicht wußte, was sie tat, sprang zu ihm, umarmte ihn und gab ihm einen Kuß. Alle waren über ein solches Benehmen Nataschas äußerst verlegen. Auch Denisow errötete; aber er lächelte, ergriff Nataschas Hand und küßte sie.

Denisow wurde in ein schnell für ihn zurechtgemachtes Zimmer geleitet; die ganze Familie Rostow aber versammelte sich im Sofazimmer um Nikolai.

Die alte Gräfin saß neben ihm und ließ seine Hand nicht los,

die sie alle Augenblicke küßte; die übrigen drängten sich um die beiden, ließen sich nichts von Nikolais Bewegungen, Worten und Blicken entgehen und wandten ihre liebevollen, entzückten Augen nicht von ihm ab. Sein Bruder und seine Schwestern machten sich die Plätze in seiner nächsten Nähe streitig und suchten sie einander wegzukapern; sie zankten sich darum, wer ihm seinen Tee, sein Taschentuch und seine Pfeife bringen solle.

Rostow war sehr glücklich über die Liebe, die ihm bezeigt wurde; aber der erste Augenblick des Wiedersehens war so selig gewesen, daß sein jetziges Glück ihm gering erschien und er immer noch auf etwas Weiteres wartete, das hinzukommen sollte.

Am andern Morgen schliefen die Angekommenen infolge der Ermüdung von der Reise bis gegen zehn Uhr.

In dem davorliegenden Zimmer lagen in bunter Unordnung Säbel, Patrontaschen, Säbeltaschen, geöffnete Koffer und schmutzige Stiefel umher. Zwei Paar geputzte Stiefel mit Sporen waren soeben an die Wand gestellt worden. Die Diener brachten Waschbecken, warmes Wasser zum Rasieren und die gesäuberten Kleider. Es roch nach Tabak und Männern.

„He, Grigori, die Pfeife!" rief Waska Denisows heisere Stimme. „Rostow, steh auf!"

Rostow rieb sich die zusammenklebenden Augen und hob den strubbeligen Kopf von dem warmen Kissen in die Höhe.

„Ist es denn schon spät?"

„Jawohl, bald zehn Uhr!" antwortete Nataschas Stimme, und im Nebenzimmer wurde das Rascheln gestärkter Kleider und das Lachen von Mädchenstimmen hörbar, und durch die ein klein wenig offenstehende Tür schimmerte etwas Blaues, Bänder, schwarze Haare und fröhliche Gesichter. Es waren Natascha, Sonja und Peter, welche gekommen waren, um in Erfahrung zu bringen, ob Nikolai schon aufgestanden sei.

„Nikolai, ſteh auf!“ ertönte wieder Natascha Stimme an der Tür.

„Gleich, gleich!“

Inzwiſchen hatte Peter im erſten Zimmer die Säbel erblickt und einen davon ergriffen. Er empfand dabei jenes Entzücken, welches Knaben im Hinblick auf einen älteren militäriſchen Bruder zu empfinden pflegen, und vollſtändig vergeſſend, daß es ſich für die beiden jungen Mädchen nicht ſchickte, entkleidete Mannsperſonen zu ſehen, öffnete er die Tür.

„Iſt das dein Säbel?“ ſchrie er.

Die Mädchen ſprangen zurück. Deniſow verſteckte mit erſchrockenen Augen ſeine haarigen Beine unter der Bettdecke und blickte hilfeſuchend nach ſeinem Kameraden. Auf Roſtows energiſchen Zuruf kam Peter ins Zimmer herein und machte die Tür hinter ſich zu. Von draußen erſcholl Gelächter.

„Nikolai, komm doch im Schlafrock heraus,“ rief Nataſchas Stimme.

„Iſt das dein Säbel?“ fragte Peter. „Oder der Ihrige?“ fügte er hinzu, indem er ſich mit ehrfurchtsvollem Reſpekt an den ſchnurrbärtigen, ſchwarzhaarigen Deniſow wendete.

Roſtow fuhr eilig in die Schuhe, zog den Schlafrock an und ging hinaus. Natascha hatte einen der Sporenſtiefel angezogen und ſtieg gerade in den anderen hinein. Sonja wirbelte ſich herum, ſo daß ſich ihr Kleid aufblähte, und wollte ſich eben niederhocken, als er hereinkam. Beide Mädchen trugen die gleichen neuen blauen Kleider, beide waren ſie friſch, rotwangig und luſtig. Sonja lief davon; Natascha aber faßte ihren Bruder unter den Arm und führte ihn ins Sofazimmer, und dort begannen ſie nun beide ein eifriges Geſpräch. Sie hatten am vorhergehenden Abend noch keine Zeit gefunden, über tauſenderlei Kleinigkeiten, die nur für ſie beide Intereſſe haben konnten, einander

zu befragen und einander Auskunft zu geben. Natascha lachte bei jedem Worte, das er sagte und das sie sagte, nicht weil das, was sie sagten, lächerlich gewesen wäre, sondern weil ihr fröhlich zumute war und sie ihre Freude nicht zu beherrschen vermochte, die sich dann eben durch Lachen äußerte.

„Ach, wie schön, wie herrlich!" sagte sie zu allem.

Rostow fühlte, wie unter der Einwirkung der warmen Strahlen dieser Liebe zum ersten Male seit einem halben Jahre in seiner Seele und auf seinem Gesicht einer Knospe gleich jenes kindliche Lächeln wieder aufblühte, das ihm seit seinem Abschiede aus dem Elternhause völlig ferngeblieben war.

„Nein, höre mal," sagte sie. „Bist du jetzt wirklich ganz und gar ein Mann? Ich freue mich furchtbar, daß du mein Bruder bist." Sie berührte seinen Schnurrbart. „Ich möchte gern wissen, was ihr Männer eigentlich für Menschen seid. Ebensolche wie wir? Nein?"

„Warum ist denn Sonja weggelaufen?" fragte Rostow.

„Ja, das ist eine wunderliche Geschichte! Wie wirst du denn zu Sonja sagen, ‚Du' oder ‚Sie'?"

„Wie es sich gerade machen wird," antwortete Rostow.

„Bitte, sage ‚Sie' zu ihr. Ich werde dir den Grund ein andermal erklären."

„Was ist denn eigentlich los?"

„Nun, ich kann es dir auch gleich sagen. Du weißt, daß Sonja meine Freundin ist; ich habe sie so lieb, daß ich mir den Arm für sie verbrannt habe. Da, sieh her!"

Sie streifte ihren Musselinärmel auf und zeigte ihm an ihrem langen, magern, zarten Arme unterhalb der Schulter, ziemlich hoch über dem Ellbogen (an einer Stelle, die selbst bei Ballkleidern bedeckt ist), ein rotes Mal.

„Das habe ich mir eingebrannt, um ihr meine Liebe zu be-

weiſen. Ich habe einfach ein Lineal im Feuer heiß gemacht und es dagegengedrückt."

Sie ſaßen in ihrem ehemaligen Unterrichtszimmer auf dem Sofa mit den Polſterlehnen, und während Roſtow in Natáſchas lebenſprühende Augen blickte, fühlte er ſich wieder in ſein Kinderleben in der Familie zurückverſetzt, das niemandem als ihm ſelbſt wichtig und bedeutungsvoll erſchienen war, ihm aber die ſchönſten Genüſſe ſeines Lebens gewährt hatte; und das Verbrennen des Armes mit dem Lineal zum Beweiſe der Liebe erſchien ihm nicht als ſinnlos: er hatte Verſtändnis dafür und wunderte ſich nicht darüber.

„Aber was denn nun weiter? Iſt das alles?" fragte er.

„Na, alſo ſolche Freundinnen ſind wir, die beſten Freundinnen! Na ja, das mit dem Lineal, das war ja eine Dummheit; aber wir ſind Freundinnen fürs ganze Leben. Wenigſtens ſie, wenn ſie jemand lieb gewinnt, dann iſt das auf immer; aber ich bekomme das nicht fertig; ich vergeſſe immer alles gleich wieder."

„Nun, und weiter?"

„Ja, ſo liebt ſie mich und dich."

Natáſcha wurde auf einmal rot.

„Na, du beſinnſt dich wohl noch, vor deiner Abreiſe ... Alſo ſie ſagt jetzt, dir ſtehe es frei, das alles zu vergeſſen ... Sie hat zu mir geſagt: ‚Ich werde ihn immer lieben; aber er ſoll frei ſein.' Hab ich nicht recht, daß das edel und vornehm gedacht iſt? Nicht wahr? Nicht wahr? Sehr vornehm? Ja?" fragte Natáſcha ernſt und aufgeregt; es war zu merken, daß ſie das, was ſie jetzt ſagte, ſchon früher unter Tränen geſagt hatte.

Nikolai ſchwieg ein Weilchen, in Gedanken vertieft.

„Ich nehme ein gegebenes Wort niemals zurück," ſagte er dann. „Und außerdem iſt Sonja ein ſo reizendes Weſen, daß nur ein Tor auf ein ſolches Glück verzichten könnte."

„Nein, nein," rief Natascha. „Ich habe darüber schon mit ihr gesprochen. Wir wußten, daß du das sagen würdest. Aber das geht nicht; denn, verstehst du, wenn du so redest, dich durch dein Wort für gebunden hältst, dann käme es ja so heraus, als hätte sie das absichtlich gesagt. Es hätte dann den Anschein, als heiratetest du sie nur gezwungen; es wäre dann alles nicht so, wie es sein sollte."

Rostow sah ein, daß die beiden Mädchen das alles wohl erwogen hatten. Sonja hatte ihn schon gestern durch ihre Schönheit überrascht. Und heute, wo er sie nur flüchtig gesehen hatte, war sie ihm noch schöner erschienen. Sie war ein reizendes sechzehnjähriges Mädchen, das ihn offenbar leidenschaftlich liebte (daran zweifelte er keinen Augenblick). Warum sollte er sie da nicht jetzt lieben und später sogar heiraten? dachte Rostow. Aber jetzt hatte er freilich noch so viele andere Freuden und Beschäftigungen! „Ja, die beiden Mädchen haben das alles wohl erwogen," dachte er. „Ich muß frei bleiben."

„Na, schön," sagte er. „Wir wollen ein andermal weiter darüber reden. Ach, wie freue ich mich, wieder mit dir zusammen zu sein!" fügte er hinzu. „Aber wie steht es mit dir? Bist du deinem Boris auch nicht untreu geworden?"

„Ach, Dummheiten!" rief Natascha lachend. „Ich denke weder an ihn noch sonst an jemand und will von niemand etwas wissen."

„Nun, sieh einmal an! Was ist denn eigentlich mit dir?"

„Mit mir?" erwiderte Natascha, und ein glückseliges Lächeln verklärte ihr Gesicht. „Hast du Duport gesehen?"

„Nein."

„Den berühmten Duport, den Tänzer, hast du nicht gesehen? Nun, dann wirst du mich auch nicht verstehen. Sieh einmal her, was ich kann!"

Natascha faßte, die Arme kreisförmig biegend, ihr Kleid, so wie das die Ballettänzerinnen tun, lief einige Schritte weg, wirbelte sich herum, machte einen Entrechat, schlug mit den Beinen aneinander und ging einige Schritte auf den äußersten Spitzen der Füße.

„So stehe ich! Siehst du wohl?" sagte sie; aber sie konnte sich nicht lange so auf den Zehen halten. „Siehst du, das kann ich! Ich werde nie heiraten, sondern Tänzerin werden. Aber du darfst es niemand sagen."

Rostow lachte so laut und lustig los, daß Denisow in seinem Zimmer ordentlich neidisch wurde. Auch Natascha konnte sich nicht bezwingen und lachte mit ihm zugleich.

„War es aber nicht gut?" fragte sie mehrmals dazwischen.

„Gewiß! Sehr gut! Also Boris willst du nicht mehr heiraten?"

Natascha wurde dunkelrot.

„Ich will niemand heiraten. Das will ich auch ihm selbst sagen, sobald ich ihn wiedersehe."

„Na, nun sieh einmal an!" sagte Rostow.

„Aber das ist alles nur dummes Zeug," plauderte Natascha weiter. „Sage mal, ist Denisow nett?" fragte sie.

„Jawohl, sehr nett."

„Na, jetzt auf Wiedersehen! Zieh dich nur schnell an. Er ist wohl ein Mensch, vor dem man sich fürchten muß, dieser Denisow?"

„Warum sollte man sich vor ihm fürchten?" fragte Nikolai. „Nein, Waska ist ein prächtiger Mensch."

„Du nennst ihn Waska? Wie komisch! Also er ist sehr nett?"

„Jawohl, sehr nett."

„Na, dann komm nur recht bald zum Teetrinken. Es sind schon alle beisammen."

Natascha hob sich wieder auf die Zehenspitzen und ging in der

Manier der Ballettänzerinnen aus dem Zimmer; aber ihr Lächeln war von der Art, wie nur glückliche fünfzehnjährige Mädchen lächeln.

Als Nikolai im Salon mit Sonja zusammentraf, errötete er. Er wußte nicht, auf welchem Fuße er mit ihr verkehren sollte. Gestern hatten sie sich in der ersten Freude des Wiedersehens geküßt; aber heute hatten sie die Empfindung, daß sie dies nicht länger tun durften; er fühlte, daß alle, sowohl die Mutter als auch die Schwestern, ihn fragend ansahen und darauf gespannt waren, wie er sich gegen Sonja benehmen werde. Er küßte ihr die Hand und nannte sie ‚Sie'. Aber seine und ihre Augen sagten, wenn sie einander trafen, ‚Du' zueinander und küßten sich zärtlich. Sie bat durch ihren Blick um Verzeihung dafür, daß sie gewagt hatte, ihn durch ihre Abgesandte, Natascha, an sein Versprechen zu erinnern, und dankte ihm für seine Liebe. Er dankte ihr durch seinen Blick dafür, daß sie ihm die Freiheit angeboten hatte, und sagte ihr, daß er weder so noch so jemals aufhören werde, sie zu lieben, weil er eben gar nicht anders könne, als sie lieben.

„Wie sonderbar ist es doch," bemerkte Wjera, einen Augenblick, wo alle schwiegen, benutzend, „daß Sonja und Nikolai sich jetzt ‚Sie' nennen und miteinander wie Fremde verkehren."

Wjeras Bemerkung war richtig, wie alle ihre Bemerkungen, machte aber, wie das häufig der Fall war, wenn Wjera ihre Ansichten aussprach, auf alle Hörer einen peinlichen Eindruck. Das war nicht nur bei Sonja, Nikolai und Natascha zu merken, sondern sogar die alte Gräfin, welche befürchtete, ihr Sohn könne sich durch diese Liebe zu Sonja um eine glänzende Partie bringen, errötete wie ein junges Mädchen. Da trat gerade Denisow in den Salon, und zwar zu Rostows Erstaunen in einer neuen Uniform, pomadisiert und parfümiert, kurz: ebenso stutzer-

haft, wie er bei Gefechten zu erſcheinen pflegte, und benahm ſich gegen die Damen als ein ſo liebenswürdiger Kavalier, wie es Roſtow nie von ihm erwartet hätte.

II

Als Nikolai Roſtow jetzt von der Armee nach Moskau zurückgekehrt war, wurde er von ſeinen Angehörigen als der beſte Sohn und Bruder, als tapferer Held und überhaupt als der liebe, prächtige Nikolai aufgenommen. Seinen übrigen Verwandten erſchien er als ein netter, angenehmer junger Mann von reſpektvollem Benehmen. Und das Urteil ſeiner Bekannten war: ein hübſcher Huſarenleutnant, ein flotter Tänzer und einer der beſten Heiratskandidaten von ganz Moskau.

Die Roſtowſche Familie war mit ganz Moskau bekannt. Geld hatte in dieſem Jahre der alte Graf hinreichend, da er wieder neue Hypotheken auf alle ſeine Güter aufgenommen hatte, und daher verbrachte Nikolai ſeine Zeit in ſehr vergnüglicher Weiſe; unter anderm hatte er ſich einen eigenen Traber angeſchafft, ſowie ganz moderne Reithoſen von beſonderer Art, wie ſie noch niemand in Moskau hatte, und ganz moderne Stiefel mit ganz ſchmalen Spitzen und kleinen ſilbernen Sporen. Nach ſeiner Rückkehr in das Elternhaus koſtete er nun das angenehme Gefühl aus, ſich nach einer längeren Zwiſchenzeit wieder in die alten Lebensverhältniſſe hineinzufinden. Er hatte die Vorſtellung, daß er ſehr mannhaft geworden und körperlich und geiſtig ſehr gewachſen ſei. Seine ehemalige Verzweiflung über das Nichtbeſtehen der Prüfung in der Religion, ſeine kleinen Anleihen bei Gawriil für Droſchkenfahrten, die heimlichen Küſſe mit Sonja: alles das erſchien ihm bei der Rückerinnerung wie Kindereien, die ſchon unendlich weit hinter ihm lagen. Jetzt war

er ein Husarenleutnant mit silbernen Schnüren am Dolman und mit dem Georgskreuz; er fuhr seinen Traber zum Wettrennen ein, zusammen mit bekannten Sportsmen, älteren, vornehmen Herren. Er war mit einer am Boulevard wohnenden Dame bekannt, die er abends zu besuchen pflegte. Er dirigierte die Masurka auf dem Balle bei Archarows, unterhielt sich mit dem Feldmarschall Kamenski über den Krieg, verkehrte im Englischen Klub und duzte sich mit einem vierzigjährigen Obersten, mit dem ihn Denisow bekannt gemacht hatte.

Seine Leidenschaft für den Kaiser hatte in Moskau ein wenig nachgelassen. Aber da er ihn nicht sah und keine Möglichkeit hatte, ihn zu sehen, so erzählte er dafür häufig von dem Kaiser und von seiner Liebe zu ihm, wobei er durchblicken ließ, daß er noch nicht alles erzähle, und daß es mit seiner Liebe zu dem Kaiser noch eine besondere Bewandtnis habe, die andern Leuten nicht verständlich sei; und von ganzer Seele teilte er das zu jener Zeit in Moskau allgemeine Gefühl unbeschränkter Verehrung für den Kaiser Alexander Pawlowitsch, dem man damals in Moskau den Beinamen „der Engel in Menschengestalt" gegeben hatte.

In der kurzen Zeit, welche Rostow in Moskau blieb, ehe er wieder zur Armee reiste, kam er Sonja nicht näher, sondern wurde ihr vielmehr fremder. Sie war sehr schön und nett und offenbar leidenschaftlich in ihn verliebt; aber er befand sich gerade in jener Phase des Jugendalters, wo ein junger Mann meint, so viel zu tun zu haben, daß ihm keine Zeit bleibe, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen, wo er fürchtet, sich zu binden, wo er seine Freiheit über alles schätzt, die er seiner Ansicht nach zu so vielem andern nötig hat. Wenn er während dieses Aufenthaltes in Moskau an Sonja dachte, dann sagte er sich: „Ach was! Solche jungen Mädchen wird es noch viele, viele geben, und gibt es auch

anderwärts viele, viele, die ich noch nicht kenne. Mit der Liebe kann ich mich immer noch abgeben, sobald ich Lust dazu bekomme; aber jetzt habe ich keine Zeit." Außerdem empfand er den Umgang mit weiblichen Wesen als eine Art Herabwürdigung seiner Mannhaftigkeit. Er besuchte ja Bälle und verkehrte in Damengesellschaft, stellte sich aber dabei, als tue er das nur widerwillig. Die Pferderennen, der Englische Klub, die Trinkgelage mit Denisow, die Besuche bei der Dame am Boulevard, das war etwas anderes; das paßte für einen flotten jungen Husaren!

Zu Anfang des März war der alte Graf Ilja Andrejewitsch Rostow damit beschäftigt, ein Diner im Englischen Klub zu Ehren des Fürsten Bagration zu arrangieren.

Der Graf ging im Schlafrock im Saale auf und ab und erteilte dem Ökonomen des Englischen Klubs und dem berühmten Küchenchef des Klubs, Feoktist, seine Anweisungen über manches, was für dieses Diner nötig war: Spargel, frische Gurken, Erdbeeren, Kalbfleisch und Fische. Der Graf war seit dem Tage der Gründung des Klubs Mitglied desselben und gehörte zum Vorstande. Es war gerade ihm von dem Klub das Arrangement des Festessens für Bagration übertragen worden, weil kaum ein anderer ein Diner so großzügig und opulent zu veranstalten verstand wie er, und namentlich auch, weil kaum ein anderer so wie er bereit war, Geld aus eigener Tasche zuzulegen, wenn es zur schöneren Ausgestaltung des Festessens erforderlich schien. Der Koch und der Ökonom hörten mit vergnügten Gesichtern die Anweisungen des Grafen an, weil sie wußten, daß es bei niemand leichter als bei ihm möglich war, an einem Diner, das einige tausend Rubel kostete, selbst etwas Erkleckliches zu profitieren.

„Vergiß nur ja nicht, Hahnenkämme an die Schildkrötensuppe zu tun, du weißt doch!"

„Also kalte Speisen soll es drei geben?" fragte der Koch.

Der Graf überlegte.

„Weniger dürfen es nicht sein; ja, drei ... Erstens Majonnaise," sagte er, indem er einen Finger einbog.

„Also befehlen Sie, daß wir die großen Sterlets nehmen?" fragte der Ökonom.

„Was soll man machen? Wenn der Fischhändler nichts ablassen will, dann nimm sie so. Ja, und dann, lieber Freund, das hätte ich beinah vergessen: wir brauchen ja noch ein zweites Entree ... Ach herrje!" Er griff sich an den Kopf. „Wer wird mir denn Blumen besorgen? Dmitri! He! Dmitri!" Auf seinen Ruf trat der Geschäftsführer ein. „Reite doch einmal schnell vor die Stadt auf unser Gut, Dmitri, und sage dem Gärtner Maxim, er soll sofort alle Bauern zur Arbeit kommandieren. Sag ihm, er soll alle Blumen aus den Gewächshäusern herschaffen; er soll sie in Filzdecken einschlagen. Zweihundert Blumentöpfe muß ich morgen, Freitag, hier haben."

Nachdem er immer noch neue und neue Befehle erteilt hatte, wollte er gerade zur Gräfin gehn, um sich zu erholen, als ihm noch etwas Notwendiges einfiel; er kehrte um, rief auch den Ökonomen und den Koch zurück und begann wieder Anweisungen zu geben. Vor der Tür wurden leichte Männerschritte und Sporenklirren vernehmbar, und der hübsche junge Graf trat ein; sein Schnurrbärtchen hatte schon eine schwärzliche Färbung angenommen, er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, und man sah ihm an, daß er sich bei dem ruhigen Leben in Moskau recht erholt hatte und sich wohl befand.

„Ach, mein lieber Junge! Mir ist ganz wirr im Kopfe," sagte der Alte lächelnd, als ob er sich vor seinem Sohne schämte. „Du könntest mir auch ein bißchen helfen. Ich brauche ja noch Sänger. Musiker habe ich. Aber was meinst du, sollten wir

nicht auch die Zigeuner hinbeſtellen? Ihr Soldaten liebt ja ſo etwas."

„Ich glaube wirklich, Papa, als Fürſt Bagration die Vorbereitungen zu dem Kampfe bei Schöngrabern traf, hat er ſich damit weniger Mühe und Umſtände gemacht, als Sie jetzt," erwiderte der Sohn lächelnd.

Der alte Graf ſtellte ſich erzürnt.

„Ja, du haſt gut reden, verſuche es nur mal!"

Der Graf wandte ſich an den Koch, der mit klugem, reſpektvollem Geſichte aufmerkſam und freundlich auf Vater und Sohn hinblickte.

„Was meinſt du zu ſolchen jungen Leuten, Feoktiſt?" ſagte er. „Die machen ſich über uns alte Kerle luſtig."

„Nun ja, Euer Durchlaucht, die jungen Herren möchten immer nur gut eſſen; aber wie alles beſchafft und zubereitet wird, darüber machen ſie ſich keine Gedanken."

„So iſt es, ſo iſt es!" erwiderte der Graf, faßte den Sohn vergnügt an beiden Armen und rief: „Weißt du was? Du biſt mir gerade recht gelegen gekommen! Nimm gleich den zweiſpännigen Schlitten und fahre zu Besuchow und ſage: ‚Graf Ilja Andrejewitſch läßt Sie um Erdbeeren und friſche Ananas bitten.' Die kann man bei niemand anders bekommen. Er ſelbſt iſt nicht da; wende dich alſo an die Prinzeſſinnen und beſtelle es denen. Und von da, weißt du, fahre nach dem Rasguljai-Platz (der Kutſcher Ipat weiß da ſchon Beſcheid) und ſuche dir da den Zigeuner Ilja, weißt du, den, der damals beim Grafen Orlow im weißen Koſakenrock getanzt hat, und bring ihn zu mir her."

„Soll ich die Zigeunerinnen auch gleich mitbringen?" fragte Nikolai lachend.

„Du, du!" drohte der Vater.

Unterdeſſen war mit unhörbaren Schritten Anna Michailowna

ins Zimmer getreten; in ihrer Miene prägte ſich, wie immer, ſorgenvolle Geſchäftigkeit und zugleich chriſtliche Sanftmut aus. Trotzdem Anna Michailowna den Grafen jeden Tag im Schlafrock traf, wurde er in ihrer Gegenwart jedesmal verlegen und bat wegen ſeines Koſtüms um Entſchuldigung.

„Aber das ſchadet ja gar nichts, mein lieber Graf," ſagte ſie und ſchloß zum Ausdruck ihrer ſanften Geſinnung die Augen. „Und zu Besuchow werde ich ſelbſt hinfahren," fügte ſie hinzu. „Pierre iſt vor kurzem angekommen, und ſo werden wir denn alles Gewünſchte aus ſeinen Gewächshäuſern erhalten. Ich wollte ſowieſo mit ihm ſprechen. Er hat mir einen Brief von Boris überſandt. Gott ſei Dank, Boris iſt ja jetzt beim Stabe."

Der Graf freute ſich, daß Anna Michailowna es übernahm, einen Teil ſeiner Aufträge zu erledigen, und gab Befehl, daß der kleine Wagen für ſie angeſpannt werden ſollte.

„Sagen Sie doch zu Besuchow, er möchte auch zu dem Feſteſſen kommen. Ich werde ſeinen Namen in die Subſkriptionsliſte eintragen. Was hat er denn eigentlich mit ſeiner Frau?" fragte er.

Anna Michailowna hob die Augen zur Zimmerdecke hinauf, und auf ihrem Geſichte malte ſich ein tiefer Kummer.

„Ach, mein Freund, er iſt ſehr unglücklich," antwortete ſie. „Wenn das richtig iſt, was ich gehört habe, ſo iſt es ſchrecklich. Wie hätten wir uns dergleichen damals träumen laſſen, als wir uns ſo über ſein Glück freuten! Und dieſer junge Besuchow hat ein ſo edles, himmliſches Gemüt! Ja, ich beklage ihn von ganzer Seele und will verſuchen, ihn zu tröſten, ſoweit es in meinen Kräften ſteht."

„Aber was iſt denn vorgefallen?" fragten beide Roſtows, der ältere und der jüngere.

Anna Michailowna ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Dolochow, der Sohn von Marja Iwanowna," ſagte ſie in geheimnisvollem Flüſtertone, „hat ſie, wie es heißt, auf das ſchlimmſte kompromittiert. Pierre hatte ihm den Zutritt zu beſſeren Kreiſen ermöglicht und ihn bei ſich in ſeinem Hauſe in Petersburg wohnen laſſen, und da ... Sie iſt hierher gekommen, und dieſer tolle Menſch iſt ihr nachgereiſt." Anna Michailowna wollte eigentlich ihre Teilnahme für Pierre zum Ausdruck bringen; aber durch den unwillkürlichen Klang der Stimme und durch ihr halbes Lächeln bekundete ſie vielmehr eine gewiſſe Sympathie mit dem tollen Menſchen, wie ſie Dolochow genannt hatte. „Es heißt, Pierre ſelbſt ſei ganz niedergedrückt von ſeinem Kummer."

„Na, ſagen Sie ihm aber trotzdem, er möchte in den Klub kommen; das wird ihn zerſtreuen. Es wird ein grandioſes Diner werden."

Am andern Tage, dem dritten März, um zwei Uhr nachmittags, erwarteten zweihundertundfünfzig Mitglieder des Engliſchen Klubs und fünfzig Gäſte den Ehrengaſt, den Helden des öſterreichiſchen Feldzuges, den Fürſten Bagration, zum Diner. In der erſten Zeit nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Auſterlitz war ganz Moskau ſtarr vor Staunen geweſen. Die Ruſſen waren damals ſo daran gewöhnt, zu ſiegen, daß bei der Kunde von einer Niederlage die einen es einfach nicht glaubten, andere eine Erklärung für ein ſo ſeltſames Ereignis in irgendwelchen außerordentlichen Urſachen ſuchten. Im Engliſchen Klub, wo ſich alles verſammelte, was vornehm und angeſehen war und zuverläſſige Nachrichten beſaß, wurde im Dezember, als die Nachrichten einzulaufen anfingen, vom Kriege und der letzten Schlacht überhaupt nicht geſprochen, wie wenn ſich alle verabredet hätten, darüber zu ſchweigen. Diejenigen Männer, deren Anſichten ſonſt bei den Geſprächen im Klub maß-

gebend zu sein pflegten, wie Graf Rastoptschin, Fürst Juri Wladimirowitsch Dolgoruki, Walujew, Graf Markow, Fürst Wjasemski, erschienen nicht im Klub, sondern kamen in ihren Häusern, in den engsten Kreisen miteinander zusammen, und die Moskauer, welche gern nachsprachen, was ihnen andere vorgesprochen hatten (zu dieser Menschenklasse gehörte auch Ilja Andrejewitsch Rostow), blieben eine kurze Zeit ohne Führer und ohne bestimmte Meinung über die Kriegsangelegenheiten. Die Moskauer fühlten, daß da etwas nicht seine Richtigkeit hatte, und daß es schwer war, über diese üblen Nachrichten zu einem zutreffenden Urteile zu gelangen, und hielten es daher für das beste, zu schweigen. Aber nach einiger Zeit erschienen, wie die Geschworenen aus dem Beratungszimmer, so auch jene Matadore wieder, die im Klub den Ton angaben, und nun wurde über die Kriegsereignisse mit deutlichen, bestimmten Ausdrücken gesprochen. Die Ursachen jenes unglaublichen, unerhörten, unmöglichen Ereignisses, daß die Russen geschlagen waren, hatte man nunmehr gefunden; jetzt war alles klar geworden, und an allen Ecken und Enden von Moskau wurde die Sache in dem gleichen Sinne erörtert. Diese Ursachen waren: die Verräterei der Österreicher, die schlechte Verpflegung der Truppen, die Verräterei des Polen Przebyszewski und des Franzosen Langeron, die Unfähigkeit Kutusows und (was man nur leise sagte) die Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers, welcher schlechten und geringwertigen Personen Gehör gegeben hatte. Aber die Truppen, die russischen Truppen, hatten sich als ganz vortrefflich erwiesen und Wunder der Tapferkeit verrichtet; darüber war nur eine Stimme. Die Soldaten, die Offiziere, die Generale waren Helden. Aber der größte Held unter den Helden war Fürst Bagration, der sich hohen Ruhm erworben hatte durch den Kampf bei Schöngrabern, sowie durch den Rückzug von Austerlitz, wo er allein

ſeine Kolonne in Ordnung zurückgeführt und den ganzen Tag hindurch die Angriffe eines doppelt ſo ſtarken Feindes abgewehrt hatte. Zu dem Reſultate, daß man ſich in Moskau gerade Bagration zum Helden auserkoren hatte, hatte auch der Umſtand mitgewirkt, daß er in Moskau keine Verbindungen beſaß und hier fremd war. Man erwies in ſeiner Perſon dem ſchlichten ruſſiſchen Krieger die ſchuldige Ehre, dem Soldaten, der ohne Konnexionen und Intrigen einen hohen Rang erreicht hatte; und dazu kam noch, daß Bagrations Name durch die Erinnerungen an den italieniſchen Feldzug mit dem Namen Suworows verknüpft war. Außerdem waren dieſe Ehrungen Bagrations die beſte Form, um die Mißſtimmung über Kutuſow und die Unzufriedenheit mit ſeinem Verhalten zum Ausdruck zu bringen.

„Wenn es keinen Bagration gäbe, müßte man ihn erfinden," ſagte der Witzbold Schinſchin, ein Wort Voltaires parodierend. Über Kutuſow redete niemand; einige ſchimpften ſogar flüſternd auf ihn und nannten ihn einen höfiſchen Mantelträger und einen alten Satyr.

In ganz Moskau war ein Ausdruck Dolgorukis in Umlauf: „Wer viel leimt, wird ſchließlich ſelbſt voll Leim"; man tröſtete ſich eben mit der Erinnerung an die Beſiegung ſo vieler früherer Gegner darüber, daß man nun auch ſelbſt einmal beſiegt war. Auch wiederholte man eine Bemerkung Raſtoptſchins: der franzöſiſche Soldat müſſe durch hochtönende Phraſen zum Kampfe angefeuert werden; dem deutſchen Soldaten müſſe man eine logiſche Auseinanderſetzung vortragen und ihn zu der Überzeugung bringen, daß es gefährlicher ſei, davonzulaufen als vorwärtszugehen; aber den ruſſiſchen Soldaten müſſe man immer nur zurückhalten und ihn ermahnen: „Nicht zu hitzig!" Überall hörte man neue und wieder andere neue Erzählungen von beſonderen Beweiſen von Tapferkeit, die unſere Soldaten und

Offiziere bei Auſterlitz gegeben hätten. Der eine hatte eine Fahne gerettet; ein anderer fünf Franzoſen getötet; ein dritter ganz allein fünf Kanonen geladen. Auch von Berg erzählten Leute, die ihn gar nicht kannten, daß er, an der rechten Hand verwundet, den Degen in die linke genommen habe und weiter vorwärts gegangen ſei. Von Bolkonſki war nicht die Rede, und nur nahe Bekannte von ihm äußerten ihr Bedauern, daß er, mit Hinterlaſſung einer ſchwangeren Frau und eines wunderlichen Kauzes von Vater, ſo früh habe ſterben müſſen.

III

Am 3. März herrſchte in allen Räumen des Engliſchen Klubs ein lautes Stimmengetöſe, und wie wenn Bienen im Frühling ſchwärmen, wanderten die Mitglieder und Gäſte des Klubs hin und her, ſaßen, ſtanden, traten zuſammen und gingen wieder auseinander, die meiſten in Uniform oder im Frack, einzelne auch noch im langſchößigen Rocke und mit gepudertem Kopfe. Gepuderte Livreediener in Schuhen und Strümpfen ſtanden an jeder Tür und achteten mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jede Bewegung der Gäſte und Klubmitglieder, um ihre Dienſte anzubieten. Die Mehrzahl der Anweſenden waren ältere, angeſehene Herren, mit breiten, ſelbſtzufriedenen Geſichtern, dicken Fingern, ſicheren Bewegungen und feſten Stimmen. Diejenigen Gäſte und Mitglieder, welche zu dieſer Gattung gehörten, ſaßen auf ihren bekannten, gewohnten Plätzen und vereinigten ſich zu den bekannten, gewohnten Gruppen. Ein kleiner Teil der Anweſenden beſtand aus Gäſten, deren Erſcheinen nur durch dieſen beſonderen Anlaß herbeigeführt war; dies waren vorwiegend jüngere Leute, darunter Deniſow, Roſtow und Dolochow, welcher letztere wieder Offizier im Semjonower Regiment

war. Auf den Gesichtern der jüngeren Leute, namentlich der Militärs, lag jener Ausdruck geringschätziger Ehrerbietung gegen die älteren Herren, der zu der älteren Generation gewissermaßen sagt: „Wir sind bereit, euch zu achten und zu respektieren; aber vergeßt nicht, daß die Zukunft uns gehört."

Auch Nesswizki war da, als altes Mitglied des Klubs. Pierre, der auf Verlangen seiner Frau sich das Haar hatte wachsen lassen, keine Brille mehr trug und sich modern kleidete, wandelte mit trüber, niedergeschlagener Miene durch die Säle. Auch hier umgab ihn dieselbe gesellschaftliche Atmosphäre wie überall: die Menschen beugten sich vor seinem Reichtum, und er, schon gewohnt zu herrschen, behandelte sie in zerstreuter, geringschätziger Manier.

Seinen Jahren nach hätte er sich zu den jungen Männern halten müssen; aber auf Grund seines Reichtums und seiner persönlichen Beziehungen gehörte er zu den Kreisen der älteren, vornehmen Herren, und so ging er denn von der einen derartigen Gruppe zur andern. Besonders hochangesehene alte Herren bildeten die Mittelpunkte einzelner Gruppen, und zu solchen Gruppen traten respektvoll auch Unbekannte heran, um jene hervorragenden Persönlichkeiten reden zu hören. Die größten Gruppen hatten sich um den Grafen Rastoptschin, um Walujew und um Naryschkin gebildet. Rastoptschin erzählte, wie die Russen von den fliehenden Österreichern zusammengepreßt worden seien und sich mit dem Bajonett einen Weg durch die Flüchtlinge hätten bahnen müssen.

Walujew teilte vertraulich mit, Uwarow sei aus Petersburg nach Moskau geschickt, um die Meinung der Moskauer über Austerlitz in Erfahrung zn bringen.

In einer dritten Gruppe sprach Naryschkin von einer Sitzung des österreichischen Kriegsrates, in welcher Suworow auf die von

den österreichischen Generalen vorgebrachten Dummheiten nur dadurch geantwortet hätte, daß er wie ein Hahn gekräht habe. Der dabeistehende Schinschin wollte einen Witz daran anknüpfen und bemerkte, Kutusow scheine nicht einmal diese leichte Kunst, wie ein Hahn zu krähen, von Suworow gelernt zu haben; aber die alten Herren blickten den Witzling streng an und gaben ihm damit zu verstehen, daß es an diesem Orte und am heutigen Tage unschicklich sei, in dieser Art über Kutusow zu sprechen.

Graf Ilja Andrejewitsch Rostow kam fortwährend eiligen Ganges und mit geschäftiger Miene in seinen weichen Stiefeln aus dem Speisesaal in den Salon und begrüßte hastig und stets mit der gleichen Redewendung hochgestellte und unbedeutende Persönlichkeiten, die er sämtlich kannte; ab und zu suchte er mit den Augen seinen hübschen, schlanken Sohn, ließ seinen Blick mit stolzer Vaterfreude auf ihm ruhen und nickte ihm zu. Der junge Rostow stand an einem Fenster mit Dolochow zusammen, den er vor kurzem kennen gelernt hatte, eine Bekanntschaft, auf die er großen Wert legte. Der alte Graf trat zu ihnen heran und drückte Dolochow die Hand.

„Besuche uns doch einmal in unserm Hause; du bist ja mit meinem Jungen bekannt; ihr seid ja doch zusammen da unten gewesen und habt gemeinsam eure Heldentaten vollführt... Ah, Wasili Ignatjewitsch, guten Tag, lieber Alter..." redete er einen vorbeigehenden alten Herrn an; aber er kam nicht dazu, seine Begrüßung zu Ende zu sprechen, da in diesem Augenblicke alles in Bewegung geriet und ein herbeilaufender Lakai mit erschrockenem Gesichte meldete: „Sie sind gekommen!"

Klingelzeichen ertönten; die Vorstandsmitglieder stürzten nach vorn; die in verschiedenen Zimmern zerstreuten Gäste drängten

ſich, wie wenn Roggen zuſammengeſchaufelt wird, in einen Haufen zuſammen und nahmen in dem großen Salon bei der Tür des Empfangsſaales Aufſtellung.

In der Tür, die vom Vorzimmer nach dem Empfangsſaal führte, erſchien Bagration, ohne Hut und Degen, die er, wie es im Klub Sitte war, beim Portier gelaſſen hatte. Er hatte jetzt keine Mütze von Lammfell auf dem Kopfe und keine Koſakenpeitſche über der Schulter, wie ihn Roſtow in der Nacht vor der Schlacht bei Auſterlitz geſehen hatte; ſondern er trug eine neue, engſitzende Uniform, mit ruſſiſchen und ausländiſchen Orden und dem Georgsſtern auf der linken Bruſtſeite. Er hatte ſich offenbar kurz vor dem Diner das Haar und den Backenbart ſchneiden laſſen, was ſeine Phyſiognomie in unvorteilhafter Weiſe veränderte. Sein Geſicht erinnerte einigermaßen an das Feiertagsgeſicht eines Kindes, und das wirkte neben ſeinen feſten, männlichen Zügen ſogar ein wenig komiſch. Bekleſchow und Fjodor Petrowitſch Uwarow, die mit ihm zuſammen gekommen waren, blieben in der Tür ſtehen, um ihn als den vornehmſten Gaſt vorangehen zu laſſen. Bagration wurde verlegen und wollte dieſe Höflichkeitsbezeigung von ſeiten der beiden Herren nicht annehmen; ſo entſtand denn in der Tür ein Aufenthalt, ſchließlich aber ging Bagration doch voran. Verlegen und ungeſchickt, namentlich weil er nicht wußte, wo er mit ſeinen Händen bleiben ſollte, ſchritt er über den Parkettboden des Empfangsſaales: geläufiger und leichter wäre es ihm geweſen, beim Kugelregen über einen Sturzacker zu gehen, wie er das bei Schöngrabern an der Spitze des Kurſker Regimentes getan hatte. Die Vorſtandsmitglieder begrüßten ihn an der erſten Tür und ſagten zu ihm ein paar Worte über die Freude, einen ſo werten Gaſt bei ſich zu ſehen; ohne dann ſeine Antwort abzuwarten, bemächtigten ſie ſich ſeiner gleichſam, umringten ihn und geleiteten ihn nach dem

Salon. Es war aber unmöglich, durch die Tür des Salons hindurchzukommen, da dort Klubmitglieder und Gäste in dichtem Haufen ſtanden, einander quetſchten und ſich bemühten, einer über die Schulter des andern hinweg Bagration wie ein ſeltenes wildes Tier zu betrachten. Graf Ilja Andrejewitſch entwickelte von allen Vorſtandsmitgliedern die größte Energie; indem er lachend ein Mal über das andre ſagte: „Laſſen Sie uns durch, mein Lieber, Platz, Platz!", drängte er die Menge zurück, führte die drei Gäſte in den Salon und ließ ſie dort auf dem mittleren Sofa Platz nehmen. Die Matadore, d. h. die vornehmſten Klubmitglieder, umringten nun die Neuangekommenen. Graf Ilja Andrejewitſch drängte ſich wieder durch den Schwarm hindurch, verließ den Salon und kehrte einen Augenblick darauf, von einem anderen Vorſtandsmitgliede begleitet, mit einer großen ſilbernen Schüſſel zurück, die er dem Fürſten Bagration präſentierte. Auf der Schüſſel lag ein gedrucktes Gedicht, das zu Ehren des Helden verfaßt war. Als Bagration die Schüſſel erblickte, ſah er ſich erſchrocken, wie hilfeſuchend, nach allen Seiten um. Aber in den Augen aller las er die Forderung, daß er ſich fügen ſolle. In dem Gefühle, daß er in der Gewalt der ihn Umringenden ſei, erfaßte er entſchloſſen mit beiden Händen die Schüſſel und blickte den Grafen, der ſie ihm hingehalten hatte, zornig und vorwurfsvoll an. Eins der Vorſtandsmitglieder nahm ihm dienſtfertig die Schüſſel wieder aus den Händen (denn es ſchien, als beabſichtige er, ſie ſo bis zum Abend zu halten und auch ſo zu Tiſch zu gehen) und lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf das Gedicht. „Ja, ja, ich werde es ſchon noch leſen!" ſchien Bagration zu ſagen; er richtete ſeine müden Augen auf das Papier und fing mit aufmerkſamer, ernſter Miene zu leſen an. Aber da nahm der Verfaſſer ſelbſt das Gedicht in die Hand und begann es zu rezitieren; Fürſt Bagration neigte den Kopf und hörte zu.

„Es danket hohen Ruhm dir Alexanders Reich;
Du schirmst den Zaren uns, der einem Titus gleich.
Ein Schreck bist du dem Feind, ein Mann der edlen Tat,
Ein Cäsar in der Schlacht, ein Weiser im Senat.
Es sah, vom Glück berauscht, selbst er, Napoleon,
Voll Staunen, was im Kampf vermag Bagration,
Und wagt nicht mehr den Streit mit Rußlands Heldenschar..."

Aber hier rief, ehe der Dichter noch mit dem Gedichte zu Ende gekommen war, der Haushofmeister mit lauter Stimme: „Es ist angerichtet." Die Tür öffnete sich; aus dem Speisesaal ertönte schmetternd die Polonäse: „Kündet donnernd Sieg, Kanonen! Juble, tapfres Zarenreich!" Graf Ilja Andrejewitsch warf dem Verfasser, der noch weiter las, einen zornigen Blick zu und verbeugte sich vor Bagration. In der Überzeugung, daß das Diner wichtiger war als das Gedicht, erhoben sich alle, und Bagration ging wieder den übrigen voran zur gedeckten Tafel hin. Man hatte für ihn den vornehmsten Platz vorgesehen, zwischen zwei Herren, die den Vornamen Alexander führten, Beklеschow und Naryschkin, was als Hindeutung auf den Namen des Kaisers einen besonderen Sinn hatte. Die dreihundert Tischgenossen nahmen an der Tafel ihre Plätze nach Rang und Würden ein, so daß die vornehmeren dem Ehrengaste am nächsten saßen. Das machte sich ganz von selbst so, gerade wie das Wasser dahin läuft, wo der Boden tiefer liegt.

Vor dem Essen stellte noch Graf Ilja Andrejewitsch dem Fürsten seinen Sohn vor. Bagration erkannte ihn wieder und sagte zu ihm ein paar ungeschickte, wertlose Worte, wie denn alles, was er an diesem Tage sagte, von dieser selben Art war. Aber Graf Ilja Andrejewitsch blickte, während Bagration mit seinem Sohne redete, alle in der Nähe Befindlichen mit stolzer Freude an.

Nikolai Rostow, Denisow und der neue Bekannte des ersteren,

Dolochow, hatten ziemlich in der Mitte der Tafel zuſammen Platz genommen; ihnen gegenüber ſaß Pierre neben dem Fürſten Neſwizki. Graf Ilja Andrejewitſch ſaß mit den anderen Vorſtandsmitgliedern dem Fürſten Bagration gegenüber und ſorgte für deſſen leibliches Wohl, indem er in ſeiner Perſon die treuherzige Moskauer Gaſtlichkeit verkörperte.

Die viele Mühe, die er ſich vorher gegeben hatte, war nicht vergeblich geweſen. Seine beiden Diners (denn es gab eins von Faſtenſpeiſen und eins mit Fleiſchgerichten) waren großartig; aber völlig beruhigt konnte er bis zum Ende der Mahlzeit doch nicht ſein. Er winkte dem Kellermeiſter zu, erteilte flüſternd den Lakaien Weiſungen und erwartete ein jedes der ihm wohlbekannten Gerichte in ſtarker Aufregung. Alles war vorzüglich. Beim zweiten Gange, den rieſigen Sterlets (als Ilja Andrejewitſch ſie ſah, wurde er ganz rot; ſo freute und genierte er ſich), begannen die Lakaien bereits die Pfropfen knallen zu laſſen und Champagner einzugießen. Nach dem Fiſche, der eine gewiſſe Senſation gemacht hatte, wechſelte Graf Ilja Andrejewitſch mit den andern Vorſtandsmitgliedern einen Blick. „Es wird viele Toaſte geben; es iſt Zeit, daß wir anfangen," flüſterte er, nahm ſein Glas in die Hand und ſtand auf. Alle ſchwiegen und warteten auf das, was er ſagen werde.

„Auf die Geſundheit Seiner Majeſtät des Kaiſers!" rief er, und in demſelben Augenblicke füllten ſich ſeine guten Augen mit Tränen der Freude und der Begeiſterung. Gleichzeitig ſetzte das Orcheſter ein: „Kündet donnernd Sieg, Kanonen!" Alle erhoben ſich von ihren Plätzen und ſchrien: „Hurra!" Auch Bagration rief: „Hurra!" mit demſelben Tone, mit dem er es auf dem Schlachtfelde von Schöngrabern gerufen hatte. Die begeiſterte Stimme des jungen Roſtow war durch alle dreihundert Stimmen hindurchzuhören. Er war dem Weinen nahe. „Auf die Geſund-

heit Seiner Majestät des Kaisers," schrie er, „hurra!" Nachdem er sein Glas mit einem Zuge geleert hatte, warf er es auf den Boden. Viele folgten seinem Beispiele. Das laute Rufen dauerte eine ganze Weile fort. Als es endlich aufhörte, beseitigten die Diener die Glasscherben, und alle nahmen wieder Platz und setzten, über ihr Schreien lächelnd, ihre Gespräche fort. Graf Ilja Andrejewitsch erhob sich von neuem, warf einen Blick auf den Merkzettel, der neben seinem Teller lag, und brachte einen Toast aus auf den Helden unseres letzten Feldzuges, den Fürsten Peter Iwanowitsch Bagration, und wieder wurden die blauen Augen des Grafen feucht von Tränen. „Hurra!" riefen wieder die Stimmen der dreihundert Tischgenossen, und statt des Orchesters ließen sich jetzt die Sänger vernehmen, die eine von Pawle Iwanowitsch Kutusow komponierte Kantate vortrugen:

„An Rußlands Kraft und Mut
Zerschellt des ungestümen Feindes Wut;
Uns führt auf blut'gem Feld
Zum Sieg Bagration, der werte Held," usw.

Kaum waren die Sänger fertig, als wieder neue und immer neue Toaste folgten, bei denen Graf Ilja Andrejewitsch immer mehr in die Rührung hineingeriet, und noch mehr Gläser zerschlagen wurden und noch lauter geschrien wurde. Man trank auf das Wohl Bekleschows, Naryschkins, Uwarows, Dolgorukis, Apraxins, Walujews, auf das Wohl des Vorstandes, auf das Wohl des geschäftsführenden Direktors, auf das Wohl aller Klubmitglieder, auf das Wohl aller Gäste des Klubs und endlich speziell auf das Wohl des Arrangeurs dieses Diners, des Grafen Ilja Andrejewitsch. Bei diesem letzten Toaste zog der Graf sein Taschentuch heraus, verbarg darin sein Gesicht und weinte heftig.

IV

Pierre saß Dolochow und Nikolai Rostow gegenüber. Wie immer, aß er viel und hastig und trank viel. Aber diejenigen, die ihn genauer kannten, sahen, daß an diesem Tage eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war. Während des ganzen Diners verhielt er sich schweigsam und ließ entweder, die Augen zusammenkneifend und die Stirn runzelnd, seine Augen rings umherschweifen, oder er blickte mit einer Miene vollständiger Zerstreutheit starr auf einen Punkt und fingerte an seiner Nase umher. Sein Gesicht hatte einen trüben, finsteren Ausdruck. Er schien von dem, was um ihn herum vorging, nichts zu sehen und zu hören und nur über eine einzige, schwere, ja unlösbare Frage nachzudenken.

Vor diese unlösbare, ihn peinigende Frage war er durch Andeutungen gestellt worden, die ihm die älteste der drei in Moskau wohnenden Prinzessinnen über nahe Beziehungen zwischen seiner Frau und Dolochow gemacht hatte, sowie durch einen anonymen Brief, den er heute vormittag erhalten hatte, und in welchem mit jener gemeinen Witzelei, wie sie eine Eigenheit aller anonymen Briefe ist, gesagt war, er könne doch durch seine Brille recht schlecht sehen, und das Verhältnis zwischen seiner Frau und Dolochow sei nur für ihn allein noch ein Geheimnis. Pierre hatte weder den Andeutungen der Prinzessin, noch diesem Briefe Glauben geschenkt; aber es war ihm furchtbar, jetzt Dolochow anzusehen, der ihm gegenübersaß. Jedesmal, wenn sein Blick unerwartet den schönen, frechen Augen Dolochows begegnete, hatte Pierre die Empfindung, daß ein garstiger, entsetzlicher Verdacht in seiner Seele rege werde, und wandte sich schnell weg. Indem er sich unwillkürlich an das ganze frühere Verhalten seiner Frau und an ihr Benehmen gegen Dolochow erinnerte, sah Pierre

klar, daß das, was in dem Briefe gesagt war, wahr sein oder wenigstens wahr scheinen könnte, wenn es sich auf eine andere Frau als gerade die seinige bezöge. Unwillkürlich mußte Pierre daran denken, wie Dolochow, den man nach dem Feldzuge dienstlich wieder völlig rehabilitiert hatte, nach Petersburg zurückgekehrt und zu ihm gekommen war. Die freundschaftlichen Beziehungen ausnutzend, in die ihn ehemals die gemeinschaftlichen Zechgelage zu Pierre gebracht hatten, war Dolochow geradezu zu ihm ins Haus gekommen, und Pierre hatte ihn bei sich wohnen lassen und ihm Geld geborgt. Pierre erinnerte sich, wie Helene lächelnd ihr Mißvergnügen darüber ausgesprochen hatte, daß Dolochow bei ihnen im Hause wohnte, und in welcher ungenierten Weise Dolochow ihm gegenüber die Schönheit seiner Frau gepriesen und wie dieser Mensch seit jener Zeit bis zur Ankunft in Moskau sie beide auch nicht für einen Augenblick verlassen hatte.

„Ja, er ist sehr schön," dachte Pierre. „Ich kenne ihn. Meinen Namen zu verunehren und mich auszulachen, würde für ihn gerade deswegen einen besonderen Reiz haben, weil ich mich für ihn bemüht, ihn aufgenommen, ihm geholfen habe. Ich kenne ihn; ich weiß, welch einen pikanten Geschmack dies nach seiner Empfindung seinem Betruge geben müßte, — wenn die Sache wahr wäre. Ja, wenn die Sache wahr wäre; aber ich glaube es nicht; ich habe kein Recht, es zu glauben, und kann es nicht glauben." Er erinnerte sich an den Ausdruck, den Dolochows Gesicht annahm, wenn er manchmal einen Anfall von Grausamkeit bekam, wie damals, als er den Reviervorsteher mit dem Bären zusammengebunden und ins Wasser geworfen hatte, oder wenn er ohne jede Ursache jemand zum Duell herausforderte, oder wenn er mit seiner Pistole das Pferd eines Fuhrmanns totschoß. Dieser selbe Ausdruck lag oft auf Dolochows Gesicht, wenn er ihn,

Pierre, anblickte. „Ja, er ist ein Raufbold," dachte Pierre; „ihm macht es gar nichts aus, einen Menschen zu töten; er muß wohl meinen, daß sich alle vor ihm fürchten, und das muß ihm wohl angenehm sein. Er muß wohl denken, daß auch ich mich vor ihm fürchte. Und ich fürchte mich auch wirklich vor ihm," dachte Pierre und merkte bei diesen Gedanken wieder, daß ein entsetzlicher, garstiger Verdacht in seiner Seele rege wurde.

Jetzt saßen nun Dolochow, Denisow und Rostow ihm gegenüber und schienen sehr lustig zu sein. Rostow unterhielt sich vergnügt mit seinen beiden Freunden, von denen der eine ein tüchtiger Husar, der andere ein bekannter Raufbold und Taugenichts war, und warf mitunter einen spöttischen Blick nach Pierre hin, der bei diesem Diner durch sein in sich gekehrtes, zerstreutes Wesen und durch seine massige Gestalt auffiel. Rostow war gegen Pierre etwas gereizt, erstens, weil ihm nach seiner husarenmäßigen Anschauungsweise dieser als reicher Zivilist und als Ehemann einer schönen Frau überhaupt antipathisch war, und zweitens, weil Pierre bei seiner Versunkenheit und Zerstreutheit ihn nicht erkannt und seine Verbeugung nicht erwidert hatte. Als die Gesundheit des Kaisers getrunken wurde, stand Pierre, mit seinen Gedanken beschäftigt, nicht mit auf und griff nicht nach seinem Glase.

„Aber was machen Sie denn?" rief ihm Rostow zu, indem er ihn mit begeisterten und zugleich zornigen Augen anblickte. „Hören Sie denn nicht: ‚Auf die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers!'"

Pierre erhob sich gehorsam mit einem Seufzer und trank sein Glas aus; dann wartete er, bis sich alle wieder setzten, und wandte sich mit seinem gutmütigen Lächeln zu Rostow.

„Ich hatte Sie gar nicht erkannt," sagte er. Aber Rostow hatte jetzt dafür keinen Sinn; er schrie: „Hurra!"

„Warum erneuerſt du denn die Bekanntſchaft nicht?“ fragte Dolochow Roſtow.

„Ach, hol ihn der Henker! Er iſt ein dummer Kerl!“ erwiderte Roſtow.

„Gegen die Ehemänner ſchöner Frauen muß man ſehr liebenswürdig ſein,“ meinte Deniſow.

Pierre hörte nicht, was ſie redeten, merkte aber, daß ſie von ihm ſprachen. Er wandte ſich errötend ab.

„Nun, jetzt auf das Wohl der ſchönen Frauen,“ ſagte Dolochow und wandte ſich, das Glas in der Hand, mit ernſter Miene, aber mit einem Lächeln in den Mundwinkeln an Pierre. „Auf das Wohl der ſchönen Frauen, mein lieber Pierre, und ihrer Liebhaber.“

Mit niedergeſchlagenen Augen trank Pierre aus ſeinem Glaſe, ohne Dolochow anzuſehen und ohne ihm zu antworten. Ein Lakai, welcher die Kutuſowſche Kantate verteilte, legte auch Pierre, als einem der vornehmſten Gäſte, ein Exemplar hin. Pierre wollte es nehmen; aber Dolochow bog ſich herüber, zog ihm das Blatt aus der Hand und machte ſich daran, es zu leſen. Pierre blickte ihn an, ſeine Pupillen ſchienen in das Innere der Augen hineinzuſinken: der entſetzliche, garſtige Verdacht, der ihn während des ganzen Diners gepeinigt hatte, ſtieg wieder in ihm auf und gewann über ihn die Herrſchaft. Er bog ſich mit ſeinem ganzen dicken Körper über den Tiſch hinüber.

„Wie können Sie ſich erdreiſten, es mir wegzunehmen!“ ſchrie er.

Als Neſwizki und Pierres Nachbar zur Rechten dieſe herausgeſchrienen Worte hörten und ſahen, auf wen ſie ſich bezogen, wandten ſie ſich eilig mit erſchrockenen Geſichtern zu Pierre.

„Stille doch! Stille! Was haben Sie denn?“ flüſterten ſie ihm beſtürzt zu.

Dolochow betrachtete den ihm gegenüberſitzenden Pierre mit ſeinen hellen, vergnügten, grauſamen Augen und lächelte dabei, als ob er ſagen wollte: „Ja, ſo, ſo habe ich es gern.“

„Ich gebe es nicht zurück,“ erwiderte er klar und deutlich.

Blaß, mit zitternden Lippen, riß ihm Pierre das Blatt weg.

„Sie ... Sie ... ſind ein Nichtswürdiger! ... Ich fordere Sie!“ ſtieß er heraus, ſchob ſeinen Stuhl zurück und verließ die Tafel.

In demſelben Augenblicke, als Pierre dies tat und dieſe Worte ſagte, fühlte er, daß die Frage, die ihn in dieſen letzten vierundzwanzig Stunden gequält hatte, die Frage, ob ſeine Frau ſchuldig ſei, endgültig und zweifellos im bejahenden Sinne entſchieden war. Er haßte ſeine Frau und war für immer von ihr geſchieden.

Trotz Deniſows Rat, ſich in dieſe Angelegenheit nicht hineinzumiſchen, erklärte ſich Roſtow bereit, Dolochows Sekundant zu ſein, und beſprach nach Tiſche mit Neſwizki, welcher Besuchows Sekundant war, die Bedingungen des Duells. Pierre war ſogleich nach Hauſe gefahren; Roſtow, Dolochow und Deniſow dagegen blieben bis zum ſpäten Abend im Klub ſitzen und hörten die Zigeuner und die Sänger mit an.

„Alſo auf Wiederſehen morgen im Sokolniki-Walde,“ ſagte Dolochow, als er von Roſtow vor dem Portal des Klubs Abſchied nahm.

„Und du biſt wirklich ganz ruhig?“ fragte Roſtow.

Dolochow blieb ſtehen.

„Ja, ſiehſt du, ich will dir mit wenigen Worten das ganze Geheimnis enthüllen, das es beim Duell gibt. Wenn du ein Duell vorhaſt, und du machſt vorher dein Teſtament und ſchreibſt zärtliche Briefe an deine Eltern und denkſt daran, daß du möglicherweiſe getötet wirſt: dann biſt du ein Dummkopf und aller Wahr-

ſcheinlichkeit nach verloren. Wenn du dagegen mit dem feſten Vorſatz hingehſt, den Gegner möglichſt ſchnell und möglichſt ſicher zu töten, dann iſt alles in guter Ordnung. Es iſt gerade wie bei der Bärenjagd; da pflegte mir unſer Bärenjäger in Koſtroma zu ſagen: ‚Natürlich hat man allen Anlaß, ſich vor einem Bären zu fürchten; aber ſowie man einen ſieht, iſt auch die Furcht verſchwunden, und die einzige Sorge iſt dann, daß er nur nicht auskommt!‘ Na, geradeſo geht es auch mir. Auf morgen, mein Lieber!“

Am andern Tage um acht Uhr morgens kamen Pierre und Neſwizki nach dem Sokolniki-Walde und fanden dort ſchon Dolochow, Deniſow und Roſtow vor. Pierres Miene ſah ſo aus, als wäre er mit irgendwelchen Überlegungen beſchäftigt, die mit dem bevorſtehenden Kampfe gar nichts zu tun hätten. Sein eingefallenes Geſicht hatte eine gelbliche Farbe; er hatte in dieſer Nacht offenbar nicht geſchlafen. Zerſtreut blickte er um ſich und runzelte die Stirn, wie man es ſonſt wohl bei grellem Sonnenlicht tut. Zwei Gedanken beſchäftigten ihn ausſchließlich: daß ſeine Frau ſich ſchuldig gemacht habe, woran ihm nach der ſchlafloſen Nacht nicht der geringſte Zweifel mehr geblieben war, und daß Dolochow eigentlich ſchuldlos ſei, da er ja keinerlei Anlaß gehabt habe, die Ehre eines ihm fremden Mannes zu ſchonen. „Vielleicht hätte ich an ſeiner Stelle dasſelbe getan,“ dachte Pierre. „Es iſt ſogar höchſtwahrſcheinlich, daß ich dasſelbe getan hätte. Wozu alſo dieſes Duell, dieſer Mord? Entweder treffe ich ihn oder er mich in den Kopf, in den Ellenbogen, in das Knie. Ich möchte mich am liebſten davonmachen, weglaufen, mich irgendwo verbergen,“ fuhr es ihm durch den Kopf. Aber gerade in dem Augenblicke, wo ihm dieſe Gedanken kamen, fragte er mit einer beſonders ruhigen, zerſtreuten Miene, die den Anweſenden Reſpekt abnötigte: „Iſt's bald ſo weit? Alles fertig?“

Nun war alles fertig; die Säbel, welche die Barriere bezeichneten, bis zu der die Gegner avancieren sollten, waren in den Schnee gesteckt, die Pistolen geladen. Da trat Neswizki zu Pierre heran.

„Ich würde gegen meine Pflicht verstoßen, Graf," sagte er in schüchternem Tone, „und mich des Vertrauens und der Ehre nicht würdig zeigen, die Sie mir durch die Erwählung zu Ihrem Sekundanten erwiesen haben, wenn ich Ihnen in diesem bedeutsamen, hochbedeutsamen Augenblicke nicht die volle Wahrheit sagte. Ich bin der Ansicht, daß für dieses Duell kein hinreichender Grund vorhanden ist, und daß durch das, was vorgefallen ist, kein Blutvergießen gerechtfertigt wird ... Sie hatten unrecht, oder doch nicht durchaus recht; Sie sind heftig geworden ..."

„Ach ja, ich habe mich furchtbar dumm benommen," sagte Pierre.

„Nun, dann erlauben Sie mir, unseren Gegnern Ihr Bedauern auszusprechen," fuhr Neswizki fort, der, wie die übrigen Teilnehmer an diesem Renkontre (und wie überhaupt alle, die an solchen Affären beteiligt sind), noch nicht glaubte, daß es wirklich zum Zweikampfe kommen werde, „und ich bin überzeugt, daß sie sich werden bereitfinden lassen, Ihre Entschuldigung anzunehmen. Sie wissen, Graf, daß es weit edler ist, einen begangenen Fehler einzugestehen, als die Sache bis zu Folgen zu treiben, die nicht wieder gutzumachen sind. Gestatten Sie mir, mit den Gegnern zu reden ..."

„Nein, was ist da erst noch zu reden!" unterbrach ihn Pierre. „Es ist mir auch so ganz recht ... Ist also alles bereit?" fuhr er fort. „Sagen Sie mir nur, wohin ich gehen und wie ich schießen soll," fügte er mit einem unnatürlich erscheinenden, sanften Lächeln hinzu.

Er nahm die Pistole in die Hand und erkundigte sich, wie er sie

abzudrücken habe, da er bisher noch nie eine Piſtole in der Hand gehabt hatte, was er ſich ſchämte einzugeſtehen.

„Ach ja, ganz richtig, ich weiß ſchon, ich hatte es nur vergeſſen," ſagte er.

„Von Entſchuldigung kann nicht die Rede ſein, abſolut nicht!" erwiderte Dolochow auf eine Äußerung Deniſows, der auch ſeinerſeits einen Verſöhnungsverſuch unternahm, und begab ſich gleichfalls zu dem für das Duell ausgewählten Platze.

Dieſer Platz lag etwa achtzig Schritte ſeitwärts von dem Wege, auf dem ſie die Schlitten hatten ſtehen laſſen. Es war eine kleine Lichtung im Fichtenwalde, mit Schnee bedeckt, der infolge der warmen Temperatur der letzten Tage im Tauen begriffen war. Die Gegner ſtanden ungefähr vierzig Schritte voneinander entfernt an den Rändern der Lichtung. Die Sekundanten zählten die Schritte ab und ſtellten durch ihre Fußſpuren, die ſich in dem tiefen, weichen Schnee ſtark ausprägten, kleine Steige her von den Orten, wo die Gegner ſtanden, bis zu Neſwizkis und Deniſows in den Schnee geſteckten Säbeln, welche die Barriere darſtellten und zehn Schritte voneinander entfernt waren. Das Tauwetter und der Nebel der letzten Tage dauerten auch heute noch fort; auf vierzig Schritte war nichts zu ſehen. Seit drei Minuten war ſchon alles bereit; aber dennoch zögerte man noch anzufangen; alle ſchwiegen.

V

„Na, dann wollen wir anfangen," ſagte Dolochow.

„Gut!" erwiderte Pierre, auf deſſen Geſicht immer noch dasſelbe Lächeln lag.

Der furchtbare Ernſt kam jetzt allen zum Bewußtſein. Es war offenbar, daß die ſo leichthin begonnene Sache jetzt durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, ſondern bereits, unabhängig

von menſchlichem Willen, von ſelbſt ihren Lauf nahm und nun durchgeführt werden mußte. Zunächſt trat Deniſow bis an die Barriere vor und rief:

„Da die Gegner eine Verſöhnung abgelehnt haben, ſo iſt es jetzt wohl gefällig, anzufangen. Wollen Sie die Piſtolen nehmen und bei dem Worte ‚Drei‘ zu avancieren beginnen.“

„Eins! Zwei! Drei!“ ſchrie Deniſow grimmig und trat zur Seite.

Die beiden Gegner kamen ſich auf den von den Sekundanten getretenen Steigen immer näher und näher und erkannten nun einander in dem Nebel. Sie hatten das Recht, während des Avancierens bis zur Barriere zu ſchießen, wann ein jeder wollte. Dolochow ging langſam, ohne die Piſtole zu erheben, und blickte mit ſeinen hellen, blitzenden, blauen Augen ſeinem Gegner ins Geſicht. Sein Mund machte, wie immer, den Eindruck, als lächle er.

Bei dem Worte „Drei“ ging Pierre mit ſchnellen Schritten vorwärts, irrte aber von dem zurechtgetretenen Steige ab und ſchritt durch den unberührten Schnee. Er hielt die Piſtole in der vorgeſtreckten rechten Hand; es ſah aus, als fürchte er, ſich mit dieſer Piſtole ſelbſt zu verletzen. Den linken Arm hielt er gefliſſentlich nach hinten, weil er ſich unwillkürlich verſucht fühlte, den rechten Arm mit ihm zu ſtützen, und wußte, daß das nicht zuläſſig war. Als er ſechs Schritte zurückgelegt und ſich von dem Steige in den Schnee verirrt hatte, blickte er zuerſt nach ſeinen Füßen und dann ſchnell nach Dolochow hin, zog den Finger heran, wie es ihm gezeigt war, und ſchoß. Da Pierre einen ſo ſtarken Knall nicht erwartet hatte, fuhr er bei ſeinem eigenen Schuſſe zuſammen; darauf lächelte er über ſeine Schreckhaftigkeit und blieb ſtehen. Der Rauch, der infolge des Nebels beſonders dicht war, hinderte ihn im erſten Augenblick, etwas zu ſehen; aber

der von ihm erwartete Schuß des Gegners erfolgte nicht. Er hörte nur Dolochows eilige Schritte, und aus dem Rauche wurde deſſen Geſtalt ſichtbar. Die eine Hand hielt er gegen ſeine linke Seite, die andere ließ er herunterhängen und preßte ſie feſt um die Piſtole. Sein Geſicht war blaß. Roſtow lief zu ihm hin und ſagte etwas zu ihm.

„Nei=ein!“ ſtieß Dolochow zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor. „Nein, es iſt nicht zu Ende!“ Er machte ſchwankend und ſtrauchelnd noch einige Schritte bis dicht an den Säbel und fiel dann neben ihm auf den Schnee. Seine linke Hand war voll Blut; er wiſchte es an ſeinem Rocke ab und ſtützte ſich auf ſie. Sein Geſicht war blaß und finſter und zuckte.

„Kom . . .“ begann Dolochow, war aber nicht imſtande, was er ſagen wollte, mit einem Male herauszubringen. „Kommen Sie!“ ſagte er dann mit Anſtrengung.

Pierre, der kaum das Schluchzen zurückhielt, lief auf Dolochow zu und wollte ſchon den Zwiſchenraum durchſchreiten, der die Barrieren trennte, als Dolochow ſchrie: „An die Barriere!“ Pierre, der nun verſtand, was jener gemeint hatte, blieb an dem Säbel ſtehen, der ſeine Barriere bildete. Beide waren nur zehn Schritte voneinander entfernt. Dolochow bückte ſich mit dem Kopfe zu dem Schnee hinunter, biß gierig in den Schnee hinein, hob den Kopf wieder in die Höhe, rückte ſich zurecht, zog die Beine heran, ſuchte den Schwerpunkt ſeines Körpers zu ſtützen und kam ſo zum Sitzen. Er nahm von dem kalten Schnee in den Mund und ſog daran; ſeine Lippen zitterten, lächelten aber trotzdem; ſeine Augen blitzten bei der ingrimmigen Anſtrengung, mit der er ſeine letzten Kräfte ſammelte. Er hob die Piſtole und begann zu zielen.

„Drehen Sie ſich ſeitwärts! Decken Sie ſich mit der Piſtole!“ ſagte Neſwizki.

„Decken Sie sich!“ rief sogar Denisow, der sich nicht halten konnte, seinem Gegner zu.

Pierre stand mit einem sanften Lächeln des Mitleides und der Reue da; hilflos die Arme ausbreitend und die Beine auseinanderspreizend, bot er seine breite Brust Dolochow offen dar und sah ihn traurig an. Denisow, Rostow und Nesswizki schlossen unwillkürlich die Augen. Sie hörten gleichzeitig den Schuß und einen zornigen Schrei Dolochows.

„Gefehlt!“ schrie Dolochow und sank kraftlos auf den Schnee nieder, mit dem Gesichte nach unten.

Pierre griff sich an den Kopf, wandte sich um und eilte in den Wald; er ging durch den tiefen Schnee und redete unzusammenhängende Worte laut vor sich hin:

„Dumm ... dumm! Der Tod ... alles Lüge ...“ sagte er mit gerunzelter Stirn ein Mal über das andere.

Nesswizki hielt ihn an und brachte ihn nach Hause.

Rostow und Denisow transportierten den verwundeten Dolochow im Schlitten zurück.

Dolochow lag schweigend, mit geschlossenen Augen, im Schlitten da und antwortete nicht auf die an ihn gerichteten Fragen. Aber als sie in die Stadt einfuhren, kam er plötzlich zu sich, hob mit Mühe den Kopf in die Höhe und ergriff den neben ihm sitzenden Rostow bei der Hand. Rostow war überrascht durch Dolochows vollständig veränderten, jetzt zärtlichen, schwärmerischen Gesichtsausdruck.

„Nun, wie ist's? Wie fühlst du dich?“ fragte Rostow.

„Schlecht! Aber das ist Nebensache, mein Freund,“ antwortete Dolochow mit stockender Stimme. „Wo sind wir? Ich weiß schon, in Moskau. An mir ist nichts gelegen; aber ihr wird das den Tod geben; ich habe sie gemordet ... Sie wird das nicht überstehen. Nein, das übersteht sie nicht.“

„Wer denn?" fragte Roſtow.

„Meine Mutter. Meine Mutter, mein guter Engel, meine angebetete Mutter!" Dolochow brach in Tränen aus und drückte Roſtow die Hand.

Als er ſich einigermaßen beruhigt hatte, teilte er ſeinen Begleitern mit, daß er bei ſeiner Mutter wohne, und daß, wenn ſeine Mutter ihn jetzt in dieſem Zuſtande erblicke, das ihr Tod ſein werde. Er bat Roſtow flehentlich, zu ihr zu fahren und ſie vorzubereiten.

Roſtow fuhr voraus, führte den Auftrag aus und erſah zu ſeiner größten Verwunderung, daß Dolochow, dieſer Frechling und Raufbold Dolochow, in Moskau mit ſeiner alten Mutter und einer verwachſenen Schweſter zuſammenlebte und der zärtlichſte Sohn und Bruder war.

VI

Pierre war in der letzten Zeit nur ſelten mit ſeiner Frau unter vier Augen zuſammengeweſen. Sowohl in Petersburg als auch in Moskau hatten ſie ihr Haus beſtändig voller Gäſte gehabt. In der Nacht nach dem Tage des Duells ging er, wie er das häufig tat, nicht in das Schlafzimmer, ſondern blieb in ſeinem, einſt von ſeinem Vater benutzten, gewaltig großen Arbeitszimmer, demſelben Zimmer, in welchem Graf Beſuchow geſtorben war.

Er legte ſich auf das Sofa und wollte einſchlafen, um alles Erlebte zu vergeſſen; aber er konnte keinen Schlaf finden. Es erhob ſich auf einmal ein ſolcher Sturm von Gefühlen, Gedanken und Erinnerungen in ſeiner Seele, daß er nicht einſchlafen, ja nicht einmal ſtilliegen konnte und vom Sofa aufſpringen und mit ſchnellen Schritten im Zimmer hin und her gehen mußte. Da glaubte er ſie vor ſich zu ſehen, wie er ſie in der erſten Zeit nach

der Hochzeit gekannt hatte, mit nackten Schultern und müdem, sinnlichem Blicke, und sofort trat neben ihr vor sein geistiges Auge das schöne, freche, energische, spöttische Gesicht Dolochows, wie es bei dem Diner gewesen war, und dann das Gesicht desselben Dolochow, blaß, zitternd und schmerzverzerrt, so wie es ausgesehen hatte, als er sich umdrehte und auf den Schnee niedersank.

„Was ist denn eigentlich geschehen?" fragte er sich selbst. „Ich habe den Geliebten, ja, den Geliebten meiner Frau niedergeschossen. Ja, das ist geschehen. Aber wie ist das zugegangen? Wie bin ich so weit gekommen?" — „Das kommt daher, daß du sie geheiratet hast," antwortete eine Stimme in seinem Innern.

„Aber inwiefern trifft mich dabei eine Schuld?" fragte er. — „Weil du sie geheiratet hast, ohne sie zu lieben, und weil du dich und sie betrogen hast." Und nun vergegenwärtigte er sich lebhaft jenen Augenblick nach dem Souper beim Fürsten Wasili, als er die Worte gesprochen hatte, die zuerst gar nicht aus seinem Munde hatten herauskommen wollen: „Ich liebe Sie." Davon war alles hergekommen. „Ich fühlte schon damals," dachte er, „ich fühlte schon damals, daß das falsch war, und daß ich kein Recht hatte, so zu sprechen. Und das hat der Ausgang bestätigt."

Er erinnerte sich an seine Flitterwochen und errötete bei dieser Erinnerung. Besonders lebendig und für ihn schmerzlich und beschämend war die Erinnerung daran, wie er einmal bald nach seiner Hochzeit gegen elf Uhr vormittags im seidenen Schlafrocke aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer gekommen war und dort den Oberadministrator vorgefunden hatte, der sich ehrerbietig verbeugt und nach einem Blicke auf Pierres Gesicht und auf seinen Schlafrock leise gelächelt hatte, als ob er durch dieses Lächeln seine respektvolle Teilnahme für das Glück seines Chefs zum Ausdruck bringen wollte.

„Und wie oft bin ich auf sie stolz gewesen, bin stolz gewesen auf ihre majestätische Schönheit und auf ihr gesellschaftliches Taktgefühlt," dachte er. „Ich bin stolz darauf gewesen, daß sie ganz Petersburg in meinem Hause empfing, bin stolz gewesen auf ihre Unnahbarkeit und auf ihre Schönheit. Und nun, da sehe ich nun, worauf ich stolz gewesen bin! Ich dachte damals, ich verstände sie nicht. Wie oft, wenn ich mich in ihr Wesen hineinzuversetzen suchte, sagte ich mir, es liege an mir, wenn ich sie und diese stete Ruhe, dieses Befriedigtsein, dieses Fehlen aller besonderen Neigungen und Wünsche nicht verstände; und nun findet das ganze Rätsel seine Lösung durch das furchtbare Wort, daß sie ein sittenloses Weib ist. Jetzt, nachdem ich mir dieses furchtbare Wort gesagt habe, ist alles klar geworden.

„Ich besinne mich, wie Anatol einmal zu ihr kam, um Geld von ihr zu borgen, und sie auf die nackten Schultern küßte. Sie gab ihm kein Geld; aber küssen ließ sie sich. Ein andermal versuchte ihr Vater im Scherz, sie eifersüchtig zu machen; aber sie antwortete mit ruhigem Lächeln, sie sei nicht so dumm, eifersüchtig zu sein; ‚mag er tun, was er will,' sagte sie in bezug auf mich. Eines Tages fragte ich sie, ob sie keine Anzeichen von Schwangerschaft fühlte. Sie lachte geringschätzig und erwiderte, sie sei nicht so töricht, sich Kinder zu wünschen, und von mir würde sie nie welche haben."

Dann erinnerte er sich an die unverhüllte Roheit ihrer Denkungsart und an die Gemeinheit der Ausdrucksweise, die ihr trotz ihrer Erziehung in einer hocharistokratischen Umgebung eigen war. „So ein Schaf bin ich nicht", „kannst dir ja selbst das Maul dran verbrennen", „mach, daß du raus kommst!" Das waren ihr geläufige Wendungen. Oft, wenn er sah, welches Wohlgefallen sie bei alten und jungen Männern und Frauen erregte, hatte Pierre gar nicht begreifen können, warum er sie denn

nicht liebte. „Ich habe sie nie geliebt," sagte er sich jetzt. „Ich habe es gewußt, daß sie ein sittenloses Weib ist," wiederholte er mehrmals im tiefsten Innern, „aber ich wagte nicht, es mir wirklich einzugestehen.

„Und jetzt dieser Dolochow! Da sitzt er nun auf dem Schnee und zwingt sich zu lächeln und wird vielleicht sterben, indem er meiner Reue gegenüber eine Art von Mannhaftigkeit erheuchelt!"

Pierre war einer von den Menschen, die, trotz ihrer Charakterschwäche in vielem Äußerlichen, sich keinen Vertrauten für ihren Gram suchen. Er verarbeitete das, was ihn bedrückte, allein für sich.

„Sie ist schuldig, ja, sie ist schuldig," sagte er zu sich. „Aber was hat diese Feststellung für einen Wert? Bin ich frei von Schuld? Warum habe ich mich mit ihr verbunden? Warum habe ich dieses ‚Ich liebe Sie' zu ihr gesagt, das eine Lüge war, ja, noch etwas Schlimmeres als eine Lüge? Ich bin schuldig und muß die Folgen tragen ... Was muß ich denn tragen? Die Schande meines Namens, das Unglück meines Lebens? Ach, das ist alles nur dummes Zeug," dachte er. „Schande des Namens und Ehre, das sind nur bedingte Begriffe; das hat mit meinem wahren Sein nichts zu tun.

„Ludwig der Sechzehnte", fiel ihm ein, „ist hingerichtet worden, weil seine Richter sagten, er sei ein Ehrloser und Verbrecher, und von ihrem Gesichtspunkte aus hatten sie recht, ebenso wie diejenigen recht hatten, die für ihn den Märtyrertod starben und ihn zu den Heiligen zählten. Nachher hat man Robespierre hingerichtet, weil er angeblich ein Despot war. Wer hatte recht? Wer war schuldig? Niemand. Aber solange man am Leben ist, soll man leben; denn morgen ist man vielleicht schon tot, wie ja auch ich vor wenigen Stunden leicht hätte getötet werden

können. Und ist es der Mühe wert, sich über ein unglückliches Leben zu grämen, wenn die Lebenszeit, die einem noch übrig ist, im Vergleich mit der Ewigkeit nicht mehr als eine Sekunde beträgt?"

Aber gerade als er meinte, sich durch Erwägungen dieser Art beruhigt zu haben, trat ihm auf einmal wieder ihr Bild vor die Seele, und zwar wie sie in den Augenblicken gewesen war, als er ihr in der allerstärksten Weise seine (unwahre!) Liebe zum Ausdruck gebracht hatte, und er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen stürzte, und mußte wieder aufstehen und sich Bewegung machen und alle Gegenstände, die ihm in die Hände kamen, zerbrechen und zerreißen. „Warum habe ich zu ihr gesagt: ‚Ich liebe Sie'?" wiederholte er immer wieder in seinem Selbstgespräche. Und nachdem er diese Frage wohl zehnmal wiederholt hatte, fiel ihm eine Stelle aus Molière ein: mais que diable allait-il faire dans cette galère? und er mußte über sich selbst lachen.

Noch in der Nacht rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm, zu packen, da er nach Petersburg fahren wolle. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er in Zukunft mit ihr reden sollte. Er beschloß, morgen wegzureisen und ihr einen Brief zu hinterlassen, in dem er ihr seine Absicht, sich für immer von ihr zu trennen, mitteilen wollte.

Als am Morgen der Kammerdiener ins Zimmer trat, um den Kaffee zu bringen, lag Pierre, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, auf dem Sofa und schlief.

Er schrak auf und blickte lange verstört um sich, da er sich nicht darüber klar werden konnte, wo er sich befinde.

„Die Frau Gräfin hat fragen lassen, ob Euer Erlaucht zu Hause sind," berichtete der Kammerdiener.

Aber noch ehe sich Pierre über die zu erteilende Antwort schlüssig geworden war, trat die Gräfin selbst in einem weißen,

ſilbergeſtickten Atlas-Morgenrock, das Haar noch unfriſiert (zwei ſtarke Flechten waren diademartig zweimal um ihren reizenden Kopf geſchlungen), ruhig und majeſtätiſch ins Zimmer; nur über ihre marmorartige, etwas gewölbte Stirn zog ſich eine zornige Falte. Mit ihrer durch nichts zu erſchütternden Ruhe unterließ ſie es, zu reden, ſolange der Kammerdiener im Zimmer war. Sie wußte von dem Duell und war gekommen, um mit Pierre darüber zu ſprechen. Sie wartete, bis der Kammerdiener den Kaffee hingeſtellt haben und hinausgegangen ſein würde. Pierre blickte ſchüchtern durch ſeine Brille nach ihr hin, und wie ein von den Hunden umringter Haſe mit angedrückten Ohren angeſichts ſeiner Feinde in ſeinem Lager liegen bleibt, ſo verſuchte auch er, ſeine Lektüre fortzuſetzen; aber er merkte ſofort, daß dies ſinnlos und unmöglich ſei, und ſah ſie wieder ſchüchtern an. Sie ſetzte ſich nicht hin, betrachtete ihn mit geringſchätzigem Lächeln und wartete, bis der Kammerdiener hinausgegangen war.

„Was iſt nun das wieder? Was haben Sie da getan, frage ich Sie?“ begann ſie dann in ſcharfem Tone.

„Ich? Was ſoll ich getan haben?“ erwiderte Pierre.

„Sie ſind ja auf einmal ein Held geworden! Nun, antworten Sie, was hatte es mit dem Duell für eine Bewandtnis? Was ſollte das heißen? Nun? Ich möchte eine Antwort haben.“

Pierre drehte ſich ſchwerfällig auf dem Sofa herum; er öffnete den Mund, war aber nicht imſtande zu antworten.

„Wenn Sie nicht antworten, ſo will ich es Ihnen ſagen,“ fuhr Helene fort. „Sie glauben alles, was Ihnen geſagt wird; und da iſt Ihnen nun geſagt worden“ (Helene lachte), „Dolochow wäre mein Geliebter.“ Mit der ihr eigenen abſtoßenden Ungeniertheit ſprach ſie das Wort „Geliebter“ geradeſo deutlich und ſelbſtverſtändlich aus wie jedes andere Wort. „Und Sie haben es geglaubt! Nun, was haben Sie jetzt damit bewieſen? Was haben

Sie mit dieſem Duell bewieſen? Daß Sie ein Narr ſind; aber das wußten alle ſchon ſowieſo. Und was wird nun die Folge davon ſein? Die Folge wird ſein, daß ich für ganz Moskau zum Gegenſtande des Geſpöttes werde; und jeder wird ſagen, daß Sie in trunkenem Zuſtande, wo Sie von ſich ſelbſt nichts wußten, einen Mann zum Duell gefordert haben, auf den Sie ohne Grund eiferſüchtig ſind" (Helene begann immer lauter zu ſprechen und wurde immer lebhafter), „und der in jeder Beziehung weit über Ihnen ſteht . . ."

„Hm . . . hm . . ." brummte Pierre mit finſterem Geſichte; aber er ſah ſie nicht an und rührte kein Glied.

„Und welchen Anlaß hatten Sie, zu glauben, daß er mein Geliebter ſei? Nun? Weil ich gern mit ihm zuſammen bin? Wenn Sie klüger und liebenswürdiger wären, würde ich Ihre Geſellſchaft vorziehen."

„Reden Sie nicht weiter zu mir . . . Ich bitte Sie darum . . ." flüſterte Pierre mit heiſerer Stimme.

„Warum ſollte ich nicht reden? Ich habe ein Recht zu reden und ſage dreiſt: es wird ſelten eine Frau zu finden ſein, die bei einem ſolchen Manne, wie Sie, ſich keine Liebhaber anſchafft; und ich habe es nicht getan," ſagte ſie.

Pierre wollte etwas erwidern, ſah ſie mit einem ſeltſamen Blicke an, deſſen Bedeutung ſie nicht verſtand, und legte ſich wieder hin. Er litt in dieſem Augenblicke körperlich: er fühlte eine Beklemmung in der Bruſt und konnte nicht Atem holen. Er wußte, daß er irgend etwas tun mußte, um dieſe Schmerzempfindung abzukürzen; aber das, was zu tun ihn die Luſt ankam, war gar zu furchtbar.

„Das beſte wäre, wenn wir uns voneinander trennten," ſtieß er in einzelnen Abſätzen heraus.

„Meinetwegen; nur müſſen Sie mir dann die nötigen Exiſtenz-

mittel geben," erwiderte Helene. „Eine Trennung! Bilden Sie sich nicht ein, daß mich das schreckt!"

Pierre sprang vom Sofa auf und stürzte taumelnd auf sie los. „Ich schlage dich tot!" schrie er, packte mit einer Kraft, die er selbst noch nicht an sich kannte, die marmorne Tischplatte, tat einen Schritt in der Richtung auf seine Frau zu und holte gegen sie aus.

Helenes Gesicht verzerrte sich in furchtbarer Weise: sie kreischte auf und sprang von ihm zurück. Die Natur seines Vaters kam bei ihm zum Durchbruch. Pierre fühlte, wie ihn die Raserei packte, und fühlte den Reiz und die Lust dieser Raserei. Er schleuderte die Tischplatte auf den Boden, so daß sie zerbrach, trat mit auseinander gehaltenen Armen auf seine Frau zu und schrie: „Hinaus!" mit so furchtbarer Stimme, daß alle im Hause diesen Schrei hörten und darüber erschraken. Gott weiß, was Pierre in diesem Augenblicke noch weiter getan hätte, wenn Helene nicht aus dem Zimmer gelaufen wäre.

*

Eine Woche darauf stellte Pierre seiner Frau eine Vollmacht auf den Nießbrauch seiner sämtlichen in Großrußland gelegenen Güter aus, die die größere Hälfte seines Vermögens bildeten, und reiste allein nach Petersburg.

VII

Zwei Monate waren vergangen, seit die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem Verschwinden des Fürsten Andrei nach Lysyja-Gory gelangt war, und trotz aller durch Vermittlung der Gesandtschaft beförderten Briefe und aller Nachforschungen war sein Leichnam nicht gefunden worden, und auch

unter den Gefangenen befand sich Fürst Andrei nicht. Das schlimmste für seine Angehörigen war gerade, daß doch noch eine leise Hoffnung geblieben war: er sei vielleicht von Einwohnern auf dem Schlachtfelde aufgelesen und liege nun möglicherweise genesend oder sterbend irgendwo allein, unter fremden Menschen, nicht imstande, Nachricht von sich zu geben.

In den Zeitungen, aus denen der alte Fürst zuerst von der Niederlage bei Austerlitz erfahren hatte, war, wie immer, nur sehr kurz und unbestimmt gesagt gewesen, die Russen hätten sich nach glänzendem Kampfe zurückziehen müssen, und der Rückzug hätte sich in vollständiger Ordnung vollzogen. Der alte Fürst hatte aus dieser offiziellen Nachricht entnommen, daß die Unsrigen geschlagen waren. Eine Woche nach der Zeitung, die die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz gebracht hatte, war ein Brief von Kutusow eingelaufen, der den Fürsten von dem Schicksale benachrichtigte, das seinen Sohn betroffen hatte.

„Ihr Sohn", schrieb Kutusow, „ist vor meinen Augen mit einer Fahne in der Hand an der Spitze eines Regimentes als Held niedergesunken, würdig seines Vaters und seines Vaterlandes. Zu meinem und der ganzen Armee allgemeinem Bedauern ist bis jetzt nicht bekannt geworden, ob er noch am Leben ist oder nicht. Aber lassen Sie uns an der Hoffnung festhalten, daß Ihr Sohn noch lebt; denn andernfalls würde unter den auf dem Schlachtfelde gefundenen Offizieren, deren Liste mir durch Parlamentäre zugestellt ist, auch er genannt sein."

Der alte Fürst erhielt diesen Brief spät abends, als er schon allein in seinem Zimmer war; am andern Tage unternahm er, wie gewöhnlich, seinen Morgenspaziergang; aber er war dem Verwalter, dem Gärtner und dem Baumeister gegenüber schweigsam und redete, obgleich er zornig aussah, mit niemand.

Als Prinzessin Marja zur üblichen Zeit zu ihm in sein Zimmer

kam, ſtand er an der Drehbank und drechſelte, ſah ſich aber, wie gewöhnlich, nicht nach ihr um.

„Ah, Prinzeſſin Marja!“ ſagte er auf einmal in unnatürlich klingendem Tone und warf den Drehſtahl hin. Das Rad drehte ſich infolge der Schwungkraft noch eine Weile weiter. Lange haftete der Prinzeſſin Marja dieſes erſterbende Kreiſchen des Rades im Gedächtniſſe, da dieſer Ton in ihrer Seele mit dem, was nun folgte, zu einem Eindrucke verſchmolz.

Prinzeſſin Marja näherte ſich ihrem Vater, blickte ihm ins Geſicht und hatte plötzlich die Empfindung, als ob in ihrem Innern etwas zuſammenſtürzte. Ihre Augen hörten auf, deutlich zu ſehen. Aus dem Geſichte des Vaters, das nicht traurig und niedergeſchlagen, ſondern grimmig ausſah und ſich mit Gewalt zwingen wollte, ruhig zu erſcheinen, erkannte ſie, daß in dieſem Augenblicke ein furchtbares Unglück über ihrem Haupte hing und auf ſie herabzuſtürzen drohte, das ſchlimmſte Unglück, das es im Leben gibt, ein Unglück, das ihr bisher noch unbekannt geblieben war, ein unfaßbares, nie wieder gutzumachendes Unglück, der Tod eines geliebten Menſchen.

„Lieber Vater! Andrei?“ fragte ſie, und die anmutloſe, unbeholfene Prinzeſſin ſah in ihrem Kummer und in ihrer Selbſtvergeſſenheit ſo unſagbar rührend und lieblich aus, daß der Vater ihren Blick nicht ertragen konnte und ſich ſchluchzend abwandte.

„Ich habe Nachricht erhalten. Unter den Gefangenen iſt er nicht; unter den Toten hat man ihn auch nicht gefunden. Kutuſow hat geſchrieben,“ ſchrie er ſo laut und ſcharf, als ob er mit dieſem Schreien die Prinzeſſin hinaustreiben wollte. „Er muß tot ſein!“

Die Prinzeſſin ſank nicht zu Boden und bekam keinen Schwindelanfall; blaß war ſie ſchon vorher geweſen. Aber als ſie dieſe Worte hörte, ging in ihrem Geſichte eine Veränderung vor, und

in ihren hellen, schönen Augen leuchtete ein besonderer Glanz auf. Es war, als ob eine Freudigkeit, eine Freudigkeit von höherer Art, die mit den Leiden und Freuden dieser Welt nichts gemein habe, den starken Kummer überflutete, von dem ihr Herz erfüllt war. Sie vergaß alle Furcht vor dem Vater, trat zu ihm heran, faßte ihn bei der Hand, zog ihn an sich und legte ihre Arme um seinen hageren, sehnigen Hals.

„Lieber Vater," sagte sie, „wenden Sie sich nicht von mir weg. Lassen Sie uns zusammen weinen."

„Diese Schurken, diese Halunken!" schrie der Alte und drehte sein Gesicht von ihr fort. „Vernichten die Armee! Vernichten so viele Menschenleben! Warum und wozu? Geh, geh, und sage es Lisa."

Die Prinzessin ließ sich kraftlos in einen Lehnsessel neben ihrem Vater sinken und brach in Tränen aus. Sie glaubte ihren Bruder vor sich zu sehen, wie er mit seiner zugleich zärtlichen und hochmütigen Miene von ihr und von Lisa Abschied nahm; sie glaubte ihn vor sich zu sehen, wie er freundlich und spöttisch sich das Heiligenbild um den Hals hängte. „Ob er wohl zum Glauben gelangt ist? Ob er wohl seinen Unglauben bereut hat? Ist er jetzt dort, dort in der Stätte der ewigen Ruhe und Seligkeit?" dachte sie.

„Lieber Vater, sagen Sie mir, wie es geschehen ist," bat sie weinend.

„Geh nur, geh. Er ist in der Schlacht gefallen, bei der man die besten Männer Rußlands auf die Schlachtbank geführt und Rußlands Ruhm geopfert hat. Gehen Sie, Prinzessin Marja. Geh hin, und sage es Lisa. Ich werde auch kommen."

Als Prinzessin Marja von ihrem Vater zurückkehrte, saß die kleine Fürstin bei ihrer Handarbeit und schaute ihr mit dem besonderen, nach innen gekehrten, ruhigen, glücklichen Blicke ent-

gegen, wie er nur schwangeren Frauen eigen ist. Es war offenbar, daß ihre Augen die Prinzessin Marja gar nicht sahen, sondern in die Tiefe, in ihr eigenes Innere blickten, in ein glückverheißendes Geheimnis, das sich da in ihr vollzog.

„Marja," sagte sie, indem sie von dem Stickrahmen abrückte und sich zurücklehnte, „gib einmal deine Hand her."

Sie nahm die Hand der Prinzessin und legte sie sich auf den Leib. Ihre Augen lächelten; sie wartete auf etwas. Die Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen zog sich in die Höhe und verharrte mit einem Ausdrucke kindlicher Glückseligkeit in dieser Haltung.

Prinzessin Marja kniete vor ihr nieder und verbarg ihr Gesicht in den Kleiderfalten ihrer Schwägerin.

„Da, da! Fühlst du es? Mir ist so sonderbar zumute. Weißt du, Marja, ich werde es sehr lieb haben," sagte Lisa und blickte sie mit glückstrahlenden Augen an.

Prinzessin Marja konnte den Kopf nicht in die Höhe heben; sie weinte.

„Was ist dir, Marja?"

„Nichts ... Es ist mir nur so bange ... so bange um Andrei," antwortete sie und trocknete ihre Tränen an dem Knie ihrer Schwägerin ab.

Noch mehrere Male im Laufe dieses Vormittags setzte Prinzessin Marja dazu an, ihre Schwägerin vorzubereiten, und begann dabei jedesmal zu weinen. Die kleine Fürstin, so wenig Scharfblick sie auch besaß, geriet doch in Unruhe über diese Tränen, deren Ursache sie nicht begriff. Sie sagte nichts; aber sie blickte aufgeregt um sich, als ob sie etwas suchte. Vor dem Mittagessen kam in ihr Zimmer der alte Fürst, vor dem sie stets Furcht hatte; sein Gesicht zeigte jetzt eine besondere Unruhe und zornige Erregung, und ohne ein Wort zu sagen, ging er wieder hinaus. Sie blickte die Prinzessin Marja an und versank dann in Gedanken,

wobei ihre Augen jenen Ausdruck einer nach innen gerichteten Aufmerksamkeit annahmen, wie er bei schwangeren Frauen häufig ist. Plötzlich brach sie in Tränen aus.

„Habt ihr Nachricht von Andrei?"

„Nein; du weißt, daß noch keine Nachricht da sein kann; aber der Vater beunruhigt sich, und auch mir ist bange."

„Also es ist nichts gekommen?"

„Nein, nichts," antwortete Prinzessin Marja und blickte mit ihren leuchtenden Augen ihre Schwägerin fest an.

Sie hatte sich dafür entschieden, ihr nichts zu sagen, und auch ihren Vater überredet, der kleinen Fürstin den Empfang der schrecklichen Nachricht bis zu ihrer bevorstehenden Entbindung zu verheimlichen. Prinzessin Marja und der alte Fürst trugen und verbargen ihren Kummer, ein jeder auf seine Weise. Der alte Fürst wollte nicht mehr hoffen: er sagte sich, Fürst Andrei sei tot, und obgleich er einen seiner Angestellten nach Österreich schickte, um nach Spuren von seinem Sohne zu suchen, bestellte er doch bereits in Moskau ein Denkmal für ihn, das er in seinem Garten aufstellen wollte, und sagte zu allen, sein Sohn sei im Kampfe gefallen. Er bemühte sich, seine frühere Lebensweise unverändert fortzuführen; aber die Kraft versagte ihm: er ging weniger, aß weniger, schlief weniger und wurde mit jedem Tage schwächer. Prinzessin Marja dagegen hoffte noch. Sie betete für ihren Bruder wie für einen Lebenden und erwartete jeden Augenblick Nachrichten über seine Heimkehr.

VIII

„Liebe Marja," sagte die kleine Fürstin am Vormittage des 19. März nach dem Frühstück, und die Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen zog sich nach alter Gewohnheit in die Höhe;

aber wie bei allen Bewohnern dieſes Hauſes ſeit dem Tage, wo die ſchreckliche Nachricht eingetroffen war, in der Art zu lächeln, im Ton der Stimmen, ja ſelbſt in der Beſonderheit des Gehens ſich das Gefühl des Schmerzes und der Trauer kundgab, ſo ähnlichte ſich jetzt auch das Lächeln der kleinen Fürſtin der allgemeinen Stimmung an, obgleich ſie deren Urſache nicht kannte, und erinnerte dadurch noch um ſo mehr an die allgemeine Traurigkeit.

„Liebe Marja," ſagte ſie, „ich fürchte, daß das heutige ‚Breakfaſt', wie euer Koch Foka es nennt, mir nicht gut bekommen iſt."

„Was iſt dir denn, mein Herzchen? Du ſiehſt ſo blaß aus! Ach ja, du biſt ſehr blaß," ſagte Prinzeſſin Marja erſchrocken, die ſofort mit ihren ſchweren, weichen Schritten zu ihrer Schwägerin hingeeilt war.

„Euer Durchlaucht, ſoll ich nicht Marja Bogdanowna holen laſſen?" fragte ein gerade anweſendes Stubenmädchen. Marja Bogdanowna war die Hebamme aus der Kreisſtadt; ſie wohnte ſchon ſeit mehr als einer Woche in Lyſyja-Gory.

„Das iſt vielleicht wirklich das Richtige," ſtimmte ihr Prinzeſſin Marja bei. „Ich will hingehen. Nur Mut, mein Engel!" Sie küßte Liſa und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Ach nein, nein!" Und außer der durch ihren Körperzuſtand herbeigeführten Bläſſe malte ſich auf dem Geſichte der kleinen Fürſtin eine kindiſche Furcht vor dem unabwendbaren Leiden. „Nein, es iſt der Magen ... Du kannſt glauben, daß es der Magen iſt, Marja; ſag doch auch, daß es der Magen iſt ..." Und die Fürſtin weinte, maßlos und eigenſinnig wie ein kleines Kind, ſogar etwas gekünſtelt, und rang die kleinen Hände.

Die Prinzeſſin lief aus dem Zimmer, um Marja Bogdanowna zu holen.

„Mein Gott, o mein Gott!" hörte ſie hinter ſich ſtöhnen.

Sich die kleinen, fleiſchigen, weißen Hände reibend, kam ihr die Hebamme ſchon mit ruhiger, ſelbſtbewußter Miene entgegen.

„Marja Bogdanowna, ich glaube, es hat angefangen," ſagte Prinzeſſin Marja und blickte dieſe wichtige Perſon mit weitgeöffneten, erſchrockenen Augen an.

„Nun, Gott ſei Dank, Prinzeſſin, erwiderte Marja Bogdanowna, ohne ihre Schritte zu beſchleunigen. „Aber Sie als junges Mädchen dürfen davon nichts wiſſen."

„Aber wie geht es denn zu, daß der Arzt aus Moskau noch nicht angekommen iſt?" ſagte die Prinzeſſin. Auf Liſas und des Fürſten Andrei Wunſch war für den vermutlichen Termin ein Moskauer Geburtshelfer zu kommen erſucht worden, und er wurde nun jeden Augenblick erwartet.

„Nun, das macht nichts, Prinzeſſin; ſeien Sie ohne Sorge!" antwortete Marja Bogdanowna. „Es wird auch ohne Arzt alles gut gehen."

Fünf Minuten darauf hörte die Prinzeſſin von ihrem Zimmer aus, daß auf dem Korridor etwas Schweres getragen wurde. Sie ſah aus der Tür: mehrere Diener trugen das Lederſofa, das ſonſt im Zimmer des Fürſten Andrei ſtand, aus irgendwelchem Grunde nach dem Schlafzimmer. Auf den Geſichtern der Träger lag eine Art von feierlichem Ernſt.

Prinzeſſin Marja ſaß allein in ihrem Zimmer und horchte auf die Geräuſche im Hauſe; ab und zu öffnete ſie die Tür, wenn jemand vorbeiging, und ſah zu, was ſich auf dem Korridor zutrug. Einige Frauen gingen mit leiſen Schritten nach der einen und nach der andern Seite hin vorüber, blickten ſich nach der Prinzeſſin um und wandten ſich von ihr ab. Sie wagte nicht zu fragen, machte die Tür wieder zu, kehrte in ihr Zimmer zurück und ſetzte ſich bald in ihren Lehnſtuhl, bald griff ſie nach dem Gebetbuche, bald fiel ſie vor dem Heiligenſchreine auf die Knie.

Aber leider mußte sie zu ihrem Erstaunen bemerken, daß das Gebet ihre Aufregung nicht beruhigte. Plötzlich öffnete sich leise die Tür ihres Zimmers, und auf der Schwelle erschien, ein Tuch um den Kopf gebunden, ihre alte Kinderfrau Praskowja Sawischna, die sonst fast nie zu ihr ins Zimmer kam, da der Fürst es verboten hatte.

„Ich bin hergekommen, um ein Weilchen bei dir zu sitzen, liebe Marja," sagte die Kinderfrau. „Und dann habe ich auch die Trauungskerzen des Fürsten Andrei mitgebracht; die wollte ich vor seinem Schutzheiligen anzünden, liebes Kind," fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Ach, wie freue ich mich, daß du gekommen bist, liebe Alte!"

„Gott ist gnädig, mein Herzchen."

Die Kinderfrau zündete vor dem Heiligenschrein die ringsum mit Gold verzierten Kerzen an und setzte sich mit ihrem Strickstrumpf an die Tür. Prinzessin Marja nahm ein Buch und begann zu lesen. Nur wenn sich Schritte oder Stimmen vernehmen ließen, blickten beide einander an, die Prinzessin erschrocken und fragend, die Kinderfrau beruhigend. Dasselbe Gefühl, welches Prinzessin Marja, in ihrem Zimmer sitzend, empfand, war in allen Teilen des Hauses verbreitet und erfüllte die Herzen aller Hausgenossen. Auf Grund eines Volksglaubens, daß die Gebärerin um so weniger leidet, je weniger Leute von ihren Leiden wissen, waren alle bemüht, sich unwissend zu stellen. Niemand sprach davon, und das Dienstpersonal zeigte auch heute das gewöhnliche gemessene, respektvolle Benehmen und die guten Manieren, die im Hause des Fürsten stets herrschten; aber allen sah man eine bestimmte, gemeinsame Sorge an und eine weiche Stimmung des Herzens und das Bewußtsein, daß sich da jetzt in diesem Augenblicke etwas Großes, Unbegreifliches vollzog.

In dem großen Mädchenzimmer war kein Lachen zu hören. Im

Dienerzimmer saßen alle schweigend da und hielten sich für irgendwelchen Bedarfsfall in Bereitschaft. Die Leute im Gesindehause hatten Kienspäne und Kerzen angezündet und schliefen nicht. Der alte Fürst ging, mit den Hacken auftretend, in seinem Zimmer auf und ab und schickte Tichon zu Marja Bogdanowna, um sich zu erkundigen, wie es gehe. „Sage nur: ‚Der Fürst läßt fragen, wie es geht,‘ und dann komm wieder und melde mir, was sie gesagt hat.“

„Melde dem Fürsten, daß die Geburt begonnen hat,“ sagte Marja Bogdanowna, indem sie den Abgesandten ernst und bedeutsam anblickte.

Tichon ging zurück und meldete es dem Fürsten.

„Gut,“ sagte der Fürst und machte die Tür hinter sich zu; Tichon hörte aus dem Zimmer des Fürsten nicht das geringste Geräusch mehr.

Tichon wartete eine Weile und ging dann hinein, wie wenn er die Kerzen in Ordnung bringen wollte. Als er sah, daß der Fürst auf dem Sofa lag, betrachtete Tichon ihn und sein verstörtes Gesicht, schüttelte den Kopf, trat schweigend zu ihm heran und küßte ihn auf die Schulter; dann ging er wieder hinaus, ohne die Kerzen in Ordnung gebracht und ohne gesagt zu haben, warum er gekommen sei. Der feierlichste, geheimnisvollste Vorgang der Welt fuhr fort sich zu vollziehen. Der Abend verging, die Nacht kam heran. Das Gefühl der Erwartung und die weiche Seelenstimmung gegenüber dem Unbegreiflichen wurde nicht schwächer, sondern steigerte sich noch immer mehr. Niemand schlief.

*

Es war eine von jenen Märznächten, wo der Winter es sich in den Kopf gesetzt zu haben scheint, das Feld zu behaupten, und nun mit verzweifeltem Ingrimm unter heftigem Sturm seinen

letzten Schneevorrat herabschüttet. Dem deutschen Arzte aus Moskau, der jeden Augenblick erwartet wurde, waren frische Pferde auf die große Landstraße entgegengeschickt worden, und Reiter mit Laternen waren an der Stelle postiert, wo der Landweg abzweigte, um den Arzt über die holperigen Stellen und Wasserlöcher zu geleiten.

Prinzessin Marja hatte schon längst aufgehört, in dem Buche zu lesen; sie saß schweigend da und richtete ihre glänzenden Augen auf das runzelige, ihr bis in die kleinsten Einzelheiten bekannte Gesicht der Kinderfrau: auf eine graue Haarsträhne, die sich unter dem Tuche hervorgestohlen hatte, und auf das herunterhängende Hautsäckchen unter dem Kinne.

Die Kinderfrau Sawischna erzählte, den Strickstrumpf in den Händen haltend, mit leiser Stimme, ohne ihre eigenen Worte selbst zu hören und zu verstehen, eine Geschichte, die sie schon hundertmal erzählt hatte: wie die selige Fürstin in Kischinew die Prinzessin Marja zur Welt gebracht habe, unter Beihilfe nur einer moldauischen Bäuerin statt einer Hebamme.

„Gott ist gnädig; die Ärzte sind ganz überflüssig," sagte sie.

Plötzlich drückte ein Windstoß heftig gegen ein Fenster der Stube, aus welchem der Vorsetzrahmen herausgenommen war (auf Anordnung des Fürsten wurde alljährlich, sobald die Lerchen erschienen, in jedem Zimmer ein Vorsetzrahmen entfernt), stieß einen schlecht vorgelegten Riegel auf, blähte den schweren seidenen Vorhang, trieb eine Menge kalter Schneeluft ins Zimmer und blies die Kerze aus. Prinzessin Marja schrak zusammen; die Kinderfrau legte ihren Strickstrumpf hin, ging zum Fenster, bog sich hinaus und suchte den losgerissenen Fensterflügel zu fassen. Der kalte Wind ließ die Enden ihres Kopftuches und die hervorgedrungenen grauen Haarsträhnen flattern.

„Prinzessin, liebe Prinzessin, es kommt jemand in der Allee ge-

fahren!" sagte sie und hielt den Fensterflügel in der Hand, ohne ihn zuzumachen. „Es sind Laternen dabei; gewiß der Doktor . . ."

„Ach, Gott sei Dank, Gott sei Dank!" rief Prinzessin Marja. „Ich muß ihm entgegengehen; er versteht kein Russisch."

Sie warf einen Schal um und eilte dem Ankommenden entgegen. Als sie durch das Vorzimmer ging, sah sie durch ein Fenster, daß eine Equipage und Leute mit Laternen vor dem Portal standen. Sie trat auf den Treppenflur. Oben, auf dem Geländerpfosten, stand ein Talglicht und tropfte im Zugwinde. Der Diener Philipp stand, mit einer Miene höchster Überraschung ein zweites Licht in der Hand, tiefer unten, auf dem ersten Treppenabsatze. Noch weiter unten, hinter der Biegung, waren auf der Treppe sich nähernde Schritte in weichen Stiefeln vernehmbar. Und eine Stimme, die der Prinzessin Marja bekannt schien, sagte etwas.

„Gott sei Dank!" sagte die Stimme. „Und mein Vater?"

„Seine Durchlaucht haben sich zur Ruhe begeben," antwortete die Stimme des Haushofmeisters Demian, der bereits unten war.

Dann sagte die andere Stimme noch etwas, und Demian antwortete wieder, und nun kamen die Schritte in den weichen Stiefeln schneller auf dem hinter der Biegung nicht sichtbaren Teile der Treppe herauf.

„Das ist Andrei!" dachte Prinzessin Marja. „Nein, es kann nicht sein; das wäre doch zu wunderbar." Aber in demselben Augenblicke, wo sie das dachte, erschien auf dem Treppenabsatze, wo der Diener mit dem Lichte stand, das Gesicht und die Gestalt des Fürsten Andrei, im Pelz, mit schneebedecktem Kragen. Ja, er war es, jedoch blaß und mager und mit einem veränderten, seltsam weichen, aber unruhigen Gesichtsausdruck. Nun hatte er das obere Ende der Treppe erreicht und umarmte seine Schwester.

„Ihr habt meinen Brief nicht erhalten?" fragte er. Dann

kehrte er wieder um, ohne eine Antwort abzuwarten, die er auch nicht erhalten hätte, da die Prinzessin nicht imstande war zu reden, und stieg mit dem Geburtshelfer, der nach ihm in das Haus getreten war (Fürst Andrei hatte ihn auf der letzten Station getroffen), schnellen Schrittes noch einmal die Treppe hinauf und umarmte seine Schwester zum zweitenmal.

„Welch eine Fügung, liebe Marja," sagte er, warf Pelz und Stiefel ab und ging nach dem Zimmer seiner Frau.

IX

Die kleine Fürstin lag, ein weißes Häubchen auf dem Kopfe, in den Kissen; die Schmerzen hatten gerade aufgehört. Einzelne sich schlängelnde Strähnen ihres schwarzen Haares lagen auf ihren glühenden, schweißbedeckten Wangen. Das rote, reizende Mündchen mit den schwarzen Härchen auf der Oberlippe war geöffnet, und sie lächelte freudig. Fürst Andrei trat ins Zimmer und blieb am Fußende des Sofas, auf dem sie lag, vor ihr stehen. Ihre glänzenden Augen, in deren Blick eine kindliche Furcht und Erregung lag, hefteten sich auf ihn, ohne jedoch ihren Ausdruck zu verändern. „Ich liebe euch alle; ich habe niemandem Böses getan; wofür leide ich? Helft mir doch!" sagte dieser Blick. Sie sah ihren Mann; aber sie begriff nicht, welche Bedeutung es hatte, daß er jetzt vor ihr stand. Fürst Andrei ging um das Sofa herum und küßte sie auf die Stirn.

„Mein Herzchen!" sagte er, ein Kosewort, dessen er sich ihr gegenüber noch nie bedient hatte. „Gott ist gnädig . . ."

Sie blickte ihn fragend und kindlich vorwurfsvoll an.

„Ich habe Hilfe von dir erwartet, und du tust nichts, hilfst mir nicht; du bist auch wie die andern!" sagten ihre Augen. Sie wunderte sich nicht, daß er gekommen war; sie hatte für seine

Ankunft kein Verständnis. Seine Ankunft stand in keiner Beziehung zu ihren Leiden und zu deren Erleichterung. Die Schmerzen setzten von neuem ein, und Marja Bogdanowna riet dem Fürsten Andrei, lieber hinauszugehen.

Der Arzt trat ins Zimmer. Fürst Andrei ging hinaus. Draußen traf er die Prinzessin Marja und trat wieder zu ihr. Sie redeten flüsternd miteinander; aber alle Augenblicke verstummte ihr Gespräch. Sie warteten und horchten.

„Geh hin, lieber Bruder," sagte Prinzessin Marja.

Fürst Andrei ging wieder zu seiner Frau, setzte sich im Nebenzimmer hin und wartete. Eine Frau kam aus dem Zimmer, in welchem sich die kleine Fürstin befand, mit angstvollem Gesichte heraus und wurde beim Anblicke des Fürsten Andrei verlegen. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und saß so mehrere Minuten lang. Ein klägliches, hilfloses, tierisches Stöhnen erscholl durch die Tür. Fürst Andrei stand auf, trat zu der Tür und wollte sie öffnen. Aber sie wurde von jemand festgehalten.

„Es geht jetzt nicht, es geht jetzt nicht," sagte von innen eine ängstliche Stimme.

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Das Geschrei verstummte; es vergingen noch einige Sekunden. Plötzlich erscholl im Nebenzimmer ein furchtbarer Schrei; dieser Schrei konnte ja doch nicht aus ihrem Munde gekommen sein, dachte Fürst Andrei; so konnte sie doch nicht schreien. Fürst Andrei lief zur Tür hin; das Schreien schwieg; er hörte das Quäken eines kleinen Kindes.

„Wozu haben sie ein kleines Kind dorthin gebracht?" dachte Fürst Andrei in der ersten Sekunde. „Ein kleines Kind? Was für ein kleines Kind? ... Wozu ist dort ein kleines Kind? Oder ist da ein Kind geboren?"

Da begriff er auf einmal die ganze freudige Bedeutung dieser

quäkenden Töne; die Tränen erſtickten ihn faſt; er ſtützte ſich mit beiden Ellbogen auf das Fenſterbrett und weinte ſchluchzend, ſo wie Kinder weinen.

Die Tür ging auf. Der Arzt, ohne Rock, mit aufgeſtreiften Hemdärmeln, blaß und mit zitterndem Unterkiefer, trat aus dem Zimmer. Fürſt Andrei wandte ſich zu ihm; aber der Arzt blickte ihn wie geiſtesabweſend an und ging, ohne ein Wort zu ſagen, an ihm vorbei. Eine Frau kam herausgelaufen und blieb, als ſie den Fürſten Andrei erblickte, zögernd auf der Schwelle ſtehen. Er ging in das Zimmer ſeiner Frau hinein. Sie lag tot da, in derſelben Haltung, in der er ſie fünf Minuten vorher geſehen hatte, und trotz der ſtarr gewordenen Augen und der Bläſſe der Wangen lag noch derſelbe Ausdruck auf dieſem reizenden, kindlichen Geſichtchen mit den ſchwarzen Härchen auf der Oberlippe.

„Ich liebe euch alle und habe niemandem Böſes getan; und was habt ihr mit mir gemacht?“ ſagte ihr reizendes, mitleiderregendes, totes Antlitz.

In der Ecke des Zimmers grunzte und winſelte etwas Kleines, Rotes in Marja Bogdanownas weißen, zitternden Händen.

★

Zwei Stunden ſpäter ging Fürſt Andrei mit leiſen Schritten zu ſeinem Vater in deſſen Zimmer. Der Alte wußte ſchon alles. Er ſtand dicht an der Tür, und ſowie ſie ſich öffnete, umſchlang er ſchweigend mit ſeinen ſteifen, alten Armen den Hals ſeines Sohnes und ſchluchzte wie ein Kind.

★

Drei Tage darauf wurde an der Leiche der kleinen Fürſtin das Totenamt gehalten, und Fürſt Andrei ſtieg, um von ihr Abſchied zu nehmen, die Stufen hinan, auf denen der Sarg ſtand. Auch

im Sarge war ihr Geſicht unverändert, obwohl die Augen nun geſchloſſen waren. „Ach, was habt ihr mit mir gemacht?“ ſagte es immer noch, und Fürſt Andrei fühlte, daß in ſeiner Seele gleichſam etwas zerriſſen war, daß ihn eine Schuld drückte, die er nicht wieder gutmachen und nicht vergeſſen konnte. Er war nicht imſtande zu weinen. Der Alte ſtieg ebenfalls hinauf und küßte das eine wachsartige Händchen der Toten, das ſtill und mit hohem Hohlraume über dem andern lag, und auch zu ihm ſagte ihr Geſicht: „Ach, was habt ihr mit mir gemacht, und womit habe ich es verdient?“ Und der Alte wandte ſich mit grimmiger Miene weg, als er dieſes Geſicht erblickte.

★

Wieder fünf Tage ſpäter wurde der kleine Fürſt Nikolai Andrejewitſch getauft. Die Amme hielt mit dem Kinn die Windeln feſt, während der Geiſtliche mittels einer Gänſefeder die runzeligen, roten Handflächen und Fußſohlen des Knaben ſalbte.

Taufpate war der Großvater; in größter Furcht, daß er den Kleinen fallen laſſen könnte, trug er ihn zitternd um das blecherne verbeulte Taufbecken herum und übergab ihn dann der Patin, der Prinzeſſin Marja. Fürſt Andrei ſaß in einem Nebenzimmer, voller Angſt, daß man ihm ſeinen Sohn ertränken werde, und wartete auf die Beendigung der heiligen Handlung. Mit herzlicher Freude ſah er das Kind an, als die Kinderfrau es ihm brachte, und nickte beifällig mit dem Kopfe, als ſie ihm berichtete, daß das in das Taufbecken geworfene Wachsklümpchen mit Haaren des Täuflings nicht untergeſunken ſei, ſondern auf dem Waſſer geſchwommen habe.

X

Es war dem alten Grafen Roſtow durch ſeine Bemühungen gelungen, Nikolais Beteiligung an dem Duell zwiſchen Dolochow und Beſuchow zu vertuſchen, und Nikolai war, ſtatt degradiert zu werden, wie er es erwartet hatte, vielmehr zum Adjutanten beim Generalgouverneur von Moskau ernannt worden. Infolgedeſſen konnte er nicht mit der übrigen Familie aufs Land fahren, ſondern blieb wegen ſeiner neuen Dienſttätigkeit den ganzen Sommer über in Moskau. Dolochow genas wieder von ſeiner Verwundung, und Roſtow befreundete ſich mit ihm während ſeiner Rekonvaleſzenz noch enger als vorher. Dolochow überſtand ſein Krankenlager in der Wohnung ſeiner Mutter, die ihn zärtlich und leidenſchaftlich liebte. Die alte Marja Iwanowna, die den jungen Roſtow wegen ſeiner freundſchaftlichen Zuneigung zu ihrem Fjodor liebgewonnen hatte, ſprach häufig mit ihm über ihren Sohn.

„Ja, Graf," pflegte ſie zu ſagen, „er hat eine zu edle, reine Seele für die jetzige verderbte Welt. Die Tugend hat niemand gern; die iſt allen ein Dorn im Auge. Sagen Sie ſelbſt, Graf, hat etwa dieſer Beſuchow ſich gerecht und ehrenhaft benommen? Fjodor aber in ſeiner edlen Denkungsweiſe hat ihn gern gehabt und redet auch jetzt nie etwas Schlechtes von ihm. Dieſe dummen Streiche in Petersburg (ſie haben da mit einem Reviervorſteher irgendwelchen Scherz gemacht), die haben die beiden ja doch zuſammen ausgeführt. Und doch iſt dieſem Beſuchow nichts dafür paſſiert; Fjodor hat alles auf ſeine Schultern genommen. Was hat er nicht alles dafür ertragen müſſen! Gewiß, er iſt dann rehabilitiert worden; aber das war ja auch gar nicht anders möglich. Ich meine, ſo tapfere Helden und ſo treue Söhne des Vaterlandes, wie er, hat es da im Felde nicht viele gegeben. Und nun jetzt

dieſes Duell! Haben denn dieſe Leute gar kein menſchliches Empfinden, gar kein Ehrgefühl? Zu wiſſen, daß er mein einziger Sohn iſt, und ihn doch zum Duell zu fordern und ſo geradezu auf ihn zu ſchießen! Nur gut, daß Gott ſich unſer erbarmt hat! Und was war der Grund? Nun, wer hat in unſerer Zeit keine Liebesaffären? Und dann, wie kann dieſer Besuchow nur plötzlich ſo eiferſüchtig ſein? Ich möchte meinen, er konnte meinem Sohne ja früher zu verſtehen geben, daß ihm dieſes Verhältnis nicht zuſagte; aber nun hatte es doch ſchon wer weiß wie lange gedauert. Und dann: er hat ihn zum Duell herausgefordert, weil er dachte, Fjodor werde ſich nicht mit ihm ſchlagen, weil er ihm Geld ſchuldig iſt. Welch eine niedrige, gemeine Geſinnung! Ich weiß, Sie, mein lieber Graf, haben für Fjodors Weſen Verſtändnis gewonnen; darum habe ich Sie auch herzlich gern, das können Sie mir glauben. Es ſind nur wenige, die für ihn Verſtändnis haben. Er hat eine ſo herrliche, himmliſche Seele!"

Dolochow ſelbſt redete während ſeiner Rekonvaleſzenz häufig zu Roſtow in einer Weiſe, die man von ihm ſchlechterdings nicht hätte erwarten können.

„Ich weiß, ich gelte für einen ſchlimmen Menſchen," ſagte er oft; „nun, mag man mich dafür halten. Außer den Menſchen, die ich liebe, mag ich von niemand etwas wiſſen; aber wen ich liebe, den liebe ich ſo, daß ich mein Leben für ihn hingebe; alle übrigen aber trete ich zu Boden, wenn ſie mir im Wege ſtehen. Ich habe eine ganz prächtige, herrliche Mutter, die ich innig liebe, und zwei, drei Freunde, zu denen auch du gehörſt; aber um die anderen Menſchen kümmere ich mich nur inſoweit, als ſie mir nützlich oder ſchädlich ſind. Und faſt alle ſind ſie ſchädlich, namentlich die Weiber. Ja, mein Beſter," fuhr er fort, „Männer nach meinem Herzen habe ich ſchon gefunden: liebende, edeldenkende, hochſinnige Männer; aber unter dem Weibervolk bin ich bisher

immer nur käuflichen Geschöpfen begegnet; ob es Gräfinnen oder Köchinnen sind, das macht keinen Unterschied. Noch habe ich nie jene himmlische Reinheit und Hingebung angetroffen, die ich beim Weibe suche. Wenn ich ein solches Weib fände, würde ich mein Leben für sie hingeben. Aber diese Sorte ..." Er machte eine verächtliche Gebärde. „Und glaube mir, wenn ich noch Wert darauf lege, weiter zu leben, so tue ich das nur, weil ich immer noch einem solchen himmlischen Wesen zu begegnen hoffe; diesem werde ich dann meine Wiedergeburt, meine Läuterung, meine Erhebung zu höherer Sphäre zu danken haben. Aber du verstehst mich wohl kaum."

„O doch, ich verstehe dich sehr wohl," antwortete Rostow, der von seinem neuen Freunde ganz entzückt war.

*

Im Herbst kehrte die Familie Rostow nach Moskau zurück. Zu Anfang des Winters traf auch Denisow wieder in Moskau ein und logierte bei Rostows. Diese erste Zeit des Winters 1806, welche Nikolai Rostow in Moskau verlebte, war eine besonders glückliche und heitere für ihn und für seine ganze Familie. Nikolai brachte eine ganze Menge junger Männer mit in sein Elternhaus. Wjera war eine schöne junge Dame von zwanzig Jahren, Sonja ein sechzehnjähriges Mädchen mit dem ganzen Reize einer sich eben erschließenden Blume, Natascha ein Mittelding zwischen junger Dame und Kind, bald kindlich komisch, bald mädchenhaft bezaubernd.

In dem Rostowschen Hause hatte sich damals gleichsam eine besondere Liebesatmosphäre gebildet, wie das häufig geschieht, wenn viele nette junge Mädchen in einem Hause sind. Kam ein junger Mann in das Rostowsche Haus und sah er diese jungen, angeregten Mädchengesichter, die immer über etwas (wahr-

ſcheinlich über ihre eigene Glückſeligkeit) lächelten, und erblickte er dieſes muntere, lebhafte Treiben und hörte er dieſes nicht gerade tiefſinnige, aber gegen jedermann freundliche, auf jedes Thema, auf jeden Scherz gern eingehende, von ſtillen Hoffnungen erfüllte Geplauder der weiblichen Jugend und hörte er, wie nach Luſt und Laune bald geſungen, bald muſiziert wurde: dann bemächtigte ſich ſeiner unfehlbar dieſelbe Empfindung, von der die Jugend des Roſtowſchen Hauſes erfüllt war, eine willige Bereitſchaft zur Liebe und die Erwartung eines hohen Glückes.

Unter den jungen Männern, die Roſtow bei den Seinigen einführte, trat beſonders Dolochow hervor, der allen im Hauſe gut gefiel, mit Ausnahme von Natalſcha. Über Dolochow hätte ſie ſich beinahe mit ihrem Bruder veruneinigt. Sie behauptete mit aller Beſtimmtheit, er ſei ein ſchlechter Menſch; bei dem Duell mit Beſuchow habe dieſer recht gehabt und Dolochow unrecht; er ſei ein unangenehmer Menſch und gebe ſich nicht ſo, wie er wirklich ſei.

„Ich will von gar nichts weiter wiſſen!“ rief ſie mit eigenſinniger Hartnäckigkeit. „Er iſt ein böſer, gefühlloſer Menſch. Siehſt du, da iſt dein Deniſow; den habe ich ganz gern; er iſt ja wohl ein arger Zecher und mag auch ſonſt noch Fehler haben; aber ich habe ihn doch ganz gern; für den habe ich Verſtändnis. Ich weiß nicht, wie ich mich da deutlich ausdrücken ſoll; aber bei Dolochow iſt alles überlegt, und das mag ich nicht. Dagegen Deniſow ...“

„Na, Deniſow, das iſt doch eine ganz andere Sache,“ erwiderte Nikolai und deutete durch ſeinen Ton an, daß im Vergleich mit Dolochow ſelbſt Deniſow eine Null ſei. „Man muß wiſſen, was für eine herrliche Seele dieſer Dolochow hat; man muß ihn im Verkehr mit ſeiner Mutter ſehen. So ein edles Herz!“

„Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber ich fühle mich in ſeiner

Gegenwart immer unbehaglich. Weißt du auch wohl, daß er in Sonja verliebt ist?"

„Unsinn!"

„Ich bin davon überzeugt. Du wirst es ja sehen."

Natascha's Vorhersagung bewahrheitete sich. Dolochow, der bisher Damengesellschaft nicht gemocht hatte, begann viel in dem Hause zu verkehren, und die Frage, wer denn auf ihn eine solche Anziehungskraft ausübe, konnte sich bald ein jeder (obgleich niemand darüber sprach) dahin beantworten, daß er um Sonjas willen kam. Und wiewohl Sonja nie gewagt hätte, dies auszusprechen, so wußte sie es doch recht wohl und wurde jedesmal, wenn Dolochow erschien, rot wie eine Mohnblume.

Dolochow speiste oft bei Rostows zu Mittag, versäumte nie eine Theatervorstellung, wenn sie dort waren, und besuchte sogar die Backfischbälle des Herrn Jogel, an denen Rostows immer teilnahmen. Er bezeigte Sonja ungewöhnliche Aufmerksamkeit und blickte sie mit solchen Augen an, daß nicht nur sie sich eines tiefen Errötens nicht erwehren konnte, sondern auch die alte Gräfin und Natascha verlegen wurden, wenn sie diesen Blick bemerkten.

Es unterlag keinem Zweifel, daß dieser kraftvolle, eigenartige Mann sich unter der unwiderstehlichen Einwirkung des Zaubers befand, den auf ihn dieses schwarzhaarige, anmutige Mädchen ausübte, das doch einen andern liebte.

Rostow bemerkte zwar, daß etwas Neues zwischen Dolochow und Sonja vorging; aber er machte es sich nicht klar, worin diese neue Beziehung bestand. „Die beiden Mädchen sind immer in irgend jemand verliebt," dachte er mit Bezug auf Sonja und Natascha. Aber er fühlte sich im Verkehr mit Sonja und Dolochow nicht mehr so behaglich wie früher und begann, seltener zu Hause zu sein.

Seit dem Herbst 1806 wurde wieder allgemein vom Kriege mit

Napoleon geſprochen, und zwar mit noch größerem Eifer als im vorhergehenden Jahre. Es war verfügt worden, daß von je tauſend Seelen nicht nur zehn Rekruten, ſondern auch noch neun Landwehrleute geſtellt werden ſollten. Überall hörte man Bonaparte verwünſchen, und in Moskau war von nichts anderem als von dem bevorſtehenden Kriege die Rede. In der Familie Roſtow drehte ſich das geſamte Intereſſe für dieſe Kriegsvorbereitungen nur darum, daß Nikolai erklärt hatte, um keinen Preis in Moskau bleiben zu wollen, und nur das Ablaufen von Deniſows Urlaub abwartete, um mit ihm nach den Feiertagen zum Regimente zu reiſen. Indeſſen hinderte ihn die bevorſtehende Abreiſe in keiner Weiſe daran, ſich zu amüſieren, ja, ſie bildete für ihn vielmehr einen Sporn, die Zeit auszunutzen. So verbrachte er denn den größten Teil ſeiner Zeit außer dem Hauſe, auf Diners, Abendgeſellſchaften und Bällen.

XI

Am dritten Weihnachtstage aß Nikolai zu Hauſe Mittag, was er in der letzten Zeit nur ſelten getan hatte. Es war dies eine Art von offiziellem Abſchiedsdiner, da er mit Deniſow gleich nach dem Epiphaniasfeſte zum Regimente abreiſen ſollte. An dem Diner nahmen gegen zwanzig Perſonen teil, darunter Dolochow und Deniſow.

Niemals hatte ſich im Roſtowſchen Hauſe die Liebesluft und die Atmoſphäre der Verliebtheit ſo ſtark fühlbar gemacht wie in dieſen Feiertagen. „Ergreife den Augenblick des Glückes; mache andere in dich verliebt, und verliebe dich ſelbſt! Das iſt das einzig Wahre in der Welt; alles übrige iſt Torheit. Und das iſt das einzige, womit wir uns hier beſchäftigen," ſagte dieſe Atmoſphäre gleichſam.

Nachdem Nikolai, wie gewöhnlich, zwei Paar Pferde müde gejagt und es doch nicht fertiggebracht hatte, überall vorzuſprechen,

wo er Beſuche zu machen hatte, und wo zu erſcheinen er aufgefordert war, kam er erſt unmittelbar vor dem Diner nach Hauſe. Sowie er eingetreten war, merkte und fühlte er die beſondere Spannung der Liebesatmoſphäre im Hauſe; außerdem aber nahm er wahr, daß zwiſchen einigen Mitgliedern der Tiſchgeſellſchaft eine ſeltſame Verlegenheit herrſchte. Ganz beſonders aufgeregt waren Sonja, Dolochow und die alte Gräfin, etwas weniger Natalſcha. Nikolai ſagte ſich, es müſſe ſich vor Tiſche zwiſchen Sonja und Dolochow etwas begeben haben, und benahm ſich mit dem ihm eigenen Taktgefühle des Herzens während des Diners gegen dieſe beiden außerordentlich zart und rückſichtsvoll. An dieſem ſelben Abend, dem dritten Weihnachtsfeiertage, ſollte bei dem Tanzlehrer Jogel ein Ball ſtattfinden, wie Herr Jogel dergleichen öfter an Feiertagen für alle ſeine dermaligen und früheren Schüler und Schülerinnen zu veranſtalten pflegte.

„Nikolai, kommſt du auch zu Jogel? Bitte, komm doch hin!“ ſagte Natalſcha zu ihm. „Er hat dich noch beſonders einladen laſſen. Waſili Dmitrijewitſch“ (das war Deniſow) „kommt auch mit.“

„Wohin würde ich nicht auf Befehl der Komteſſe gehen!“ ſagte Deniſow, der im Roſtowſchen Hauſe ſcherzhaft Natalſchas Ritter ſpielte. „Ich bin ſogar bereit, den pas de châle zu tanzen.“

„Wenn ich noch Zeit finde!“ erwiderte Nikolai. „Ich habe bei Archarows zugeſagt; die geben heute eine Abendgeſellſchaft ... Und du?“ wandte er ſich an Dolochow. Aber kaum hatte er dieſe Frage geſtellt, ſo merkte er, daß er es nicht hätte tun ſollen.

„Ja, vielleicht ...“ antwortete Dolochow in kaltem, zornigem Tone mit einem Blicke auf Sonja. Dann zog er die Brauen zuſammen und ſah Nikolai mit ganz demſelben Blicke an, mit dem er bei dem Diner im Klub Pierre angeſehen hatte.

„Da ſteckt etwas dahinter," dachte Nikolai und wurde in dieſer Vermutung dadurch noch mehr beſtärkt, daß Dolochow ſogleich nach Tiſch aufbrach. Nikolai rief Nataſcha heraus, die ihm eilig folgte, und fragte ſie, was denn eigentlich vorgefallen ſei.

„Ich hatte ſchon ſelbſt Gelegenheit geſucht, mit dir zu reden," ſagte Nataſcha. „Ich habe es ja gleich geſagt; aber du wollteſt mir nicht glauben!" fuhr ſie triumphierend fort. „Er hat Sonja einen Antrag gemacht."

Wie wenig ſich Nikolai auch in dieſer ganzen Zeit um Sonja gekümmert hatte, ſo hatte er doch, als er dies hörte, eine Empfindung, als ob in ſeinem Innern etwas zerriſſe. Für ein Mädchen wie Sonja, eine Waiſe ohne Mitgift, war Dolochow eine anſtändige, ja in mancher Hinſicht glänzende Partie. Von dem Standpunkte der alten Gräfin und der geſellſchaftlichen Kreiſe aus war es unmöglich, ihm eine abſchlägige Antwort zu erteilen. Und darum war Nikolais erſtes Gefühl, als er von der Sache hörte, eine gewiſſe Erbitterung gegen Sonja. Er ſetzte bereits dazu an, zu ſagen: „Ei, das iſt ja prächtig! Da darf ſie natürlich an ihr kindiſches Verſprechen nicht mehr denken, ſondern muß den Antrag annehmen"; aber er kam nicht dazu, dies auszuſprechen.

„Kannſt du dir das vorſtellen? Sie hat ſeinen Antrag abgelehnt, rundweg abgelehnt!" rief Nataſcha. „Sie hat ihm geſagt, ſie liebe einen andern," fügte ſie nach kurzem Stillſchweigen hinzu.

„Anders konnte auch meine Sonja nicht handeln," dachte Nikolai.

„So ſehr ihr Mama auch zugeredet hat, ſie hat abgelehnt. Und ich weiß, ſie ändert ihren Entſchluß nicht, wenn ſie einmal etwas geſagt hat . . ."

„Alſo Mama hat ihr zugeredet!" ſagte Nikolai vorwurfsvoll.

„Ja," erwiderte Nataſcha. „Weißt du, lieber Nikolai, ſei nicht

böſe; aber ich weiß, du wirſt ſie doch nicht heiraten. Ich weiß (ich kann ſelbſt nicht ſagen, woher ich dieſe Überzeugung habe), aber ich weiß beſtimmt, daß du ſie nicht heiraten wirſt."

„Nun, das kannſt du durchaus nicht wiſſen," antwortete Nikolai. „Aber ich muß mit ihr reden. Was iſt Sonja doch für ein entzückendes Weſen!" fügte er lächelnd hinzu.

„Ja, ſie iſt ein entzückendes Weſen! Ich werde ſie dir herſchicken!"

Natascha küßte ihren Bruder und lief fort.

Einen Augenblick darauf trat Sonja ein, ängſtlich, verlegen und ſchuldbewußt. Nikolai ging auf ſie zu und küßte ihr die Hand. Dies war das erſtemal während dieſer Anweſenheit Nikolais in Moskau, daß ſie unter vier Augen von ihrer Liebe ſprachen.

„Sonja," ſagte er, anfangs ſchüchtern, aber dann immer dreiſter und dreiſter. „Wenn Sie ſeinen Antrag ablehnen, ſo verſcherzen Sie dadurch nicht nur eine glänzende, vorteilhafte Partie; er iſt auch perſönlich ein vortrefflicher Menſch . . . er iſt mein Freund."

Sonja unterbrach ihn.

„Ich habe den Antrag bereits abgelehnt," ſagte ſie haſtig.

„Wenn Sie das mit Rückſicht auf mich getan haben, ſo befürchte ich, daß auf mir . . ."

Sonja unterbrach ihn zum zweiten Male; ſie ſah ihn mit einem flehenden, angſtvollen Blicke an.

„Nikolai, reden Sie nicht ſo zu mir!" bat ſie.

„Doch, doch, ich muß es ſagen. Vielleicht ſieht es wie Arroganz von meiner Seite aus; aber doch iſt es das beſte, alles geradezu zu ſagen. Wenn Sie dieſen Antrag mit Rückſicht auf mich ablehnen, ſo muß ich Ihnen die ganze Wahrheit ſagen. Ich glaube, daß ich Sie mehr liebe, als ich je ein Mädchen geliebt habe . . ."

„Das iſt mir genug!" unterbrach ihn Sonja errötend.

„Aber ich habe mich ſchon tauſendmal verliebt und werde mich

noch tauſendmal verlieben, obwohl ich ein ſolches Gefühl der Freundſchaft, des Vertrauens und der Liebe gegen niemand empfinde wie gegen Sie. Ferner bin ich noch zu jung. Und Mama wünſcht es nicht. Alſo, einfach geſagt, ich kann nichts verſprechen. Und daher bitte ich Sie, über Dolochows Antrag nachzudenken," ſagte er; es koſtete ihn einige Anſtrengung, den Namen ſeines Freundes auszuſprechen.

„Reden Sie nicht ſo zu mir. Ich will nichts. Ich liebe Sie wie einen Bruder, und werde Sie immer ſo lieben, und weiter habe ich keinen Wunſch."

„Sie ſind ein Engel; ich bin Ihrer nicht wert. Ich fürchte nur, einen Irrtum bei Ihnen zu erregen."

Nikolai küßte ihr noch einmal die Hand.

XII

Die Bälle bei Herrn Jogel waren die amüſanteſten in ganz Moskau. Das ſagten die Mütter, wenn ſie ihre Backfiſche beobachteten, die ihre ſoeben eingelernten Pas gewiſſenhaft ausführten; das ſagten auch die Backfiſche ſelbſt ſowie die halbwüchſigen Jünglinge, die bis zum Umfallen tanzten; das ſagten die erwachſenen jungen Mädchen und jungen Herren, die zu dieſen Bällen mit herablaſſender Miene kamen und ſich auf ihnen königlich amüſierten. In dieſem Jahre waren auf dieſen Bällen zwei Ehen zuſtande gekommen. Die beiden hübſchen Prinzeſſinnen Gortſchakow hatten Bewerber gefunden und ſich verheiratet, und das hatte den Ruhm dieſer Bälle noch erhöht. Eine beſondere Eigentümlichkeit dieſer Bälle beſtand darin, daß kein Hausherr und keine Hausfrau dabei vorhanden war; dafür war der gutmütige Herr Jogel da, der wie eine Feder herumflog und überall nach den Regeln der Kunſt ſeine Kratzfüße machte; von

seinen Gästen ließ er sich diese Bälle wie eine Tanzstunde honorieren. Eine weitere Eigentümlichkeit war, daß zu diesen Bällen nur solche Gäste kamen, die tanzen und sich amüsieren wollten, wie das der Wunsch dreizehn- und vierzehnjähriger Mädchen ist, die zum erstenmal lange Kleider tragen. Alle Tänzerinnen, mit seltenen Ausnahmen, waren oder schienen hübsch: so begeistert lächelten sie, und so strahlend leuchteten ihre Augen. Manchmal wurde sogar ein pas de châle von den besten Schülerinnen getanzt, unter denen die allerbeste Natascha war, die sich durch ihre Grazie auszeichnete; aber auf dem heutigen Balle bildeten nur Ecossaisen, Anglaisen und die soeben Mode gewordene Masurka das Programm. Ein Saal war Herrn Jogel in Besuchows Hause zur Verfügung gestellt worden, und der Ball gestaltete sich nach dem einstimmigen Urteile der Besucher außerordentlich schön. Es waren viele hübsche Mädchen da, und die Rostowschen jungen Damen gehörten zu den hübschesten. Beide waren außerordentlich heiter und glücklich. Sonja, stolz auf den ihr von Dolochow gemachten Antrag, auf den Korb, den sie ihm gegeben hatte, und auf ihre Aussprache mit Nikolai, hatte an diesem Abende schon zu Hause den Kopf gar nicht still halten können, so daß das Stubenmädchen die größte Mühe gehabt hatte, ihr die Zöpfe zu flechten, und jetzt strahlte ihr ganzes Gesicht in kaum zu beherrschender Freude.

Natascha, die nicht minder stolz war, weil sie zum ersten Male ein langes Kleid trug und einen richtigen Ball mitmachte, war noch glückseliger. Beide trugen weiße Mullkleider mit rosa Bändern.

Natascha verliebte sich gleich von dem Augenblicke an, wo sie auf den Ball kam. Sie verliebte sich nicht in irgendeinen einzelnen, sondern sie war in alle verliebt. Wen sie gerade ansah, wenn sie um sich blickte, in den verliebte sie sich auch.

Alle Augenblicke kam ſie zu Sonja hingelaufen und ſagte: „Ach, wie ſchön!“

Nikolai und Deniſow gingen im Saale auf und ab und ſahen mit gönnerhafter Freundlichkeit dem Tanze zu.

„Wie allerliebſt ſie iſt; ſie wird einmal eine wirkliche Schönheit werden,“ ſagte Deniſow.

„Wer?“

„Komteſſe Natáſcha,“ antwortete Deniſow.

„Und wie ſie tanzt! Welche Grazie!“ bemerkte er dann wieder nach einer kleinen Pauſe.

„Aber von wem redeſt du denn?“

„Von deiner Schweſter,“ rief Deniſow ärgerlich.

Roſtow lächelte.

„Mein lieber Graf, Sie ſind einer meiner beſten Schüler; Sie müſſen tanzen,“ ſagte der kleine Jogel, zu Nikolai herantretend. „Sehen Sie nur, wieviel hübſche Damen da ſind.“

Dann wandte er ſich mit derſelben Bitte an Deniſow, der ebenfalls früher ſein Schüler geweſen war.

„Nein, liebſter Herr Jogel, ich werde als Wanddekoration wirken,“ erwiderte Deniſow. „Wiſſen Sie denn nicht mehr, wie ſchlecht ich Ihren Unterricht benutzt habe?“

„O nicht doch, nicht doch!“ beeilte ſich Herr Jogel, ihn zu tröſten. „Sie waren nur unachtſam; aber Sie beſaßen ſchöne Anlagen, jawohl, ſehr ſchöne Anlagen.“

Die Muſik begann die neu aufgekommene Maſurka zu ſpielen. Nikolai konnte Herrn Jogel ſeine Bitte nicht abſchlagen und forderte Sonja auf. Deniſow ſetzte ſich zu den alten Damen, ſtützte ſich mit den Armen auf ſeinen Säbel, trat mit dem Fuße den Takt, erzählte etwas Luſtiges, wodurch er die alten Damen zum Lachen brachte, und betrachtete die tanzende Jugend. Herr Jogel und Natáſcha, die ſein Stolz und ſeine beſte Schülerin war,

tanzten als erſtes Paar. Weich und zart auf ſeinen mit Schuhen bekleideten Füßchen dahinhüpfend, flog Herr Jogel mit Natascha, die zwar etwas ängſtlich war, aber ſorgfältig alle Pas ausführte, als erſter durch den Saal. Deniſow verwandte kein Auge von ihr und klopfte mit dem Säbel den Takt, wobei ſeine Miene deutlich ſagte, wenn er nicht ſelbſt tanze, ſo ſei der Grund nur der, daß er nicht wolle, nicht etwa, daß er nicht könne. Mitten in einer Figur rief er den vorbeigehenden Roſtow zu ſich heran.

„Aber das iſt ja ganz falſch!“ ſagte er. „Iſt denn das die polniſche Maſurka? Aber ſie tanzt vorzüglich.“

Da Nikolai wußte, daß Deniſow ſogar in Polen Senſation gemacht hatte durch die Meiſterſchaft, mit der er die polniſche Maſurka tanzte, ſo ging er ſchnell zu Natascha hin.

„Geh und fordere Deniſow auf. Der kann Maſurka tanzen, — wundervoll!“ ſagte er.

Als Natascha wieder an die Reihe kam, ſtand ſie auf und trippelte in ihren mit Schleifen geſchmückten Schuhen ſchüchtern, eilig und ganz allein quer über den Saal nach der Ecke hin, wo Deniſow ſaß. Sie bemerkte, daß alle nach ihr hinblickten und warteten, was da kommen werde. Nikolai ſah, daß Deniſow und Natascha lächelnd miteinander ſtritten, und daß Deniſow ſich zwar weigerte, aber dabei fröhlich lächelte. Er eilte zu ihnen hin.

„Bitte, kommen Sie doch, Waſili Dmitrijewitſch,“ bat Natascha. „Kommen Sie doch, bitte!“

„Ach, dispenſieren Sie mich davon, Komteſſe!“ erwiderte Deniſow.

„Na, ſträube dich doch nicht ſo lange, Waſka,“ ſagte Nikolai.

„Gerade wie dem Kater Waſka[1] wird einem hier zugeredet!“ antwortete Deniſow ſcherzend.

[1] Waſka iſt der Koſename und Lockruf für dieſe Tiere. Anmerkung des Überſetzers.

„Ich will Ihnen dafür auch einen ganzen Abend lang ſingen," ſagte Nataſcha.

„So eine Zauberin! Alles kann ſie mit mir aufſtellen!" erwiderte Deniſow und hakte ſich den Säbel ab.

Er trat aus den Stühlen heraus, ergriff ſeine Dame feſt bei der Hand, hob den Kopf in die Höhe, ſetzte den einen Fuß ſeitwärts und wartete ſo auf den Takt. Nur wenn er zu Pferde ſaß, und wenn er Maſurka tanzte, fiel Deniſows Kleinheit nicht auf; er erſchien dann als der flotte, ſchneidige Mann, als den er ſich ſelbſt fühlte. Auf den Takt wartend, blickte er von der Seite mit neckiſcher Siegermiene ſeine Dame an, ſtampfte plötzlich mit dem einen Fuße auf, ſprang elaſtiſch wie ein Ball vom Boden in die Höhe und flog in einer Kreisbahn durch den Saal, indem er ſeine Dame mit ſich zog. So jagte er unhörbar auf einem Beine um die Hälfte des Saales; er ſah anſcheinend gar nicht die vor ihm ſtehenden Stühle und ſtürmte gerade auf ſie los; aber auf einmal machte er, mit den Sporen gegen den Boden ſtoßend und die Beine ſpreizend, auf den Hacken halt, ſtand ſo eine Sekunde lang, ſtampfte unter gewaltigem Sporenklirren mit den Beinen auf einem Flecke umher, drehte ſich ſchnell herum und flog, mit dem linken Beine gegen das rechte ſchlagend, wieder im Kreiſe dahin. Nataſcha erriet alles, was er zu tun beabſichtigte, und folgte ihm, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, indem ſie ſich ihm ganz überließ. Bald wirbelte er ſie entweder an der rechten oder an der linken Hand herum; bald ließ er ſie, vor ihr niederkniend, um ſich einen Kreis beſchreiben und ſprang dann wieder auf und ſtürmte mit ſolchem Ungeſtüm vorwärts, als ob er vorhätte, ohne Atem zu holen, durch alle Zimmer hindurchzurennen; bald blieb er plötzlich wieder ſtehen und fing wieder eine neue, unerwartete Tour an. Als er ſchließlich ſeine Dame vor ihrem Platze flink herumgeſchwenkt, ſporenklirrend die Hacken zuſammengeſchlagen

und ſich vor ihr verbeugt hatte, da war Natascha ſo benommen, daß ſie nicht einmal einen Knicks vor ihm machte. Mit ſtaunender Verwunderung richtete ſie die Augen auf ihn und lächelte, als ob ſie ihn gar nicht wiedererkennte.

„Was war das nur?“ ſagte ſie vor ſich hin.

Obwohl Herr Jogel dieſe Maſurka nicht als die richtige anerkennen wollte, waren doch alle von Deniſows Meiſterſchaft entzückt; die Damen forderten ihn fortwährend auf, und die älteren Herren begannen lächelnd über Polen und die gute alte Zeit zu reden. Deniſow, der von der Maſurka ganz rot geworden war und ſich mit dem Taſchentuche das Geſicht wiſchte, ſetzte ſich zu Natascha und wich während des ganzen übrigen Balles nicht von ihrer Seite.

XIII

Roſtow bekam an den beiden darauf folgenden Tagen Dolochow weder in ſeinem Elternhauſe zu ſehen, noch traf er ihn, als er ihn aufſuchen wollte, zu Hauſe; am dritten Tage erhielt er von ihm einen kurzen Brief:

„Da ich aus dem Dir bekannten Grunde in eurem Hauſe nicht mehr zu verkehren beabſichtige und zur Armee abgehe, ſo gebe ich heute abend meinen Freunden einen kleinen Abſchiedsſchmaus; komm in den Engliſchen Hof.“

So fuhr denn Roſtow an dieſem Abende vom Theater aus, wo er mit den Seinigen und Deniſow geweſen war, gegen zehn Uhr nach dem genannten Hotel. Er wurde ſogleich nach dem großen Zimmer geführt, das Dolochow für dieſe Nacht gemietet hatte; es war das beſte des Hotels. Hier drängten ſich etwa zwanzig Menſchen um einen Tiſch, an welchem zwiſchen zwei Kerzen Dolochow ſaß. Auf dem Tiſche lagen Goldſtücke und Banknoten, und Dolochow hielt die Bank. Da Nikolai ihn ſeit dem Heirats-

antrage und Sonjas abſchlägiger Antwort noch nicht wiedergeſehen hatte, ſo geriet er bei dem Gedanken, wie die Wiederbegegnung wohl ausfallen werde, in Verlegenheit.

Dolochows heller, kalter Blick traf den eintretenden Roſtow, als dieſer noch in der Tür war, wie wenn Dolochow ſchon lange auf ihn gewartet gehabt hätte.

„Wir haben uns lange nicht geſehen," ſagte er. „Ich danke dir, daß du gekommen biſt. Ich halte nur noch ein Weilchen Bank; dann kommt der Zigeuner Ilja mit ſeinem Sängerchore."

„Ich hatte dich beſuchen wollen, habe dich aber nicht zu Hauſe getroffen," erwiderte Roſtow errötend.

Dolochow antwortete nicht darauf.

„Du kannſt pointieren," ſagte er.

Roſtow erinnerte ſich in dieſem Augenblicke eines ſonderbaren Geſpräches, das er einmal mit Dolochow gehabt hatte. „Nur Dummköpfe ſpielen auf gut Glück," hatte Dolochow damals geſagt.

„Oder fürchteſt du dich, mit mir zu ſpielen?" fragte jetzt Dolochow, als ob er Roſtows Gedanken erraten hätte, und lächelte dabei.

An der Art dieſes Lächelns erkannte Roſtow, daß Dolochow ſich in derſelben Gemütsſtimmung befand wie damals bei dem Diner im Klub und auch ſonſt manchmal, wenn er, anſcheinend gelangweilt durch das alltägliche Leben, für nötig hielt, ſich durch irgendeine ſonderbare, meiſtens grauſame Tat von dieſer Langenweile zu befreien.

Roſtow hatte eine unbehagliche Empfindung; er ſuchte nach einem Scherze, mit dem er auf Dolochows Frage antworten könnte, fand aber nicht ſofort etwas Paſſendes. Aber ehe er noch damit zurechtgekommen war, ſagte Dolochow, indem er ihm

gerade ins Geſicht blickte, langſam und nachdrücklich zu ihm, ſo daß es alle hören konnten:

„Erinnerſt du dich wohl, ich ſprach einmal mit dir über das Spiel. Ein Dummkopf, wer auf gut Glück ſpielen will; beim Spiel muß man ſeiner Sache gewiß ſein. Ich will es einmal damit verſuchen."

„Womit will er es verſuchen?" dachte Roſtow. „Mit dem guten Glücke oder mit der Gewißheit?"

„Spiele lieber nicht!" fügte Dolochow noch hinzu. Dann ſchlug er mit einem Spiel Karten, von dem er ſoeben die Enveloppe abgeriſſen hatte, auf den Tiſch und rief: „Bank, meine Herren!"

Er ſchob das Geld weiter nach vorn und begann die Karten abzuziehen. Roſtow ſaß neben ihm und ſpielte anfangs nicht mit. Dolochow blickte ihn an.

„Warum ſpielſt du denn nicht?" fragte er ihn.

Und ſonderbar: Nikolai fühlte eine Art von heftigem Drang, eine Karte zu nehmen, eine unbedeutende Summe darauf zu ſetzen und mitzuſpielen.

„Ich habe kein Geld bei mir," erwiderte er.

„Ich kreditiere dir!"

Roſtow ſetzte fünf Rubel auf eine Karte und verlor; er ſetzte noch einmal und verlor wieder. Dolochow ſchlug (d. h. gewann) zehn Karten Roſtows hintereinander.

„Meine Herren," ſagte Dolochow, nachdem er eine Zeitlang eine Karte nach der andern abgezogen hatte, „ich bitte Sie, das Geld auf die Karten zu legen; ſonſt kann ich mich in der Berechnung irren."

Einer der Spieler erwiderte, er, der Redende, habe doch hoffentlich ſo viel Kredit.

„Kredit haben Sie ſchon; aber ich fürchte, mich zu irren. Ich

bitte Sie, das Geld auf die Karten zu legen," antwortete Dolochow. „Du aber geniere dich gar nicht, wenn du auch nichts bei dir haſt," fügte er, zu Roſtow gewendet, hinzu. „Wir beide rechnen nachher miteinander ab."

Das Spiel nahm ſeinen Fortgang; ein Diener präſentierte unaufhörlich Champagner herum.

Alle Karten Roſtows wurden geſchlagen, und es waren ihm bereits etwa achthundert Rubel als Schuld angeſchrieben. Er hatte gerade auf eine Karte als Einſatzbezeichnung achthundert Rubel geſchrieben; aber während ihm Champagner präſentiert wurde, beſann er ſich eines anderen und ſchrieb wieder ſeinen gewöhnlichen Satz, zwanzig Rubel, hin.

„Laß doch ſtehen," ſagte Dolochow, obwohl er anſcheinend gar nicht nach Roſtow hingeſehen hatte. „Du kannſt dann leichter wiedergewinnen. Allerdings: gegen andere verliere ich, und deine Karten ſchlage ich fortwährend. Vielleicht fürchteſt du dich vor mir?" fragte er noch einmal.

Roſtow gehorchte, blieb bei der Zahl achthundert und ſetzte auf eine Coeur-Sieben mit einer abgeriſſenen Ecke, die er vom Fußboden aufgehoben hatte. An das Ausſehen dieſer Karte erinnerte er ſich in ſpäteren Zeiten ganz genau. Er beſetzte dieſe Coeur-Sieben, indem er mit einem Stückchen Kreide die Zahl achthundert mit rundlichen, geradeſtehenden Ziffern daraufſchrieb, trank das ihm gereichte, ſchon etwas warm gewordene Glas Champagner aus und beantwortete Dolochows Frage mit einem Lächeln; dann blickte er nach Dolochows Händen, in denen dieſer ein Päckchen Karten hielt, und wartete mit faſt erſterbendem Herzſchlage auf eine Sieben. Ob die Sieben gewann oder verlor, das war für Roſtow von der allergrößten Bedeutung. Am Sonntag der vergangenen Woche hatte Graf Ilja Andrejewitſch ſeinem Sohne zweitauſend Rubel gegeben, und er, in deſſen Art

es ſonſt nie lag, über pekuniäre Schwierigkeiten zu ſprechen, hatte ihm geſagt, dieſes Geld ſei nun das letzte bis zum Mai, und er müſſe ihn daher bitten, diesmal recht ökonomiſch damit umzugehen. Nikolai hatte geantwortet, er habe auch daran überreichlich und gebe ſein Ehrenwort, vor dem Frühjahr kein Geld mehr zu verlangen. Jetzt hatte er von dieſem Gelde noch zwölfhundert Rubel zu Hauſe übrig. Folglich bedeutete ein Fehlſchlagen der Coeur-Sieben für ihn nicht nur einen Verluſt von ſechzehnhundert Rubeln, ſondern auch die Notwendigkeit, dem gegebenen Worte untreu zu werden. Mit angſterfülltem Herzen blickte er nach Dolochows Händen und dachte: „Na, laß mich ſchnell auf dieſe Karte gewinnen, und ich nehme meine Mütze und fahre nach Hauſe und eſſe mit Deniſow, Nataſcha und Sonja Abendbrot und nehme ganz beſtimmt nie wieder eine Karte in meine Hände.“ In dieſem Augenblicke trat ihm ſein häusliches Leben, die Späßchen mit ſeinem kleinen Bruder Peter, die Geſpräche mit Sonja, die Duette mit Nataſcha, die Pikettpartien mit ſeinem Vater und ſogar ſein ruhiges Bett in dem Hauſe in der Powarſkaja-Straße mit ſolcher Kraft, Klarheit und verlockenden Schönheit vor die Seele, als ob das alles ein längſt vergangenes, verlorenes, unſchätzbares Glück wäre. Er konnte es gar nicht für möglich halten, daß ein dummer Zufall, der eine Sieben früher nach rechts als nach links fallen ließe, ihn dieſes ganzen Glückes, das ihm ſoeben neu zum Verſtändnis gekommen war und ihm nun in ſo ſchöner Beleuchtung erſchien, berauben und ihn in den Abgrund eines Unglücks, wie er es noch nie erlitten, eines gar nicht zu ermeſſenden Unglücks hinabſchleudern ſollte. Das konnte doch nicht ſein; aber dennoch verfolgte er bange jede Handbewegung Dolochows. Dieſe breitknochigen, roten Hände, mit der ſtarken Behaarung, die aus den Hemdärmeln ſichtbar wurde, legten jetzt das Kartenpäckchen hin und griffen nach dem

Champagnerglaſe, das ihm präſentiert wurde, und nach der Pfeife.

„Alſo du fürchteſt dich nicht, mit mir zu ſpielen?“ fragte Dolochow noch einmal, und als wenn er eine luſtige Geſchichte erzählen wollte, legte er ſich an die Rücklehne des Stuhles zurück und ſagte langſam mit einem Lächeln um die Lippen:

„Ja, meine Herren, ich habe gehört, daß in Moskau das Gerücht verbreitet iſt, ich wäre ein Falſchſpieler; daher rate ich Ihnen, mir gegenüber vorſichtig zu ſein.“

„Na, zieh doch weiter ab!“ ſagte Roſtow.

„O, dieſe Moskauer Klatſchſchweſtern!“ fügte Dolochow noch hinzu und griff dann lächelnd wieder nach den Karten.

„Oh, oh, oh!“ ſtöhnte Roſtow, beinah ſchreiend, und hob beide Hände zu ſeinen Haaren in die Höhe. Die Sieben, die er ſo notwendig brauchte, hatte ganz oben gelegen, als erſte Karte in dem Päckchen. Er hatte mehr verloren, als er bezahlen konnte.

„Aber reiß dir nur nicht die Haare aus!“ ſagte Dolochow mit einem flüchtigen Blick nach Roſtow hin und fuhr fort, die Karten abzuziehen.

XIV

Nach anderthalb Stunden betrachteten die meiſten Spieler ihr eigenes Spiel nur noch als Nebenſache; das ganze Intereſſe konzentrierte ſich allein auf Roſtow. Seine Schuld betrug nicht mehr ſechzehnhundert Rubel, ſondern es war ihm eine lange Zahlenreihe angeſchrieben. Bis zehntauſend hatte er ſie zuſammengezählt; jetzt hatte er die undeutliche Vorſtellung, ſie möchte wohl ſchon auf fünfzehntauſend angewachſen ſein; aber in Wirklichkeit überſtieg ſeine Schuld ſchon zwanzigtauſend Rubel. Dolochow hörte nicht mehr zu, was die anderen erzählten, und erzählte ſelbſt nichts mehr; er verfolgte jede Bewegung, die

Roſtow mit den Händen machte, und warf ab und zu einen ſchnellen Blick auf deſſen Schuldenverzeichnis. Er hatte ſich vorgenommen, das Spiel ſo lange fortzuſetzen, bis Roſtows Schuld auf dreiundvierzigtauſend angewachſen ſein würde. Dieſe Zahl hatte er deswegen gewählt, weil dreiundvierzig als Summe herauskam, wenn er ſeine und Sonjas Lebensjahre addierte. Roſtow ſaß, den Kopf auf beide Arme geſtützt, an dem vollgeſchriebenen, mit Wein begoſſenen, mit Karten bedeckten Tiſche. Das eine qualvolle Gefühl wurde er nicht los: dieſe breitknochigen, roten Hände mit der ſtarken Behaarung, die aus den Hemdärmeln ſichtbar wurde, dieſe Hände, die er zugleich liebte und haßte, hielten ihn in ihrer Gewalt.

„Sechshundert Rubel, As, Paroli, die Neun ... Den Verluſt wieder einzubringen, iſt unmöglich! ... Und wie vergnügt hätte ich zu Hauſe ſein können ... Der Bube auf paix ... Es iſt ja gar nicht möglich! ... Warum tut er mir das nur an?" dachte Roſtow und ſuchte in ſeinem Gedächtniſſe. Manchmal beſetzte er eine Karte außerordentlich hoch; aber Dolochow weigerte ſich, einen ſolchen Einſatz zu akzeptieren, und beſtimmte ſelbſt einen niedrigeren. Nikolai fügte ſich ihm und betete bald zu Gott, wie er es auf dem Kampfplatze an der Ennsbrücke getan hatte; bald machte er ſich ein Orakel zurecht, daß diejenige Karte, die ihm aus einem Haufen verbogener Karten unter dem Tiſche zuerſt in die Hände komme, ihn retten werde; bald zählte er, wieviel Schnüre er an ſeiner Huſarenjacke hatte, und beſetzte eine Karte, die die gleiche Augenzahl aufwies, mit dem Betrage ſeines letzten Verluſtes; bald blickte er, gleichſam um Hilfe flehend, die Mitſpieler an; bald betrachtete er das jetzt völlig kalt erſcheinende Geſicht Dolochows und bemühte ſich zu ergründen, was in deſſen Innerm vorging.

„Er weiß doch, was dieſer Verluſt für mich zu bedeuten hat;

kann er denn wirklich meinen Ruin wollen? Er war ja doch mein Freund; ich habe ihn ja geliebt ... Aber auch er kann nichts dafür; was soll er machen, wenn das Glück ihn begünstigt? Und auch ich trage keine Schuld," sagte er zu sich selbst. „Ich habe nichts Böses getan. Habe ich etwa jemand ermordet, jemand beleidigt, jemandem Übles gewünscht? Womit habe ich denn dieses furchtbare Unglück verdient? Und wann hat es angefangen? Es ist noch gar nicht so lange her, da trat ich an diesen Tisch heran in der Absicht, hundert Rubel zu gewinnen, für meine Mama die Schatulle zu kaufen, die ihr so gefallen hat, und wieder nach Hause zu fahren. Ich war so glücklich, so frei, so froh! Und ich wußte damals nicht einmal, wie glücklich ich war! Wann hat denn das aufgehört, und wann hat dieser neue, furchtbare Zustand begonnen? Durch welches Merkmal war dieser Umschwung gekennzeichnet? Ich habe immer ebenso auf diesem Platze an diesem Tische gesessen und ebenso Karten ausgesucht und Karten gezogen und nach diesen breitknochigen, gewandten Händen hingeblickt. Wann hat sich das denn vollzogen, und was hat sich eigentlich vollzogen? Ich bin gesund und kräftig und immer noch derselbe, der ich war, und befinde mich immer noch auf demselben Platze. Nein, es kann nicht sein! Das Ganze wird sich in nichts auflösen!"

Er war rot geworden und in Schweiß geraten, obwohl es im Zimmer nicht heiß war. Sein Gesicht bot einen furchtbaren, kläglichen Anblick, namentlich infolge des vergeblichen Bemühens, ruhig zu scheinen.

Seine Schuld war nun ungefähr bis auf die verhängnisvolle Zahl von Dreiundvierzigtausend gestiegen. Rostow war gerade dabei, eine Karte zurechtzumachen, mit der er ein Paroli von soeben gewonnenen dreitausend Rubeln bieten wollte, da schlug Dolochow mit dem Spiel Karten auf den Tisch, legte es hin, er-

griff die Kreide und begann schnell mit seiner deutlichen, kräftigen Handschrift, unter der die Kreide zerbröckelte, Rostows Schuld zusammenzuzählen.

„Soupieren, soupieren! Es ist Zeit! Da sind auch die Zigeuner!" rief er.

Und wirklich traten bereits eine Anzahl von Männern und Frauen mit dunklen Gesichtern aus der Kälte herein und sagten etwas mit ihrer zigeunerhaften Aussprache. Nikolai sah, daß alles zu Ende war; aber er sagte in gleichmütigem Tone:

„Nun? Willst du nicht mehr? Und ich machte gerade eine so schöne Karte zurecht!" Er tat, als interessiere ihn vor allem der Reiz des Spieles selbst.

„Es ist alles zu Ende; ich bin verloren!" dachte er. „Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig als eine Kugel vor den Kopf." Aber gleichzeitig sagte er in heiterem Tone:

„Na, noch eine Karte!"

„Gut," antwortete Dolochow, der mit der Addition fertig war, „gut! Um diese einundzwanzig Rubel," sagte er und wies auf die Zahl Einundzwanzig, welche einen Überschuß über die runde Zahl Dreiundvierzigtausend bildete. Er nahm das Spiel Karten zur Hand und machte sich bereit, die Karten abzuziehen. Rostow bog gehorsam die Ecke zurück und schrieb statt der ursprünglich beabsichtigten Zahl Sechstausend sorgfältig die Zahl Einundzwanzig hin.

„Das ist mir ganz gleich," sagte er dabei. „Mich interessiert es nur, zu wissen, ob diese Zehn gewinnen oder verlieren wird."

Dolochow begann ganz ernst, die Karten abzuziehen. O, wie haßte Rostow in diesem Augenblicke diese roten Hände mit den kurzen Fingern und der starken Behaarung, die aus den Hemdärmeln sichtbar wurde, diese Hände, die ihn in ihrer Gewalt hielten ... Die Zehn gewann.

„Sie sind mir dreiundvierzigtausend Rubel schuldig, Graf," sagte Dolochow, stand vom Tische auf und reckte die Glieder. „Man wird doch ganz müde von dem langen Sitzen," fügte er hinzu.

„Ja, ich bin auch recht müde," antwortete Rostow.

Dolochow unterbrach ihn, wie wenn er ihm bemerklich machen wollte, daß es sich für ihn nicht schicke, so zu scherzen.

„Wann befehlen Sie, daß ich das Geld in Empfang nehme, Graf?" fragte er.

Rostow wurde dunkelrot und rief Dolochow in ein anderes Zimmer.

„Ich bin nicht imstande, das Ganze sofort zu bezahlen; du wirst ja doch einen Wechsel von mir annehmen," sagte er.

„Höre mal, Rostow," erwiderte Dolochow, der ganz unverhohlen lächelte und ihm gerade ins Gesicht blickte, „du kennst das Sprichwort: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel. Deine Cousine liebt dich; das weiß ich."

„O, es ist furchtbar, sich so in der Gewalt dieses Menschen zu fühlen," dachte Rostow. Er wußte, welch ein Schlag die Nachricht von diesem Spielverluste für seinen Vater und für seine Mutter sein werde; er wußte, welch ein Glück es für ihn sein würde, all dieser Scham und all diesem Kummer zu entgehen; und er wußte, daß Dolochow sich bewußt war, ihn von alledem befreien zu können; — und nun machte es diesem Menschen noch Vergnügen, mit ihm zu spielen wie die Katze mit der Maus.

„Deine Cousine . . ." wollte Dolochow weiterreden, aber Nikolai unterbrach ihn:

„Meine Cousine hat hiermit nichts zu schaffen, und über sie ist hier nicht zu reden!" schrie er wütend.

„Also wann kann ich das Geld in Empfang nehmen?" fragte Dolochow.

„Morgen," antwortete Rostow und verließ das Zimmer.

XV

Zu ſagen: „Morgen“ und dabei den Ton des Anſtandes zu bewahren, das war nicht ſchwer; aber dann nach Hauſe zu fahren, die Schweſtern, den Bruder, die Mutter und den Vater wiederzuſehen, das Geſchehene zu bekennen und um Geld zu bitten, das er nach dem gegebenen Ehrenworte nicht beanſpruchen konnte, das war furchtbar.

Zu Hauſe fand er ſeine Angehörigen noch munter. Die Jugend des Roſtowſchen Hauſes ſaß nach der Rückkehr aus dem Theater und nach dem Abendeſſen am Klavier. Sowie Nikolai in den Saal trat, umfing ihn jene poetiſche Liebesatmoſphäre, die in dieſem Winter im Hauſe herrſchte und ſich jetzt nach Dolochows Antrage und dem Balle bei Jogel anſcheinend über Sonjas und Nataſchas Häuptern, wie die Luft vor einem Gewitter, noch mehr verdichtet hatte. Sonja und Nataſcha ſtanden in den blauen Kleidern, mit denen ſie im Theater geweſen waren, am Klavier, glücklich und lächelnd, ein paar hübſche Erſcheinungen, die ſich auch ihres hübſchen Ausſehens bewußt waren. Wjera ſpielte mit Schinſchin im Salon Schach. Die alte Gräfin, die auf ihren Sohn und auf ihren Mann wartete, war ebendort damit beſchäftigt, zuſammen mit einer alten adligen Dame, die bei ihnen im Hauſe wohnte, Patience zu legen. Deniſow ſaß mit blitzenden Augen und wild zerzauſtem Haare, das eine Bein nach hinten zurückgeſtellt, am Klavier, ſchlug mit ſeinen kurzen Fingern auf die Taſten, griff Akkorde und ſang unter ſtarker Verdrehung der Augen mit ſeiner nicht beſonders ſtarken, heiſeren, aber richtig treffenden Stimme ein von ihm verfaßtes Gedicht: „Die Zauberin“, zu dem er eine Melodie zu finden bemüht war.

„O holde Zauberin, welch neuer Drang
Treibt zur Muſik mich, die mir fremd ſchon lang?

Das wirkt die Glut, die du in mir entzündet,
Und die in Liedern ſich und Tönen kündet."

So ſang er mit leidenſchaftlichem Ausdruck und blitzte die erſchrockene, aber glückſelige Natascha mit ſeinen ſchwarzen Achataugen an.

„Ausgezeichnet! Ganz prachtvoll!" rief Natascha. „Nun noch die zweite Strophe!" Sie hatte Nikolais Eintreten nicht bemerkt.

„Bei ihnen iſt alles wie immer," dachte Nikolai, indem er auch in den Salon ſah, wo er Wjera und ſeine Mutter nebſt der alten Dame erblickte.

„Ah, da iſt ja auch Nikolai!" rief Natascha und lief auf ihn zu.

„Iſt Papa ſchon zu Hauſe?" fragte er.

„Wie freue ich mich, daß du gekommen biſt!" ſagte Natascha, ohne auf ſeine Frage zu antworten. „Wir ſind hier ſo vergnügt. Waſili Dmitrijewitſch bleibt, um mir einen Gefallen zu tun, noch einen Tag länger hier; weißt du es ſchon?"

„Nein, Papa iſt noch nicht nach Hauſe gekommen," ſagte Sonja.

„Nikolai, biſt du da? Komm doch her zu mir, mein lieber Junge!" rief die Mutter aus dem Salon.

Nikolai ging zur Mutter hin, küßte ihr die Hand, ſetzte ſich ſchweigend zu ihr an den Tiſch und blickte nach ihren Händen hin, die die Karten bald an dieſen, bald an jenen Platz legten. Vom Saale her erſcholl Lachen und luſtiges Reden; man konnte merken, daß die andern beiden auf Natascha einredeten.

„Na, ſchön, ſchön!" rief Deniſow. „Jetzt können Sie ſich nun nicht mehr weigern. Sie ſind uns die Barkarole ſchuldig, und ich bitte Sie inſtändig, ſie nun zu ſingen."

Die Gräfin blickte ihren ſchweigſamen Sohn an.

„Was iſt dir?" fragte ſie ihn.

„Ach, gar nichts," antwortete er, als wenn ihm dieſe ſich immer

wiederholende Frage schon langweilig würde. „Kommt Papa bald?"

„Ich meine wohl."

„Bei ihnen ist alles wie immer. Sie ahnen nichts! Wo soll ich nur bleiben?" dachte Nikolai und ging wieder in den Saal, wo das Klavier stand.

Sonja saß am Klavier und schickte sich an, das Vorspiel der Barkarole zu spielen, an welcher Denisow besonderes Gefallen fand. Natascha machte sich bereit, zu singen. Denisow betrachtete sie mit entzückten Augen.

Nikolai begann im Saale auf und ab zu gehen.

„Was hat er bloß davon, sie zum Singen zu veranlassen! Ihr Singen hat ja keinen Wert. Da ist doch kein Vergnügen dabei," dachte Nikolai.

Sonja griff den ersten Akkord des Vorspiels.

„O Gott, ich bin ein verlorener, ein ehrloser Mensch. Eine Kugel vor den Kopf, das ist das einzige, was mir übrigbleibt. Was soll ich mit Gesang!" dachte Nikolai. „Soll ich weggehen? Aber wohin? Es ist ja alles ganz gleich; mögen sie meinetwegen singen!"

Nikolai fuhr fort, mit finsterer Miene im Saale auf und ab zu gehen, und blickte nach Denisow und den jungen Mädchen hin, vermied es aber, ihren Blicken zu begegnen.

„Was fehlt Ihnen denn, lieber Nikolai?" schien Sonjas auf ihn gerichteter Blick zu fragen. Sie hatte sofort gesehen, daß ihm etwas zugestoßen war.

Nikolai wandte sich von ihr ab. Natascha mit ihrem scharfen Spürsinn hatte ebenfalls den Gemütszustand ihres Bruders unverzüglich bemerkt. Bemerkt hatte sie ihn; aber ihr selbst war in diesem Augenblicke so fröhlich zumute, sie war so himmelweit von Gram, Kummer und Reue entfernt, daß sie (wie das bei jungen

Leuten nicht selten vorkommt) sich absichtlich selbst täuschte. „Nein, ich bin jetzt zu vergnügt, als daß ich mir meine fröhliche Stimmung durch das Mitleid mit fremdem Kummer verderben möchte," das war ihre Empfindung, und sie sagte sich: „Nein, ich irre mich gewiß; er ist wohl ebenso vergnügt wie ich."

„Nun, Sonja!" sagte sie und ging ganz in die Mitte des Saales, wo ihrer Meinung nach die Akustik am besten war.

Sie hob den Kopf in die Höhe und ließ die Arme wie leblos herunterhängen, in der Art, wie es die Ballettänzerinnen tun; dann trat sie mit einer energischen Bewegung von den Hacken auf die Zehenspitzen, ging so in der Mitte des Saales ein wenig umher und blieb stehen.

„Sehen Sie wohl, was ich kann?" schien sie als Antwort auf den entzückten Blick Denisows zu sagen, der jede ihrer Bewegungen verfolgte.

„Worüber freut sie sich nur!" dachte Nikolai, indem er seine Schwester anblickte. „Daß sie dieses Treibens nicht überdrüssig wird und sich seiner nicht schämt!"

Natascha setzte mit der ersten Note ein; ihre Kehle weitete sich, die Brust trat heraus, die Augen nahmen einen ernsten Ausdruck an. Sie dachte in diesem Augenblicke an niemand und an nichts, und ihrem zu einem Lächeln zurechtgelegten Munde entströmten Töne, wie sie schließlich mit den gleichen Pausen und Intervallen ein jeder hervorbringen kann, die uns aber in tausend Fällen kalt lassen, um uns im tausendundersten zu erschüttern und zu Tränen zu rühren.

In diesem Winter hatte Natascha zum erstenmal ernstliche Gesangstudien betrieben, und namentlich deswegen, weil Denisow von ihrem Gesange entzückt war. Sie sang nun nicht mehr in kinderhafter Weise, ihr Gesang wies nicht mehr jenen komisch wirkenden Eifer auf wie früher; aber sie sang noch nicht gut, wie

das alle Sachkundigen ſagten, die ſie ſingen hörten. „Eine noch nicht ausgebildete, aber recht ſchöne Stimme," ſagten alle. Aber ſie ſagten das gewöhnlich erſt eine ziemliche Weile, nachdem ihre Stimme verſtummt war. Solange dieſe unausgebildete Stimme mit dem unregelmäßigen Atemholen und den gezwungenen Übergängen ertönte, ſagten ſelbſt die Sachkundigen nichts und überließen ſich lediglich dem Genuſſe dieſer unausgebildeten Stimme und wünſchten weiter nichts, als ſie recht lange zu hören. In ihrer Stimme lag eine mädchenhafte Unberührtheit, eine Unkenntnis der eigenen Kraft und eine noch von keiner Ausbildung beeinflußte ſamtene Weichheit, Eigenſchaften, die mit dem Mangel an eigentlicher Kunſtfertigkeit ſo innig verſchmolzen waren, daß es unmöglich ſchien, etwas an dieſer Stimme zu ändern, ohne ſie zu verderben.

„Was iſt denn mit ihr?" dachte Nikolai, als er ihre Stimme hörte, und öffnete weit die Augen. „Was iſt mit ihr vorgegangen?" dachte er. Und plötzlich verlor die ganze Welt für ihn jedes Intereſſe, und all ſein Denken konzentrierte ſich auf die Erwartung der folgenden Note, der folgenden muſikaliſchen Phraſe, und alles in der Welt ordnete ſich in drei Taktteile: „Oh, mio crudele affetto ... Eins, zwei, drei ... eins, zwei, drei ... eins ... Oh, mio crudele affetto ... Eins, zwei, drei ... eins. Ach, wie töricht iſt unſer ganzes Leben!" dachte Nikolai. „All dieſe Dinge: Unglück und Geld und Dolochow und Bosheit und Ehre, das iſt ja alles nur dummes Zeug ... aber hier, das iſt das Wahre, das Richtige ... Brav, Natascha, du Liebe, Gute! ... Wie ſie wohl dieſes H herausbringen wird? Gut getroffen! Gott ſei Dank!" Dabei hatte er ſelbſt (ohne ſich deſſen bewußt zu werden, daß er mitſang), um dieſes H zu verſtärken, in der zweiten Stimme die Terz dieſer hohen Note geſungen. „O Gott, wie ſchön! Habe ich es wirklich getroffen? Welch ein Glück!" dachte er.

O, in wie ſchönen Schwingungen bebte dieſe Terz, und wie begann alles, was in Roſtows Seele Gutes vorhanden war, ſich zu regen! Und dieſe gute Regung hatte mit der ganzen Welt nichts zu tun und war höher und edler als die ganze Welt. „Was ſind dagegen Spielverluſte und Menſchen wie Dolochow und Ehrenworte! Alles nur dummes Zeug! Man kann Mord und Diebſtahl begehen und doch glücklich ſein ...“

XVI

Seit langer Zeit hatte Roſtow keinen ſo hohen Genuß von der Muſik gehabt wie an dieſem Tage. Aber ſowie Natascha ihre Barkarole zu Ende geſungen hatte, kam ihm die Wirklichkeit wieder zum Bewußtſein. Ohne ein Wort zu ſagen, verließ er den Saal und ging hinunter nach ſeinem Zimmer. Eine Viertelſtunde ſpäter kam der alte Graf, vergnügt und zufrieden, aus dem Klub nach Hauſe. Sobald Nikolai ihn kommen hörte, ging er zu ihm.

„Nun, wie iſt's? Haſt du dich gut amüſiert?“ fragte Ilja Andrejewitſch und lächelte ſeinem Sohne mit ſtolzer Vaterfreude zu.

Nikolai wollte ſchon ja ſagen; aber er vermochte es nicht: er war nahe daran, loszuſchluchzen. Der Graf rauchte eine Pfeife an und bemerkte den Zuſtand ſeines Sohnes nicht.

„Ach was, es muß ſein!“ dachte Nikolai mit raſchem Entſchluſſe. Und ſchnell ſagte er in einem ganz nachläſſigen Tone, bei dem er ſich ſelbſt garſtig und abſcheulich vorkam, wie wenn er um die Kutſche zu Fahrten in der Stadt bäte, zu ſeinem Vater:

„Papa, ich komme mit einem Anliegen zu Ihnen. Ich hätte es beinahe vergeſſen. Ich brauche Geld.“

„Na, ſieh einmal an!“ ſagte der Vater, der ſich in beſonders

heiterer Stimmung befand. „Das hatte ich mir doch gleich gedacht, daß du nicht auskommen würdeſt. Haſt du viel nötig?"

„Sehr viel," antwortete Nikolai errötend und mit einem dummen, läſſigen Lächeln, das er ſich nachher lange nicht verzeihen konnte. „Ich habe ein bißchen im Spiel verloren, das heißt, eigentlich viel, ſogar ſehr viel, dreiundvierzigtauſend Rubel."

„Was? An wen? ... Du ſcherzeſt!" rief der Graf, deſſen Hals und Nacken ſich auf einmal wie beim Schlagfluſſe mit dunkler Röte bedeckten, wie das bei alten Leuten nicht ſelten vorkommt.

„Ich habe verſprochen, morgen zu zahlen," ſagte Nikolai.

„Oh, oh!" ſtöhnte der alte Graf, breitete entſetzt die Arme auseinander und ſank kraftlos auf das Sofa nieder.

„Was iſt zu machen? So etwas paſſiert ja ſchließlich jedem," ſagte der Sohn in leichtfertigem, dreiſtem Tone, während er ſich in ſeinem Herzen als einen nichtswürdigen Schurken betrachtete, der in ſeinem ganzen Leben ſein Verbrechen nicht mehr werde gutmachen können. Es drängte ihn, ſeinem Vater die Hände zu küſſen, ihn auf den Knien um Verzeihung zu bitten; aber trotzdem ſagte er in läſſigem und ſogar grobem Tone, daß das einem jeden paſſiere!

Graf Ilja Andrejewitſch ſchlug, als er ſeinen Sohn dies ſagen hörte, die Augen nieder und geriet in eilfertige Bewegung, als ob er etwas ſuchte.

„Ja gewiß," murmelte er vor ſich hin. „Aber es wird ſchwer zu beſchaffen ſein, fürchte ich, ſehr ſchwer ... Das paſſiert ja ſchließlich jedem! Ja, ja, das paſſiert jedem ..."

Der Graf ſtreifte mit einem haſtigen Blicke das Geſicht ſeines Sohnes und ging aus dem Zimmer. Nikolai war auf Widerſtand gefaßt geweſen; aber dies hatte er in keiner Weiſe erwartet.

„Papa! Lieber Papa!" rief er ihm ſchluchzend nach und eilte

hinter ihm her. „Verzeihen Sie mir!“ Er ergriff die Hand seines Vaters, drückte sie an seine Lippen und brach in Tränen aus.

*

Zur selben Zeit, wo Vater und Sohn diese Auseinandersetzung hatten, fand ein nicht minder wichtiges Gespräch zwischen Mutter und Tochter statt. Natascha kam in großer Aufregung zur Mutter gelaufen.

„Mama!... Mama!... Wissen Sie, was er getan hat?“

„Nun, was hat er denn getan?“

„Er hat mir... er hat mir einen Antrag gemacht. Mama! Mama!“ rief sie.

Die Gräfin traute ihren Ohren nicht. Denisow hatte einen Antrag gemacht, und wem? Dieser kleinen Krabbe Natascha, die noch vor kurzem mit Puppen gespielt hatte und noch jetzt Stunden nahm.

„Hör auf mit deinen Dummheiten, Natascha!“ erwiderte sie, immer noch in der Hoffnung, daß es ein Scherz sei.

„Aber ich bitte Sie, ‚Dummheiten‘! Was ich sage, ist voller Ernst!“ rief Natascha erregt. „Ich komme her, um zu fragen, was ich tun soll, und da sagen Sie zu mir, ich rede Dummheiten!“

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Wenn Herr Denisow dir wirklich einen Antrag gemacht hat, dann sage ihm, er wäre ein Narr. Punktum.“

„Nein, er ist kein Narr,“ entgegnete Natascha ernst und in gekränktem Tone.

„Nun also, was willst du eigentlich? Ihr seid ja jetzt alle verliebt. Nun, wenn du ihn liebst, dann heirate ihn!“ sagte die Gräfin, ärgerlich lachend. „Meinetwegen!“

„Nein, Mama, ich liebe ihn nicht; es ist bei mir wohl nicht die richtige Liebe.“

„Nun alſo, dann ſage ihm das.“

„Mama, ſind Sie böſe? Seien Sie nicht böſe, liebe Mama; ich habe ja doch nichts Schlechtes getan.“

„Nein, das haſt du nicht, mein Kind. Aber was ſoll denn nun werden? Wenn du willſt, ſo werde ich hingehen und es ihm ſagen,“ antwortete die Gräfin lächelnd.

„Nein, ich will es ſelbſt tun; ſagen Sie mir nur, wie ich es machen ſoll. Sie nehmen das ſo leicht,“ fügte ſie hinzu, als ſie die Mutter lächeln ſah. „Aber wenn Sie ihn geſehen hätten, als er mir das ſagte! Ich weiß ja, daß er es eigentlich nicht ſagen wollte; es fuhr ihm nur ſo heraus.“

„Nun, eine abſchlägige Antwort muß er aber doch erhalten.“

„Ach nein, das möchte ich nicht. Er tut mir ſo leid! Er iſt ein ſo netter Menſch!“

„Nun, dann nimm ſeinen Antrag an. Es iſt ſowieſo die höchſte Zeit, daß du dich verheirateſt,“ ſagte die Mutter ärgerlich und ſpöttiſch.

„Nein, Mama, er tut mir ſo leid. Ich weiß nicht, wie ich es ihm ſagen ſoll.“

„Du brauchſt gar nichts zu ſagen; ich will es ihm ſelbſt mitteilen,“ ſagte die Gräfin, die es verdroß, daß er ſich erlaubt hatte, dieſen Backfiſch Natáſcha wie eine erwachſene Dame zu behandeln.

„Nein, um keinen Preis, ich will es ſelbſt tun; aber hören Sie, bitte, an der Tür zu!“ Und Natáſcha lief durch den Salon hindurch wieder in den Saal, wo Deniſow noch auf demſelben Stuhle am Klavier ſaß und das Geſicht mit den Händen verbarg.

Bei dem Geräuſche ihrer leichten Schritte ſprang er auf.

„Natalja,“ ſagte er, indem er mit ſchnellen Schritten auf ſie zukam. „Entſcheiden Sie mein Schickſal. Es liegt in Ihren Händen.“

„Waſili Dmitrijewitſch, Sie tun mir ſo leid! ... Sie ſind ein ſo

prächtiger Menſch ... Aber es kann nicht ſein ... das, was Sie ſagten ... Aber ich werde Sie immer ſehr gern haben."

Deniſow beugte ſich über ihre Hand, und ſie hörte ſonderbare, ihr unverſtändliche Töne. Sie küßte ihn auf ſein ſchwarzes, krauſes, zerzauſtes Haar. In dieſem Augenblicke ließ ſich das eilige Raſcheln eines Frauenkleides vernehmen, und die Gräfin trat zu ihnen.

„Waſili Dmitrijewitſch, ich danke Ihnen für die Ehre," ſagte die Gräfin; ſie war eigentlich nur verlegen; aber Deniſow hatte den Eindruck, daß ihre Stimme ſtreng klinge. „Aber meine Tochter iſt noch ſo jung. Und ich hätte auch geglaubt, daß Sie als Freund meines Sohnes ſich zuerſt an mich wenden würden; dann hätten Sie mich nicht in die Notwendigkeit verſetzt, Ihnen eine abſchlägige Antwort zu erteilen."

„Gräfin," begann Deniſow mit niedergeſchlagenen Augen und ſchuldbewußter Miene; er wollte noch etwas ſagen, geriet aber ins Stocken.

Natáſcha vermochte nicht ruhig zu bleiben, als ſie ihn in dieſer bedauernswerten Lage ſah. Sie begann laut zu ſchluchzen.

„Gräfin, ich muß Sie für den begangenen Fehler um Verzeihung bitten," fuhr Deniſow in abgebrochener Redeweiſe fort. „Aber ich verſichere Ihnen, ich verehre Ihre Tochter und Ihre ganze Familie ſo, daß ich zwei Leben für ſie hingeben würde." Er blickte die Gräfin an und bemerkte den ernſten, feſten Ausdruck ihres Geſichtes. „Nun, dann leben Sie wohl, Gräfin," ſagte er, küßte ihr die Hand und verließ, ohne Natáſcha anzuſehen, mit ſchnellen, entſchloſſenen Schritten das Zimmer.

*

Am andern Tage nahm Roſtow an einem Abſchiedsfeſte für Deniſow teil, der nun auch nicht einen Tag länger in Moskau

bleiben mochte. Dieses Abschiedsfest veranstalteten Denisows sämtliche Moskauer Freunde für ihn bei den Zigeunern, und er konnte sich nachher nicht erinnern, wie er in den Schlitten gelegt war und wie er die drei ersten Stationen zurückgelegt hatte.

Nach Denisows Abreise verbrachte Rostow noch zwei Wochen in Moskau, da er auf das Geld warten mußte, das der alte Graf nicht sogleich zusammenbringen konnte. Während dieser Zeit ging er nicht aus dem Hause und hielt sich vorzugsweise in dem Zimmer der jungen Mädchen auf.

Sonja benahm sich gegen ihn noch zärtlicher und hingebungsvoller als früher. Sie schien ihm zeigen zu wollen, daß sein Spielverlust in ihren Augen eine Großtat war, um derentwillen sie ihn jetzt nur noch mehr liebe; aber Nikolai hielt sich jetzt ihrer für unwürdig.

Er schrieb den jungen Mädchen eine Menge Verse und Noten in die Albums, und als er endlich die ganzen dreiundvierzigtausend Rubel hatte abschicken können und Dolochows Quittung erhalten hatte, reiste er, ohne von einem seiner Bekannten Abschied genommen zu haben, ab, um sein Regiment einzuholen, das schon in Polen stand.

Fünfter Teil

I

Nachdem Pierre jene Auseinanderſetzung mit ſeiner Frau gehabt hatte, fuhr er nach Petersburg. Auf der Station in Torſchok waren keine Pferde zu haben, oder der Poſtmeiſter wollte ihm keine geben. Pierre mußte warten. Ohne ſich auszukleiden, ſtreckte er ſich auf ein ledernes Sofa, vor dem ein runder Tiſch ſtand, legte ſeine großen, in warmen Stiefeln ſteckenden Füße auf den Tiſch und überließ ſich ſeinen Gedanken.

„Befehlen Sie, daß ich die Koffer hereinbringe? Soll ich das Bett aufſchlagen? Befehlen Sie Tee?“ fragte der Kammerdiener.

Pierre antwortete nicht, weil er nichts hörte und nichts ſah. Er war ſchon auf der vorigen Station ins Nachdenken hineingeraten und dachte nun immer noch an denſelben Gegenſtand, an einen ſo wichtigen Gegenſtand, daß er für das, was um ihn herum vorging, gar keine Aufmerkſamkeit übrig hatte. Ob er früher oder ſpäter nach Petersburg kam, und ob er auf dieſer Station einen geeigneten Platz finden werde, um ſich zu erholen, oder nicht, das intereſſierte ihn nicht im geringſten; ja, es war ihm ſogar im Vergleich mit den wichtigen Gedanken, die ihn jetzt beſchäftigten, ganz gleichgültig, ob er auf dieſer Station ein paar Stunden oder ſein ganzes Leben werde zubringen müſſen.

Der Poſtmeiſter, die Frau des Poſtmeiſters, der Kammerdiener und eine Frau, die mit Produkten der Induſtrie von Torſchok, Poſamentierwaren und dergleichen, handelte, kamen abwechſelnd zu ihm ins Zimmer und boten ihm ihre Dienſte an. Ohne die Lage ſeiner hochgehobenen Beine zu ändern, ſah Pierre dieſe Menſchen durch ſeine Brille an und begriff nicht, worauf

ihr Verlangen gerichtet sein konnte, und wie sie alle überhaupt leben konnten, ohne über die Fragen ins klare gekommen zu sein, die ihn beschäftigten. Es beschäftigten ihn aber immer ein und dieselben Fragen gleich von dem Tage an, als er nach dem Duell aus Sokolniki zurückgekehrt war und die erste qualvolle, schlaflose Nacht verbracht hatte; jetzt aber, bei dem Alleinsein auf der Reise, hielten sie ihn mit ganz besonderer Gewalt in ihrem Banne. Und wenn er auch an irgendwelche anderen Dinge zu denken versuchte, er kehrte doch immer zu diesen selben Fragen zurück, die zu lösen er nicht imstande war, und die er doch, wie unter einem Zwange stehend, nicht umhin konnte sich fortwährend vorzulegen. Es war, als ob in seinem Kopfe jene Hauptschraube, die seinem ganzen Leben den Halt gab, überdreht worden wäre. Die Schraube ging nicht weiter hinein, sie ging auch nicht heraus, sondern sie drehte sich, ohne etwas zu fassen, immer in derselben Windung herum, und doch mußte, mußte er sie immerzu herumdrehen.

Der Postmeister kam herein und bat demütig, Seine Erlaucht möge doch nur noch zwei Stündchen warten; nach Ablauf derselben würde er Seiner Erlaucht nötigenfalls Kurierpferde beschaffen, möge für ihn selbst daraus entstehen, was da wolle! Der Postmeister log offenbar und wollte nur von dem Reisenden eine Zuzahlung erlangen.

„Ist dieses Verfahren schlecht oder gut?" fragte sich Pierre. „Für mich ist es gut; für einen andern Reisenden ist es schlecht, und für den Postmeister selbst ist es ein Ding der Notwendigkeit, weil es ihm sonst an den Existenzmitteln mangeln würde. Er erzählte, ein Offizier habe ihn deswegen durchgeprügelt. Nun, der Offizier hat ihn deswegen durchgeprügelt, weil er schnell weiterreisen wollte; und ich habe auf Dolochow deswegen geschossen, weil ich mich für beleidigt hielt; und Ludwig den Sech-

zehnten haben ſie hingerichtet, weil ſie ihn für einen Verbrecher hielten; und ein Jahr darauf wurden diejenigen getötet, die ihn hingerichtet hatten, auch mit irgendwelcher Begründung. Was iſt ſchlecht? Was iſt gut? Was muß man lieben, was haſſen? Zu welchem Zwecke ſoll man leben, und was bin ich eigentlich? Was iſt das Leben? Was iſt der Tod? Was iſt es für eine Kraft, von der alles regiert wird?" So fragte er ſich.

Und es gab auf keine dieſer Fragen eine Antwort, außer einer unlogiſchen Antwort, die eigentlich gar keine Antwort auf dieſe Fragen war. Dieſe Antwort lautete: „Wenn du ſtirbſt, dann haben alle dieſe Fragen ein Ende. Wenn du ſtirbſt, ſo wirſt du entweder alles erfahren, oder du wirſt nicht mehr fragen." Aber auch das Sterben ſelbſt war etwas ſo Furchtbares.

Die Händlerin aus Torſchok bot ihm mit winſelnder Stimme ihre Ware an, namentlich ziegenlederne Pantoffeln. „Ich habe viele hundert Rubel, mit denen ich nichts anzufangen weiß, und ſie ſteht im zerriſſenen Pelz da und blickt mich ſchüchtern an," dachte Pierre. „Wozu möchte ſie denn aber Geld haben? Als ob das Geld auch nur im geringſten zu ihrem Glücke und zu ihrem Seelenfrieden beitragen könnte! Kann denn irgend etwas in der Welt bewirken, daß wir, ſie und ich, der Gewalt des Böſen und des Todes minder unterworfen ſind? Des Todes, der allem ein Ende macht, und der mit Sicherheit heute oder morgen kommen wird, das heißt im Vergleich mit der Ewigkeit: im nächſten Augenblick." Und er drückte wieder auf die Schraube, die nicht faßte, und die Schraube drehte ſich immer in der gleichen Weiſe auf demſelben Flecke.

Sein Diener reichte ihm ein bis zur Hälfte aufgeſchnittenes Buch, einen Roman in Briefen, von Madame Souza. Er begann von den Leiden und dem tugendhaften Kampfe einer gewiſſen Amélie de Mansfeld zu leſen. „Aber warum kämpfte ſie denn

gegen ihren Verführer," dachte er, „wenn sie ihn doch liebte? Gott konnte doch nicht in ihre Seele einen Trieb hineingelegt haben, der seinem Willen zuwiderlief. Meine frühere Frau hat nicht gekämpft, und vielleicht hat sie darin recht gehandelt." — „Keine Wahrheit ist gefunden," sagte sich Pierre wieder, „keine Wahrheit ist erforscht. Das einzige, was wir wissen können, ist, daß wir nichts wissen. Und das ist nun die höchste Stufe der menschlichen Weisheit!"

Alles in seinem eigenen Innern und um ihn herum erschien ihm wirr, sinnlos und ekelhaft. Aber gerade in diesem Ekel gegen alles, was ihn umgab, fand Pierre einen eigenartigen, aufregenden Genuß.

„Ich bitte Euer Erlaucht untertänigst, für diesen Herrn ein klein wenig Platz zu machen," sagte der Postmeister, der ins Zimmer trat und einen andern Reisenden mit sich hereinführte, welcher ebenfalls durch den Mangel an Pferden zu einem unfreiwilligen Aufenthalte genötigt war.

Dieser Reisende war ein untersetzter, breitschultriger, alter Mann, mit gelblicher Hautfarbe, vielen Runzeln und mit grauen, überhängenden Brauen über blitzenden Augen von unbestimmtem Grau.

Pierre nahm die Füße vom Tische herunter, stand auf und legte sich auf das Bett, das der Kammerdiener für ihn aufgeschlagen hatte; ab und zu warf er einen Blick nach dem neuen Ankömmling hin, der mit müder, finsterer Miene, ohne nach Pierre hinzusehen, unter Beihilfe eines Dieners sich schwerfällig auskleidete und dann einen abgetragenen, mit Nanking überzogenen Schafpelz anlegte und Filzstiefel auf die mageren, knochigen Beine zog. So setzte er sich auf das Sofa, legte seinen sehr großen, in den Schläfen breiten, kurzgeschorenen Kopf gegen die Rücklehne und blickte nun Besuchow an. Der ernste, kluge, durch-

dringende Ausdruck dieſes Blickes überraſchte Pierre. Es wurde in ihm der Wunſch rege, mit dem Fremden in ein Geſpräch zu kommen; aber als er ſich eben mit einer Frage nach dem Wege an ihn wenden wollte, ſchloß dieſer bereits die Augen, faltete die runzeligen, alten Hände (an einem Finger der einen Hand ſteckte ein großer gußeiſerner Ring mit der Darſtellung einer Alraunwurzel) und blieb nun in dieſer Haltung ſitzen, ohne ſich zu rühren, entweder um ſich zu erholen, oder, wie es Pierre vorkam, in ruhiges, tiefes Nachdenken verſunken. Der Diener des Reiſenden war ebenfalls ein ganz mit Runzeln überdeckter alter Mann von gelblicher Hautfarbe, ohne allen Bart, und zwar hatte er dieſen offenbar nicht abraſiert, ſondern es war ihm nie einer gewachſen. Behende packte der alte Diener ein Reiſekäſtchen aus, machte den Teetiſch zurecht und brachte einen mit ſiedendem Waſſer gefüllten Samowar herein. Als alles fertig war, öffnete der Reiſende die Augen, rückte an den Tiſch heran und goß ſich ein Glas Tee ein; ein anderes goß er für den bartloſen Diener ein und reichte es ihm hin. Pierre fühlte eine gewiſſe Unruhe und ein Verlangen, ja einen unwiderſtehlichen Drang, mit dieſem Reiſenden ein Geſpräch anzuknüpfen.

Der Diener brachte ſein geleertes, umgeſtülptes Glas, ſowie das ihm gegebene Stück Zucker, von dem er nur ein wenig abgebiſſen hatte, wieder zurück und fragte ſeinen Herrn, ob er noch etwas wünſche.

„Nein," antwortete der Reiſende. „Gib mir das Buch."

Der Diener reichte ihm ein Buch, welches Pierre nach ſeinem Äußeren für ein religiöſes hielt, und der Reiſende vertiefte ſich in die Lektüre desſelben. Pierre betrachtete ihn. Auf einmal machte der Reiſende, nachdem er ein Leſezeichen hineingelegt hatte, ſein Buch wieder zu und legte es beiſeite; dann ſchloß er von neuem die Augen, lehnte ſich auf dem Sofa zurück und ſaß

in derſelben Haltung da wie vorher. Pierre ſah ihn an und hatte nicht Zeit, wieder fortzuſehen, als der Alte plötzlich die Augen öffnete und ſeinen feſten, ernſten Blick gerade auf Pierres Geſicht heftete.

Pierre fühlte ſich verlegen und wollte dieſem Blicke ausweichen; aber die glänzenden Augen des alten Mannes übten auf ihn eine unwiderſtehliche Anziehungskraft aus.

II

„Wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen, mit dem Grafen Beſuchow zu ſprechen," ſagte der Reiſende langſam mit lauter Stimme.

Pierre ſchwieg und blickte den Redenden durch die Brille fragend an.

„Ich habe von Ihnen und von dem Unglück, das Sie betroffen hat, gehört, mein Herr," fuhr der Reiſende fort. (Er legte einen beſonderen Ton auf das Wort „Unglück", wie wenn er ſagen wollte: „Jawohl, ein Unglück iſt es, mögen Sie es nennen, wie Sie wollen; ich weiß, daß das, was Ihnen in Moskau begegnet iſt, ein Unglück war.") „Ich bedauere Sie ſehr deswegen, mein Herr."

Pierre wurde rot; er nahm haſtig die Beine vom Bette herunter und beugte ſich mit einem gezwungenen, ſchüchternen Lächeln zu dem Alten hin.

„Ich habe das nicht aus Neugier Ihnen gegenüber erwähnt, mein Herr, ſondern aus ſehr wichtigen Gründen."

Er ſchwieg eine Weile, ohne ſeinen Blick von Pierre wegzuwenden, und rückte auf dem Sofa zur Seite, indem er durch dieſe Bewegung Pierre einlud, ſich neben ihn zu ſetzen. Dieſem war es unangenehm, gerade hierüber mit dem alten Manne ein

Gespräch zu führen; aber doch gehorchte er ihm unwillkürlich, ging zu ihm hin und setzte sich neben ihn.

„Sie sind unglücklich, mein Herr," fuhr der Alte fort. „Sie sind jung, und ich bin alt. Ich möchte Ihnen gern hilfreich sein, soweit es in meinen Kräften steht."

„Sie sind sehr gütig," erwiderte Pierre mit gezwungenem Lächeln. „Ich bin Ihnen sehr dankbar ... Von wo kommen Sie jetzt?"

Das Gesicht des Fremden war nicht freundlich, vielmehr im Gegenteil kalt und streng; aber trotzdem übten die Worte und die Miene dieses neuen Bekannten auf Pierre eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

„Aber wenn Ihnen das Gespräch mit mir aus irgendwelchen Gründen unangenehm ist," sagte der Alte, „so bitte ich Sie, es offen zu sagen, mein Herr."

Und auf einmal überzog ganz überraschend ein väterlich freundliches Lächeln sein Gesicht.

„Ach nein, durchaus nicht; im Gegenteil, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," antwortete Pierre. Dabei blickte er noch einmal nach den Händen seines neuen Bekannten und betrachtete den Ring aus größerer Nähe. Er erblickte auf ihm die Alraunwurzel, ein Emblem der Freimaurerei.

„Gestatten Sie mir die Frage," sagte er, „sind Sie Freimaurer?"

„Ja, ich gehöre zu dieser Brüderschaft," antwortete der Reisende und schaute seinem Gegenüber immer tiefer und tiefer in die Augen. „Und sowohl in meinem eigenen Namen als auch im Namen der Brüderschaft strecke ich Ihnen die Bruderhand entgegen."

„Ich fürchte nur," erwiderte lächelnd Pierre, welcher zwischen dem Vertrauen, das ihm die Persönlichkeit des Freimaurers ein-

flößte, und der Gewohnheit, über die Glaubenssätze der Freimaurer zu spotten, schwankte, „ich fürchte nur, daß ich gar zu weit von einem richtigen Verständnis entfernt bin ... wie soll ich mich ausdrücken ... ich fürchte, daß meine Anschauungsweise in bezug auf das Weltall der Ihrigen so schroff entgegengesetzt ist, daß wir einander nicht werden verstehen können."

„Ihre Anschauungsweise ist mir wohlbekannt," erwiderte der Freimaurer, „und diese Ihre Anschauungsweise, die Sie für ein Produkt Ihrer Geistesarbeit halten und als solche ausgeben, ist die Anschauungsweise der allermeisten Menschen, das bei allen gleiche Resultat des Stolzes, der Trägheit und der Unwissenheit. Nehmen Sie mir das nicht übel, mein Herr; aber wenn ich diese Ihre Anschauungsweise nicht kennte, hätte ich gar kein Gespräch mit Ihnen angeknüpft. Ihre Anschauungsweise ist eine traurige Verirrung."

„Mit demselben Rechte kann ich glauben, daß Sie sich im Irrtum befinden," sagte Pierre mit einem schwachen Lächeln.

„Ich werde nie zu behaupten wagen, daß ich die Wahrheit kennte," entgegnete der Freimaurer, über dessen bestimmte, feste Redeweise Pierre immer mehr in Erstaunen geriet. „Niemand kann für sich allein zur Wahrheit gelangen; nur Stein auf Stein, unter Mitwirkung aller, durch Millionen von Geschlechtern seit dem Urvater Adam bis auf unsere Zeit, wird jener Tempel errichtet, der eine würdige Stätte Gottes des Allerhöchsten sein soll," sagte der Freimaurer und schloß die Augen.

„Ich muß Ihnen sagen, ich glaube nicht ... ich glaube nicht an Gott," erwiderte Pierre mit Anstrengung und einem gewissen Bedauern; aber er fühlte die Notwendigkeit, die ganze Wahrheit zu sagen.

Der Freimaurer blickte Pierre aufmerksam an und lächelte, wie ein Reicher, welcher Millionen besitzt, einem armen Menschen zu-

lächeln würde, der ihm gestände, daß er, der arme Mensch, nicht fünf Rubel habe, die doch zu seinem Glücke ausreichend sein würden.

„Ja, Sie kennen Ihn nicht, mein Herr," sagte der Freimaurer. „Sie können Ihn nicht kennen. Sie kennen Ihn nicht, und darum sind Sie unglücklich."

„Ja, ja, ich bin unglücklich," bestätigte Pierre. „Aber was soll ich denn tun?"

„Sie kennen Ihn nicht, mein Herr," erwiderte der Freimaurer, „und daher sind Sie so unglücklich. Sie kennen Ihn nicht, und doch ist Er hier, Er ist in mir, Er ist in meinen Worten, Er ist in dir und sogar in den frevelhaften Äußerungen, die du soeben tatest!" Seine Stimme hatte einen strengen Klang und bebte.

Er schwieg einen Augenblick und seufzte, sichtlich bemüht, seine Ruhe wiederzugewinnen.

„Wenn Er nicht wäre," fuhr er dann leise fort, „so würde ich mit Ihnen nicht von Ihm haben reden können, mein Herr. Wovon und von wem haben wir geredet? Wessen Dasein hast du bestritten?" sagte er plötzlich mit schwärmerischem Ernste und gewaltigem Nachdruck. „Wer könnte Ihn erdenken, wenn Er nicht existierte? Woher rührt in deiner Seele die Ahnung, daß es ein solches unbegreifliches Wesen gibt? Wie bist du und die ganze Welt überhaupt zu der Vorstellung von der Existenz eines solchen unbegreiflichen Wesens gekommen, eines allmächtigen, ewigen, in allen seinen Eigenschaften unendlichen Wesens? . . ."

Er hielt inne und schwieg lange. Pierre konnte und wollte dieses Stillschweigen nicht unterbrechen.

„Er ist; aber Ihn zu begreifen, ist schwer," begann der Freimaurer von neuem; er blickte jetzt nicht Pierre ins Gesicht, sondern vor sich hin, und seine alten Hände, die sich vor innerer Erregung nicht ruhig halten konnten, schlugen die Blätter des

Buches um. „Wenn es sich um einen Menschen handelte, dessen Existenz du in Zweifel zögest, so würde ich diesen Menschen zu dir führen, ihn an der Hand fassen und dir zeigen. Aber wie kann ich, ein armseliger Sterblicher, Seine ganze Allmacht, Seine ganze Ewigkeit und Seine ganze Güte jemandem zeigen, der blind ist oder die Augen schließt, um Ihn nicht zu sehen und nicht zu begreifen, und um sich nicht der eigenen Schändlichkeit und Lasterhaftigkeit in ihrem ganzen Umfange bewußt zu werden?" Er machte eine Pause. „Wer bist du? Was bist du? Du bildest dir ein, weise zu sein, weil du jene frevelhaften Äußerungen hast tun können," sagte er mit finsterem, verächtlichem Lächeln; „aber in Wirklichkeit bist du einfältiger und unverständiger als ein kleines Kind, das mit den Teilen einer kunstvoll gearbeiteten Uhr spielt und sich erdreistet zu sagen, da es die Bestimmung dieser Uhr nicht verstehe, so könne es auch nicht an einen Meister glauben, der sie gemacht habe. Ja, Ihn zu erkennen ist schwer. Jahrtausendelang, vom Urvater Adam bis auf unsere Zeit, arbeiten wir daran, Ihn zu erkennen, und sind noch immer unendlich weit von der Erreichung dieses Zieles entfernt; aber in Seiner Unbegreifbarkeit sehen wir nur unsere Schwachheit und Seine Erhabenheit."

Mit bebendem Herzen und leuchtenden Augen blickte Pierre dem Freimaurer ins Gesicht und hörte ihm zu; er unterbrach ihn nicht und fragte ihn nicht; aber er glaubte mit ganzer Seele das, was ihm dieser fremde Mann sagte. Glaubte er nun den Vernunftbeweisen, die in den Worten des Freimaurers enthalten waren, oder glaubte er, wie es Kinder tun, dem Tone der festen Überzeugung, dem herzlichen Klange seiner Rede, dem Zittern der Stimme, das ihn mitunter beinahe am Weitersprechen hinderte, oder diesen blitzenden Greisenaugen, die in derselben unwandelbaren Überzeugung alt geworden waren, oder dieser

Ruhe, dieser Festigkeit, diesem Bewußtsein der eigenen Bestimmung, Eigenschaften, die aus dem ganzen Wesen des Freimaurers hervorleuchteten und auf Pierre im Gegensatze zu seiner eigenen Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit einen besonders imponierenden Eindruck machten; jedenfalls hegte er von ganzem Herzen den Wunsch, zu glauben, und empfand ein freudiges Gefühl der Beruhigung, der geistigen Wiedergeburt und der Rückkehr zum Leben.

„Er wird nicht mit dem Verstande begriffen, sondern durch das Leben," sagte der Freimaurer.

„Ich verstehe nur nicht . . ." erwiderte Pierre, der voll Bangigkeit fühlte, daß ein Zweifel in seiner Seele rege wurde. Er fürchtete, daß die Beweise des Freimaurers sich als unklar und unzulänglich herausstellten und er dann nicht imstande wäre, ihm zu glauben. „Ich verstehe nur nicht," sagte er, „warum der menschliche Verstand nicht fähig sein soll, zu der Erkenntnis zu gelangen, von der Sie reden."

Der Freimaurer lächelte in seiner milden, väterlichen Weise.

„Die höchste Weisheit und Wahrheit ist gleichsam eine ganz reine Flüssigkeit, die wir in uns aufzunehmen wünschen," sagte er. „Wenn ich nun ein unreines Gefäß bin und diese reine Flüssigkeit in mich aufnehme, kann ich dann über ihre Reinheit urteilen? Nur durch innere Reinigung meiner selbst kann ich die aufgenommene Flüssigkeit bis zu einem gewissen Grade rein erhalten."

„Ja, ja, so ist es," rief Pierre freudig.

„Die höchste Wahrheit beruht nicht auf dem Verstande allein, nicht auf den weltlichen Wissenschaften, wie Physik, Geschichte, Chemie usw., in welche das Verstandeswissen zerfällt. Die höchste Weisheit ist eine einheitliche. Die höchste Weisheit umfaßt nur eine Wissenschaft, die Wissenschaft des Alls, diejenige Wissen-

ſchaft, die den ganzen Weltenbau erklärt und den Platz, den darin der Menſch einnimmt. Um dieſe Wiſſenſchaft in ſich aufzunehmen, iſt es notwendig, ſeinen inneren Menſchen zu reinigen und zu erneuern, und darum muß man, ehe man zu wiſſen verſucht, vorher glauben und ſich vervollkommnen. Und damit wir dieſe Ziele erreichen können, iſt in unſere Seele ein göttliches Licht gelegt, welches Gewiſſen genannt wird."

„Ja, ja," ſtimmte Pierre bei.

„Betrachte mit den Augen des Geiſtes deinen inneren Menſchen und frage dich ſelbſt, ob du mit dir zufrieden biſt. Was haſt du dadurch erreicht, daß du dich durch den Verſtand allein führen ließeſt? Was für ein Menſch biſt du? Sie ſind jung, mein Herr, Sie ſind reich, klug, gebildet. Was haben Sie mit allen dieſen Ihnen verliehenen Gütern gemacht? Sind Sie mit ſich und mit Ihrem Leben zufrieden?"

„Nein, ich haſſe mein Leben," ſprach Pierre mit zuſammengezogenen Augenbrauen vor ſich hin.

„Du haſſeſt es; ſo ändere es denn, reinige dich, und in gleichem Maße mit der fortſchreitenden Reinigung wirſt du die Weisheit erkennen. Werfen Sie einen Blick auf Ihr Leben, mein Herr. Wie haben Sie es verbracht? In tollen Orgien und arger Sittenloſigkeit, indem Sie alles von der Geſellſchaft empfingen und ihr nichts zurückgaben. Es iſt Ihnen Reichtum zuteil geworden: wie haben Sie ihn benutzt? Was haben Sie für Ihren Nächſten getan? Haben Sie an die vielen Tauſende Ihrer Knechte gedacht, ihnen leiblich und geiſtig geholfen? Nein. Sie haben den Ertrag ihrer Arbeit dazu benutzt, ein ausſchweifendes Leben zu führen. Das iſt's, was Sie getan haben. Haben Sie ſich eine Stelle im Staatsdienſt geſucht, wo Sie Ihrem Nächſten Nutzen bringen könnten? Nein. Sie haben Ihr Leben in Müßiggang hingebracht. Dann haben Sie geheiratet, mein Herr; Sie haben die Verant-

wortung auf sich genommen, ein junges Weib zu leiten; und was haben Sie getan? Sie haben ihr nicht geholfen, mein Herr, den Weg der Wahrheit zu finden, sondern haben sie in den Abgrund der Lüge und des Unglücks hinabgestürzt. Es hat Sie ein Mensch beleidigt, und Sie haben ihn schwer verwundet. Und da sagen Sie nun, daß Sie Gott nicht kennen, und daß Sie Ihr Leben hassen! Dabei ist nichts verwunderlich, mein Herr!"

Nach diesen Worten legte sich der Freimaurer, wie von dem langen Reden ermüdet, wieder an die Sofalehne zurück und schloß die Augen. Pierre betrachtete sein ernstes, unbewegliches, altes, fast leichenartiges Gesicht und bewegte lautlos die Lippen. Er wollte sagen: „Ja, mein Leben ist ein schändliches, träges, sittenloses gewesen"; aber er wagte nicht, das Stillschweigen zu unterbrechen.

Der Freimaurer hustete heiser in greisenhafter Art und rief seinen Diener.

„Wie steht's mit Pferden?" fragte er, ohne Pierre anzusehen.

„Es sind Relaispferde gebracht worden," antwortete der Diener. „Aber wollen Sie sich nicht noch ein Weilchen erholen?"

„Nein, laß anspannen."

„Er wird doch nicht wegfahren und mich hier allein lassen, ohne seine Auseinandersetzung völlig zu Ende geführt und mir Hilfe zugesagt zu haben?" dachte Pierre; er stand auf und begann mit gesenktem Kopfe, ab und zu nach dem Freimaurer hinblickend, im Zimmer hin und her zu gehen. „Ja, ich habe darüber nicht nachgedacht; aber ich habe in der Tat ein verachtungswürdiges, ausschweifendes Leben geführt. Jedoch gern habe ich dieses Leben nicht gehabt, und ich habe eigentlich nicht so leben wollen," dachte er. „Aber dieser Mann kennt die Wahrheit, und wenn er wollte, könnte er sie mir enthüllen."

Pierre wollte dies dem Freimaurer sagen, wagte es aber nicht.

Der Reiſende packte mit ſeinen alten Händen, denen dieſe Tätigkeit offenbar geläufig war, ſeine Sachen zuſammen und knöpfte ſeinen Schafpelz zu. Als er damit fertig war, wandte er ſich an Besuchow und ſagte zu ihm in gleichgültig höflichem Tone:

„Wohin reiſen Sie jetzt, mein Herr?“

„Ich? ... Ich fahre nach Petersburg,“ antwortete Pierre; ſeine Stimme klang kindlich unſicher. „Ich danke Ihnen. Ich bin in allen Stücken Ihrer Anſicht. Aber glauben Sie nicht, daß ich ein ſo ſchlechter Menſch bin. Ich wünſche von ganzer Seele, ſo zu ſein, wie ich nach Ihrer Weiſung ſein ſoll. Aber ich habe bisher bei niemand Beihilfe dazu gefunden ... Übrigens bin ich ſelbſt in erſter Linie daran ſchuld. Helfen Sie mir; unterweiſen Sie mich; und vielleicht werde ich ...“

Pierre konnte nicht weiterſprechen; es folgten nur unartikulierte Töne der Naſe, und er wandte ſich ab.

Der Freimaurer ſchwieg lange und ſchien etwas zu überlegen.

„Volle Hilfe kann nur Gott gewähren,“ ſagte er dann; „aber dasjenige Maß von Hilfe, welches unſer Orden zu erweiſen vermag, wird er Ihnen zukommen laſſen, mein Herr. Sie fahren nach Petersburg; übergeben Sie dies dem Grafen Willarſki.“ (Er zog ein Taſchenbuch heraus und ſchrieb einige Worte auf ein großes, vierfach zuſammengefaltetes Blatt Papier.) „Geſtatten Sie mir, Ihnen noch einen Rat zu geben. Wenn Sie nach der Reſidenz kommen, ſo widmen Sie die erſte Zeit der Einſamkeit und der Selbſtprüfung, und begeben Sie ſich nicht auf Ihre früheren Lebenswege. Und nun wünſche ich Ihnen glückliche Reiſe, mein Herr,“ ſchloß er, da er bemerkte, daß ſein Diener ins Zimmer trat, „und gutes Gelingen.“

Der Reiſende war, wie Pierre aus dem Buche des Poſtmeiſters erſah, Oſip Alexejewitſch Baſdjejew, einer der bekannteſten Freimaurer und Martiniſten, noch aus der Zeit Nowikows her. Noch

lange nach der Abreiſe desſelben ging Pierre in dem Paſſagierzimmer auf und ab: er legte ſich nicht ſchlafen, er fragte nicht nach Pferden, er überdachte ſeine laſterhafte Vergangenheit, und von dem Gedanken an ſeine bevorſtehende geiſtige Wiedergeburt begeiſtert, malte er ſich ſeine glückſelige, vorwurfsfreie, tugendhafte Zukunft aus, deren Herbeiführung ihm ſo leicht ſchien. Er war ſeiner Anſchauung nach nur deshalb laſterhaft geweſen, weil er gewiſſermaßen zufällig vergeſſen gehabt hatte, wie gut es war, tugendhaft zu ſein. Von den früheren Zweifeln war in ſeiner Seele auch nicht die Spur zurückgeblieben. Er glaubte feſt an die Möglichkeit eines Bundes, in welchem ſich Menſchen mit der Abſicht vereinigten, ſich gegenſeitig auf dem Wege der Tugend zu unterſtützen, und als ein ſolcher Bund erſchien ihm der Freimaurerorden.

III

Als Pierre in Petersburg angelangt war, benachrichtigte er niemand von ſeiner Ankunft, ließ ſich nirgends blicken und verbrachte ganze Tage mit der Lektüre des Thomas a Kempis; dieſes Buch war ihm von einem unbekannten Abſender zugegangen. Wenn Pierre in dieſem Buche las, hatte er ſtets dieſelbe Empfindung: er empfand den ihm bisher noch unbekannten Genuß, an die Möglichkeit einer Erreichung der Vollkommenheit und an die Möglichkeit einer werktätigen Bruderliebe unter den Menſchen zu glauben; daß dies beides möglich war, dafür hatte ihm Oſip Alexejewitſch die Augen geöffnet. Eine Woche nach ſeiner Ankunft trat eines Abends der junge polniſche Graf Willarſki, welchen Pierre aus dem Petersburger geſellſchaftlichen Leben oberflächlich kannte, zu ihm ins Zimmer, mit derſelben offiziellen, feierlichen Miene, mit welcher vor einiger Zeit Dolochows Sekundant zu ihm gekommen war. Nachdem Willarſki

sorgfältig die Tür hinter sich zugemacht und sich überzeugt hatte, daß außer Pierre niemand im Zimmer war, wandte er sich zu ihm.

„Ich komme mit einem Auftrage und mit einem Anerbieten zu Ihnen, Graf," sagte er, ohne sich zu setzen. „Eine in unserer Brüderschaft sehr hochgestellte Persönlichkeit hat Ihre Aufnahme unter Wegfall der üblichen Frist befürwortet und mich ersucht, Ihr Bürge zu sein. Ich halte es für meine heilige Pflicht, den Wunsch dieser Persönlichkeit zu erfüllen. Wünschen Sie unter meiner Bürgschaft in die Brüderschaft der Freimaurer einzutreten?"

Der kühle, ernste Ton dieses Mannes, welchen Pierre fast stets auf Bällen, mit einem liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen, in der Gesellschaft der glänzendsten Frauen gesehen hatte, war für Pierre überraschend.

„Ja, es ist mein Wunsch," antwortete Pierre.

Willarski neigte den Kopf.

„Noch eine Frage, Graf," fuhr er fort, „auf die ich Sie bitte mir nicht als künftiger Freimaurer, sondern als Ehrenmann (galant homme) mit aller Aufrichtigkeit zu antworten: haben Sie sich von Ihren früheren Anschauungen losgemacht, glauben Sie an Gott?"

Pierre dachte nach.

„Ja . . . ja, ich glaube an Gott," erwiderte er dann.

„Wenn dem so ist . . ." begann Willarski; aber Pierre unterbrach ihn:

„Ja, ich glaube an Gott," sagte er noch einmal.

„Wenn dem so ist, können wir sogleich hinfahren," sagte Willarski. „Mein Wagen steht zu Ihren Diensten."

Auf dem ganzen Wege schwieg Willarski. Auf Pierres Fragen, was er zu tun und wie er zu antworten habe, erwiderte Willarski

nur: „Es werden Sie würdigere Brüder, als ich, prüfen; Sie haben weiter nichts zu tun, als die Wahrheit zu sagen."

Nachdem sie in das Tor eines großen Hauses, wo die Loge ihren Sitz hatte, eingefahren und eine dunkle Treppe hinaufgestiegen waren, traten sie in ein kleines erleuchtetes Vorzimmer, wo sie ohne Beihilfe von Dienerschaft die Pelze ablegten. Aus dem Vorzimmer gingen sie weiter nach einem anderen Zimmer. Ein Mann in sonderbarer Kleidung zeigte sich an der Tür. Willarski trat beim Hereinkommen auf ihn zu, sagte zu ihm etwas auf französisch und ging dann zu einem kleinen Schranke, in welchem Pierre Kleidungsstücke bemerkte, wie er sie vorher noch nie gesehen hatte. Aus diesem Schranke nahm Willarski ein Tuch heraus, legte es Pierre um die Augen und band es hinten mit einem Knoten zusammen, wobei er in schmerzhafter Weise die Haare mit in den Knoten hineinfaßte. Darauf bog er Pierre zu sich heran, küßte ihn, faßte ihn bei der Hand und führte ihn irgendwohin. Die in den Knoten hineingezogenen Haare verursachten Pierre einen starken Schmerz, so daß er unwillkürlich die Stirn runzelte; aber gleichzeitig lächelte er, wie wenn er sich darüber schämte. Seine große Gestalt mit den herunterhängenden Armen, der gerunzelten Stirn und dem lächelnden Munde ging mit unsicheren, schüchternen Schritten hinter Willarski her.

Willarski blieb, nachdem er ihn ungefähr zehn Schritte weit geführt hatte, stehen.

„Was Ihnen jetzt auch begegnen mag," sagte er, „Sie müssen alles mannhaft ertragen, wenn Sie den festen Entschluß gefaßt haben, in unsere Brüderschaft einzutreten." (Pierre antwortete bejahend durch eine Neigung des Kopfes.) „Wenn Sie an die Tür klopfen hören, so binden Sie sich das Tuch von den Augen ab," fügte Willarski hinzu. „Ich wünsche Ihnen Mannhaftigkeit

und gutes Gelingen." Er drückte Pierre die Hand und ging aus dem Zimmer.

Allein geblieben, fuhr Pierre fort in derselben Weise zu lächeln. Ein paarmal bewegte er die Schultern und hob eine Hand zu dem Tuche auf, als ob er es abnehmen wollte, ließ sie dann aber sogleich wieder sinken. Die fünf Minuten, die er so mit verbundenen Augen dastand, erschienen ihm wie eine Stunde. Die Arme schwollen ihm an, die Beine knickten ihm ein; es kam ihm vor, als sei er sehr müde. Er machte die kompliziertesten, verschiedenartigsten Empfindungen durch. Er fürchtete sich vor dem, was mit ihm vorgehen werde, und er fürchtete sich noch mehr, diese Furcht sichtbar werden zu lassen. Er war neugierig, zu erfahren, was man mit ihm vornehmen, was man ihm enthüllen werde; aber vor allem freute er sich, daß nun der Augenblick gekommen war, wo er endlich den Weg zur geistigen Wiedergeburt und zu einem werktätigen, tugendhaften Leben betreten sollte, den Weg zu den Zielen, die seit seinem Zusammentreffen mit Osip Alexejewitsch den Gegenstand seiner schwärmerischen Gedanken bildeten. Da hörte er starke Schläge gegen die Tür. Er nahm die Binde ab und blickte um sich. Im Zimmer herrschte tiefe Finsternis; nur an einer Stelle brannte ein Lämpchen in etwas Weißem. Pierre trat näher hinzu und sah, daß das Lämpchen auf einem schwarzen Tische stand, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Dieses Buch waren die Evangelien, und das Weiße, worin das Lämpchen brannte, war ein Menschenschädel mit seinen Höhlungen und Zähnen. Pierre las die ersten Worte des Johanneischen Evangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott," ging dann um den Tisch herum und erblickte einen großen, offenen, mit irgend etwas angefüllten Kasten. Dieser Kasten war ein Sarg mit Menschenknochen. Das, was er sah, setzte ihn ganz und gar nicht in Erstaunen. Da er in

ein völlig neues, von dem früheren ganz verschiedenes Leben einzutreten hoffte, so war er auf lauter ungewöhnliche Dinge gefaßt, auf noch seltsamere als die, welche er jetzt zu sehen bekam. Der Schädel, der Sarg, das Evangelienbuch — es war ihm, als habe er das alles, ja noch weit Stärkeres erwartet. In dem Bemühen, ein Gefühl der Rührung in seiner Seele hervorzurufen, blickte er um sich. „Gott, der Tod, die Liebe, die Verbrüderung aller Menschen," sagte er bei sich selbst und verband mit diesen Worten unklare, aber frohe und freudige Vorstellungen. Die Tür öffnete sich, und es trat jemand ein.

Pierre erkannte bei dem schwachen Lichte, an das sein Auge sich bereits einigermaßen gewöhnt hatte, daß der Eingetretene ein Mann von kleiner Statur war. An der Art, wie er zuerst stehen blieb, war zu merken, daß er vom Hellen ins Dunkle kam; dann näherte er sich mit vorsichtigen Schritten dem Tische und legte seine kleinen, mit ledernen Handschuhen bekleideten Hände darauf.

Dieser Mann trug eine weiße Lederschürze, welche ihm die Brust und einen Teil der Beine bedeckte; um den Hals hatte er eine Art Halsband, und aus dem Halsbande erhob sich eine hohe, weiße Krause, die sein längliches, von untenher beleuchtetes Gesicht umrahmte.

Bei einem Geräusche, das Pierre verursachte, wandte sich der Eingetretene zu ihm hin und redete ihn an.

„Warum sind Sie hierher gekommen?" fragte er ihn. „Warum sind Sie, der Sie nicht an die Wahrheit des Lichtes glauben und das Licht nicht sehen, warum sind Sie hierher gekommen? Was wollen Sie von uns? Weisheit, Tugend, Erleuchtung?"

In dem Augenblicke, wo die Tür aufgegangen und der unbekannte Mann hereingekommen war, hatte Pierre ein Gefühl der Bangigkeit und der Andacht empfunden, ähnlich dem, das er

als Kind bei der Beichte gehabt hatte: er war überzeugt gewesen, er befinde sich hier Auge in Auge einem Manne gegenüber, der ihm hinsichtlich der äußeren Lebensverhältnisse völlig fremd sei und ihm doch kraft der Verbrüderung der Menschen sehr nahe stehe. Aber als er sich mit einem Herzklopfen, das ihm fast den Atem benahm, dem „Redner" (so wurde in der Freimaurerei derjenige Bruder genannt, der den „Suchenden" zum Eintritt in die Brüderschaft vorbereitete) näherte, sah er, daß er einen Bekannten, namens Smoljaninow, vor sich hatte. Und dieser Gedanke, daß der Eingetretene ein Bekannter von ihm sei, war ihm peinlich; nach Pierres Empfindung sollte der Eingetretene ihm lediglich Bruder und Führer zur Tugend sein. Lange Zeit war Pierre nicht imstande, ein Wort herauszubringen, so daß der Redner seine Frage wiederholen mußte.

„Ja, ich ... ich ... habe das Verlangen nach einer geistigen Wiedergeburt," brachte er endlich mit Mühe heraus.

„Gut," erwiderte Smoljaninow und fuhr sogleich fort: „Haben Sie einen Begriff von den Mitteln, durch die unser heiliger Orden Ihnen zur Erreichung Ihres Zieles behilflich sein wird?" Er sprach schnell, aber in ruhigem Tone.

„Ich ... ich hoffe ... auf Führung ... und Hilfe ... zur geistigen Wiedergeburt," antwortete Pierre mit zitternder Stimme und in stockender Rede, was sowohl von seiner Aufregung herrührte als auch von der mangelnden Gewöhnung, über abstrakte Gegenstände russisch zu sprechen.

„Was haben Sie von der Freimaurerei für einen Begriff?"

„Ich stelle mir vor, daß die Freimaurerei eine Verbrüderung und Gleichstellung der Menschen ist und die Tugend zum Ziele hat," antwortete Pierre, der, je länger er sprach, sich um so mehr darüber schämte, daß seine Worte der Feierlichkeit des Augenblickes so wenig entsprächen. „Ich stelle mir vor ..."

„Gut," unterbrach ihn eilig der Redner, der durch dieſe Antwort offenbar vollſtändig befriedigt war. „Haben Sie die Mittel zur Erreichung Ihres Zieles in der Religion geſucht?"

„Nein, ich hielt die Religion nicht für wahr und folgte ihr nicht," antwortete Pierre ſo leiſe, daß der Redner ihn nicht verſtand und fragte, was er geſagt habe. „Ich war Atheiſt," ſagte Pierre.

„Sie ſuchen die Wahrheit, um ihren Geſetzen im Leben zu folgen; folglich ſuchen Sie Weisheit und Tugend, nicht wahr?" fragte der Redner nach kurzem Stillſchweigen.

„Ja, ja," erwiderte Pierre.

Der Redner räuſperte ſich, faltete die behandſchuhten Hände über der Bruſt und begann dann:

„Jetzt muß auch ich Ihnen den Hauptzweck unſeres Ordens mitteilen, und wenn dieſer Zweck mit dem Ihrigen zuſammenfällt, dann werden Sie mit Nutzen in unſere Brüderſchaft eintreten. Die erſte und hauptſächlichſte Aufgabe und zugleich die Grundlage unſeres Ordens, auf der er feſt ruht und die keine menſchliche Gewalt zerſtören kann, beſteht darin, ein gewiſſes wichtiges Geheimnis zu bewahren und den Nachkommen zu überliefern, ein Geheimnis, das von den allerälteſten Zeiten, ja von dem erſten Menſchen, auf uns gekommen iſt und von dem vielleicht das Schickſal des Menſchengeſchlechtes abhängt. Aber da dieſes Geheimnis von der Art iſt, daß niemand es erkennen und von ihm Nutzen ziehen kann, wenn er ſich nicht durch langdauernde, ſorgſame Läuterung ſeines eigenen Selbſt vorbereitet hat, ſo kann nicht jeder hoffen, ſchnell in den Beſitz dieſes Geheimniſſes zu gelangen. Daher beſteht unſere zweite Aufgabe darin, unſere Mitglieder nach Möglichkeit vorzubereiten, ihr Herz zu beſſern, ihren Verſtand zu läutern und zu erleuchten, und zwar mit denjenigen Mitteln, die uns von Männern überliefert ſind, welche an der Erforſchung jenes Geheimniſſes gearbeitet

haben, und sie auf diese Art zur Aufnahme desselben geschickt zu machen. Dadurch, daß wir unsere Mitglieder läutern und bessern, arbeiten wir drittens auch an der Besserung des ganzen Menschengeschlechtes, indem wir ihm in unseren Mitgliedern Beispiele der Ehrenhaftigkeit und Tugend vor Augen stellen, und wir bemühen uns so mit allen Kräften, das Böse, das in der Welt herrscht, zu bekämpfen. Denken Sie darüber nach; ich komme dann wieder zu Ihnen." Er verließ das Zimmer.

„Das Böse, das in der Welt herrscht, zu bekämpfen . . ." wiederholte Pierre für sich und malte sich seine künftige Tätigkeit auf diesem Gebiete aus. Er vergegenwärtigte sich ebensolche Menschen, wie er selbst vor zwei Wochen einer gewesen war, und wandte sich in Gedanken mit einer belehrenden, ermahnenden Ansprache an sie. Er vergegenwärtigte sich lasterhafte, unglückliche Menschen, denen er mit Wort und Tat half; er vergegenwärtigte sich Bedrücker, aus deren Händen er ihre Opfer rettete. Von den drei Aufgaben, die der Redner genannt hatte, hatte die letzte, die Besserung des Menschengeschlechtes, für Pierre eine besondere Anziehungskraft. Das wichtige Geheimnis, welches der Redner erwähnt hatte, reizte zwar auch seine Neugierde, erschien ihm aber nicht als das Wesentlichste; und auch die zweite Aufgabe, die Läuterung und Besserung des eigenen Selbst, interessierte ihn nur wenig, da er in diesem Augenblicke die genußreiche Empfindung hatte, er habe sich von seinen früheren Lastern schon völlig gebessert und sei nun einzig und allein zum Guten bereit.

Nach einer halben Stunde kehrte der Redner zurück, um dem Suchenden die sieben Tugenden mitzuteilen, die, wie er sagte, den sieben Stufen des salomonischen Tempels entsprächen und die ein jeder Freimaurer in sich hegen müsse. Diese Tugenden waren: 1. Verschwiegenheit, Bewahrung des Ordensgeheim-

niſſes, 2. Gehorſam gegenüber den Oberen des Ordens, 3. Sittenreinheit, 4. Menſchenliebe, 5. Mannhaftigkeit, 6. Mildtätigkeit und 7. Liebe zum Tode.

„Was die ſiebente Tugend anlangt," ſagte der Redner, „ſo müſſen Sie ſich durch häufiges Nachdenken über den Tod bemühen, dahin zu gelangen, daß er Ihnen nicht mehr als ein furchtbarer Feind, ſondern als ein Freund erſcheint, der die Seele, nachdem ſie ſich in den Werken der Tugend abgemüht hat, von dieſem elenden Leben befreit und zu der Stätte der Belohnung und der Ruhe führt."

„Ja, ſo muß es ſein," dachte Pierre, als nach dieſen Worten der Redner wieder von ihm weggegangen war und ihn ſeinem einſamen Nachdenken überlaſſen hatte. „So muß es ſein; aber ich bin noch ſo ſchwach, daß ich mein Leben liebe, deſſen Sinn und Bedeutung mir erſt jetzt allmählich klar zu werden beginnt." Aber die übrigen fünf Tugenden, auf die ſich Pierre, an den Fingern zählend, beſinnen konnte, meinte er in ſeiner Seele vorzufinden: die Mannhaftigkeit und die Mildtätigkeit und die Sittenreinheit und die Menſchenliebe und namentlich den Gehorſam, der ihm nicht einmal als eine Tugend, ſondern als ein Glück erſchien. Er war jetzt ſehr froh darüber, dem Zuſtande unbeſchränkter Willensfreiheit entrückt zu werden und ſich demjenigen und denen unterzuordnen, die die zweifelloſe Wahrheit wüßten. Die ſiebente Tugend hatte Pierre vergeſſen und konnte ſich ſchlechterdings nicht auf ſie beſinnen.

Der Redner kehrte zum dritten Male ſchneller zurück und richtete an Pierre die Frage, ob er immer noch bei ſeiner Abſicht verbleibe und entſchloſſen ſei, ſich allem zu unterwerfen, was man von ihm verlangen werde.

„Ich bin zu allem bereit," erwiderte Pierre.

„Ferner muß ich Ihnen noch mitteilen," ſagte der Redner,

„daß unſer Orden ſeine Belehrung nicht nur in Worten erteilt, ſondern auch durch andere Mittel, die auf denjenigen, der aufrichtig nach Weisheit und Tugend ſucht, vielleicht noch ſtärker wirken als lediglich mündliche Erklärungen. Dieſes Gemach hier mit ſeiner Einrichtung, die Sie ſehen, hat Ihrem Herzen, wenn anders dieſes aufrichtig ſucht, gewiß ſchon mehr kundgetan, als es bloße Worte vermöchten; und bei weiterer Zulaſſung werden Ihnen vielleicht noch mehr derartige Offenbarungen zuteil werden. Unſer Orden folgt darin dem Vorgange älterer Genoſſenſchaften, die ihre Lehre durch Hieroglyphen mitteilten. Eine Hieroglyphe", ſagte der Redner, „iſt ein bildlicher Ausdruck für ein überſinnliches Ding, welches ähnliche Eigenſchaften beſitzt wie das bildlich dargeſtellte."

Pierre wußte ſehr wohl, was Hieroglyphen ſind, wagte aber nicht, dies zu ſagen. Er hörte dem Redner ſchweigend zu und merkte an allem, daß nun gleich die Prüfungen beginnen würden.

„Wenn Sie in Ihrem Entſchluſſe feſt ſind, dann liegt es mir ob, zu Ihrer Einführung zu ſchreiten," ſagte der Redner und trat dabei näher an Pierre heran. „Zum Zeichen der Mildtätigkeit erſuche ich Sie, mir alle Ihre Wertſachen einzuhändigen."

„Aber ich habe nichts bei mir," erwiderte Pierre, welcher glaubte, man verlange von ihm die Herausgabe aller Koſtbarkeiten, die er beſäße.

„Das, was Sie bei ſich haben: Uhr, Geld, Ringe . . ."

Pierre zog eilig ſeine Uhr und ſeine Geldbörſe heraus, konnte aber ſeinen Trauring lange nicht von dem fleiſchigen Finger herunterbekommen. Als dies erledigt war, ſagte der Freimaurer:

„Zum Zeichen des Gehorſams erſuche ich Sie, ſich zu entkleiden."

Nach Anweisung des Redners zog Pierre den Frack, die Weste und den linken Stiefel aus. Der Freimaurer machte ihm das Hemd über der linken Brust auf; dann bückte er sich und zog ihm am linken Beine die Hose bis über das Knie hinauf. Pierre wollte eilig auch am rechten Beine den Stiefel ausziehen und die Hose aufstreifen, um dem fremden Manne diese Mühe zu ersparen; aber der Freimaurer sagte ihm, das sei nicht erforderlich, und gab ihm einen Pantoffel für den linken Fuß. Ein kindliches Lächeln der Scham, des Zweifels und des Spottes über sich selbst trat unwillkürlich auf Pierres Gesicht. So stand er mit herabhängenden Armen und gespreizten Beinen vor dem Bruder Redner da und wartete auf dessen weitere Anweisungen.

„Und endlich ersuche ich Sie, zum Zeichen der Aufrichtigkeit mir Ihre wichtigste Leidenschaft anzugeben," sagte dieser.

„Meine Leidenschaft! Ich hatte ihrer eine große Menge," erwiderte Pierre.

„Diejenige Leidenschaft, die mehr als andere Sie auf dem Wege zur Tugend straucheln ließ," sagte der Freimaurer.

Pierre schwieg ein Weilchen und sann nach.

„Wein? Gutes Essen? Müßiggang? Trägheit? Heftigkeit? Bosheit? Weiber?" So musterte er seine Laster, wägte sie in Gedanken gegeneinander ab und wußte nicht, welches er für das schlimmste halten sollte.

„Die Weiber," sagte er endlich mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

Der Freimaurer rührte sich nicht und schwieg nach dieser Antwort lange. Dann ergriff er das auf dem Tische liegende Tuch, trat zu Pierre heran und verband ihm wieder die Augen.

„Ich ermahne Sie noch ein letztes Mal: achten Sie auf sich selbst mit der größten Aufmerksamkeit, legen Sie Ihren Affekten Fesseln an, und suchen Sie das Glück nicht in den Leidenschaften,

sondern in Ihrem Herzen. Die Quelle der Glückseligkeit befindet sich nicht außer uns, sondern in uns."

Pierre fühlte diese erfrischende Quelle der Glückseligkeit, die seine Seele mit freudiger Rührung erfüllte, bereits in sich.

IV

Bald darauf kam zu Pierre in das dunkle Gemach nicht mehr der bisherige Redner, sondern sein Bürge Willarski, den er an der Stimme erkannte. Auf dessen neue Fragen nach der Festigkeit seines Entschlusses antwortete Pierre: „Ja, ja, ich bin willens," und ging mit einem strahlenden, kindlichen Lächeln, die fleischige Brust entblößt, ungleichmäßig und schüchtern mit einem gestiefelten und einem stiefellosen Fuße auftretend, vorwärts, während Willarski ihm einen Degen gegen die nackte Brust hielt. Er wurde aus diesem Zimmer durch Korridore geleitet, die sich bald zurück, bald wieder vorwärts wanden, und schließlich an die Tür der Loge geführt. Willarski hustete; es wurde ihm durch freimaurerisches Hammerklopfen geantwortet, und die Tür öffnete sich vor ihnen. Eine Baßstimme (Pierres Augen waren immer noch verbunden) richtete Fragen an ihn: wer er wäre, wo und wann er geboren sei usw. Dann führte man ihn wieder irgendwohin, ohne ihm die Binde von den Augen zu nehmen, und redete während des Gehens zu ihm von den Mühseligkeiten seiner Wanderung, womit allegorisch das Erdendasein bezeichnet wurde, von der heiligen Freundschaft, von dem urewigen Baumeister der Welt und von der Mannhaftigkeit, mit der er Mühen und Gefahren ertragen müsse. Bei dieser Wanderung bemerkte Pierre, daß man ihn bald den „Suchenden", bald den „Leidenden", bald den „Verlangenden" nannte und dabei in verschiedener Weise mit Hammern und Degen aufklopfte. Während er zu

irgendeinem Gegenſtande hingeführt wurde, ſpürte er, daß unter ſeinen Führern eine Unordnung und Verwirrung entſtand. Er hörte, wie die ihn umgebenden Männer flüſternd miteinander ſtritten, und wie einer von ihnen darauf beſtand, er ſollte über einen Teppich geführt werden. Darauf ergriffen ſie ſeine rechte Hand und legten ſie auf irgend etwas herauf, mit der linken aber mußte er einen Zirkel gegen ſeine linke Bruſt ſetzen, und ſo ließen ſie ihn den Eid der Treue gegen die Geſetze des Ordens leiſten, indem er die Worte wiederholen mußte, die ein anderer vorſprach. Dann wurden Kerzen ausgelöſcht und Spiritus angezündet, was Pierre an dem Geruche merkte, und man ſagte ihm, er werde nun das kleine Licht ſehen. Man nahm ihm die Binde ab, und Pierre ſah wie im Traum bei dem ſchwachen Scheine der Spiritusflamme mehrere Männer, die, mit ebenſolchen Schürzen wie der Redner angetan, ihm gegenüberſtanden und Degen auf ſeine Bruſt gerichtet hielten. Unter ihnen ſtand ein Mann in einem weißen, mit Blut befleckten Hemde. Bei dieſem Anblick machte Pierre mit der Bruſt eine Bewegung nach vorn auf die Degen zu, in dem Wunſche, daß dieſe in ſeine Bruſt eindringen möchten. Aber die Degen wichen von ihm zurück, und man legte ihm ſogleich wieder die Binde um.

„Jetzt haſt du das kleine Licht geſehen," hörte er einen der Männer ſagen. Dann wurden die Kerzen wieder angezündet; man ſagte ihm, er ſolle nun auch das volle Licht ſehen; die Binde wurde ihm wieder abgenommen, und mehr als zehn Stimmen ſagten zugleich: „Sic transit gloria mundi."

Allmählich begann Pierre ſich zu ſammeln und das Zimmer, in dem er war, und die darin befindlichen Menſchen zu betrachten. Um einen langen, mit ſchwarzem Tuche bedeckten Tiſch ſaßen etwa zwölf Männer, alle in derſelben Tracht wie die, die er vorher geſehen hatte. Einige von ihnen kannte Pierre von der

Petersburger Gesellschaft her. Auf dem Platze des Vorsitzenden saß ein ihm unbekannter junger Mann, mit einem eigenartigen Kreuz um den Hals. Rechts von diesem saß der italienische Abbé, welchen Pierre vor zwei Jahren bei Anna Pawlowna gesehen hatte. Ferner war da noch ein sehr hochgestellter Beamter und ein Schweizer, der früher im Kuraginschen Hause als Erzieher tätig gewesen war. Alle beobachteten ein feierliches Stillschweigen und warteten auf die Worte des Vorsitzenden, der einen Hammer in der Hand hielt. In eine Wand war ein leuchtender Stern eingefügt; auf der einen Seite des Tisches lag ein kleiner Teppich mit verschiedenen bildlichen Darstellungen; auf der andern stand eine Art Altar mit einem Evangelienbuche und einem Totenkopfe. Um den Tisch herum standen sieben große Kandelaber, von der Art, wie sie in Kirchen gebraucht werden. Zwei der Brüder führten Pierre zu dem Altare hin, stellten ihm die Füße so, daß sie einen rechten Winkel bildeten, und forderten ihn auf, sich hinzulegen, wobei sie bemerkten, er werfe sich vor dem Tore des Tempels nieder.

„Er muß vorher eine Kelle bekommen," sagte flüsternd einer der Brüder.

„Ach, bitte, lassen Sie es nur gut sein!" erwiderte ein andrer.

Pierre gehorchte nicht sogleich, sondern blickte mit seinen kurzsichtigen Augen verlegen um sich, und auf einmal befiel ihn ein Zweifel. „Wo bin ich? Was tue ich? Macht man sich auch nicht über mich lustig? Wird mir auch die Erinnerung daran später nicht beschämend sein?" Aber dieser Zweifel dauerte nur einen Augenblick. Pierre blickte in die ernsten Gesichter der ihn umgebenden Männer, er erinnerte sich an alles, was er hier bereits durchgemacht hatte, und sah ein, daß er nicht auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Er erschrak über seinen Zweifel, und eifrig bemüht, in seiner Seele das frühere Gefühl der Rührung wieder

wachzurufen, warf er sich vor dem Tore des Tempels nieder. Und wirklich kam jenes Gefühl der Rührung wieder über ihn, sogar in noch höherem Grade als vorher. Nachdem er eine Zeitlang gelegen hatte, hieß man ihn aufstehen, band ihm eine ebensolche weiße Lederschürze um, wie sie die andern trugen, gab ihm eine Kelle in die Hand, sowie drei Paar Handschuhe, und dann wandte sich der Meister vom Stuhle zu ihm. Er sagte zu ihm, er solle darauf bedacht sein, die Weiße dieses Schurzfelles, welches symbolisch die Charakterfestigkeit und die Sittenreinheit bedeute, nicht zu beflecken; über die Kelle, deren Bedeutung er nicht erklärte, fügte er hinzu, er solle sich bemühen, mit ihr sein eigenes Herz von Fehlern zu reinigen und das Herz des Nächsten nachsichtig zu glätten und zu besänftigen. Darauf sagte er über das erste Paar Männerhandschuhe, ihre Bedeutung könne Pierre noch nicht verstehen; aber er solle sie aufbewahren; über das zweite Paar, gleichfalls Männerhandschuhe, sagte er, er solle sie zu den Versammlungen anziehen, und endlich sagte er über das dritte Paar, ein Paar Frauenhandschuhe: „Lieber Bruder, auch diese Frauenhandschuhe sind für Sie bestimmt. Geben Sie sie derjenigen Frau, die Sie höher achten werden als alle andern. Durch diese Gabe werden Sie derjenigen, die Sie sich als würdige Freimaurerin erlesen werden, die Versicherung geben, daß Ihr Herz rein und lauter ist.“ Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Aber gib acht, lieber Bruder, daß diese Handschuhe nicht unreine Hände schmücken.“ Als der Meister vom Stuhl diese letzten Worte sprach, hatte Pierre die Empfindung, daß der Vorsitzende in Verlegenheit gerate. Pierre selbst wurde noch mehr verlegen, errötete so, daß ihm die Tränen in die Augen kamen, wie Kinder oft erröten, und begann unruhig um sich zu sehen. Es trat ein unbehagliches Schweigen ein.

Dieses Schweigen wurde von einem der Brüder unterbrochen,

welcher Pierre zu dem Teppich führte und ihm aus einem Hefte eine Erklärung aller darauf dargestellten Figuren vorzulesen begann: der Sonne, des Mondes, des Hammers, des Richtlotes, der Kelle, des rohen und des kubisch behauenen Steines, der Säule, der drei Fenster usw. Dann wurde ihm sein Platz angewiesen, man zeigte ihm die Erkennungszeichen der Loge, sagte ihm das Losungswort für den Eintritt und gestattete ihm schließlich, sich hinzusetzen. Der Meister vom Stuhle las nun die Satzungen vor. Diese Satzungen waren sehr lang, und Pierre war vor Freude, Aufregung und Verlegenheit nicht imstande, das, was vorgelesen wurde, zu verstehen. Nur auf die letzten Sätze der Satzungen gab er besser acht, und diese prägten sich seinem Gedächtnis ein:

„In unsern Tempeln kennen wir keine anderen Verschiedenheiten", las der Meister vom Stuhle, „als diejenigen, die zwischen der Tugend und dem Laster bestehen. Hüte dich, irgendeinen Unterschied zu machen, der die Gleichheit stören könnte. Eile dem Bruder zu Hilfe, wer er auch sei; belehre den Irrenden; richte den Gefallenen auf, und hege niemals Groll oder Feindschaft gegen einen Bruder. Sei freundlich und liebreich. Erwecke in allen Herzen die Glut der Tugend. Freue dich über das Glück deines Nächsten, und möge niemals Neid diesen reinen Genuß stören. Verzeihe deinem Feinde; räche dich nicht an ihm, es sei denn dadurch, daß du ihm Gutes tust. Wenn du so das höchste Gesetz erfüllst, so wirst du etwas von der urzeitlichen Seelengröße wiedergewinnen, die du verloren hast."

Er schloß, stand auf, umarmte Pierre und küßte ihn. Mit Freudentränen in den Augen blickte Pierre um sich und wußte gar nicht, was er allen antworten sollte, die ihn umringten, ihn beglückwünschten und zum Teil eine frühere Bekanntschaft erneuerten. Aber er machte zwischen alten und neuen Bekannten

keinen Unterſchied; in allen dieſen Männern ſah er nur Brüder und brannte vor Ungeduld, ſich mit ihnen gemeinſam ans Werk zu machen.

Der Meiſter vom Stuhle klopfte mit dem Hammer auf; alle ſetzten ſich auf ihre Plätze, und einer von ihnen las eine ermahnende Anſprache über die Notwendigkeit der Demut vor.

Dann forderte der Meiſter vom Stuhle die Brüder auf, die letzte ihnen obliegende Pflicht zu erfüllen, und der hohe Beamte, der den Titel „Almoſenſammler" führte, begann bei den Brüdern umherzugehen. Pierre hätte am liebſten in die Almoſenliſte alles Geld eingezeichnet, das er verfügbar hatte; aber er fürchtete, dadurch Hochmut zu bekunden, und trug nur ungefähr ebenſoviel ein wie die andern.

Die Sitzung wurde geſchloſſen. Als Pierre nach Hauſe kam, war ihm zumute, als kehrte er von einer weiten Reiſe zurück, auf der er Jahrzehnte zugebracht, ſich völlig verändert und ſich ſeiner ganzen früheren Lebenseinrichtung und allen ſeinen ehemaligen Gewohnheiten entfremdet hätte.

V

Am Tage nach der Aufnahme in die Loge ſaß Pierre bei ſich zu Hauſe, las in einem Buche und bemühte ſich in den Sinn eines Quadrates einzudringen, bei dem die eine Seite Gott, die zweite das geiſtige Element, die dritte das leibliche Element und die vierte die Vereinigung der beiden letzteren bedeutete. Ab und zu riß er ſich von dem Buche und dem Quadrate los und machte ſich in Gedanken einen neuen Lebensplan zurecht. Geſtern war ihm in der Loge geſagt worden, ein Gerücht von dem Duell wäre dem Kaiſer zu Ohren gekommen, und Pierre würde daher am beſten tun, ſich aus Petersburg zu entfernen. So hatte denn

Pierre den Entschluß gefaßt, auf seine im Süden gelegenen Güter zu gehen und sich dort mit seinen Bauern zu beschäftigen. In freudiger Stimmung dachte er über dieses neue Leben nach, als unerwartet Fürst Wasili ins Zimmer trat.

„Mein Freund, was hast du denn in Moskau angerichtet? Warum hast du dich mit Helene veruneinigt, mein Lieber? Du befindest dich in einem Irrtum," sagte Fürst Wasili gleich beim Eintritt. „Ich habe alles in Erfahrung gebracht und kann dir ganz zuverlässig sagen, daß Helene dir gegenüber schuldlos ist, wie Christus den Juden gegenüber."

Pierre wollte antworten; aber der Fürst ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Und warum hast du dich nicht gerade an mich gewendet, wie an einen guten Freund? Ich bin über alles orientiert und habe Verständnis für alles," sagte er; „du hast dich benommen, wie es sich für einen Mann schickt, der seine Ehre hochhält; vielleicht bist du etwas zu hastig gewesen, aber darüber wollen wir nicht rechten. Mache dir nur das eine klar: in welche Situation bringst du sie und mich in den Augen der ganzen Gesellschaft und" (dies fügte er mit leiserer Stimme hinzu) „sogar des Hofes? Sie wohnt in Moskau und du hier! Überlege doch nur ruhig, mein Lieber" (er ergriff seine Hand und zog sie in seiner wunderlichen Manier nach unten), „hier liegt ein Mißverständnis vor; ich meine, das mußt du selbst fühlen. Schreib gleich mit mir zusammen einen Brief; dann wird sie hierher kommen, und alles wird sich aufklären. Sonst kann, das muß ich dir sagen, die Sache für dich sehr leicht nachteilige Folgen haben, mein lieber Freund."

Fürst Wasili blickte Pierre ernst und bedeutsam an.

„Ich weiß aus guten Quellen, daß die Kaiserinwitwe an dieser ganzen Angelegenheit lebhaften Anteil nimmt. Du weißt, daß sie gegen Helene sehr gnädig gesinnt ist."

Pierre hatte schon mehrere Male dazu angesetzt, zu reden; aber einerseits ließ ihn Fürst Wasili nicht dazu kommen, und andererseits hatte Pierre selbst eine gewisse Angst davor, zu seinem Schwiegervater in dem Tone entschiedener Ablehnung und Weigerung zu reden, in welchem zu antworten er doch fest entschlossen war. Außerdem fielen ihm die Worte aus den maurerischen Satzungen: „Sei freundlich und liebreich," ein. Er runzelte die Stirn, errötete, stand auf und setzte sich wieder hin: er kämpfte mit sich selbst, um sich zu dem zu zwingen, was ihm im Leben am allerschwersten wurde: jemandem etwas Unangenehmes ins Gesicht zu sagen, ihm etwas anderes zu sagen, als was der Betreffende erwartete, mochte er sein, wer er wollte. Er war so daran gewöhnt, sich diesem lässigen, selbstbewußten Tone des Fürsten Wasili zu fügen, daß er auch jetzt fürchtete, er werde nicht imstande sein, diesem Tone zu widerstehen; aber er war sich bewußt, daß von dem, was er jetzt sagen werde, sein ganzes weiteres Lebensschicksal abhänge: ob er auf dem alten, bisherigen Wege weiterwandern oder den neuen Weg einschlagen werde, der ihm in so verlockender Weise von den Freimaurern gezeigt war, und auf dem er die Wiedergeburt zu einem neuen Leben bestimmt zu finden hoffte.

„Nun, mein Lieber," sagte Fürst Wasili scherzend, „du brauchst bloß ja zu mir zu sagen, dann schreibe ich selbst an sie, und wir schlachten ein gemästetes Kalb."

Aber Fürst Wasili hatte seine scherzhafte Wendung kaum völlig ausgesprochen, als Pierre mit einer Wut im Gesichte, die an seinen Vater erinnerte, ohne dem Fürsten in die Augen zu sehen, flüsternd sagte:

„Fürst, ich habe Sie nicht aufgefordert, zu mir zu kommen; gehen Sie, bitte, gehen Sie!" Er sprang auf und öffnete ihm die Tür. „Gehen Sie!" wiederholte er; er traute sich selbst nicht und

war erfreut über den Ausdruck von Verwirrung und Angst, der auf dem Gesichte des Fürsten Wasili sichtbar wurde.

„Was hast du? Bist du krank?"

„Gehen Sie!" sagte Pierre noch einmal mit zitternder Stimme. Und Fürst Wasili sah sich genötigt wegzugehen, ohne irgendwelche Erklärung empfangen zu haben.

Acht Tage darauf fuhr Pierre, nachdem er von seinen neuen Freunden, den Freimaurern, Abschied genommen und ihnen eine größere Geldsumme zu Almosen zurückgelassen hatte, auf seine Güter. Seine neuen Brüder gaben ihm Briefe nach Kiew und Odessa an die dortigen Freimaurer mit und versprachen ihm, an ihn zu schreiben und ihn in seiner neuen Tätigkeit zu leiten.

VI

Pierres Affäre mit Dolochow war vertuscht worden, und trotz der damaligen Strenge des Kaisers hinsichtlich der Duelle hatte die Sache weder für die beiden Gegner noch für ihre Sekundanten üble Folgen gehabt. Aber die skandalöse Vorgeschichte des Duells, die durch Pierres Bruch mit seiner Frau eine Bestätigung fand, sprach sich in der Gesellschaft herum. Pierre, den man mit herablassender Gönnermiene angesehen hatte, solange er ein illegitimer Sohn war, und den man umschmeichelt und gepriesen hatte, als man in ihm einen der besten Heiratskandidaten im ganzen russischen Reiche sah, hatte schon nach seiner Heirat, als die jungen Mädchen und die Mütter nichts mehr von ihm zu erwarten hatten, in der Meinung der Gesellschaft stark verloren, um so mehr, da er sich weder darauf verstand noch darauf ausging, sich das Wohlwollen der Gesellschaft zu erwerben. Jetzt nun maß man ihm allein alle Schuld an dem Vorgefallenen bei; man sagte, er sei von einer sinnlosen Eifersucht

und leide an ähnlichen Anfällen blutdürstiger Raserei wie sein Vater. Und als nach Pierres Abreise Helene nach Petersburg zurückkehrte, wurde sie nicht nur freudig, sondern auch mit einem Beiklang von Ehrerbietung, der ihrem Unglücke galt, von allen ihren Bekannten empfangen. Sobald sich das Gespräch auf ihren Mann wandte, nahm Helene jedesmal eine ernste, würdige Miene an, die sie sich mit dem ihr eigenen Takte zurechtgemacht hatte, ohne eigentlich ihre Bedeutung zu verstehen. Diese Miene besagte, daß Helene entschlossen sei, ihr Unglück zu tragen, ohne zu klagen, und daß ihr Mann ein ihr von Gott gesandtes Kreuz sei. Fürst Wasili sprach seine Meinung offener aus. Wenn von Pierre die Rede war, zuckte er die Achseln und sagte, indem er auf die Stirn deutete:

„Halbverrückt! Ich habe es ja immer gesagt."

„Ich habe es vorhergesagt," behauptete Anna Pawlowna mit Bezug auf Pierre. „Ich habe es damals gleich gesagt, und früher als alle andern" (sie betonte nachdrücklich ihre Priorität), „daß er ein verdrehter junger Mensch ist, den die zuchtlosen Ideen des Jahrhunderts verdorben haben. Das habe ich schon damals gesagt, als alle noch von ihm entzückt waren und er eben erst aus dem Auslande zurückgekehrt war und einmal bei mir auf einer Abendgesellschaft (besinnen Sie sich wohl noch?) sich als eine Art von Marat aufspielte. Und was ist nun das Ende vom Liede gewesen? Ich war schon damals eine Gegnerin dieser Heirat und habe alles vorhergesagt, was sich dann ereignet hat."

Anna Pawlowna gab wie früher in ihrem Hause an dienstfreien Tagen Abendgesellschaften, für deren Arrangement sie ein einzigartiges Talent besaß. Denn erstens versammelte sich auf diesen Abendgesellschaften die Creme der wahrhaft guten Gesellschaft, die Quintessenz der Petersburger Intelligenz, wie Anna Pawlowna selbst sagte. Und abgesehen von dieser feinfühligen

Auswahl der Gäste zeichneten sich Anna Pawlownas Abendgesellschaften zweitens dadurch aus, daß die Wirtin ihren Gästen dabei jedesmal eine neue, interessante Persönlichkeit wie ein delikates Gericht auftischte, und daß nirgends mit solcher Deutlichkeit und Sicherheit wie auf diesen Abendgesellschaften zum Ausdruck kam, auf wieviel Grad an dem politischen Thermometer die Stimmung der loyalen Petersburger Hofgesellschaft stand.

Gegen Ende des Jahres 1806, als bereits alle die traurigen Einzelheiten über die Vernichtung der preußischen Armee durch Napoleon bei Jena und Auerstädt und über die Übergabe eines großen Teiles der preußischen Festungen bekannt geworden waren, als unsere Truppen schon in Preußen eingerückt waren und unser zweiter Krieg mit Napoleon begonnen hatte, gab Anna Pawlowna wieder in ihrem Hause eine Abendgesellschaft. Die Creme der wahrhaft guten Gesellschaft bestand an diesem Abende aus der bezaubernden, unglücklichen, von ihrem Manne verlassenen Helene, aus Mortemart, aus dem entzückenden Fürsten Ippolit, der soeben aus Wien angekommen war, aus zwei Diplomaten, der lieben Tante, einem jungen Manne, dem im Salon die ziemlich vage Bezeichnung: „ein Mann von großen Verdiensten" zuteil wurde, einer neu ernannten Hofdame nebst ihrer Mutter und aus einigen anderen minder bedeutenden Persönlichkeiten.

Diejenige Person, welche Anna Pawlowna an diesem Abende ihren Gästen wie eine neue Delikatesse vorsetzte, war Boris Drubezkoi, der soeben als Kurier von der preußischen Armee eingetroffen war und bei einer sehr hochgestellten Persönlichkeit die Stelle eines Adjutanten bekleidete.

Der Stand des politischen Thermometers, welcher an diesem Abend zur Kenntnis der Gesellschaft gebracht wurde, war

folgender: „Wie sehr auch alle Herrscher und Feldherrn Europas zu meiner und unser aller Empörung und Kränkung sich bemühen mögen, diesem Bonaparte Liebenswürdigkeiten zu erweisen, unsere Meinung über Bonaparte kann dadurch nicht verändert werden. Wir werden nicht aufhören, unsere Anschauungen in dieser Hinsicht ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen, und können dem Könige von Preußen und den andern nur sagen: ‚Ihr werdet den Schaden davon haben. Tu l'as voulu, George Dandin.' Das ist alles, was wir darüber sagen können." Das war es, was das politische Thermometer auf Anna Pawlownas Abendgesellschaft besagte. Als Boris, der den Gästen vorgesetzt werden sollte, in den Salon trat, war schon fast die ganze Gesellschaft beisammen, und das von Anna Pawlowna geleitete Gespräch drehte sich um unsere diplomatischen Beziehungen zu Österreich und um die Aussichten auf ein Bündnis mit diesem Staate.

Boris, der eine elegante Adjutantenuniform trug, in seiner ganzen Erscheinung männlicher geworden war und recht frisch und gesund aussah, trat mit ungezwungenem Benehmen in den Salon, wurde zunächst, wie es sich gehörte, beiseite geführt, um die liebe Tante zu begrüßen, und dann der allgemeinen Gruppe beigesellt.

Anna Pawlowna reichte ihm ihre magere Hand zum Kusse, machte ihn mit einigen ihm noch fremden Personen bekannt und gab ihm bei einer jeden im Flüstertone eine kurze Charakteristik.

„Fürst Ippolit Kuragin, ein allerliebster junger Mann. Herr Krug, Geschäftsträger aus Kopenhagen, ein tiefer Geist." Und dann schlechthin: „Herr Schitow, ein Mann von großen Verdiensten," mit Bezug auf den Herrn, dem dieses Etikett verliehen war.

Boris war nach verhältnismäßig kurzer Dienstzeit dank den un-

abläſſigen Bemühungen ſeiner Mutter Anna Michailowna, ſowie dank ſeinen eigenen gewandten Manieren und ſeinem klug zurückhaltenden Weſen bereits in eine ſehr vorteilhafte dienſtliche Stellung gelangt. Er war Adjutant bei einer ſehr hochgeſtellten Perſönlichkeit, hatte einen ſehr wichtigen Auftrag nach Preußen gehabt und war ſoeben von dort als Kurier zurückgekommen. Er hatte ſich in jenes ungeſchriebene Reglement über die Subordinationsverhältniſſe, das ihm in Olmütz ſo gut gefallen hatte, vollſtändig eingelebt, jenes Reglement, nach welchem ein Fähnrich ſehr viel höher ſtehen konnte als ein General, und nach welchem zu einer guten Karriere nicht Anſtrengung im Dienſte, Arbeit, Tapferkeit, Ausdauer erforderlich waren, ſondern nur die Kunſt, mit denjenigen zu verkehren, die die dienſtlichen Belohnungen zu verteilen hatten, — und er wunderte ſich oft ſelbſt über ſein ſchnelles Vorwärtskommen, und wie es möglich war, daß andere ſich auf dieſen Weg nicht verſtanden. Infolge dieſer ſeiner Entdeckung hatten ſeine ganze Lebensweiſe, alle ſeine Beziehungen zu früheren Bekannten, alle ſeine Pläne für die Zukunft eine vollſtändige Umänderung erfahren. Er war nicht reich; aber er verwandte ſein letztes Geld darauf, ſich beſſer zu kleiden als andere; er hätte lieber auf viele Vergnügungen verzichtet, als daß er es ſich erlaubt hätte, auf den Straßen Petersburgs in einem ſchlechten Wagen zu fahren oder ſich in einer alten Uniform ſehen zu laſſen. Er unterhielt und ſuchte Verkehr nur mit ſolchen Leuten, die über ihm ſtanden und ihm daher nützlich ſein konnten. Er liebte Petersburg und verachtete Moskau. Die Erinnerung an das Roſtowſche Haus und an ſeine kindiſche Liebe zu Natáſcha war ihm peinlich, und ſeit ſeiner Abreiſe zur Armee war er kein einziges Mal mehr bei Roſtows geweſen. In Anna Pawlownas Salon anweſend ſein zu dürfen, hielt er für eine bedeutende Förderung auf der dienſtlichen Lauf-

bahn und erfaßte jetzt sofort mit vollem Verständnis die von ihm zu spielende Rolle. Er überließ es zunächst Anna Pawlowna, was an ihm Interessantes sein mochte, zur Reklame für ihn zu benutzen, beobachtete aufmerksam jeden der Anwesenden, schätzte die Vorteile ab, die er von einem jeden haben konnte, und erwog die Möglichkeit, diesem und jenem näherzutreten. Er setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz neben die schöne Helene und hörte dem allgemeinen Gespräche zu.

„Wien ist der Ansicht," sagte der dänische Geschäftsträger, „die Basis des vorgeschlagenen Vertrages sei so unerreichbar, daß man nicht einmal durch eine Reihe der glänzendsten Erfolge würde zu ihr gelangen können, und bezweifelt, daß wir die Mittel hätten, solche Erfolge zu erzielen. Dies ist der authentische Text der Hauptstelle in der Antwort des Wiener Kabinetts." Und dann fügte er als tiefer Geist mit feinem Lächeln hinzu: „Der Ausdruck des Zweifels kann nur schmeichelhaft sein!"

„Man muß zwischen dem Wiener Kabinett und dem Kaiser von Österreich unterscheiden," bemerkte Mortemart. „Dem Kaiser von Österreich hat ein solcher Gedanke nie kommen können; es ist nur das Kabinett, das in dieser Weise spricht."

„Ach, mein lieber Vicomte," mischte sich hier Anna Pawlowna in das Gespräch. „Europa" (das Gespräch wurde in französischer Sprache geführt, und Anna Pawlowna bediente sich dabei der Aussprache: „l'Urope", eine besondere Feinheit, die sie meinte sich im Gespräche mit einem Franzosen gestatten zu dürfen), „Europa wird niemals unser aufrichtiger Bundesgenosse sein."

Hierauf lenkte Anna Pawlowna das Gespräch auf die Mannhaftigkeit und Festigkeit des Königs von Preußen, in der Absicht, Boris zur Beteiligung zu veranlassen.

Boris hatte bisher einem jeden, der sprach, aufmerksam zugehört und gewartet, bis die Reihe an ihn selbst kommen werde,

hatte aber dabei gleichzeitig Gelegenheit gefunden, wiederholentlich seine Nachbarin, die schöne Helene, anzuschauen, welche die Blicke des hübschen jungen Adjutanten mehrmals mit einem Lächeln erwiderte.

Da Anna Pawlowna von der Lage sprach, in der sich Preußen befand, so machte es sich ganz natürlich, daß sie Boris bat, von seiner Reise nach Glogau und von dem Zustande zu erzählen, in dem er das preußische Heer getroffen habe. Boris erzählte in ruhiger Redeweise und in reinem, korrektem Französisch eine Menge interessanter Einzelheiten über die Truppen und über den Hof, vermied es aber während seiner ganzen Erzählung sorgfältig, über die Tatsachen, die er berichtete, seine eigene Meinung zum Ausdruck zu bringen. Eine Zeitlang bildete Boris den Mittelpunkt für die allgemeine Aufmerksamkeit, und Anna Pawlowna merkte, daß die von ihr servierte Neuheit von allen ihren Gästen mit Vergnügen entgegengenommen wurde. Noch größeres Interesse als alle übrigen legte für die Erzählung des jungen Adjutanten Helene an den Tag. Sie befragte ihn mehrmals nach allerlei Einzelheiten seiner Fahrt und schien sich für die Lage der preußischen Armee außerordentlich zu interessieren. Sobald er mit seinen Mitteilungen zu Ende war, wandte sie sich an ihn mit ihrem gewöhnlichen Lächeln:

„Sie müssen mich unbedingt besuchen," sagte sie zu ihm in einem Tone, als ob dies aus gewissen Gründen, die er nicht wissen dürfe, schlechterdings notwendig sei. „Dienstag zwischen acht und neun Uhr. Sie werden mir damit eine große Freude bereiten."

Boris versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und wollte ein Gespräch mit ihr beginnen, als Anna Pawlowna die Tante zum Vorwande benutzte, um ihn wegzurufen: diese wünsche eine Auskunft von ihm zu erhalten.

„Sie kennen ja wohl ihren Mann?“ ſagte Anna Pawlowna, indem ſie die Augen einen Augenblick ſchloß und mit einer traurigen Gebärde nach Helene hindeutete: „Ach, ſie iſt eine ſo unglückliche, ſo reizende Frau! Reden Sie in ihrer Gegenwart nie von ihm; bitte, ja nicht! Es iſt ihr zu ſchmerzlich.“

VII

Als Boris und Anna Pawlowna wieder zu dem allgemeinen Kreiſe zurückkehrten, unternahm es dort gerade Fürſt Ippolit, etwas zur Unterhaltung beizuſteuern.

Er bog ſich aus ſeinem Lehnſeſſel hinaus nach vorn, ſagte: „Le roi de Prusse“ und brach dann in ein Gelächter aus. Alle wandten ſich zu ihm hin.

„Le roi de Prusse?“ wiederholte Ippolit noch einmal im Tone der Frage, lachte wieder auf und ſetzte ſich wieder mit ruhiger, ernſter Miene in den Fond des Seſſels zurück. Anna Pawlowna wartete ein Weilchen, was er weiter ſagen würde; aber da Ippolit abſolut nichts hinzufügen zu wollen ſchien, ſo fing ſie an davon zu ſprechen, wie der gottloſe Bonaparte in Potsdam den Degen Friedrichs des Großen entwendet habe.

„‚Es iſt der Degen Friedrichs des Großen, den ich . . .‘“ begann ſie die Worte Napoleons zu zitieren; aber Ippolit unterbrach ſie, indem er zum dritten Male ſagte:

„Le roi de Prusse . . .“ Und dann, ſowie die andern ſich zu ihm wandten, machte er eine Miene, als ob er um Entſchuldigung bäte, und verſtummte wieder.

Anna Pawlowna runzelte die Stirn. Mortemart, Ippolits Freund, fragte ihn in entſchiedenem Tone:

„Nun alſo, was iſt denn mit dem Könige von Preußen?“

Ippolit lachte, ſchien ſich aber ſeines Lachens ſelbſt zu ſchämen.

„Ach, gar nichts; ich wollte nur sagen ..." (Er beabsichtigte, einen Scherz vorzutragen, den er in Wien gehört hatte und den er den ganzen Abend über anzubringen versucht hatte.) „Ich wollte nur sagen, daß es von uns eine Torheit ist, Krieg zu führen pour le roi de Prusse."

Boris lächelte vorsichtig, so daß sein Lächeln als Ironie oder als Beifallsäußerung für den Witz aufgefaßt werden konnte, je nach der Aufnahme, die der Witz finden werde. Alle lachten.

„Ihr Wortspiel ist sehr schlecht, zwar sehr geistreich, aber ungerecht," bemerkte Anna Pawlowna und drohte dem Fürsten Ippolit mit ihrem runzeligen Finger. „Wir führen nicht Krieg für den König von Preußen, sondern für die Prinzipien der Ordnung und der Gerechtigkeit. Ach, was dieser Fürst Ippolit für ein böser, böser Mensch ist!"

Das Gespräch verstummte den ganzen Abend hindurch keinen Augenblick und drehte sich vorwiegend um Neuigkeiten der Politik. Gegen Ende des Zusammenseins wurde es ganz besonders lebhaft, als man auf die vom Kaiser verliehenen Belohnungen zu sprechen kam.

„Im vorigen Jahre hat doch N. N. eine Tabatiere mit dem Porträt des Kaisers erhalten," sagte der Mann mit dem tiefen Geiste. „Warum sollte S. S. nicht dieselbe Belohnung bekommen können?"

„Ich bitte um Verzeihung," sagte der andere Diplomat. „Eine Tabatiere mit dem Porträt des Kaisers ist eben eine Belohnung, aber nicht eine Auszeichnung; man könnte eher sagen: ein Geschenk."

„Es hat aber doch Präzedenzfälle gegeben; ich möchte auf Schwarzenberg verweisen."

„Nein, es ist unmöglich," erwiderte der andere.

„Wollen wir wetten? Der Großkordon, das wäre ja etwas ganz anderes ..."

Als sich alle erhoben, um sich zu empfehlen, wandte sich Helene, die den ganzen Abend nur wenig gesprochen hatte, wieder mit derselben Bitte an Boris; sie forderte ihn freundlich und bedeutsam auf, sie am Dienstag zu besuchen.

„Es liegt mir sehr viel daran," sagte sie lächelnd und blickte dabei Anna Pawlowna an, und diese unterstützte Helenens Wunsch, wobei sie dasselbe trübe Lächeln zeigte, mit welchem sie ihre Worte zu begleiten pflegte, wenn sie von ihrer hohen Gönnerin sprach.

Es schien, als ob an diesem Abend Helene aus einigen Äußerungen, die Boris über das preußische Heer getan hatte, plötzlich die Notwendigkeit erkannt hätte, mit ihm bekannt zu werden. Sie versprach ihm gewissermaßen, ihm diese Notwendigkeit zu erklären, wenn er am Dienstag zu ihr käme.

Als jedoch Boris am Dienstag Abend in Helenens prächtigem Salon erschien, erhielt er keine deutliche Erklärung darüber, warum sein Besuch eigentlich so notwendig gewesen war. Es waren noch andere Gäste da; die Gräfin redete nur wenig mit ihm, und erst beim Abschiede, als er ihr die Hand küßte, flüsterte sie ihm plötzlich, und zwar merkwürdigerweise ohne das gewöhnliche Lächeln, zu: „Kommen Sie morgen abend ... zum Diner. Sie müssen kommen ... Kommen Sie."

Während dieses seines Aufenthaltes in Petersburg wurde Boris Hausfreund bei der Gräfin Besuchowa.

VIII

Der Krieg war entbrannt, und der Schauplatz desselben näherte sich den russischen Grenzen. Überall hörte man Verwünschungen gegen Bonaparte, den Feind des Menschen-

geschlechtes, ausstoßen; in den Dörfern wurden die Landwehrleute und Rekruten zusammenberufen, und vom Kriegsschauplatze kamen einander widersprechende Nachrichten, die unwahr waren, wie immer, und daher auf die mannigfachste Weise ausgedeutet wurden.

Das Leben des alten Fürsten Bolkonski, des Fürsten Andrei und der Prinzessin Marja hatte sich seit dem Jahre 1805 in vieler Hinsicht geändert.

Im Jahre 1806 war dem alten Fürsten die Stelle eines Oberkommandierenden der Landwehr übertragen worden, wie solcher Stellen in ganz Rußland acht eingerichtet worden waren. Trotz seiner Altersschwäche, die sich namentlich damals fühlbar gemacht hatte, als er seinen Sohn tot glaubte, hielt sich der alte Fürst nicht für berechtigt, ein Amt abzulehnen, zu dem er durch den Kaiser selbst ernannt worden war, und diese neue Tätigkeit, die sich ihm darbot, diente zu seiner Belebung und Kräftigung. Er war beständig auf Reisen in den drei ihm übertragenen Gouvernements, bewies eine fast pedantische Genauigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, war streng bis zur Grausamkeit gegen seine Untergebenen und kümmerte sich persönlich um die kleinsten Einzelheiten in seinem Amtsbereiche. Prinzessin Marja hatte jetzt keine Mathematikstunden mehr bei ihrem Vater; sie kam zwar auch jetzt morgens in sein Zimmer, wenn er zu Hause war, aber in Begleitung der Amme, mit dem kleinen Fürsten Nikolai, wie ihn der Großvater nannte. Der Säugling Fürst Nikolai wohnte mit der Amme und der Kinderfrau Sawischna in den Zimmern der verstorbenen Fürstin, und die Prinzessin Marja verbrachte den größten Teil des Tages in der Kinderstube und suchte, so gut sie es verstand, ihrem kleinen Neffen die Mutter zu ersetzen. Mademoiselle Bourienne liebte, wie es schien, den Knaben ebenfalls leidenschaftlich, und Prinzessin Marja über-

ließ oft, obwohl sie dabei sich selbst beraubte, ihrer Freundin den Genuß, den kleinen Engel, wie sie ihren Neffen nannte, zu warten und mit ihm zu spielen.

In der Kirche von Lysyja-Gory war neben dem Allerheiligsten über der Gruft der kleinen Fürstin eine Kapelle errichtet und in der Kapelle ein aus Italien verschriebenes Marmordenkmal aufgestellt, welches einen Engel darstellte, der seine Flügel auseinanderbreitet und sich anschickt, sich zum Himmel zu erheben. Bei dem Engel war die Oberlippe ein wenig hinaufgezogen, wie wenn er lächeln wollte, und als eines Tages Fürst Andrei und Prinzessin Marja aus der Kapelle herauskamen, gestanden sie einer dem andern, daß das Gesicht dieses Engels sie seltsam an das Gesicht der Verstorbenen erinnerte. Aber was noch seltsamer scheinen konnte, und was Fürst Andrei seiner Schwester nicht sagte, das war, daß in dem Ausdrucke, den der Künstler dem Gesichte des Engels zufällig gegeben hatte, Fürst Andrei dieselben sanft vorwurfsvollen Worte zu lesen glaubte, die er damals auf dem Gesichte seiner toten Frau gelesen hatte: „Ach, warum habt ihr das mit mir gemacht? ..."

Bald nach der Rückkehr des Fürsten Andrei hatte der alte Fürst seinem Sohne einen Teil des Familienbesitzes als Eigentum zugewiesen: er hatte ihm das große Gut Bogutscharowo gegeben, das etwa vierzig Werst von Lysyja-Gory entfernt lag. Teils wegen der schmerzlichen Erinnerungen, die sich für ihn an Lysyja-Gory knüpften, teils weil Fürst Andrei sich nicht immer imstande fühlte, das eigenartige Wesen seines Vaters zu ertragen, teils auch, weil es ihm ein Bedürfnis war, allein zu sein, benutzte Fürst Andrei Bogutscharowo als eigentlichen Wohnort, fing dort an zu bauen und verbrachte dort seine meiste Zeit.

Fürst Andrei hatte sich nach der Schlacht bei Austerlitz fest vorgenommen, nie wieder beim Militär zu dienen; als nun der neue

Krieg begann und alle eintreten mußten, übernahm er, um vom aktiven Dienſte freizukommen, unter ſeinem Vater als Vorgeſetztem eine dienſtliche Tätigkeit bei der Einberufung der Landwehr. Der alte Fürſt und ſein Sohn hatten nach dem Feldzuge von 1805 gleichſam miteinander die Rollen vertauſcht. Der alte Fürſt, durch ſeine Beſchäftigung neu belebt, erwartete von dem jetzigen Feldzuge alles Gute; Fürſt Andrei dagegen, der an dem Kriege nicht teilnahm und das in der geheimſten Tiefe ſeiner Seele bedauerte, ſah nur Schlimmes voraus.

Am 26. Februar 1807 hatte der alte Fürſt eine Dienſtreiſe durch ſeinen Diſtrikt angetreten; Fürſt Andrei war, wie meiſt, wenn ſein Vater abweſend war, in Lyſyja-Gory geblieben. Der kleine Nikolai war ſchon ſeit drei Tagen krank. Die Kutſcher, die den alten Fürſten gefahren hatten, waren aus der Stadt zurückgekehrt und hatten Briefe und dienſtliche Papiere für den Fürſten Andrei mitgebracht.

Da der Kammerdiener mit den Briefen den jungen Fürſten nicht in ſeinem Zimmer gefunden hatte, ſo ging er nach den Räumen der Prinzeſſin Marja; aber auch dort war er nicht. Es wurde dem Kammerdiener geſagt, der Fürſt ſei in die Kinderſtube gegangen.

„Peter iſt mit Papieren gekommen; wenn Euer Durchlaucht ſie vielleicht in Empfang nehmen wollen ...“ ſagte eines der Mädchen, die der Kinderfrau zur Hand gingen, zu dem Fürſten Andrei, der mit finſterem Geſichte auf einem kleinen Kinderſtuhle ſaß und mit zitternden Händen Tropfen aus einem Arzneifläſchchen in ein zur Hälfte mit Waſſer gefülltes Glas goß.

„Was gibt es?“ fragte er ärgerlich, und unvorſichtig mit der Hand zuckend, goß er aus dem Fläſchchen eine zu große Menge Tropfen in das Glas. Er ſchüttete das Waſſer mit der Arznei aus dem Glaſe auf den Fußboden und verlangte anderes Waſſer. Das Mädchen reichte es ihm.

In dem Zimmer ſtand das Kinderbett, zwei Truhen, zwei Lehnſtühle, ein Tiſch, ein Kindertiſch und ein Kinderſtuhl, eben der, auf welchem Fürſt Andrei ſaß. Die Fenſter waren verhängt, und auf dem Tiſche brannte eine einzige Kerze, vor die ein gebundenes Notenheft geſtellt war, ſo daß der Schein nicht auf das Bettchen fiel.

„Lieber Andrei," ſagte Prinzeſſin Marja von dem Bettchen her, neben dem ſie ſtand. „Es wäre doch beſſer, noch zu warten ... Nachher ..."

„Ach, tu mir den Gefallen und rede nicht immer Dummheiten. Du haſt ſo ſchon immer zu lange gewartet; da ſiehſt du nun, was beim Warten herauskommt," antwortete Fürſt Andrei ärgerlich flüſternd; er legte es offenbar darauf an, ſeine Schweſter zu kränken.

„Lieber Andrei, es iſt wirklich beſſer, ihn nicht aufzuwecken; er iſt eingeſchlafen," ſagte die Prinzeſſin in flehendem Tone.

Fürſt Andrei ſtand auf und näherte ſich auf den Zehen, mit dem Glaſe in der Hand, dem Bettchen.

„Oder ſollen wir ihn doch nicht wecken?" ſagte er unſchlüſſig.

„Wie du willſt ... wirklich ... ich meine ... aber wie du willſt," antwortete Prinzeſſin Marja ganz verlegen; es war ihr offenbar peinlich, daß ihre Meinung den Ausſchlag geben ſollte. Sie machte ihren Bruder durch eine Handbewegung auf das Mädchen aufmerkſam, das ihn flüſternd hinausrief.

Es war die zweite Nacht, wo ſie beide, mit der Pflege des fiebernden Kindes beſchäftigt, nicht geſchlafen hatten. Dieſe ganze Zeit über hatten ſie, da ſie zu ihrem Hausarzte kein Vertrauen hatten und der aus der Stadt herbeigerufene Doktor noch nicht gekommen war, bald dieſes, bald jenes Mittel verſucht. Abgemattet durch die Schlafloſigkeit und von Unruhe gequält,

legten sie ihr Leid einer dem andern zur Last, machten sich gegenseitig Vorwürfe und veruneinigten sich.

„Peter ist da mit Briefschaften von dem Herrn Vater," flüsterte das Mädchen.

Fürst Andrei ging hinaus.

„Was soll ich jetzt damit! Hol's der Teufel!" brummte er vor sich hin. Er hörte an, was der Vater ihm mündlich bestellen ließ, nahm die ihm überreichten Papiere und Briefe, darunter auch einen Brief seines Vaters, entgegen und kehrte in die Kinderstube zurück.

„Nun, wie ist's?" fragte Fürst Andrei.

„Immer unverändert; warte doch noch, um Gottes willen. Karl Iwanowitsch sagt immer, Schlaf wäre das beste Mittel," flüsterte Prinzessin Marja seufzend.

Fürst Andrei trat zu dem Kinde und befühlte es. Es glühte.

„Bleibt mir mit eurem Karl Iwanowitsch vom Leibe!" Er nahm das Glas, in das er die Tropfen hineingegossen hatte, und kam wieder heran.

„Andrei, tu's nicht!" flehte Prinzessin Marja.

Aber er machte ihr ein finsteres Gesicht, auf welchem Ärger und schweres Leid zugleich zum Ausdruck kamen, und beugte sich mit dem Glase zu dem Kinde herunter.

„Doch! Ich will es," sagte er. „Bitte, gib du es ihm."

Prinzessin Marja zuckte mit den Achseln, nahm aber gehorsam das Glas, rief die Kinderfrau herzu und begann dem Kinde die Arznei einzugeben. Das Kind schrie und röchelte. Fürst Andrei runzelte die Stirn, griff sich an den Kopf, ging aus dem Zimmer und setzte sich im Nebenzimmer auf das Sofa.

Die Briefe hielt er immer noch in der Hand. Mechanisch öffnete er den von seinem Vater und fing an zu lesen. Der alte Fürst schrieb auf blauem Papier mit seiner großen, länglichen Hand-

ſchrift, unter gelegentlicher Verwendung von Abkürzungen, folgendes:

„Eine in dieſem Augenblicke ſehr erfreuliche Nachricht habe ich durch einen Kurier erhalten, wenn es keine Lüge iſt. Bennigſen hat, wie es heißt, bei Eylau über Bonaparte eine vollſtändige Viktoria davongetragen. In Petersburg jubelt alles, und eine Unmenge von Belohnungen ſind an das Heer abgegangen. Wenn der Sieger auch ein Deutſcher iſt, ſo freue ich mich doch. Was der Bezirkskommandeur von Kortſchewa, ein gewiſſer Chandrikow, macht, iſt mir ganz unverſtändlich. Bis jetzt ſind weder die Ergänzungsmannſchaften noch der Proviant von dort eingetroffen. Fahre ſofort hin und ſage ihm, ich würde ihn einen Kopf kürzer machen laſſen, wenn nicht binnen einer Woche alles zur Stelle iſt. Über die Schlacht bei Preußiſch-Eylau erhalte ich in dieſem Augenblicke noch einen Brief von Petjenka; er hat daran teilgenommen; es iſt alles wahr. Wenn ſich nicht Leute einmiſchen, die ſich nicht einzumiſchen haben, dann ſchlägt dieſen Bonaparte ſogar ein Deutſcher. Es heißt, daß die Franzoſen in ſtarker Auflöſung fliehen. Hörſt du wohl, fahre unverzüglich nach Kortſchewa und richte meinen Auftrag aus!"

Fürſt Andrei ſeufzte und erbrach ein anderes Kuvert. Es war ein Brief von Bilibin, zwei Bogen in kleiner Schrift. Er legte ihn, ohne ihn geleſen zu haben, wieder zuſammen und las noch einmal das Schreiben ſeines Vaters durch, das mit den Worten ſchloß: „Fahre unverzüglich nach Kortſchewa und richte meinen Auftrag aus!"

„Nein, entſchuldigen Sie, jetzt fahre ich nicht eher, als bis es mit dem Kinde beſſer geworden iſt," dachte er, trat an die Tür und blickte in die Kinderſtube hinein.

Prinzeſſin Marja ſtand noch immer am Bette und ſchaukelte das Kind leiſe.

„Ja, warte mal," ſagte Fürſt Andrei zu ſich ſelbſt, indem er ſich den Inhalt des väterlichen Briefes ins Gedächtnis zurückrief, „er hatte doch noch etwas Unangenehmes geſchrieben; was war es doch? Ja, daß die Unſrigen über Bonaparte gerade jetzt geſiegt haben, wo ich nicht bei der Armee bin. Ja, ja, er neckt mich immer. Na, mag er . . ." Dann begann er Bilibins franzöſiſchen Brief zu leſen. Er verſtand kaum die Hälfte davon und las nur, um wenigſtens für ein Weilchen nicht an das denken zu müſſen, was ſchon ſo lange den ausſchließlichen Gegenſtand ſeiner quälenden Gedanken gebildet hatte.

IX

Bilibin befand ſich jetzt in der Stellung eines diplomatiſchen Beamten beim Hauptquartier der Armee und ſchilderte in dieſem Briefe den ganzen Feldzug, zwar in franzöſiſcher Sprache und mit franzöſiſchen Scherzen und Phraſen, aber mit jener unerſchrockenen Selbſtverurteilung und Selbſtverſpottung, die die Ruſſen vor allen anderen Nationen auszeichnet. Bilibin ſchrieb, ſeine diplomatiſche Schweigepflicht werde ihm zur Pein, und er ſei glücklich darüber, daß er an dem Fürſten Andrei einen zuverläſſigen Freund habe, dem er brieflich all die Galle ausſchütten könne, die ſich bei ihm, angeſichts der Vorgänge beim Heere, angeſammelt habe. Der Brief war ſchon älteren Datums, vor der Schlacht bei Preußiſch-Eylau geſchrieben.

„Sie wiſſen, lieber Fürſt," ſchrieb Bilibin, „daß ich ſeit unſeren großartigen Erfolgen bei Auſterlitz die Hauptquartiere nicht mehr verlaſſe. Ich habe am Kriege entſchieden Geſchmack gefunden und habe davon großen Vorteil. Was ich in dieſen drei Monaten geſehen habe, iſt unglaublich.

„Ich beginne ab ovo. Der Feind des Menſchengeſchlechtes

greift, wie Sie wissen, die Preußen an. Die Preußen sind unsere treuen Verbündeten, die uns in drei Jahren nur dreimal betrogen haben. Wir ergreifen für sie Partei. Aber es stellt sich heraus, daß der Feind des Menschengeschlechtes sich um unsere schönen Reden nicht im geringsten kümmert, sondern sich in seiner unmanierlichen, rohen Art auf die Preußen stürzt, ohne ihnen Zeit zu lassen, ihre begonnene Parade zu beendigen, sie im Handumdrehen gründlich zusammenhaut und sich im Potsdamer Schlosse einquartiert.

„‚Ich wünsche auf das lebhafteste,' schreibt der König von Preußen an Bonaparte, ‚daß Euer Majestät in meinem Schlosse in einer Ihren Wünschen entsprechenden Weise aufgenommen und behandelt werden, und ich habe mich beeifert, zu diesem Zwecke alle Maßregeln zu treffen, die die Umstände mir gestatteten. Möchte mir dies gelungen sein!' Die preußischen Generale können sich in Höflichkeiten gegen die Franzosen gar nicht genugtun und legen bei der ersten Aufforderung die Waffen nieder.

„Der Kommandant von Glogau, der zehntausend Mann zu seiner Verfügung hat, fragt bei dem Könige von Preußen an, was er tun solle, wenn er aufgefordert werde, sich zu ergeben ... All das ist Tatsache.

„Um es kurz zu machen: während wir dem Feinde durch unsere bloße kriegerische Attitüde zu imponieren gehofft hatten, zeigt es sich, daß wir jetzt allen Ernstes in einen Krieg hineingeraten sind, und was noch schlimmer ist, in einen Krieg an unseren Grenzen avec et pour le roi de Prusse. Unsere Truppen sind vollständig schlagfertig; es fehlt uns nur eine Kleinigkeit, nämlich der Oberkommandierende. Da man zu der Überzeugung gelangt ist, daß die Erfolge bei Austerlitz hätten entscheidender sein können, wenn der Oberkommandierende nicht so jung gewesen wäre, so läßt

man die achtzigjährigen Generale Revue passieren, und als die Wahl zwischen Prosorowski und Kamenski schwankt, gibt man dem letzteren den Vorzug. Der Oberkommandierende trifft bei uns nach Suworows Manier in einem Bauernschlitten ein und wird mit Freudenrufen und Triumphgeschrei empfangen.

„Am 4. kommt der erste Kurier aus Petersburg an. Die Briefsäcke werden in das Arbeitszimmer des Feldmarschalls gebracht, der alles gern selbst macht. Ich werde gerufen, um beim Sortieren der Briefe zu helfen und diejenigen in Empfang zu nehmen, die für die diplomatische Kanzlei bestimmt sind. Der Feldmarschall sieht uns bei unserer Tätigkeit zu und wartet auf die an ihn adressierten Briefschaften. Wir suchen und suchen — es sind keine dabei. Der Feldmarschall wird ungeduldig, macht sich selbst an die Arbeit und findet Briefe des Kaisers an den Grafen T., an den Fürsten W. und an andere Persönlichkeiten. Da bekommt er einen seiner Wutanfälle. Er speit Feuer und Flammen gegen jedermann, bemächtigt sich der Briefe, erbricht sie und liest die des Kaisers, die an andere adressiert sind. ‚Ah, so behandelt man mich! Man hat kein Zutrauen zu mir! Ah, es wird befohlen, mich zu beaufsichtigen! Schön, schön! Macht mal alle, daß ihr herauskommt!‘ Und er setzt sich hin und schreibt den famosen Tagesbefehl an den General Bennigsen:

„‚Ich bin verwundet und kann nicht reiten, somit auch nicht das Heer kommandieren. Sie haben Ihr geschlagenes Armeekorps nach Pultusk geführt; dort ist es ungedeckt und hat weder Holz noch Furage; daher ist Abhilfe nötig, und da Sie sich gestern schon selbst an den Grafen Buxhöwden gewandt haben, so müssen Sie an den Rückzug nach unserer Grenze denken und diesen heute noch ausführen.‘

„‚Vom vielen Reiten‘, schreibt er an den Kaiser, ‚habe ich mich durchgerieben, was, zu meinen früheren Körperbeschwerden

hinzukommend, mich völlig unfähig macht, zu reiten und eine so große Armee zu befehligen, und daher habe ich das Kommando über dieselbe dem rangältesten General nach mir, dem Grafen Buxhöwden, übertragen, den ganzen Stab, und was sonst noch dazu gehört, zu ihm geschickt und ihm geraten, wenn das Brot zu Ende sein wird, sich mehr in das Innere Preußens zurückzuziehen, da nur noch für einen Tag Brot übrig ist und bei manchen Regimentern gar keins mehr, wie die Divisionskommandeure Ostermann und Sedmorjezki gemeldet haben; auch bei den Bauern ist alles aufgezehrt. Ich selbst werde bis zu meiner Herstellung im Hospital zu Ostrolenka bleiben. Über dessen Krankenbestand überreiche ich alleruntertänigst einen Rapport und berichte nur noch, daß, wenn die Armee in dem jetzigen Biwak noch vierzehn Tage bleibt, im Frühjahr auch nicht ein Mann mehr gesund sein wird.

„Gestatten Sie einem Greise, auf sein Landgut zurückzukehren, der sich entehrt fühlt, weil er die große, ruhmvolle Aufgabe nicht hat erfüllen können, zu der er auserwählt war. Ihre allergnädigste Erlaubnis dazu werde ich hier im Hospital erwarten, um nicht bei der Armee die Rolle eines Schreibers statt der des Oberkommandierenden zu spielen. Mein Ausscheiden aus der Armee wird nicht das geringste Aufsehen machen, da in meiner Person eben nur ein Erblindeter die Armee verläßt. Männer, wie ich einer bin, hat Rußland Tausende.'

„Der Feldmarschall ist aufgebracht auf den Kaiser und läßt es uns alle entgelten. Das ist doch durchaus logisch!

„Dies ist also der erste Akt der Komödie. Bei den folgenden Akten steigert sich selbstverständlich die Komik und die Spannung. Nach dem Abgange des Feldmarschalls stellt sich heraus, daß wir dem Feinde dicht gegenüberstehen und eine Schlacht liefern müssen. Buxhöwden ist nach dem Rechte der Anciennität Ober-

kommandierender; aber der General Bennigsen ist anderer Meinung, um so mehr, da gerade er mit seinem Korps dem Feinde am nächsten gegenübersteht und die Gelegenheit benutzen möchte, selbständig eine Schlacht zu liefern. Er liefert sie also.

„Dies ist die Schlacht bei Pultusk, die als ein großer Sieg gilt, meiner Ansicht nach aber keineswegs ein solcher ist. Wir Zivilisten haben, wie Sie wissen, eine sehr häßliche Art, darüber zu urteilen, ob eine Schlacht gewonnen oder verloren ist. Wir sagen: ‚Wer sich nach der Schlacht zurückgezogen hat, der hat sie verloren,' und von diesem Standpunkte aus sind wir es, die die Schlacht bei Pultusk verloren haben. Aber obgleich wir uns nach der Schlacht zurückziehen, schicken wir doch nach Petersburg einen Kurier mit einer Siegesnachricht, und der General stellt sich nicht unter Buxhöwdens Kommando, in der Hoffnung, er selbst werde zum Danke für seinen Sieg aus Petersburg den Titel des Oberkommandierenden erhalten. Während dieses Interregnums führen wir eine Reihe außerordentlich interessanter, origineller Manöver aus. Unser Zweck besteht nicht, wie er eigentlich sollte, darin, dem Feinde aus dem Wege zu gehen oder ihn anzugreifen, sondern einzig und allein darin, dem General Buxhöwden aus dem Wege zu gehen, der nach dem Rechte der Anciennität unser Vorgesetzter sein sollte. Wir verfolgen diesen Zweck mit einer derartigen Energie, daß wir sogar nach Überschreitung eines Flusses, der keine Furten hat, die Brücken verbrennen, um unsern Feind von uns abzuhalten, der zurzeit nicht Bonaparte, sondern Buxhöwden ist. Einmal fehlte nicht viel daran, daß der General Buxhöwden infolge eines unserer schönen Manöver, das uns vor ihm gerettet hatte, von überlegenen feindlichen Streitkräften angegriffen und überwältigt wurde. Buxhöwden verfolgt uns, wir fliehen vor ihm. Kaum kommt er auf unsere Seite des Flusses

herüber, so überschreiten wir den Fluß wieder nach der andern Seite hin. Endlich gelingt es unserem Feinde Buxhöwden doch, uns zu fassen, und er greift uns an. Es kommt zu einer scharfen Auseinandersetzung. Die beiden Generale werden heftig gegeneinander. Buxhöwden fordert sogar seinen Gegner zum Duell, und Bennigsen bekommt einen epileptischen Anfall. Aber im kritischen Augenblicke bringt der Kurier, der die Nachricht von unserem Siege bei Pultusk nach Petersburg gebracht hat, uns von dort unsere Ernennung zum Oberkommandierenden zurück, und der erste Feind, Buxhöwden, ist besiegt: nun können wir an den zweiten denken, an Bonaparte. Aber da erhebt sich in diesem Augenblicke gar ein dritter Feind gegen uns, das ‚rechtgläubige Kriegsheer', das unter lautem Geschrei Brot, Fleisch, Zwieback, Heu, und ich weiß nicht was sonst noch alles, verlangt! Die Magazine sind leer, die Wege unpassierbar. Das rechtgläubige Kriegsheer beginnt zu marodieren, und zwar in einer Weise, von der Sie sich sogar nach den Erfahrungen des letzten Feldzuges nicht im entferntesten eine Vorstellung machen können. Die Hälfte aller Regimenter verwandelt sich in unordentliche Scharen, die das Land durchziehen und alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Die Einwohner sind vollständig ruiniert, die Hospitäler von Kranken überfüllt, überall herrscht Hungersnot. Zweimal ist das Hauptquartier von marodierenden Truppen angegriffen worden, und der Oberkommandierende selbst hat sich genötigt gesehen, sich ein Bataillon Soldaten geben zu lassen, um sie zu vertreiben. Bei einem dieser Angriffe sind mir mein leerer Koffer und mein Schlafrock geraubt worden. Der Kaiser will allen Divisionskommandeuren die Berechtigung erteilen, Marodeure erschießen zu lassen; aber ich fürchte sehr, daß dann die eine Hälfte des Heeres genötigt sein wird, die andere zu erschießen."

Fürst Andrei hatte anfangs nur mit den Augen gelesen; aber

dann begann das, was er las (obwohl er wußte, wieweit man Bilibin glauben durfte), ihn unwillkürlich mehr und mehr zu interessieren. Als er jedoch bis zu dieser Stelle gelesen hatte, ballte er den Brief zusammen und warf ihn von sich. Er ärgerte sich nicht sowohl über das, was er in dem Briefe las, als vielmehr darüber, daß diese Nachrichten von dem dortigen, ihm jetzt fremden Leben imstande waren, ihn zu erregen. Er schloß für einen Moment die Augen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er alles Interesse für das Gelesene verscheuchen wollte, und horchte auf das, was in der Kinderstube vorging. Plötzlich glaubte er hinter der Tür einen sonderbaren Laut zu hören. Eine Angst überfiel ihn; er fürchtete, es könne mit dem Kinde, während er den Brief las, schlimmer geworden sein. Er näherte sich auf den Zehen der Tür des Kinderzimmers und öffnete sie.

In dem Augenblicke, als er eintrat, sah er, daß die Kinderfrau mit erschrockener Miene etwas vor ihm verbarg, und daß Prinzessin Marja nicht mehr bei dem Bettchen stand.

„Lieber Bruder," hörte er hinter sich Prinzessin Marja flüstern, und er glaubte aus ihrem Tone die Verzweiflung herauszuhören.

Wie das nach langer Schlaflosigkeit und langer Aufregung häufig vorkommt, überfiel ihn eine grundlose Angst; es fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, das Kind sei gestorben. Alles, was er sah und hörte, erschien ihm als eine Bestätigung dieser Befürchtung.

„Es ist alles zu Ende," dachte er, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Fast besinnungslos näherte er sich dem Bettchen, überzeugt, daß er es leer finden werde, daß das, was die Kinderfrau vor ihm versteckte, das tote Kind gewesen sei. Er schlug die Bettvorhänge auseinander, und lange vermochten seine angstvoll umherirrenden Augen nicht, das Kind zu finden. Endlich sah

er es: der Knabe, deſſen Geſichtsfarbe jetzt gut ausſah, hatte ſich im Schlafe umhergeworfen und lag nun quer im Bette; ſein Kopf war ganz vom Kopfkiſſen heruntergerutſcht; die Lippen bewegten ſich ſaugend und ſchmatzend; das Kind atmete gleichmäßig.

Bei dem Anblicke des Knaben freute ſich Fürſt Andrei ſo, als ob er ihn bereits verloren gehabt hätte. Er beugte ſich herab und ſuchte, wie ihn das die Schweſter gelehrt hatte, mit den Lippen feſtzuſtellen, ob das Kind Hitze habe. Die zarte Stirn war feucht; er berührte den Kopf mit der Hand — auch die Haare waren feucht: ſo ſtark ſchwitzte das Kind. Nicht nur, daß es nicht geſtorben war, augenſcheinlich war ſogar die Kriſis jetzt überſtanden und das Kind in der Geneſung begriffen. Er hätte das kleine, hilfloſe Weſen am liebſten erfaßt, aufgehoben, an ſeine Bruſt gedrückt; aber er wagte es nicht, dies zu tun. Er ſtand da, über das Kind gebeugt, und betrachtete ſein Köpfchen, ſeine Ärmchen und die ſich unter der Bettdecke abzeichnenden Beinchen. Ein Geräuſch wurde neben ihm hörbar, und er bemerkte einen Schatten innerhalb der Vorhänge. Er ſah ſich nicht danach um, ſondern blickte immer nur nach dem Geſichte des Kindes und horchte auf ſein gleichmäßiges Atmen. Der dunkle Schatten war Prinzeſſin Marja, die mit unhörbaren Schritten zu dem Bettchen herangekommen war, den Vorhang aufgehoben und hinter ſich wieder hatte niederfallen laſſen. Fürſt Andrei erkannte ſie, ohne nach ihr hinzuſehen, und ſtreckte ihr ſeine Hand hin. Sie drückte ſie ihm herzlich.

„Er ſchwitzt," ſagte Fürſt Andrei.

„Ich kam, um dir das zu ſagen," erwiderte ſie.

Das Kind bewegte ſich im Schlafe ein wenig, lächelte und rieb ſich mit der Stirn am Kopfkiſſen.

Fürſt Andrei ſah ſeine Schweſter an. Die leuchtenden Augen

der Prinzessin Marja glänzten in dem matten Halbdunkel, das hinter den Vorhängen herrschte, noch heller als sonst, da sie voll glückseliger Tränen standen. Sie beugte sich zu ihrem Bruder hin und küßte ihn, wobei der Vorhang ein wenig an ihr hängen blieb. Sie drohten einer dem andern und blieben noch ein Weilchen in der matten Beleuchtung hinter den Vorhängen stehen, wie wenn sie sich von dieser kleinen Welt gar nicht trennen wollten, wo sie drei von der ganzen Menschheit getrennt und geschieden waren. Fürst Andrei war der erste, der von dem Bette zurücktrat; er brachte dabei an dem Musselinvorhange seine Haare in Unordnung.

„Ja, das ist das einzige, was mir jetzt noch geblieben ist," sagte er mit einem Seufzer.

X

Bald nach seiner Aufnahme in die Brüderschaft der Freimaurer reiste Pierre mit einem vollgeschriebenen Notizbuche, in welchem er alles verzeichnet hatte, was er auf seinen Gütern vornehmen wollte, nach dem Gouvernement Kiew, wo sich der Hauptteil seiner Bauern befand.

Als Pierre in Kiew angekommen war, berief er alle Verwalter in das Hauptkontor und setzte ihnen seine Absichten und Wünsche auseinander. Er sagte ihnen, es sollten unverzüglich die erforderlichen Maßregeln zur vollständigen Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft getroffen werden. Bis dahin sollten die Bauern nicht mit Arbeit überlastet werden; Frauen, welche kleine Kinder hätten, dürfe man nicht auf Arbeit schicken; man müsse den Bauern in ihrer Wirtschaft Unterstützung zuteil werden lassen; statt der Körperstrafe solle Ermahnung zur Anwendung kommen; auf jedem Gute müßten Krankenhäuser, Armenhäuser und Schulen errichtet werden. Einige von den Ver-

waltern (manche waren des Lesens und Schreibens nur notdürftig mächtig) bekamen, als sie das alles hörten, einen großen Schreck, weil sie in der Rede den Sinn zu finden glaubten, daß der junge Graf mit ihrer Verwaltung und der Unterschlagung der Einnahmen unzufrieden sei; andere fanden nach Überwindung der ersten Furcht Pierres lispelnde Aussprache und die neuen Worte, die sie noch nie gehört hatten, lächerlich; wieder anderen machte es einfach Vergnügen, den Herrn reden zu hören; und noch andere, die klügsten, zu denen auch der Oberadministrator gehörte, nahmen aus dieser Rede ab, wie man mit dem Herrn umgehen müsse, um die eigenen Ziele zu erreichen.

Der Oberadministrator brachte seine lebhaften Sympathien für Pierres Absichten zum Ausdruck, bemerkte aber, es sei, auch abgesehen von diesen Umgestaltungen, erforderlich, die gesamten Vermögensangelegenheiten zu prüfen und neu zu ordnen, da sie sich in üblem Zustande befänden.

Trotz des gewaltigen Reichtums des alten Grafen Besuchow hatte Pierre, seitdem er diesen Reichtum geerbt hatte und, wie es hieß, sein Jahreseinkommen fünfhunderttausend Rubel betrug, die Empfindung, daß er lange nicht so reich sei wie damals, als er von dem verstorbenen Grafen seine zehntausend Rubel jährlich erhielt. Sein Budget sah, wenn nur die Hauptrubriken berücksichtigt wurden, nach der undeutlichen Vorstellung, die er davon hatte, etwa folgendermaßen aus. An den Vormundschaftsrat wurden, für alle Güter zusammen, ungefähr achtzigtausend Rubel Hypothekenzinsen bezahlt; gegen dreißigtausend kostete die Unterhaltung des in der Nähe von Moskau und des in Moskau gelegenen Hauses und der Lebensunterhalt der Prinzessinnen; etwa fünfzehntausend gingen für Pensionen und ebensoviel für Wohltätigkeitsanstalten drauf; der Gräfin wurden für ihren Lebensunterhalt hundertfünfzigtausend Rubel zugeschickt;

an Zinsen für Schulden wurden gegen siebzigtausend bezahlt; der Bau einer angefangenen Kirche hatte in diesen zwei Jahren etwa zehntausend Rubel gekostet; und was noch übrigblieb, ungefähr hunderttausend Rubel, wurde für dies und das verausgabt, er wußte selbst nicht wofür; ja, er sah sich fast jedes Jahr genötigt, neue Schulden zu machen. Außerdem schrieb ihm der Oberadministrator alljährlich bald von Feuersbrünsten, bald von Mißernten, bald von der Notwendigkeit, die Fabriken und Brennereien umzubauen. So war denn die erste Tätigkeit, der sich Pierre widmen mußte, gerade diejenige, zu der er am allerwenigsten Fähigkeit und Neigung besaß: die geschäftliche Tätigkeit.

Pierre „arbeitete" täglich mit dem Oberadministrator; aber er fühlte, daß seine Tätigkeit die Dinge nicht um einen Schritt vorwärts brachte. Er fühlte, daß seine Tätigkeit gleichsam unabhängig neben den Dingen herging, nicht einhakte und die Dinge nicht in Bewegung setzte. Der Oberadministrator stellte seinerseits die Dinge im schlimmsten Lichte dar und bewies seinem Herrn die Notwendigkeit, Schulden zu bezahlen und die neuen Arbeiten mit den Kräften der leibeigenen Bauern zu unternehmen, wozu Pierre nicht seine Zustimmung gab. Pierre seinerseits verlangte, daß das Werk der Bauernbefreiung in Angriff genommen werde, worauf der Oberadministrator darlegte, daß vorher notwendigerweise die Hypothekenschulden an den Vormundschaftsrat zurückgezahlt werden müßten und daher eine schnelle Ausführung jenes Planes unmöglich sei.

Daß die Ausführung desselben überhaupt unmöglich sei, das sagte der Oberadministrator nicht; er schlug zur Erreichung dieses Zieles den Verkauf von Wäldern im Gouvernement Kostroma, von Ländereien am unteren Laufe der Wolga, sowie den Verkauf des in der Krim gelegenen Gutes vor. Aber alle diese

Operationen waren nach der Darstellung des Oberadministrators mit so verwickelten Rechtsgeschäften: Prozessen, Aufhebung des Sequesters, der Requisitionen, Dispensationen usw., verbunden, daß Pierre ganz konfus wurde und nur zu ihm sagte: „Ja, ja, machen Sie es nur so!"

Pierre besaß nicht jene praktische Veranlagung, die es ihm ermöglicht hätte, selbständig, ohne einen Vermittler, diese Arbeit in Angriff zu nehmen, und darum liebte er diese Arbeit auch nicht und stellte sich nur dem Oberadministrator gegenüber so, als ob er sich dafür interessiere. Der Oberadministrator dagegen suchte dem Grafen gegenüber den Anschein zu erwecken, als ob er persönlich diese Arbeit als eine drückende Last empfinde, aber der Ansicht sei, daß sie seinem Herrn großen Nutzen bringe.

In der großen Stadt fand Pierre allerlei Bekannte wieder, und Unbekannte drängten sich dazu, seine Bekanntschaft zu machen; der neu eingetroffene Krösus, der größte Grundbesitzer des Gouvernements, wurde von allen Seiten freudig bewillkommnet. Auch die Versuchungen in bezug auf Pierres Hauptschwäche, diejenige Schwäche, deren er sich bei seiner Aufnahme in die Loge schuldig bekannt hatte, waren so stark, daß er ihnen nicht widerstehen konnte. So kam es, daß er wieder ganz so lebte wie früher in Petersburg: ganze Tage, Wochen und Monate verbrachte er ohne ernste Tätigkeit, und seine Zeit war mit Abendgesellschaften, Diners, Dejeuners und Bällen so ausgefüllt, daß er gar nicht zur Besinnung kam. Statt des neuen Lebens, das Pierre zu führen gehofft hatte, führte er wieder das frühere, nur in anderer Umgebung.

Pierre gestand sich selbst ein, daß er von den drei Forderungen der Freimaurerei diejenige, die einem jeden Freimaurer vorschrieb, das Musterbild eines sittlichen Wandels zu sein, nicht erfüllte, und daß ihm von den sieben Tugenden zwei vollständig

mangelten: Sittenreinheit und Liebe zum Tode. Er tröſtete ſich damit, daß er dafür eine andere Forderung, an der Beſſerung des Menſchengeſchlechtes zu arbeiten, erfüllte und andere Tugenden beſaß: Nächſtenliebe und ganz beſonders Mildtätigkeit.

Im Frühjahr 1807 beſchloß Pierre, wieder nach Petersburg zurückzureiſen. Unterwegs beabſichtigte er alle ſeine Güter zu beſuchen und perſönlich feſtzuſtellen, was von ſeinen Anordnungen zur Ausführung gelangt war, und in welchem Zuſtande ſich jetzt die vielen Menſchen befanden, die ihm von Gott anvertraut waren und die zu beglücken er ſich bemühte.

Der Oberadminiſtrator, der der Anſicht war, die Einfälle des jungen Grafen ſeien ſämtlich kaum etwas anderes als Verdrehtheit und ein Schade ſowohl für den Herrn ſelbſt, als auch für ihn, den Oberadminiſtrator, als auch für die Bauern, hatte ihm doch einige Konzeſſionen gemacht. Er verblieb allerdings dabei, die Bauernbefreiung für unmöglich zu erklären; aber er hatte im Hinblick auf die Ankunft des Herrn angeordnet, es ſolle auf allen Gütern der Bau großer Schulgebäude, Krankenhäuſer und Armenhäuſer in Angriff genommen werden; auch hatte er überall Empfänge vorbereitet, nicht etwa großartige, feierliche, da er wußte, daß Pierre an ſolchen kein Gefallen finden würde, ſondern einfache, die in religiöſer Form die Dankbarkeit der Bauern zum Ausdruck brachten, mit Entgegentragung von Heiligenbildern und Darbringung von Brot und Salz, kurz, Empfänge, von denen er nach ſeiner Kenntnis des Charakters des Herrn erwarten konnte, daß ſie auf dieſen wirken und ihn täuſchen würden.

Der Frühling des Südens, die bequeme, ſchnelle Fahrt in einem Wiener Kaleſchwagen und das Alleinſein auf der Reiſe verſetzten Pierre in eine frohe, heitere Stimmung. Von den Gütern, auf denen er vorher noch nie geweſen war, erſchien ihm

eines immer maleriſcher als das andere; die Bauern machten überall den Eindruck, daß ſie ſich glücklich fühlten und für die ihnen erwieſenen Wohltaten in rührender Weiſe dankbar ſeien. Überall fanden Begrüßungen ſtatt, die zwar Pierre manchmal in Verlegenheit ſetzten, aber doch in der Tiefe ſeiner Seele ein Gefühl der Freude erweckten. An einem Orte brachten ihm die Bauern Brot und Salz und ein Bild der Apoſtel Petrus und Paulus entgegen und baten um die Erlaubnis, zum Zeichen der Liebe und Dankbarkeit für die von ihm empfangenen Wohltaten in der Kirche auf ihre Koſten einen neuen Nebenaltar zu Ehren ſeiner Schutzheiligen Petrus und Paulus errichten zu dürfen. An einem andern Orte begrüßten ihn Frauen mit Säuglingen auf den Armen und dankten ihm dafür, daß ſie nun von den ſchweren Arbeiten befreit ſeien. Auf einem dritten Gute empfing ihn der Geiſtliche mit dem Kreuze, umringt von den Kindern, die er dank der Güte des Grafen jetzt im Leſen, Schreiben und in der Religion unterrichten konnte. Auf allen Gütern erblickte Pierre mit eigenen Augen ſteinerne, nach einheitlichem Plane teils ſchon gebaute, teils noch im Bau begriffene Krankenhäuſer, Schulen und Armenhäuſer, deren Eröffnung für einen nahen Zeitpunkt zu erwarten war. Überall ſah Pierre in den von den Verwaltern geführten Büchern, daß die geleiſteten Fronarbeiten gegen früher erheblich abgenommen hatten, und bekam für dieſe Erleichterung rührende Dankſagungen von Bauerndeputationen in langen, blauen Kaftanen zu hören.

Nur wußte Pierre nicht, daß in dem Dorfe, wo man ihm Brot und Salz dargebracht hatte und einen Altar für Petrus und Paulus bauen wollte, ein lebhafter Handel getrieben und am Peter-Pauls-Tage ein Jahrmarkt abgehalten wurde, und daß dieſer Altar ſchon längſt von den reichen Bauern des Dorfes errichtet war, von eben jenen Bauern, die vor ihm erſchienen, daß

aber neun Zehntel der Bauern dieses Dorfes sich in völlig zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnissen befanden. Er wußte nicht, daß dieselben Säugerinnen, die auf seine Anordnung nicht mehr zur Fronarbeit geschickt wurden, jetzt in ihren Wohnungen noch schwerere Arbeit zu leisten hatten. Er wußte nicht, daß der Geistliche, der ihm mit dem Kreuze entgegengezogen kam, die Bauern durch Erhebung übermäßiger Gebühren für die Amtshandlungen bedrückte, und daß die um ihn versammelten Schüler ihm von den Eltern nur unter Tränen in seine Schule gegeben und dann für erhebliche Geldsummen wieder freigekauft waren. Er wußte nicht, daß die steinernen, nach einem schönen Plane errichteten Gebäude von seinen eigenen Bauern hergestellt waren und auf diese Art die Fronarbeit vergrößert hatten, deren Abnahme nur auf dem Papiere stand. Er wußte nicht, daß dort, wo der Verwalter ihm in seinem Buche zeigte, daß seinem Willen gemäß die Abgaben um ein Drittel ermäßigt seien, die Fronarbeit um die Hälfte vermehrt war. Und daher fühlte sich Pierre von seinen Besuchen auf den Gütern höchst befriedigt und war wieder ganz in die philanthropische Stimmung hineingeraten, in der er Petersburg verlassen hatte, und schrieb an seinen Bruder Lehrmeister, wie er den Meister vom Stuhle nannte, begeisterte Briefe.

„Wie leicht ist es doch, so viel Gutes zu tun; wie geringer Anstrengung bedarf es dazu," dachte Pierre. „Und wie wenig sind wir auf diese Tätigkeit bedacht!"

Er war glücklich über die ihm bezeigte Dankbarkeit; aber er empfand eine gewisse Beschämung, wenn er sie entgegennahm. Diese Dankbarkeit erweckte in ihm den Gedanken, wieviel mehr er eigentlich noch für diese schlichten, guten Menschen tun könnte.

Der Oberadministrator, ein ebenso ungebildeter wie schlauer Mensch, der den gebildeten, arglosen Grafen vollständig durch-

schaute und mit ihm spielte wie mit einem Spielzeuge, bemerkte sehr wohl die Wirkung, welche die künstlich vorbereiteten Empfänge auf Pierre ausübten, und suchte ihm nun mit größerer Entschiedenheit die Unmöglichkeit und vor allem die Unnötigkeit der Befreiung der Bauern zu beweisen, da diese auch ohne sie vollkommen glücklich seien.

Pierre war im stillen Grunde seines Herzens mit dem Oberadministrator darin einverstanden, daß es schwer sei, sich glücklichere Menschen vorzustellen als diese Bauern, und daß niemand wissen könne, wie es ihnen nach der Befreiung gehen werde; aber Pierre glaubte, wenn auch mit innerem Widerstreben, doch auf dem beharren zu sollen, was er für eine Handlung der Gerechtigkeit hielt. Der Oberadministrator versprach, alles, was nur irgend in seinen Kräften stehe, zu tun, um den Willen des Grafen auszuführen; er wußte recht gut, daß der Graf nie imstande sein werde, ihn zu kontrollieren und festzustellen, ob auch wirklich alle Maßregeln zum Verkaufe der Wälder und Güter und zur Ablösung der Hypothekenschulden beim Vormundschaftsrat getroffen seien, und daß er nach dem Fortgang der Reformen wahrscheinlich nie fragen und die Wahrheit nie erfahren werde: nämlich daß die neuerrichteten Gebäude leer standen und die Bauern auch fernerhin an Arbeit und Abgaben all das zu leisten hatten, was sie bei anderen Gutsbesitzern leisteten, d. h. alles, was sie überhaupt leisten konnten.

XI

In der glücklichen Gemütsstimmung, in welcher Pierre von seiner Reise nach dem Süden zurückkehrte, brachte er eine längst gehegte Absicht zur Ausführung: seinen Freund Bolkonski zu besuchen, den er zwei Jahre lang nicht gesehen hatte.

Bogutscharowo lag in einer flachen Gegend, die keine landschaftlichen Vorzüge aufzuweisen hatte; man sah nur Felder und Tannen- und Birkenwaldungen, von denen große Strecken abgehauen waren. Das Herrenhaus stand am Ende des Dorfes, das sich geradlinig an der Landstraße hinzog; vor dem Herrenhause befand sich ein Teich, der erst vor kurzem ausgegraben und bis zum Rande mit Wasser gefüllt war; die Ufer waren noch nicht mit Gras bewachsen. Nicht weit von dem Hause war ringsum junger Wald angepflanzt, aus welchem einige Fichten hervorragten.

Der Herrenhof bestand aus einer Tenne, den Wirtschaftsgebäuden und Ställen, einem Badehause, einem Seitengebäude und einem großen, noch im Bau begriffenen, steinernen Hause mit halbkreisförmigem Frontispiz. Um das Haus herum war ein Garten neu angelegt. Die Zäune und Tore waren neu und solide; unter einem Schuppendach standen zwei Feuerspritzen und ein grün angestrichenes Wasserfaß; die Wege waren gerade, die Brücken fest und mit Geländern versehen. Alles machte den Eindruck, daß hier ein sorgsamer Wirt waltete. Leute vom Gute, welche dem ankommenden Pierre begegneten und bei denen er sich erkundigte, wo der Fürst wohne, zeigten auf das kleine neue Seitengebäude, das dicht am Rande des Teiches stand. Der alte Anton, der ehemals den Fürsten Andrei als Knaben beaufsichtigt hatte, war Pierre beim Aussteigen aus der Kalesche behilflich, sagte ihm, daß der Fürst zu Hause sei, und führte ihn in ein kleines, reinliches Vorzimmer.

Pierre war durch die Einfachheit und Bescheidenheit des kleinen, allerdings sehr sauberen Häuschens überrascht, da er sich erinnerte, in wie glänzender Umgebung er das letztemal seinen Freund in Petersburg getroffen hatte. Schnell trat er in einen kleinen Saal, der noch nach Fichtenholz roch und noch keinen

Kalkbewurf hatte, und wollte noch weiter gehen; aber Anton lief ihm auf den Zehen voraus und klopfte an eine Tür.

„Nun, was gibt's?" fragte eine Stimme in scharfem, unfreundlichem Tone.

„Ein Herr ist zu Besuch gekommen," antwortete Anton.

„Bitte ihn, zu warten!" Es war zu hören, wie ein Stuhl gerückt wurde.

Schnellen Schrittes ging Pierre auf die Tür zu und stieß fast Gesicht gegen Gesicht mit dem recht alt aussehenden Fürsten Andrei zusammen, der mit finsterer Miene heraustrat. Pierre umarmte ihn, schob die Brille in die Höhe und küßte ihn auf die Wangen; dann betrachtete er ihn aus der Nähe.

„Nun, dich hätte ich wahrhaftig nicht erwartet," sagte Fürst Andrei. „Ich freue mich sehr."

Pierre antwortete nicht. Erstaunt und ohne die Augen abzuwenden blickte er seinen Freund an; die Veränderung, die mit diesem vorgegangen war, war ihm gar zu überraschend. Fürst Andreis Worte waren freundlich, und es lag ein Lächeln auf seinen Lippen und auf seinem Gesichte; aber sein Blick war erloschen und tot, und Fürst Andrei vermochte trotz seines sichtlichen Bestrebens nicht, ihm einen frohen, heiteren Glanz zu geben. Nicht daß sein Freund mager, blaß und männlicher geworden war, sondern dieser Blick und die Stirnfalte, die auf langes Nachdenken über ein und denselben Gegenstand schließen ließ, das war's, was dem Ankömmling auffallend und fremd erschien, solange er sich noch nicht daran gewöhnt hatte.

Bei diesem Wiedersehen nach einer so langen Trennung konnte, wie das unter solchen Umständen immer der Fall ist, das Gespräch lange Zeit nicht recht in Gang kommen; es bestand nur aus kurzen Fragen und Antworten über Dinge, die, wie sie beide selbst fühlten, eigentlich denn doch ausführlich behandelt werden

mußten. Endlich aber begann das Gespräch doch bei den vorher nur mit abgerissenen Worten erwähnten Gegenständen zu verweilen: bei den bisherigen Erlebnissen, bei den Plänen für die Zukunft, bei Pierres Reise und seiner Tätigkeit, bei den Kriegsereignissen usw. Jenes in sich gekehrte Wesen und jene Niedergeschlagenheit, die Pierre in dem Blicke des Fürsten Andrei bemerkt hatte, machten sich jetzt noch stärker in dem Lächeln geltend, mit dem er seinem Gaste zuhörte, namentlich wenn Pierre mit froher Lebhaftigkeit von Vergangenheit oder Zukunft sprach. Es machte den Eindruck, als ob Fürst Andrei sich gern für das, was Pierre erzählte, interessiert hätte, es aber nicht vermöchte. Pierre begann zu fühlen, daß es unangemessen sei, dem Fürsten Andrei gegenüber eine schwärmerische Begeisterung zu zeigen, hochfliegende Pläne darzulegen und Hoffnungen auf eine schöne, glückliche Zukunft zu äußern. Er schämte sich, alle seine neuen, freimaurerischen Ideen auszusprechen, namentlich diejenigen, die durch seine letzte Reise in seiner Seele wieder wachgerufen und neu gekräftigt waren. Er beobachtete eine gewisse Zurückhaltung und fürchtete, gar zu kindlich und vertrauensselig zu erscheinen; gleichzeitig aber verspürte er ein unbezwingbares Verlangen, seinem Freunde recht bald zu zeigen, daß er jetzt ein ganz anderer, besserer Pierre sei als früher in Petersburg.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wieviel ich in dieser Zeit erlebt habe. Ich erkenne mich selbst kaum wieder."

„Ja, wir haben uns seitdem beide sehr, sehr verändert," erwiderte Fürst Andrei.

„Nun, und Sie?" fragte Pierre. „Was haben Sie für Pläne?"

„Pläne?" antwortete Fürst Andrei ironisch. „Was ich für Pläne habe?" Er wiederholte das Wort „Pläne", als ob er sich über den Sinn desselben wunderte. „Nun, das siehst du ja; ich baue; im nächsten Jahre will ich ganz hierher übersiedeln."

Pierre schwieg und betrachtete unverwandt das so alt gewordene Gesicht seines Freundes.

„Nein, der Sinn meiner Frage war ..." begann er; aber Fürst Andrei unterbrach ihn.

„Was ist von mir zu sagen? Erzähle lieber von dir; erzähle von deiner Reise, von alledem, was du da auf deinen Gütern eingerichtet hast."

Pierre begann zu erzählen, was er auf seinen Gütern ins Werk gesetzt habe, und bemühte sich dabei, seinen eigenen Anteil an den von ihm durchgeführten Verbesserungen möglichst zurücktreten zu lassen. Fürst Andrei nahm ihm einige Male vorweg, was er gerade sagen wollte, wie wenn das, was Pierre getan hatte, für ihn eine altbekannte Geschichte wäre und er es ohne jedes Interesse mit anhörte, ja sich sogar über das, was Pierre erzählte, gewissermaßen schämte.

Pierre begann sich in der Gesellschaft seines Freundes unbehaglich, ja in peinlicher Weise bedrückt zu fühlen. Er hörte auf zu reden.

„Weißt du was, mein Bester?" sagte Fürst Andrei, der ebenfalls seinem Gaste gegenüber befangen und verlegen war. „Ich bin hier sozusagen wie im Biwak und bin eigentlich nur hergekommen, um nach dem Rechten zu sehen. Ich fahre heute noch zu meiner Schwester zurück. Ich werde dich mit ihr bekannt machen. Aber du bist ja wohl schon mit ihr bekannt?" sagte er, offenbar bemüht, den Gast zu unterhalten, mit dem er sich durch keinerlei gemeinsames Interesse verbunden fühlte. „Wir wollen nach dem Mittagessen fahren. Und jetzt vorher, möchtest du nicht meinen Gutshof besehen?"

Sie gingen hinaus und wanderten bis zum Mittagessen umher, indem sie miteinander über Neuigkeiten der Politik und über gemeinsame Bekannte sprachen, wie Menschen, die sich recht fern-

ſtehen. Mit einigermaßen lebhaftem Intereſſe redete Fürſt Andrei nur von dem Gute, das er neu eingerichtet hatte, und von dem Bau; aber auch hier brach er, als ſie auf dem Gerüſte ſtanden und er ſeinem Gaſte die künftige Einrichtung des Hauſes beſchrieb, plötzlich mitten im Geſpräche ab.

„Aber da iſt weiter nichts Intereſſantes dabei," ſagte er. „Laß uns zu Mittag eſſen und dann fahren."

Beim Mittageſſen kam das Geſpräch auf Pierres Heirat.

„Ich habe mich ſehr gewundert, als ich davon hörte," bemerkte Fürſt Andrei.

Pierre errötete, wie immer bei Erwähnung dieſes Gegenſtandes, und ſagte haſtig:

„Ich werde Ihnen ein andermal erzählen, wie das alles gekommen iſt. Aber Sie wiſſen wohl, daß alles zu Ende iſt, und auf immer."

„Auf immer?" erwiderte Fürſt Andrei. „Von nichts in der Welt kann man ‚auf immer' ſagen."

„Aber Sie wiſſen, wie das alles ein Ende genommen hat? Haben Sie von dem Duell gehört?"

„Auch das haſt du durchgemacht!"

„Ich danke nur Gott, daß ich dieſen Menſchen nicht getötet habe," ſagte Pierre.

„Wieſo?" entgegnete Fürſt Andrei. „Einen böſen Hund zu töten, iſt ſogar eine ſehr gute Tat."

„Nein, einen Menſchen zu töten, das iſt nicht gut, das iſt unrecht ..."

„Wieſo unrecht?" fragte Fürſt Andrei. „Was recht und unrecht iſt, das zu beurteilen iſt dem Menſchen nicht gegeben. Die Menſchen haben von jeher geirrt und werden immer irren, und in keinem Punkte mehr als in bezug auf das, was ſie für recht und unrecht halten."

„Unrecht iſt das, was für einen andern Menſchen ein Übel iſt," ſagte Pierre, der mit Vergnügen wahrnahm, daß Fürſt Andrei zum erſtenmal ſeit ſeiner Ankunft lebhaft wurde und zu reden begann und ihm auseinanderſetzen wollte, wodurch er ſo geworden war, wie er jetzt war.

„Aber wer hat dir geſagt, was für einen andern Menſchen ein Übel iſt?" fragte er.

„Ein Übel? Ein Übel?" erwiderte Pierre. „Wir alle wiſſen, was für uns ein Übel iſt."

„Ja, das wiſſen wir freilich; aber das Übel, welches ich für mich ſelbſt als ein ſolches erkenne, kann ich einem andern Menſchen überhaupt nicht zufügen," ſagte Fürſt Andrei, der immer lebhafter wurde und augenſcheinlich den Wunſch hatte, dem Freunde ſeine neue Anſchauungsweiſe darzulegen. Er ſprach franzöſiſch. „Ich kenne im Leben nur zwei wirkliche Übel: Gewiſſensbiſſe und Krankheit. Und das einzige Gut, das es gibt, iſt das Fehlen dieſer beiden Übel. Mich von dieſen beiden Übeln nach Möglichkeit frei zu halten und mir ſelbſt zu leben, darin beſteht jetzt meine ganze Weisheit."

„Aber die Nächſtenliebe und die Selbſtaufopferung?" widerſprach ihm Pierre. „Nein, da kann ich Ihnen nicht zuſtimmen! Nur ſo zu leben, daß man nichts Böſes tut und nichts zu bereuen braucht, das iſt doch zu wenig. Ich habe ſo gelebt; ich habe nur mir ſelbſt gelebt und mir dadurch beinahe mein Leben verdorben. Und erſt jetzt, wo ich für andere lebe, wenigſtens mich bemühe," korrigierte Pierre ſich aus Beſcheidenheit, „für andere zu leben, erſt jetzt habe ich für das wahre Glück des Lebens Verſtändnis gewonnen. Nein, ich bin mit Ihnen nicht einverſtanden, und auch Sie ſelbſt glauben das gar nicht, was Sie ſagen."

Fürſt Andrei blickte Pierre ſchweigend an und lächelte ſpöttiſch.

„Nun, du wirſt ja meine Schweſter, Prinzeſſin Marja, kennen

lernen," sagte er. „Ihr beide werdet gut miteinander harmonieren." Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Vielleicht hast du, was dich selbst betrifft, recht; aber ein jeder lebt auf seine eigene Weise: du hast dir selbst gelebt und sagst, du hättest dir dadurch beinahe dein Leben verdorben und hättest das wahre Glück erst dann kennen gelernt, als du angefangen hättest für andere zu leben. Ich dagegen habe gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht. Ich lebte für den Ruhm. Nun, was ist denn das Streben nach Ruhm? Es ist doch auch eine Art Liebe zu anderen Menschen, der Wunsch, etwas für sie zu tun, der Wunsch, ihren Beifall zu erlangen. So lebte ich für andere und habe mir mein Leben nicht beinahe, sondern vollständig verdorben. Und ruhiger bin ich erst seit der Zeit geworden, wo ich für mich allein lebe."

„Aber wie können Sie sagen, daß Sie für sich allein leben?" fragte Pierre, der in Eifer geriet. „Da ist doch Ihr Sohn, und Ihre Schwester, und Ihr Vater!"

„Die sind alle ein Teil von mir selbst; das sind keine ‚anderen'," erwiderte Fürst Andrei. „Aber die anderen, der Nächste, wie ihr, du und Prinzessin Marja, die anderen Menschen nennt, das ist die Hauptquelle der Irrtümer und des Übels. Der Nächste, das sind auch deine Kiewer Bauern, denen du Gutes tun willst."

Er blickte Pierre spöttisch an; es war klar, daß er ihn zu einem Disput herausfordern wollte.

„Sie scherzen," erwiderte Pierre, der immer mehr in Erregung kam. „Was für ein Irrtum oder was für ein Übel kann denn dadurch hervorgerufen werden, daß ich gewünscht habe (wenn auch die Ausführung sehr mangelhaft und schlecht ausfiel), daß ich gewünscht habe, Gutes zu tun, und wenigstens ein bißchen Gutes getan habe? Was kann denn für ein Übel darin liegen, daß unglückliche Menschen, unsere Bauern, Menschen von derselben Art

wie wir, die ohne eine andere, beſſere Vorſtellung von Gott und der Wahrheit aufwachſen und hinſterben, als die iſt, die ihnen durch die kirchlichen Zeremonien und die unverſtändlichen Gebete vermittelt wird, daß die nun in den tröſtlichen Glaubensſätzen von einem künftigen Leben, von der Vergeltung, Belohnung, Erquickung unterwieſen werden? Was für ein Übel oder was für ein Irrtum kann denn daraus entſtehen, daß ich dieſen armen Menſchen, die jetzt, wenn einmal eine ſchwerere Krankheit ſie befällt, elend daran zugrunde gehen, ohne daß ihnen jemand hilft, obwohl es doch ſo leicht iſt, ihnen materielle Hilfe zukommen zu laſſen, daß ich denen einen Arzt und ein Krankenhaus gebe, und ebenſo den Alten eine Stätte, wo ſie Pflege finden? Iſt es etwa nicht ein greifbarer, zweifelloſer Segen, wenn ich dem Bauern und der Bauerfrau mit dem kleinen Kinde, die jetzt Tag und Nacht keine Ruhe haben, etwas freie Zeit und Erholung verſchaffe?" Pierre ſprach ſchnell und liſpelnd. „Und das habe ich getan, wenn auch nur ſchlecht und in geringem Umfange; aber ich habe doch etwas nach dieſer Richtung hin getan, und Sie werden mir nicht den Glauben nehmen können, daß das, was ich getan habe, gut iſt; ja, Sie können mir nicht einmal einreden, daß Sie ſelbſt es für ſchlecht halten. Die Hauptſache aber", fuhr Pierre fort, „iſt dies: ich weiß jetzt, weiß ſicher, daß die Freude, die man davon hat, wenn man Gutes tut, das einzige wahre Glück des Lebens bildet."

„Ja, wenn du die Frage ſo ſtellſt . . ." ſagte Fürſt Andrei, „das iſt freilich etwas anderes. Ich baue ein Haus und lege einen Garten an, und du baufſt Krankenhäuſer. Eins wie das andere kann als Zeitvertreib dienen. Aber was recht iſt, und was gut iſt, darüber zu urteilen überlaſſe dem, der alles weiß; unſere Sache iſt das nicht. Na, aber du möchteſt disputieren," fügte er hinzu. „Schön! Das können wir ja tun!"

Sie ſtanden vom Tiſche auf, gingen vor die Haustür und ſetzten ſich dort auf die Plattform der Freitreppe, welche die Stelle einer Veranda vertrat.

„Nun alſo, dann wollen wir einmal disputieren!“ begann Fürſt Andrei. „Du ſagſt: Schulen,“ fuhr er fort und bog zählend einen Finger ein, „Unterricht und ſo weiter; das heißt, du willſt ihn“ (er wies dabei auf einen Bauer, der, die Mütze ziehend, an ihnen vorbeiging) „aus ſeinem tieriſchen Zuſtande herausführen und geiſtige Bedürfniſſe in ihm erwecken. Ich dagegen glaube, daß das einzig mögliche Glück das tieriſche Glück iſt, und gerade deſſen willſt du ihn berauben. Ich beneide ihn, und du willſt ihn in meinen Zuſtand verſetzen, ohne ihm doch die Mittel geben zu können, mit denen ich mir zu helfen ſuche. Zweitens ſagſt du: Arbeitserleichterung. Aber meiner Anſicht nach iſt die körperliche Arbeit für ihn ebenſo eine Notwendigkeit, ebenſo eine Exiſtenzbedingung wie für mich und dich die geiſtige Arbeit. Du und ich, wir können nicht leben, ohne zu denken. Wenn ich mich um zwei oder drei Uhr ſchlafen lege, ſo kommen mir allerlei Gedanken, und ich kann nicht einſchlafen, ich wälze mich umher und liege wach bis zum Morgen, eben weil ich denke und das Denken nicht laſſen kann, gerade wie er nicht das Pflügen und Mähen; ſonſt geht er in die Schenke oder wird krank. Wie ich ſeine ſtarke körperliche Arbeit nicht aushalten kann (ich wäre in einer Woche tot davon), ſo er nicht meine körperliche Untätigkeit: er würde davon fett werden und ſterben. Drittens ... was hatteſt du doch noch geſagt?“ Fürſt Andrei bog den dritten Finger ein. „Ach ja, Krankenhäuſer, Medizin. Alſo der Bauer bekommt einen Schlaganfall und liegt im Sterben; du aber läßt ihm zur Ader und bringſt ihn wieder in die Höhe. Nun wird er zehn Jahre lang als Krüppel herumwanken und allen zur Laſt ſein. Für ihn wäre es weit beſſer und einfacher geweſen, wenn du ihn ruhig hätteſt ſterben

laſſen. Es werden ja andere geboren, und es ſind ihrer auch ſo ſchon übergenug. Wenn es dir noch leid täte, an ihm einen Arbeiter zu verlieren (denn als ſolchen ſehe ich ihn an); aber nein, aus Liebe zu ihm willſt du ihn wiederherſtellen, aus Liebe zu ihm. Damit erweiſt du ihm gar keinen Dienſt. Und dann: was iſt das für eine Vorſtellung, daß die ärztliche Kunſt jemals jemand geheilt hätte! Sie kann nur töten ... jawohl!" Er zog finſter die Brauen zuſammen und wandte ſich von Pierre weg.

Fürſt Andrei trug ſeine Anſichten mit ſolcher Beſtimmtheit und Klarheit vor, daß zu merken war, er hatte über dieſen Gegenſtand ſchon wiederholentlich nachgedacht. Er redete gern und ſchnell, wie jemand, der ſeit langer Zeit nicht geredet hat. Sein Blick belebte ſich um ſo mehr, je troſtloſer der Inhalt der Sätze war, die er ausſprach.

„Ach, das iſt ſchrecklich, ſchrecklich!" erwiderte Pierre. „Ich begreife nur nicht, wie man mit ſolchen Anſichten überhaupt noch weiterleben kann. Auch ich habe ſolche Augenblicke gehabt, es iſt noch gar nicht ſo lange her, in Moskau und auf der Reiſe; aber dann fühle ich mich ſo niedergeſchlagen, daß ich eigentlich gar nicht mehr lebe und mir alles widerwärtig iſt, ganz beſonders ich mir ſelbſt. Dann eſſe ich nicht und waſche mich nicht ... Nun, wie ſteht es mit Ihnen?"

„Warum ſollte ich mich nicht waſchen? Das wäre ja unreinlich," antwortete Fürſt Andrei. „Im Gegenteil, man muß darauf bedacht ſein, ſich das Leben möglichſt angenehm zu geſtalten. Ich lebe nun einmal, dafür kann ich nichts; alſo muß ich ſuchen, mein Leben ſo gut, wie's geht, ohne andere Leute zu inkommodieren, bis zum Tode weiterzuführen."

„Aber was regt Sie denn dazu an, weiterzuleben, wenn Sie doch ſolche Anſchauungen haben? So dazuſitzen, ohne ſich zu bewegen, ohne etwas zu unternehmen ..."

„Ganz in Ruhe läßt einen das Leben trotzdem nicht. Ich würde froh ſein, wenn ich nichts zu tun brauchte; aber es kommt doch immer dies und jenes vor. Neulich erwies mir der hieſige Adel die Ehre, mich zum Adelsmarſchall zu wählen: ich habe es mir kaum vom Halſe halten können. Die guten Leute konnten gar nicht begreifen, daß es mir an den dazu erforderlichen Qualitäten fehlt, namentlich an einem gewiſſen gutmütigen, ſorglichen Intereſſe für triviales Treiben. Ferner dieſes Haus hier, das ich mir bauen mußte, um ein eigenes Winkelchen zu beſitzen, wo ich meine Ruhe haben kann. Und nun jetzt die Landwehr."

„Warum dienen Sie nicht in der Armee?"

„Nach Auſterlitz?" erwiderte Fürſt Andrei finſter. „Nein, danke ergebenſt; ich habe mir das Wort gegeben, nicht mehr in der aktiven ruſſiſchen Armee zu dienen. Und ich werde es auch nie wieder tun; und wenn Bonaparte hier bei Smolenſk ſtände und Lyſyja-Gory bedrohte, ſelbſt dann würde ich nicht wieder in die ruſſiſche Armee eintreten." Und nachdem Fürſt Andrei ſich beruhigt hatte, fuhr er fort: „Darauf kannſt du dich verlaſſen. Jetzt haben wir nun die Landwehr; mein Vater iſt Oberkommandierender des dritten Diſtrikts, und das einzige Mittel, vom aktiven Dienſte freizukommen, war für mich, eine Stellung unter meinem Vater zu übernehmen."

„Alſo ſind Sie doch im Dienſt?"

„Ja."

Er ſchwieg eine Weile.

„Welches iſt denn nun Ihr Zweck dabei?"

„Das will ich dir ſagen. Mein Vater iſt einer der trefflichſten Männer ſeiner Zeit. Aber er wird alt und iſt, ich will nicht ſagen grauſam, aber von zu energiſchem Charakter. Er iſt furchtbar durch ſeine Gewöhnung an unbegrenzte Macht und jetzt durch dieſe Amtsgewalt, die der Kaiſer den Oberkommandierenden der

Landwehr verliehen hat. Wäre ich vor vierzehn Tagen zwei Stunden ſpäter gekommen, ſo hätte er den Schreiber in Juchnow aufhängen laſſen," ſagte Fürſt Andrei lächelnd. „Ich bekleide alſo dieſe amtliche Stellung, weil außer mir niemand einen Einfluß auf meinen Vater hat und ich ihn hier und da vor einer Handlung bewahre, über die er ſich nachher quälen würde."

„Ah, und Ihre Prinzipien? Da ſehen Sie ja nun ſelbſt!"

„Ja, aber die Sache liegt denn doch anders, als du ſie auffaßt," entgegnete Fürſt Andrei. „Ich wünſchte und wünſche dieſem Schurken von Schreiber, der den Landwehrleuten die ihnen zukommenden Stiefel unterſchlagen hat, nicht im entfernteſten etwas Gutes; ich wäre ſogar ſehr zufrieden geweſen, ihn gehängt zu ſehen; aber mir tat mein Vater leid, das heißt alſo wieder ich mir ſelbſt."

Fürſt Andrei wurde immer lebhafter. Seine Augen bekamen einen fieberhaften Glanz, während er ſeinem Gaſte zu beweiſen ſuchte, daß der Grund für ſein Handeln nie in einem Wunſche, dem Nächſten Gutes zu tun, gelegen habe.

„Nun, du willſt alſo deine Bauern frei machen," fuhr er fort. „Das iſt ja ſehr gut; aber nicht für dich, der du meines Wiſſens nie jemand haſt mit Ruten peitſchen und nach Sibirien transportieren laſſen, und noch weniger für die Bauern. Wenn man die Bauern ſchlägt, mit Ruten peitſcht und nach Sibirien ſchickt, ſo glaube ich, daß ſie das abſolut nicht als etwas Schlimmes empfinden. In Sibirien führt der Bauer dasſelbe tieriſche Leben weiter, und die wunden Stellen an ſeinem Körper verheilen, und er iſt ebenſo glücklich, wie er vorher war. Aber nützlich iſt die Bauernbefreiung für diejenigen Grundherren, die bei den jetzigen Verhältniſſen moraliſch zugrunde gehen, die da tun, was ſie nachher bereuen, und dieſes Gefühl der Reue zu erſticken ſuchen, und infolge ihrer Befugnis, gerechte und ungerechte

Strafen zu verhängen, hart werden. Das ſind die Leute, die mir leid tun und um derentwillen ich die Bauernbefreiung wünſchen würde. Du haſt vielleicht nicht mit angeſehen, was ich mit angeſehen habe: wie gute Menſchen, die in dieſen Überlieferungen einer unbeſchränkten Machtbefugnis groß geworden ſind, mit den Jahren bei zunehmender Reizbarkeit hart und grauſam werden, ſich deſſen ſelbſt bewußt ſind, ſich aber doch nicht beherrſchen können und ſich immer unglücklicher und unglücklicher fühlen."

Fürſt Andrei ſagte das mit ſo tiefer Empfindung, daß Pierre unwillkürlich auf den Gedanken kam, Andrei müſſe wohl durch den Hinblick auf ſeinen Vater zu dieſer Anſicht gelangt ſein.

Er gab ihm keine Antwort.

„Alſo dieſe Leute ſind es, die mir leid tun, die Leute, die ihre Menſchenwürde, die Ruhe ihres Gewiſſens, die Reinheit ihrer Seele verlieren; aber kein Bedauern habe ich für den Bauer; wenn du dem auch den Rücken mit Ruten peitſchen und das Haar über der Stirn abraſieren läßt, es bleibt doch immer derſelbe Rücken und derſelbe Kopf."

„Nein, nein, tauſendmal nein!" rief Pierre. „Darin werde ich Ihnen nie beiſtimmen."

XII

Am Abend ſetzten ſich Fürſt Andrei und Pierre in den Wagen und fuhren nach Lyſyja-Gory. Fürſt Andrei richtete ab und zu ſeine Blicke auf Pierre und unterbrach das Stillſchweigen durch einzelne Bemerkungen, die zeigten, daß er ſich in heiterer Gemütsſtimmung befand.

Er wies auf die Felder und erzählte ihm von ſeinen landwirtſchaftlichen Verbeſſerungen.

Pierre ſchwieg mit finſterer Miene, gab nur einſilbige Antworten und ſchien ganz in ſeine Gedanken verſunken zu ſein.

Der Inhalt seiner Gedanken war, daß Fürst Andrei unglücklich sei, auf einem Irrwege wandle, das wahre Licht nicht kenne, und daß er, Pierre, die Pflicht habe, ihm zu Hilfe zu kommen, ihn zu erleuchten und hinaufzuheben. Aber als er es sich nun zurechtzulegen suchte, wie und was er zu ihm reden solle, sah er sofort voraus, daß Fürst Andrei ihm mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Argumente seine ganze Lehre über den Haufen stoßen werde, und er fürchtete sich anzufangen, fürchtete sich, sein teures Allerheiligstes der Möglichkeit einer Verspottung auszusetzen.

„Nein, was haben Sie eigentlich für einen Grund, so zu denken?" begann Pierre plötzlich, indem er den Kopf senkte und die Haltung eines stößigen Ochsen annahm. „Warum denken Sie so? Sie dürfen nicht so denken."

„So denken? Worüber denn?" fragte Fürst Andrei erstaunt.

„Über das Leben, über die Bestimmung des Menschen. Das dürfen Sie nicht. Ich habe ebenso gedacht, und wissen Sie, was mich gerettet hat? Die Freimaurerei. Nein, lächeln Sie nicht. Die Freimaurerei, das ist nicht eine religiöse, sich nur mit Zeremonien abgebende Sekte, wie auch ich früher glaubte; sondern die Freimaurerei ist die beste, einzige Form, in welcher die besten, ewigen Seiten der Menschheit zum Ausdruck kommen."

Und nun begann er dem Fürsten Andrei die Freimaurerei so zu erklären, wie er sie auffaßte. Er sagte, die Freimaurerei sei die Lehre des Christentums, befreit von staatlichen und religiösen Fesseln; eine Lehre der Gleichheit, der Brüderlichkeit und der Liebe.

„Nur innerhalb unserer heiligen Brüderschaft wird im wahren Sinne des Wortes gelebt; alles übrige Leben ist nur ein Traum," sagte Pierre. „Sie wissen ja selbst, mein Freund, daß außerhalb dieses Bundes alles voll Lüge und Unwahrheit ist, und ich bin

ganz Ihrer Anſicht, daß dort einem verſtändigen, guten Menſchen nichts anderes übrig bleibt, als, wie Sie es tun, ſtill das Ende ſeines Lebens abzuwarten und nur darauf bedacht zu ſein, anderen Menſchen nicht läſtig zu werden. Aber machen Sie ſich unſere Grundanſchauungen zu eigen, treten Sie in unſere Brüderſchaft ein, geben Sie ſich uns vertrauensvoll hin, laſſen Sie ſich von uns leiten, und Sie werden ſofort dieſelbe Empfindung haben, die auch ich gehabt habe: Sie werden ſich als ein Glied jener gewaltigen, unſichtbaren Kette fühlen, deren Anfang ſich im Himmel verbirgt."

Fürſt Andrei hörte ſchweigend und vor ſich hinblickend an, was Pierre ſagte. Einige Male, wo er vor dem Geräuſche des Wagens nicht deutlich verſtanden hatte, bat er Pierre, die Worte, die ihm entgangen waren, zu wiederholen. An dem beſonderen Glanze, der aus den Augen des Fürſten Andrei leuchtete, und an ſeinem Stillſchweigen merkte Pierre, daß ſeine Worte nicht vergeblich waren, daß Fürſt Andrei ihn nicht unterbrechen wollte und nicht vorhatte, ſich über das Geſagte luſtig zu machen.

Sie gelangten zu dem ausgetretenen Fluſſe, über den ſie auf einer Fähre überſetzen mußten. Die Wagen und die Pferde wurden auf die Fähre gebracht und dort zurechtgeſtellt, und ſie ſelbſt gingen ebenfalls in die Fähre hinein.

Auf das Geländer geſtützt, blickte Fürſt Andrei ſchweigend über die weite Fläche des ausgetretenen Waſſers hin, die in den Strahlen der untergehenden Sonne blitzte.

„Nun, wie denken Sie darüber?" fragte Pierre. „Warum ſchweigen Sie?"

„Wie ich darüber denke?" erwiderte Fürſt Andrei. „Ich habe dich angehört, und das iſt ja alles ganz ſchön; aber du ſagſt: ‚Tritt in unſere Brüderſchaft ein, und wir werden dir den Zweck des Lebens und die Beſtimmung des Menſchen und die Geſetze,

die die Welt regieren, zeigen.' Aber wer ist das: ‚wir'? Menschen? Woher wißt ihr denn alles? Woher kommt es denn, daß ich allein das nicht sehe, was ihr seht? Ihr seht auf Erden ein Reich des Guten und der Wahrheit, und ich sehe es nicht."

Pierre unterbrach ihn.

„Glauben Sie an ein zukünftiges Leben?" fragte er.

„An ein zukünftiges Leben?" wiederholte Fürst Andrei Pierres Worte; aber Pierre ließ ihm nicht Zeit zu antworten und faßte diese Wiederholung als Verneinung auf, um so mehr, da ihm die früheren atheistischen Ansichten des Fürsten Andrei bekannt waren.

„Sie sagen, daß Sie ein Reich des Guten und der Wahrheit auf Erden nicht sehen können. Auch ich habe dieses Reich früher nicht gesehen, und man kann es überhaupt nicht sehen, wenn man meint, daß mit unserem Leben alles zu Ende ist. Auf der Erde, namentlich auf diesem Teil der Erde" (Pierre wies auf das Feld) „gibt es keine Wahrheit; da ist alles Lüge und Schlechtigkeit; aber in der Welt, in der ganzen Welt, da gibt es ein Reich der Wahrheit, und wir sind jetzt Kinder der Erde, aber für alle Ewigkeit Kinder der Welt. Fühle ich denn nicht in meiner Seele, daß ich einen Teil dieses gewaltigen, harmonischen Ganzen bilde? Fühle ich denn nicht, daß ich in dieser ungeheuren, zahllosen Menge von Wesen, in denen sich die Gottheit (oder, wenn Sie es anders nennen wollen, die höchste Kraft) offenbart, ein Zwischenglied, eine Zwischenstufe von niedrigeren Wesen zu höheren bin? Wenn ich diese von der Pflanze zum Menschen führende Stufenleiter sehe, sie deutlich sehe, mit welchem Rechte kann ich dann annehmen, daß diese Stufenleiter mit mir abbricht und nicht vielmehr weiter und weiter führt? Ich fühle, daß ich nicht verschwinden kann, wie denn überhaupt nichts auf der Welt verschwindet, sondern immer existieren werde und immer existiert

habe. Ich fühle, daß es außer mir noch Geister gibt, Geister, die über mir leben, und daß in dieser Welt Wahrheit herrscht."

„Ja, das ist die Lehre Herders," erwiderte Fürst Andrei, „aber, lieber Freund, nicht diese Beweisführung ist es, die mich überzeugt, sondern die Erfahrung von Leben und Tod, die ist imstande zu überzeugen. Überzeugt fühlt man sich, wenn man sieht, wie ein liebes, teures Wesen, mit dem man eng verbunden war, dem gegenüber man eine Schuld auf sich geladen hatte, eine Schuld, die man wieder gutzumachen hoffte" (die Stimme begann ihm zu zittern, und er wandte das Gesicht ab), „... und nun muß man sehen, wie dieses Wesen auf einmal leidet, entsetzliche Qualen leidet und aufhört zu sein ... Warum? Es muß, es muß darauf eine Antwort vorhanden sein. Und ich glaube, daß eine Antwort vorhanden ist ... Siehst du, das ist's, was zu überzeugen imstande ist; das ist's, was mich überzeugt hat."

„Nun ja, nun ja!" antwortete Pierre. „Sage ich denn nicht ganz dasselbe?"

„Nein. Meines Erachtens können uns von der Notwendigkeit eines zukünftigen Lebens nicht Beweise überzeugen, sondern nur die eigene Erfahrung: wenn man im Leben Hand in Hand mit einem Menschen geht und dieser Mensch auf einmal dort im leeren Raum verschwindet und man selbst vor diesem Abgrunde stehen bleibt und hineinschaut. Und ich habe hineingeschaut ..."

„Nun also! Sie wissen, daß es ein dort gibt, und daß ein jemand da ist. Das dort ist das zukünftige Leben. Der jemand ist Gott."

Fürst Andrei antwortete nicht. Der Wagen und die Pferde waren schon längst aus der Fähre an das andere Ufer herausgebracht und die Pferde wieder angespannt, und die Sonne war zur Hälfte untergegangen, und der Abendfrost überzog die Lachen

an der Überfahrtstelle mit Eisšternchen; aber Pierre und Andrei ſtanden zur Verwunderung der Diener, Kutſcher und Fährleute immer noch auf der Fähre und redeten miteinander.

„Wenn es einen Gott und ein zukünftiges Leben gibt," ſagte Pierre, „ſo gibt es auch Wahrheit und Tugend; und das höchſte Glück des Menſchen beſteht in dem Streben, die Wahrheit und die Tugend zu erreichen. Wir müſſen leben, wir müſſen lieben, wir müſſen glauben, daß wir nicht nur heute und auf dieſem Stückchen Erde leben, ſondern immer gelebt haben und ewig leben werden, dort, im All" (er wies nach dem Himmel).

Fürſt Andrei ſtand, auf das Geländer der Fähre gelehnt, und hörte ſeinem Freunde zu; dabei blickte er unverwandt in den roten Widerſchein der Sonne auf der bläulichen Waſſerfläche. Pierre ſchwieg jetzt. Es herrſchte tiefe Stille. Die Fähre lag ſchon längſt ruhig am Ufer, und nur die Wellen der Strömung ſchlugen mit leiſem Geräuſche an den Boden der Fähre. Dem Fürſten Andrei kam es vor, als ob dieſes Plätſchern der Wellen zu Pierres Worten hinzufügte: „Das iſt wahr; glaube es nur!"

Fürſt Andrei ſeufzte und ſchaute mit leuchtendem, kindlichem, freundlichem Blicke in Pierres gerötetes, begeiſtertes Geſicht, auf dem ſich aber doch eine gewiſſe Schüchternheit vor dem geiſtig überlegenen Freunde ausprägte.

„Ja, wenn es doch ſo wäre!" ſagte Fürſt Andrei. „Aber komm, wir wollen einſteigen," fügte er hinzu und blickte beim Hinausgehen aus der Fähre zum Himmel auf, nach welchem Pierre hingewieſen hatte. Zum erſtenmal nach Auſterlitz erblickte er wieder jenen hohen, ewigen Himmel, den er geſehen hatte, als er auf dem Schlachtfelde von Auſterlitz lag, und ein längſt eingeſchlafenes, gutes Gefühl, das in ſeiner Seele ruhte, erwachte plötzlich wieder freudig und jugendfriſch. Dieſes Gefühl verſchwand dann allerdings, ſobald Fürſt Andrei wieder in ſeine gewöhnlichen

Lebensverhältnisse eintrat; aber er war sich bewußt, daß dieses Gefühl, obwohl er nicht verstand, es weiterzuentwickeln, doch in seiner Seele fortlebte. Die Wiederbegegnung mit Pierre bildete für den Fürsten Andrei eine Epoche, von welcher, mochte sein Leben auch äußerlich dasselbe bleiben, doch in seiner inneren Welt ein neues Leben begann.

XIII

Es dunkelte schon, als Fürst Andrei und Pierre sich dem Haupteingange des Gutshauses von Lysyja-Gory näherten. In diesem Augenblicke lenkte Fürst Andrei lächelnd Pierres Aufmerksamkeit auf einen Tumult, der an der Hintertür stattfand. Eine gekrümmte Alte, mit einem Quersack auf der Schulter, und eine Mannsperson von kleinem Wuchse, in schwarzem Anzuge und mit langem Haar waren soeben aus dem Tor herausgekommen, stürzten aber, sowie sie die herbeifahrende Kalesche erblickten, Hals über Kopf wieder hinein. Zwei zum Gute gehörige Frauen kamen auf den Hof herausgelaufen, um die beiden zurückzurufen, und alle vier rannten nun, sich häufig nach der Kalesche umblickend, erschrocken in die Hintertür hinein.

„Das sind Marjas Gottesleute," sagte Fürst Andrei. „Sie haben uns für meinen Vater gehalten. Das ist das einzige, worin Marja unserm Vater nicht gehorcht: er befiehlt, diese vagabundierenden Wallfahrer wegzujagen; aber sie nimmt sie auf."

„Was sind denn das: Gottesleute?" fragte Pierre.

Fürst Andrei fand keine Zeit mehr, ihm zu antworten. Die Dienerschaft kam heraus, um die Ankommenden zu empfangen, und er erkundigte sich, wo der alte Fürst wäre und ob er bald erwartet würde.

Der alte Fürst war noch in der Stadt und wurde jeden Augenblick zurückerwartet.

Fürst Andrei führte Pierre in seine eigenen Zimmer, die im Hause seines Vaters stets in voller Ordnung bereit waren, ihn zu empfangen, und begab sich selbst nach der Kinderstube.

„Wir wollen zu meiner Schwester gehen," sagte Fürst Andrei, als er zu Pierre zurückkam. „Ich habe sie noch nicht gesehen; sie versteckt sich jetzt und sitzt in ihrem Zimmer mit ihren Gottesleuten. Sie wird verlegen werden; aber das ist ihre verdiente Strafe. Und du bekommst dabei die Gottesleute zu sehen. Die Sache ist wirklich interessant, mein Wort darauf."

„Was sind denn das: Gottesleute?" erkundigte sich Pierre noch einmal.

„Du wirst ja sehen."

Prinzessin Marja wurde, als sie bei ihr eintraten, wirklich verlegen, und ihr Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken. In ihrem behaglichen Zimmer, mit den Lämpchen vor den Heiligenschreinen, saß neben ihr auf dem Sofa hinter dem Samowar ein junger Mensch mit langer Nase und langem Haar, in einer Mönchskutte.

Auf einem Lehnstuhle daneben saß eine runzelige, hagere Alte mit einem sanften Ausdrucke in dem kindlichen Gesichte.

„Andrei, warum hast du mich von deinem Kommen nicht vorher benachrichtigt?" sagte die Prinzessin Marja mit sanftem Vorwurfe und stellte sich vor ihre Wallfahrer wie eine Glucke vor ihre Küchlein.

„Es ist mir ein großes Vergnügen, Sie zu sehen; ich freue mich sehr," sagte sie zu Pierre, während er ihr die Hand küßte. Sie hatte ihn schon gekannt, als er noch ein Kind war, und jetzt gewannen ihm seine Freundschaft mit Andrei, sein Unglück mit seiner Frau und vor allem sein gutes, harmloses Gesicht ihr Wohlwollen. Sie blickte ihn mit ihren schönen, leuchtenden Augen an und schien zu sagen: „Ich habe Sie sehr gern; aber bitte, lachen

Sie nicht über meine Leutchen hier." Nachdem sie die ersten Begrüßungsworte gewechselt hatten, setzten sie sich.

„Ah, der liebe, kleine Iwan ist ja auch hier," sagte Fürst Andrei und deutete lächelnd auf den jungen Wallfahrer.

„Andrei!" rief Prinzessin Marja in flehendem Tone.

„Sie müssen wissen, daß das eine Frau ist," sagte Andrei zu Pierre auf französisch, wie denn überhaupt die drei untereinander französisch sprachen.

„Andrei, ich bitte dich inständig!" wiederholte Prinzessin Marja.

Es war leicht zu merken, daß sowohl die spöttischen Bemerkungen des Fürsten Andrei über die Wallfahrer als auch die vergeblichen Versuche der Prinzessin Marja, sie in Schutz zu nehmen, eine hergebrachte, feststehende Form des Verkehrs zwischen den beiden waren.

„Aber, liebe Schwester," sagte Fürst Andrei, „du solltest mir doch im Gegenteil dafür dankbar sein, daß ich meinem Freunde Pierre eine Erklärung für deine Intimität mit diesem jungen Manne gebe."

„Ist es denn wahr?" fragte Pierre interessiert und blickte ernst (wofür ihm Prinzessin Marja besonders dankbar war) durch seine Brille diesem Iwan ins Gesicht, der, als er merkte, daß von ihm die Rede war, seine schlauen Augen von einem zum andern gehen ließ.

Prinzessin Marja war ganz unnötigerweise für „ihre Leutchen" verlegen geworden. Diese selbst zeigten sich ganz und gar nicht ängstlich. Die Alte saß, ohne sich zu rühren, auf ihrem Lehnstuhle da; sie hielt die Augen niedergeschlagen, warf aber mitunter schräge Blicke nach den Eingetretenen; ihre Tasse hatte sie, mit dem Boden nach oben, auf die Untertasse gestülpt, das Stückchen Zucker, von dem sie vorher beim Trinken abgebissen hatte, da-

nebengelegt und wartete nun ruhig darauf, daß ihr noch mehr Tee angeboten werde. Iwan trank ſeinen Tee aus der Untertaſſe und blickte dabei von untenher mit ſeinen ſchlauen, weiberhaften Augen nach den jungen Männern hin.

„Nun, wo biſt du denn geweſen? In Kiew?“ fragte Fürſt Andrei die Alte.

„Jawohl, Väterchen,“ antwortete dieſe redſelig. „Gerade zu Weihnachten wurde ich gewürdigt, bei den lieben Heiligen das heilige, himmliſche Sakrament zu empfangen. Aber jetzt komme ich aus Kaljaſin, Väterchen; da iſt großes Heil erſchienen ...“

„Ging denn der liebe Iwan mit dir zuſammen?“

„Ich wandere für mich allein, Wohltäter,“ ſagte Iwan, der ſich Mühe gab, mit tiefer Stimme zu ſprechen. „Erſt in Juchnow bin ich mit Pelagia zuſammengetroffen.“

Pelagia unterbrach ihren Gefährten; ſie hatte offenbar die größte Luſt zu erzählen, was ſie da mit angeſehen hatte.

„In Kaljaſin, Väterchen, iſt großes Heil erſchienen.“

„Wieſo? Sind neue Reliquien gefunden?“ fragte Fürſt Andrei.

„Hör doch auf, Andrei!“ bat Prinzeſſin Marja. „Erzähle nicht, Pelagia.“

„Nicht? ... Aber Mütterchen, warum ſoll ich denn nicht erzählen? Ich habe ihn ſehr gern. Er iſt ein guter Menſch, ein Auserwählter Gottes; ich weiß noch recht gut, wie er, mein Wohltäter, mir einmal zehn Rubel geſchenkt hat ... Alſo, als ich in Kiew war, da ſagte zu mir ein Verzückter, Kirill ... er iſt blöden Geiſtes, aber ſehr fromm, ein wahrer Mann Gottes, Sommer und Winter geht er barfuß ... alſo der ſagte zu mir: ‚Warum wallfahrteſt du nicht in deiner eigenen Gegend?‘ ſagte er. ‚Geh nach Kaljaſin; da iſt ein wundertätiges Bild der hochheiligen Mutter Gottes gefunden.‘ Als ich das hörte, nahm ich von den lieben Heiligen Abſchied und machte mich auf den Weg.“

Alle schwiegen. Nur die Wallfahrerin sprach, in gemessenem Tonfall, wobei sie die Luft in sich hineinzog.

„Ich kam also hin, Väterchen, und da sagten mir die Leute: ‚Großes Heil ist erschienen; der hochheiligen Mutter Gottes tröpfelt heiliges Salböl aus dem Bäckchen ...'"

„Nun gut, gut; du kannst ja nachher weitererzählen," unterbrach Prinzessin Marja errötend die Erzählerin.

„Gestatten Sie eine Frage an die Frau," sagte Pierre. „Hast du das selbst gesehen?" fragte er.

„Gewiß, Väterchen; ich bin selbst gewürdigt worden, es zu sehen. Auf dem Gesicht der Mutter Gottes war ordentlich so ein Glanz, wie der helle Himmel, und aus dem Bäckchen der Mutter Gottes, da träufelte es nur so, immerzu träufelte es ..."

„Aber das ist ja Betrug!" rief Pierre, der der Wallfahrerin aufmerksam zugehört hatte, in seiner Naivität unwillkürlich.

„Ach, Väterchen, was redest du da!" rief Pelagia ganz entsetzt und wandte sich wie Schutz suchend zu der Prinzessin Marja.

„So wird das Volk betrogen!" sagte Pierre noch einmal.

„Herr Jesus Christus!" rief die Wallfahrerin und bekreuzte sich. „Ach, sage doch so etwas nicht, Väterchen! Da war ein General, der glaubte auch nicht und sagte: ‚Die Mönche betrügen das Volk.' Und wie er das gesagt hatte, da wurde er sogleich blind. Und da träumte ihm, daß die Mutter Gottes vom Höhlenkloster zu ihm kam und zu ihm sagte: ‚Glaube an mich, dann will ich dich heilen.' Und da fing er an zu bitten: ‚Führt mich zu ihr, führt mich zu ihr!' Ich sage dir die reine Wahrheit; ich habe es selbst gesehen. Da brachten sie den Blinden geradeswegs zu ihr, und er trat heran und fiel vor ihr nieder und sagte: ‚Heile mich! Ich will dir auch alles geben,' sagte er, ‚was mir der Zar verliehen hat.' Ich habe es selbst gesehen, Väterchen: ein Ordensstern war an ihr befestigt. Und wirklich, er wurde wieder sehend. Es ist eine

Sünde, so zu sprechen. Dafür schickt Gott seine Strafe," sagte sie in ermahnendem Tone zu Pierre.

„Was soll denn aber der Ordensstern an dem Muttergottesbilde?" fragte Pierre.

„Die Mutter Gottes wird eben zum General befördert sein," sagte Fürst Andrei lächelnd.

Pelagia wurde auf einmal ganz blaß und schlug die Hände zusammen.

„Väterchen, Väterchen, was begehst du da für Sünde! Denke daran, daß du einen Sohn hast!" rief sie, und ihr soeben noch blasses Gesicht überzog sich plötzlich mit dunkler Röte. „Väterchen, Gott möge dir verzeihen, was du da gesagt hast!" Sie bekreuzte sich. „Lieber Herrgott, verzeihe ihm! Mütterchen, was gehen hier für Dinge vor!" wandte sie sich an die Prinzessin Marja. Sie stand auf und machte sich, beinahe weinend, daran, ihr Bündel zurechtzumachen. Man konnte ihr anmerken, daß es ihr einerseits bänglich und wider das Gewissen war, Wohltaten in einem Hause zu genießen, wo solche Reden geführt wurden, und es ihr andererseits leid tat, jetzt auf die Wohltaten dieses Hauses verzichten zu müssen.

„Aber wie kann euch beiden das nur Vergnügen machen!" sagte Prinzessin Marja. „Warum seid ihr denn zu mir gekommen?"

„Nein, nein, ich mache ja nur Spaß, liebe Pelagia," sagte Pierre. „Prinzessin, mein Wort darauf, ich hatte die Frau nicht kränken wollen; ich habe es nur so hingeredet. Nimm es dir nicht zu Herzen, ich habe nur gescherzt," wandte er sich, in dem Wunsche, seine Schuld wieder gutzumachen, mit schüchternem Lächeln an Pelagia. „Ich habe es nicht böse gemeint, und er hat es auch nur so hingeredet, er hat nur gescherzt."

Pelagia blieb mißtrauisch stehen; aber nur auf Pierres Gesichte

prägte ſich eine ſo aufrichtige Reue aus, und Fürſt Andrei blickte ſo milde und freundlich bald die Wallfahrerin, bald Pierre an, daß ſie ſich allmählich beruhigte.

XIV

Die Wallfahrerin hatte ſich beruhigt, ließ ſich wieder zum Reden bringen und erzählte nun lange von dem Vater Amfilochi, der einen ſo heiligen Lebenswandel geführt hatte, daß ſeine Hände nach Weihrauch rochen, und weiter erzählte ſie, wie bei ihrer letzten Wallfahrt nach Kiew Mönche, mit denen ſie bekannt war, ihr die Schlüſſel zu den Höhlen gegeben hatten, und wie ſie, mit Zwiebacken verſehen, zweimal vierundzwanzig Stunden hintereinander in den Höhlen bei den Heiligen zugebracht hatte. „Ich bete bei dem einen und erweiſe ihm meine Verehrung, und dann gehe ich zu einem andern. Ich ſchlafe ein bißchen, und dann gehe ich wieder und verrichte meine Andacht. Und eine ſolche Stille, Mütterchen, iſt da, eine Seligkeit, daß man gar nicht wieder an das Tageslicht zurückkehren möchte."

Pierre hörte ihr aufmerkſam und ernſthaft zu. Fürſt Andrei verließ das Zimmer. Bald nach ihm ging auch Prinzeſſin Marja mit Pierre hinaus, den ſie in den Salon führte; die Gottesleute ließ ſie allein ihren Tee austrinken.

„Sie ſind ein ſehr guter Menſch," ſagte ſie zu ihm.

„Ach, ich hatte die Frau wirklich nicht kränken wollen; ich verſtehe dieſe Empfindungen recht wohl und weiß ſie zu ſchätzen."

Prinzeſſin Marja blickte ihn ſchweigend an und lächelte freundlich.

„Ich kenne Sie ja ſchon lange und habe Sie lieb wie einen Bruder," ſagte ſie dann. „Wie finden Sie Andrei?" fragte ſie eilig, ohne ihm Zeit zu laſſen, etwas auf ihre freundlichen Worte

zu erwidern. „Sein Zuſtand beunruhigt mich ſehr. Es war im Winter mit ſeiner Geſundheit beſſer; aber im Frühjahr brach die Wunde wieder auf, und der Arzt meinte, er ſolle wegreiſen und eine Kur gebrauchen. Auch in ſeeliſcher Hinſicht habe ich um ihn große Sorge. Er hat nicht einen ſolchen Charakter wie wir Frauen, daß er ſich ſeinen Kummer durch Klagen erleichtern und ihn ausweinen könnte. Er trägt ihn in ſeinem Innern eingeſchloſſen mit ſich herum. Heute iſt er ja heiter und lebhaft; aber das iſt nur die Wirkung Ihrer Ankunft; er iſt ſonſt nur ſelten ſo. Wenn Sie ihn doch überreden könnten, ins Ausland zu reiſen! Er braucht eine Tätigkeit; dieſes gleichmäßige, ruhige Leben richtet ihn zugrunde. Die andern bemerken das nicht; aber ich ſehe es."

Nach neun Uhr abends ſtürzten die Diener vor das Portal, da ſie das Schellengeklingel der herankommenden Equipage des alten Fürſten hörten. Fürſt Andrei und Pierre traten ebenfalls hinaus.

„Wer iſt das?" fragte der alte Fürſt, als er aus dem Wagen ſtieg und Pierre erblickte.

„Ah, freut mich ſehr! Küſſe mich!" ſagte er, als er erfahren hatte, wer der unbekannte junge Mann war.

Der alte Fürſt war guter Laune und behandelte Pierre ſehr freundlich.

Vor dem Abendeſſen kam Fürſt Andrei in das Zimmer ſeines Vaters und fand dort den alten Fürſten in einem hitzigen Disput mit Pierre begriffen. Pierre ſuchte zu beweiſen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo es keine Kriege mehr geben würde. Der alte Fürſt beſtritt dies, indem er ſeinen Gegner neckte und foppte, aber ohne ſich dabei zu ärgern.

„Laß den Menſchen das Blut aus den Adern laufen, und gieße ihnen Waſſer hinein; dann wird es keine Kriege mehr geben. Das

ſind Weiberphantaſien, Weiberphantaſien," ſagte er; aber er klopfte dabei Pierre freundlich auf die Schulter. Darauf ging er an den Tiſch, an welchem Fürſt Andrei, der ſich offenbar an dieſem Geſpräche nicht zu beteiligen wünſchte, in den Papieren blätterte, die der alte Fürſt aus der Stadt mitgebracht hatte. Der alte Fürſt trat zu ihm und begann mit ihm von Dienſtſachen zu ſprechen.

„Der Adelsmarſchall Graf Roſtow hatte nur die Hälfte der Mannſchaften zuſammengebracht, die er hatte zuſammenbringen ſollen. Kam der Mann in die Stadt und ließ ſich beikommen, mich zum Diner einzuladen — na, ich habe ihm ein nettes Diner angerichtet!... Da! Sieh einmal dieſes Papier durch!... Na, mein Sohn," fuhr er fort, „dein Freund iſt ein braver, junger Mann" (er klopfte Pierre auf die Schulter), „ich habe ihn liebgewonnen! Er macht mich warm. Ein anderer redet vernünftig, und doch mag man ihm nicht zuhören; aber dieſer hier ſchwatzt dummes Zeug und macht mich alten Mann warm. Na, nun geht nur, geht," ſagte er. „Vielleicht komme ich noch zum Abendeſſen und ſitze ein Weilchen bei euch. Dann wollen wir weiterdisputieren. Freunde dich nur auch mit meiner närriſchen Tochter, Prinzeſſin Marja, an," rief er dem fortgehenden Pierre noch aus der Tür nach.

Pierre lernte erſt jetzt, bei dieſem ſeinem Beſuche in Lyſyja-Gory, die ganze Bedeutung und Annehmlichkeit ſeiner Freundſchaft mit dem Fürſten Andrei ſchätzen. Dieſe Annehmlichkeit kam ihm nicht ſowohl in ſeinem Verhältniſſe zum Fürſten Andrei ſelbſt, als vielmehr in ſeinen Beziehungen zu allen Familienmitgliedern und Hausgenoſſen zur Empfindung. Pierre fühlte ſich dem alten, mürriſchen Fürſten und der ſanften, ſchüchternen Prinzeſſin Marja gegenüber, obgleich er beide faſt gar nicht kannte, gleich von vornherein wie ein alter Freund. Und auch ſie

hatten ihn alle bereits liebgewonnen. Nicht nur blickte Prinzessin Marja, deren Herz er durch sein freundliches Benehmen gegen die Wallfahrer gewonnen hatte, ihn mit ganz besonders hellleuchtenden Augen an, sondern auch der kleine einjährige Fürst Nikolai, wie ihn der Großvater nannte, lächelte Pierre an und ließ sich von ihm auf den Arm nehmen. Michail Iwanowitsch und Mademoiselle Bourienne sahen ihn mit frohem Lächeln an, wenn er mit dem alten Fürsten ein Gespräch führte.

Der alte Fürst kam zum Abendessen, augenscheinlich um Pierres willen. Er behandelte ihn während der beiden Tage seines Aufenthaltes in Lysyja-Gory mit außerordentlicher Freundlichkeit und lud ihn ein, ihn häufiger zu besuchen.

Als Pierre abgefahren war und alle Familienmitglieder zusammenkamen, tauschten sie, wie das immer nach der Abreise eines neuen Bekannten geschieht, ihre Urteile über ihn aus, und, was nur selten vorkommt, alle redeten von ihm nur Gutes.

XV

Als Rostow diesmal vom Urlaube zurückkehrte, kam es ihm zum ersten Male zum vollen Bewußtsein, wie fest und stark die Bande waren, die ihn mit Denisow und dem ganzen Regimente verknüpften.

Als er sich dem Lagerplatze seines Regimentes näherte, machte er ein ähnliches Gefühl durch, wie früher bei der Annäherung an das Haus in der Powarskaja-Straße. Als er den ersten Husaren in der aufgeknöpften Uniform seines Regimentes erblickte, als er den rothaarigen Dementjew erkannte, als er die Pfosten mit den daran angebundenen Pferden, lauter Füchsen, sah, als Lawrenti erfreut seinem Herrn zurief: „Der Graf ist gekommen!" und der zottige Denisow, der auf seinem Bette gelegen und geschlafen

hatte, aus der Erdhütte herausgelaufen kam und ihn umarmte und die Offiziere den Ankömmling umringten: da hatte Rostow dieselbe Empfindung wie damals, als ihn seine Mutter, sein Vater und seine Schwestern umarmten, und die Freudentränen, die ihm in die Kehle kamen, hinderten ihn zu sprechen. Auch das Regiment war ein Haus, ein unwandelbar liebes, teures Haus, ebenso wie das Haus seiner Eltern.

Nachdem er sich beim Regimentskommandeur gemeldet, die Zuweisung zu seiner früheren Eskadron erhalten, wieder einmal den Dejourdienst und das Furagieren durchgemacht, sich in alle die kleinen Regimentsinteressen hineingefunden und sich von neuem an das Gefühl gewöhnt hatte, der Freiheit beraubt und in einen engen, starren Rahmen eingeschmiedet zu sein, da hatte Rostow dieselbe Empfindung wie unter dem Dache des Elternhauses: ein Gefühl der Beruhigung, ein Gefühl, daß er hier einen festen Stand habe, und das freudige Bewußtsein, hier zu Hause, an dem ihm zukommenden Platze zu sein. Hier war nicht jener ganze Wirrwarr der freien Welt, in dem er nicht seinen richtigen Platz fand und sich bei der Wahl irrte; hier war keine Sonja, der gegenüber man sich aussprechen oder auch nicht aussprechen mußte. Hier kam man nicht in die Lage, zu überlegen, ob man da- und dahin fahren oder nicht fahren solle; hier hatte man nicht die Möglichkeit, den ganzen Tag nach Belieben auf die mannigfaltigste Weise auszufüllen; hier gab es nicht jene zahllose Menge von Menschen, von denen ihm einer gerade so nah und so fern stand wie der andere, nicht jene unklaren, unbestimmten pekuniären Beziehungen zum Vater, nicht die schreckliche Erinnerung an die große Summe, die er im Spiel an Dolochow verloren hatte! Hier beim Regimente war alles klar und einfach. Die ganze Welt zerfiel in zwei ungleiche Teile: der eine Teil war unser Pawlograder Regiment, der andere alles übrige. Und dieses

Übrige ging einen nichts an. Im Regimente war einem all und jedes bekannt: wer Leutnant und wer Rittmeister war, wer ein guter und wer ein schlechter Mensch, und vor allen Dingen, wer ein guter und wer ein schlechter Kamerad war. Der Marketender gab Kredit; das Gehalt bekam man alle vier Monate; zu überlegen und zu wählen war nichts; man brauchte nur zu vermeiden, was im Pawlograder Regiment als schlechtes Benehmen angesehen wurde, und, wenn man einen Auftrag bekam, das auszuführen, was klar und deutlich angeordnet und befohlen war; dann war alles gut.

Nachdem Rostow in diese festen Verhältnisse des Regimentslebens von neuem eingetreten war, empfand er eine ähnliche Freude und Beruhigung wie ein Müder, der sich hinlegt, um sich zu erholen. Das Regimentsleben hatte für ihn während dieses Feldzuges insofern noch einen besonderen Reiz, als er nach dem Spielverlust an Dolochow (er konnte sich diesen Fehltritt trotz aller Tröstungen seitens seiner Angehörigen nicht verzeihen) den Vorsatz gefaßt hatte, sich im Dienste nicht so zu verhalten wie früher, sondern, um seine Schuld wieder gutzumachen, musterhaft zu dienen und ein ganz ausgezeichneter Kamerad und Offizier zu sein, das heißt, ein vortrefflicher Mensch, was ihm nur „da draußen" schwer erschien, beim Regimente aber sehr wohl möglich.

★

Nach mannigfachen Rückmärschen und Vormärschen und den Schlachten bei Pultusk und bei Preußisch-Eylau hatte sich unsere Armee bei Bartenstein konzentriert. Man erwartete die Ankunft des Kaisers beim Heere und den Beginn eines neuen Feldzuges.

Das Pawlograder Regiment, welches zu demjenigen Teile der Armee gehörte, welcher im Jahre 1805 im Felde gewesen war, hatte sich in Rußland erst wieder komplettieren müssen und war

dadurch für die ersten Kämpfe dieses Feldzuges zu spät gekommen. Es war weder bei Pultusk noch bei Preußisch-Eylau dabeigewesen und war nun, nachdem es sich wieder mit der aktiven Armee vereinigt hatte, für die zweite Hälfte des Feldzuges dem Platowschen Korps zugeteilt worden.

Das Platowsche Korps operierte unabhängig von der übrigen Armee. Einige Male kamen die Pawlograder dazu, an Feuergefechten mit dem Feinde sich zu beteiligen; sie machten Gefangene und erbeuteten sogar einmal das Gepäck des Marschalls Oudinot. Im April standen die Pawlograder einige Wochen lang bei einem von Grund aus zerstörten, menschenleeren deutschen Dorfe, ohne sich vom Flecke zu rühren.

Es kam Tauwetter und Schmutz, auch wieder Kälte. Die Flüsse waren aufgegangen, die Wege unfahrbar geworden; mehrere Tage lang wurde weder Futter für die Pferde noch Proviant für die Mannschaften geliefert. Da die Zufuhr unmöglich war, zerstreuten sich die Leute über die von den Einwohnern verlassenen Dörfer, um Kartoffeln zu suchen; aber auch davon war wenig zu finden.

Alles war aufgezehrt und die Einwohner fast sämtlich geflüchtet; die wenigen zurückgebliebenen waren ärmer als Bettler, und es war ihnen nichts mehr zu nehmen; ja, statt von ihnen etwas zu bekommen, gaben die sonst so wenig zum Mitleid geneigten Soldaten ihnen oft noch das Letzte, was sie selbst hatten.

Das Pawlograder Regiment hatte bei den Gefechten nur einen Abgang von zwei Verwundeten gehabt; aber infolge von Hunger und Krankheiten verlor es fast die Hälfte seines Bestandes. Wer ins Lazarett kam, dem war der Tod so sicher, daß die Soldaten, welche an Fieber oder an Anschwellungen litten, die von der schlechten Nahrung herkamen, lieber den Dienst weiter ertrugen und sich mit übermenschlicher Anstrengung in Reih und Glied

fortſchleppten, als daß ſie ins Lazarett gingen. Seit Anfang des Frühlings fanden die Soldaten häufig eine aus der Erde herauskommende, ſpargelähnliche Pflanze, die ſie aus nicht recht verſtändlichem Grunde ſüße Marienwurzel nannten; ſie zerſtreuten ſich über die Wieſen und Felder, um dieſe ſüße Marienwurzel (die ſehr bitter ſchmeckte) zu ſuchen, gruben ſie mit den Säbeln aus und aßen ſie, trotzdem der Genuß dieſer ſchädlichen Pflanze verboten war. Im Frühjahr war bei den Soldaten eine neuartige Krankheit aufgetreten, Anſchwellungen der Hände, der Füße und des Geſichtes, und die Ärzte betrachteten als die Urſache dieſer Krankheit den Genuß jener Wurzel. Aber trotz des Verbotes nährten ſich die Pawlograder Huſaren von Deniſows Eskadron hauptſächlich von der ſüßen Marienwurzel, weil ſchon ſeit länger als einer Woche mit dem letzten Zwiebacksvorrat geſpart und pro Mann nur noch ein halbes Pfund ausgegeben wurde und die Kartoffeln der letzten Zufuhr teils erfroren, teils ausgewachſen waren.

Auch die Pferde waren ſeit länger als einer Woche übel daran: ſie bekamen nur das Stroh von den Hausdächern zu freſſen, waren entſetzlich abgemagert und trugen noch ihr Winterhaar, das ſich in Klümpchen zuſammenballte.

Trotz dieſes argen Elendes lebten die Soldaten und die Offiziere genau ſo wie immer. Wie ſonſt, ſo traten die Huſaren auch jetzt, wenn auch mit blaſſen, geſchwollenen Geſichtern und in zerriſſenen Uniformen, zum Appell an, gingen zum Haarkämmen und -ſchneiden, ſäuberten die Pferde und die Ausrüſtungsgegenſtände, ſchleppten ſtatt des Futters das Stroh von den Dächern herbei und gingen, um ihr Mittagbrot zu eſſen, zu den Keſſeln, von denen ſie hungrig wieder aufſtanden, wobei ſie über ihre garſtige Nahrung und über ihren Hunger noch ihre Späßchen machten. Ebenſo wie ſonſt zündeten ſich die Soldaten in ihrer

dienstfreien Zeit offene Feuer an, um daran nackt zu schwitzen, rauchten ihre Pfeifen, verlasen die ausgewachsenen, fauligen Kartoffeln, kochten sie und erzählten sich Geschichten von den Potemkinschen und Suworowschen Feldzügen oder Märchen von dem schlauen Alexei oder von dem Popenknecht Nikolai.

Die Offiziere wohnten wie gewöhnlich zu zweien oder dreien in den abgedeckten, halbzerstörten Häusern. Die älteren sorgten für die Beschaffung von Stroh und Kartoffeln, überhaupt für die Lebensbedürfnisse der Mannschaften, die jüngeren vergnügten sich wie immer teils mit Kartenspiel (Geld war die Hülle und Fülle da, wenngleich es an Proviant fehlte), teils mit harmlosen Spielen wie „Ring und Nagel“[1] und Knüttelwerfen. Von dem allgemeinen Gange der Dinge wurde nur wenig gesprochen, teils weil man nichts Positives wußte, teils weil man dunkel ahnte, daß der allgemeine Verlauf des Krieges kein günstiger war.

Rostow wohnte wie früher mit Denisow zusammen, und ihr Freundschaftsbund war seit ihrem Urlaube noch enger und inniger geworden. Denisow sprach nie von Rostows Angehörigen; aber aus der geradezu zärtlichen Freundschaft, die der Vorgesetzte ihm, seinem Untergebenen, bewies, ersah Rostow, daß des alten Husaren unglückliche Liebe zu Natascha zu diesem hohen Grade von Zuneigung mitwirkte. Denisow war offenbar bemüht, Rostow möglichst selten Gefahren auszusetzen und ihn nach Kräften zu behüten, und wenn Rostow aus einem Gefechte heil und unversehrt zurückkam, begrüßte er ihn immer mit ganz besonderer Freude. Auf einem Dienstritte fand Rostow in einem verlassenen, zerstörten Dorfe, wohin er gekommen war, um

[1] Es kommt darauf an, mit der Spitze eines großköpfigen Nagels in einen auf der Erde liegenden Ring zu treffen. Anmerkung des Übersetzers.

Lebensmittel zu ſuchen, einen alten Polen und deſſen Tochter mit einem Säugling. Sie entbehrten der nötigſten Kleider, hungerten, konnten das Haus nicht verlaſſen und hatten keine Mittel, um fortzufahren. Roſtow transportierte ſie ins Lager, brachte ſie in ſeinem Quartiere unter und ſorgte einige Wochen lang, bis der alte Mann ſich einigermaßen erholt hatte, für ihren Unterhalt. Da machte ſich einmal ein Kamerad Roſtows, als von Frauen die Rede war, über Roſtow luſtig und ſagte, der ſei doch der ſchlauſte von allen; es wäre aber nur in der Ordnung, wenn er nun auch die Kameraden mit der von ihm geretteten hübſchen Polin bekannt machte. Roſtow faßte dieſen Scherz als Beleidigung auf, bekam einen roten Kopf und ſagte dem Offizier ſo unangenehme Dinge, daß Deniſow nur mit Mühe ein Duell zwiſchen ihnen beiden verhindern konnte. Als der Offizier weggegangen war und Deniſow, der ſelbſt Roſtows Beziehungen zu der Polin nicht kannte, ihm wegen ſeiner Heftigkeit Vorwürfe machte, da ſagte Roſtow zu ihm:

„Schilt mich nur aus ... Aber ſie iſt mir wie eine Schweſter, und ich kann dir nicht beſchreiben, wie mich das beleidigt hat ... weil ... nun, und deshalb ...“

Deniſow ſchlug ihm auf die Schulter und begann, ohne Roſtow anzuſehen, mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, was er in Augenblicken ſtarker Erregung zu tun pflegte.

„Seid ihr Roſtows ein närriſches Volk!“ ſagte er dabei, und Roſtow bemerkte Tränen in ſeinen Augen.

XVI

Im April verſetzte die Nachricht von der Ankunft des Kaiſers bei der Armee die Truppen in freudige Erregung. Roſtow hatte nicht das Glück, an der Revue teilnehmen zu können, die

der Kaiser in Bartenstein abhielt: die Pawlograder befanden sich auf Vorposten, weit vor Bartenstein.

Sie lagen dort im Biwak. Denisow und Rostow wohnten in einer Erdhütte, die die Soldaten für sie ausgegraben und mit Reisig und Rasen gedeckt hatten. Die Erdhütte war in folgender Weise, die damals in Aufnahme gekommen war, konstruiert: es wurde ein Graben ausgehoben, etwa ein Meter breit, anderthalb Meter tief und zweieinhalb Meter lang. An dem einen Ende des Grabens wurden Stufen angelegt, und dies war der Zugang; der Graben selbst bildete das Zimmer; in diesem befand sich bei besonderen Günstlingen des Glücks, wie es der Eskadronchef war, an dem fernsten, den Stufen gegenüberliegenden Ende ein auf Pfählen ruhendes Brett, das den Tisch vorstellte. Auf den beiden Langseiten des Grabens war die Erde in einer Breite von zwei Dritteln Meter abgestochen, so daß zwei Betten oder Sofas entstanden. Das Dach war so konstruiert, daß man in der Mitte stehen konnte, und auf den Betten konnte man sogar sitzen, wenn man nahe an den Tisch heranrückte. Bei Denisow, der eine luxuriöse Wohnung hatte, da ihn die Soldaten seiner Eskadron gut leiden konnten, war an der Giebelseite des Daches noch ein Brett angebracht, und in dieses Brett war eine zerbrochene, aber wieder zusammengeklebte Fensterscheibe eingesetzt. Wenn es sehr kalt war, wurde auf die Stufen (in das Wartezimmer, wie Denisow diesen Teil der Hütte nannte) Glut von den Feuern der Soldaten auf einem gebogenen Eisenblech gestellt, und es wurde davon so warm, daß die Offiziere, deren immer eine ganze Menge bei Denisow und Rostow zu Besuch war, in Hemdsärmeln zu sitzen pflegten.

Im April hatte Rostow eines Tages Dejour gehabt. Gegen acht Uhr morgens kehrte er nach einer schlaflosen Nacht nach Hause zurück, ließ Glut bringen, wechselte die vom Regen durchnäßte

Wäſche, ſprach ſein Gebet, trank Tee, wärmte ſich an den Kohlen, legte ſeine Sachen in ſeinem Winkelchen und auf dem Tiſche in Ordnung, ſtreckte ſich in Hemdsärmeln auf dem Rücken aus und ſchob die Hände unter den Kopf. Die Geſichtshaut brannte ihm von dem Winde, dem er die Nacht über ausgeſetzt geweſen war; aber er überließ ſich angenehmen Gedanken über die Beförderung, die ihm nächſter Tage als Lohn für ſeinen letzten Rekognoſzierungsritt zuteil werden müſſe, und wartete auf Deniſow, der irgendwohin weggegangen war. Roſtow wollte gern mit ihm ſprechen.

Hinter der Hütte wurde die laut kreiſchende Stimme Deniſows hörbar, der offenbar ſehr erregt war. Roſtow rückte an das Fenſter heran, um zu ſehen, mit wem Deniſow denn ſo zuſammengeraten ſei, und erblickte den Wachtmeiſter Toptſchejenko.

„Ich habe dir doch befohlen, du ſollſt ſie dieſe Wurzel, dieſe Marienwurzel, nicht freſſen laſſen!“ ſchrie Deniſow. „Aber ich habe mit eigenen Augen geſehen, wie Laſartſchuk welche vom Felde hergebracht hat.“

„Ich habe es verboten, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete der Wachtmeiſter. „Aber ſie hören ja nicht.“

Roſtow legte ſich wieder auf ſein Bett und dachte mit innigem Vergnügen: „Mag er ſich jetzt abmühen und abplacken; ich habe meine Arbeit hinter mir und kann hier ruhig liegen. Famos!“ Durch die Wand hindurch hörte er, daß außer dem Wachtmeiſter auch noch Lawrenti ſprach, jener gewandte, ſchlaue Burſche Deniſows. Lawrenti erzählte etwas von Fuhren, Zwieback und Ochſen, die er geſehen habe, als er weggeritten ſei, um Lebensmittel zu beſchaffen.

Hinter der Hütte erſcholl wieder die ſich entfernende, laut ſchreiende Stimme Deniſows; es waren die Worte vernehmbar: „Satteln! Der zweite Beritt!“

„Wohin mögen die reiten?“ dachte Rostow.

Fünf Minuten darauf kam Denisow in die Hütte herein, legte sich mit seinen schmutzigen Füßen auf das Bett, rauchte ärgerlich an seiner Pfeife, warf alle seine Sachen unordentlich durcheinander, hing sich die Kosakenpeitsche über die Schulter, band den Säbel um den Leib und schickte sich an, die Hütte zu verlassen. Auf Rostows Frage, wohin er denn wolle, antwortete er zornig und unbestimmt, er habe etwas zu tun.

„Mögen Gott und der Kaiser meine Richter sein!“ sagte Denisow beim Hinausgehen, und Rostow hörte, wie hinter der Hütte die Füße mehrerer Pferde durch den Schmutz patschten. Es lag ihm nichts daran, zu erfahren, wohin Denisow ritt. Nachdem er in seiner Ecke warm geworden war, schlief er ein und trat erst gegen Abend aus der Hütte heraus. Denisow war noch nicht zurückgekehrt. Es war ein schöner, klarer Abend geworden. Bei der benachbarten Erdhütte spielten zwei Offiziere und ein Junker Ring und Nagel; unter Gelächter „pflanzten sie Rettiche“ in die weiche, schmutzige Erde. Rostow gesellte sich zu ihnen. Mitten im Spiele erblickten die Offiziere einige Fuhrwerke, die sich ihnen näherten; etwa fünfzehn Husaren auf mageren Pferden ritten dahinter her. Die von den Husaren eskortierten Fuhrwerke nahmen ihren Weg zu den Pferdeständen hin, wo sie sogleich von einem großen Schwarm Husaren umringt wurden.

„Na, nun hat Denisow immer den Kopf hängen lassen, und nun ist doch noch Proviant gekommen,“ sagte Rostow.

„Wahrhaftig!“ riefen die Offiziere. „Na, das ist mal eine Freude für die Soldaten!“

Ein wenig hinter den Soldaten ritt Denisow, begleitet von zwei Infanterieoffizieren zu Pferde, mit denen er ein erregtes Gespräch führte.

Rostow ging ihm entgegen.

„Ich warne Sie, Major," sagte einer der Infanterieoffiziere, ein kleiner, magerer Mann, der offenbar sehr ergrimmt war.

„Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, daß ich es nicht wieder herausgebe," antwortete Denisow.

„Sie werden sich deswegen zu verantworten haben, Major; das ist ja Gewalt, — den eigenen Truppen die Transporte wegzunehmen! Unsere Leute haben seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt."

„Meine seit zwei Wochen nicht," erwiderte Denisow.

„Das ist Raub; Sie werden dafür zur Verantwortung gezogen werden, mein Herr!" sagte der Infanterieoffizier noch einmal mit erhobener Stimme.

„Warum hängen Sie sich an mich wie die Kletten? He?" schrie Denisow, der plötzlich heftig wurde, den Offizieren zu. „Die Verantwortung trage ich, und nicht Sie; und nun schwadronieren Sie mir hier nicht die Ohren voll, oder es passiert Ihnen etwas. Machen Sie, daß Sie wegkommen!"

„Schön, schön!" rief der kleine Offizier, ohne sich einschüchtern zu lassen und ohne wegzureiten. „Straßenraub begehen, ich will Ihnen zeigen, was das zu bedeuten hat . . ."

„Zum Teufel, weg mit Ihnen, aber schleunigst! Oder es passiert was!" Denisow wendete sein Pferd zu dem Offizier hin.

„Schön, schön!" sagte der Offizier in drohendem Tone, wandte sein Pferd und ritt im Trabe davon, wobei er auf dem Sattel hin und her gerüttelt wurde.

„Ein Hund auf einem Zaune, ein lebendiger Hund auf einem Zaune!" rief ihm Denisow nach, die stärkste Spötterei eines Kavalleristen über einen reitenden Infanteristen. Dann ritt er zu Rostow heran und lachte auf.

„Ich habe es der Infanterie weggenommen; ich habe ihnen mit

Gewalt einen Transport weggenommen!" sagte er. „Na, sollten etwa unsere Leute Hungers sterben?"

Die Fuhrwerke, die zu den Husaren gekommen waren, waren für ein Infanterieregiment bestimmt gewesen; aber Denisow, der von Lawrenti erfahren hatte, daß keine Bedeckungsmannschaft bei diesem Transporte war, hatte ihn mit seinen Husaren gewaltsam weggenommen. Nun wurde Zwieback in Menge an die Soldaten verteilt und sogar den anderen Eskadrons davon abgegeben.

Am andern Tage ließ der Regimentskommandeur Denisow zu sich kommen und sagte zu ihm, indem er sich die Hand mit ausgespreizten Fingern vor die Augen hielt: „Ich will die Sache so ansehen; ich weiß von nichts und werde keine Untersuchung anstellen; aber ich rate Ihnen, nach dem Hauptquartier zu reiten und die Geschichte dort beim Proviantamt in Ordnung zu bringen und womöglich zu quittieren, daß Sie so und soviel Proviant empfangen haben; sonst wird die Forderung dem Infanterieregiment angeschrieben, es wird eine Untersuchung angestellt, und die Sache kann einen üblen Ausgang nehmen."

Denisow ritt von dem Regimentskommandeur geradeswegs nach dem Hauptquartier, mit der aufrichtigen Absicht, diesen Rat zu befolgen. Aber am Abend kehrte er zu seiner Erdhütte in einem Zustande zurück, wie ihn Rostow bei seinem Freunde noch nie gesehen hatte. Denisow konnte nicht sprechen und kaum Luft bekommen. Als Rostow ihn fragte, was ihm fehle, stieß er nur mit heiserer, schwacher Stimme unverständliche Schimpfworte und Drohungen aus.

Erschrocken über Denisows Zustand, riet ihm Rostow, sich auszukleiden und Wasser zu trinken, und schickte nach dem Arzte.

„Mich wegen Raubes vor Gericht stellen, — oh! Gib mir noch mehr Wasser! Meinetwegen können sie mich verurteilen; aber

Schurken werde ich immer prügeln, ja, das werde ich ... Und dem Kaiſer werde ich es ſagen. Gebt mir Eis," fügte er hinzu.

Der Regimentsarzt kam und erklärte einen Aderlaß für notwendig. Eine Menge ſchwarzen Blutes, ein tiefer Teller voll, kam aus Deniſows haarigem Arm heraus; dann erſt war er imſtande zu erzählen, was ihm begegnet war.

„Ich komme alſo hin," erzählte Deniſow. „‚Wo iſt hier euer Chef?' frage ich. Man wies mich zurecht. Ob ich nicht die Güte haben wollte, ein wenig zu warten. ‚Ich habe meinen Dienſt,' ſage ich. ‚Ich bin dreißig Werſt hergeritten und habe keine Zeit zu warten; melde mich an.' Na ſchön; da kommt nun dieſer Oberſpitzbube herein und erlaubt ſich ebenfalls, mich zu belehren: ‚Das iſt Raub!' – ‚Raub', ſage ich ihm, ‚begeht nicht, wer Proviant nimmt, um ſeine Soldaten zu ernähren, ſondern wer ihn nimmt, um ſeine eigene Taſche zu füllen.' Ob ich nicht gefälligſt ſchweigen wollte. ‚Schön,' ſage ich. ‚Quittieren Sie', ſagt er, ‚bei dem Intendanten; Ihre Angelegenheit wird vorſchriftsmäßig an die höhere Stelle abgegeben werden.' Ich gehe zu dem Intendanten. Ich trete ein ... am Tiſche ſitzt ... Nein, wer? Nun denke mal! Wer iſt der Kerl, der uns Hungers ſterben läßt?" ſchrie Deniſow und ſchlug mit der Fauſt des kranken Armes ſo heftig auf den Tiſch, daß dieſer beinahe zuſammenbrach und die daraufſtehenden Gläſer hüpften. „Teljanin!! ‚Was?' ſchreie ich. ‚Du läßt uns verhungern?!' Und damit gab ich ihm eins in die Freſſe, und noch eins; es war mir gerade ſo handgerecht. ‚So ein Schuft ... ſo ein Halunke!' ſchrie ich und prügelte auf ihn los. Es war mir eine ordentliche Herzenserleichterung, kann ich ſagen," rief Deniſow und fletſchte vergnügt und grimmig unter dem ſchwarzen Schnurrbart ſeine weißen Zähne. „Ich hätte ihn totgeſchlagen, wenn ſie ihn mir nicht aus den Händen geriſſen hätten."

„Aber warum ſchreiſt du denn ſo? Beruhige dich doch!“ ſagte Roſtow. „Dein Arm fängt ja wieder an zu bluten. Warte, wir müſſen einen neuen Verband machen.“

Deniſow wurde noch einmal verbunden und auf das Bett gelegt; er ſchlief bald ein. Am andern Tage erwachte er in ruhiger, heiterer Stimmung.

Aber am Mittag kam der Regimentsadjutant mit ernſter, trüber Miene zu Deniſows und Roſtows gemeinſamer Erdhütte und überbrachte mit Bedauern ein dienſtliches Schreiben vom Regimentskommandeur an den Major Deniſow, worin dieſem Fragen betreffs des Vorfalls vom vorhergehenden Tage vorgelegt wurden. Der Adjutant teilte mit, die Sache werde vorausſichtlich eine recht ſchlimme Wendung nehmen; es ſei eine kriegsgerichtliche Kommiſſion ernannt worden, und bei der jetzt herrſchenden Strenge gegen das Marodieren und gegen die Eigenmächtigkeit der einzelnen Truppenteile könne die Sache, im glücklichſten Falle, mit einer Degradation enden.

Von ſeiten der Beleidigten war der Hergang folgendermaßen dargeſtellt worden: nach der Wegnahme des Proviantransportes ſei der Major Deniſow, ohne irgendwie dazu aufgefordert zu ſein, in betrunkenem Zuſtande bei dem Oberproviantmeiſter erſchienen, habe ihn einen Dieb genannt und ihn mit Schlägen bedroht, und als man ihn dann hinausgebracht habe, ſei er in das Bureau geſtürzt, habe zwei Beamte mit Schlägen übel zugerichtet und dem einen von ihnen den Arm verrenkt.

Auf die erneuten Fragen Roſtows erklärte Deniſow lachend, es ſei leicht möglich, daß ihm dort noch ein anderer unter die Hände gekommen ſei; aber das alles ſei Unſinn und dummes Zeug; es fiele ihm gar nicht ein, ſich vor irgendwelchem Gerichte zu fürchten, und wenn dieſe Schurken ſich erdreiſten ſollten, mit

ihm anzubinden, so werde er ihnen eine Antwort erteilen, an die sie lange denken würden.

Denisow sprach geringschätzig von dieser ganzen Angelegenheit; aber Rostow kannte ihn zu gut, als daß er nicht hätte bemerken sollen, daß Denisow im stillen, obwohl er es vor anderen zu verbergen suchte, vor dem Gerichte bange war und sich ernste Gedanken über diese Sache machte, von der offenbar zu befürchten war, daß sie für ihn üble Folgen haben werde. Alle Tage kamen nun Dienstschreiben mit Anfragen und gerichtliche Vorladungen, und am ersten Mai wurde Denisow angewiesen, seine Eskadron dem rangältesten Offizier nach ihm zu übergeben und im Hauptquartier des Korps zu erscheinen, um sich wegen der Wegnahme des Proviantransportes und wegen der im Proviantamt verübten Gewalttätigkeiten zu verantworten. Am Tage vor diesem Termine unternahm Platow mit zwei Kosakenregimentern und zwei Husareneskadrons eine größere Rekognoszierung gegen den Feind. Denisow ritt, wie immer, mit seiner Tapferkeit paradierend, über die Vorpostenlinie hinaus; da traf ihn die Kugel eines französischen Tirailleurs in die Weichteile des einen Oberschenkels. Vielleicht hätte sich Denisow zu anderer Zeit um einer so leichten Wunde willen nicht vom Regimente entfernt; aber jetzt benutzte er diesen Unfall, meldete nach dem Hauptquartiere, daß er zu dem gerichtlichen Termine nicht erscheinen könne, und begab sich ins Lazarett.

XVII

Im Juni fand die Schlacht bei Friedland statt, an welcher die Pawlograder nicht teilnahmen, und gleich darauf wurde der Waffenstillstand verkündigt. Rostow, der die Abwesenheit seines Freundes schmerzlich empfand und seit dessen Weggang keine

Nachricht von ihm hatte und sich über den Gang seiner Gerichtssache und um seine Wunde beunruhigte, benutzte den Waffenstillstand und erbat sich Urlaub, um sich im Lazarett nach Denisow umzusehen.

Das Lazarett befand sich in einem kleinen preußischen Städtchen, das zweimal durch russische und französische Truppen verwüstet war. Gerade weil es Sommer und draußen auf dem Felde so schön war, bot dieses Städtchen mit den durchlöcherten Dächern, den zerbrochenen Zäunen, den schmutzigen Straßen, den zerlumpten Einwohnern und den betrunkenen und kranken Soldaten, die sich dort umhertrieben, ein besonders trauriges Schauspiel.

In einem steinernen Gebäude, an welchem die Fensterrahmen und Fensterscheiben zum Teil herausgeschlagen waren, war das Lazarett untergebracht. Auf dem Hofe, der von Überresten eines zerbrochenen Zaunes umgeben war, gingen und saßen in der Sonne einige blaß und geschwollen aussehende Soldaten mit Verbänden.

Sowie Rostow in die Haustür trat, schlug ihm der Krankenhaus- und Verwesungsgeruch entgegen. Auf der Treppe begegnete er einem russischen Militärarzte mit der Zigarre im Munde. Hinter dem Arzte her kam ein russischer Heilgehilfe.

„Ich kann mich doch nicht zerreißen," sagte der Arzt. „Komm heut abend zu Makar Alexejewitsch; ich werde da sein."

Der Heilgehilfe fragte ihn nach etwas.

„Ach, mach das, wie du willst! Es ist ja ganz gleich!" Der Arzt erblickte Rostow, der die Treppe heraufkam. „Was wollen Sie hier, Euer Wohlgeboren?" sagte er. „Was wollen Sie hier? Sie wollen sich wohl, da Sie keine Kugel getroffen hat, hier den Typhus holen? Das ist hier ein Haus der Ansteckung, bester Herr!"

„Wieſo?“ fragte Roſtow.

„Typhus, beſter Herr! Wer hereinkommt, ſtirbt. Nur wir beide, ich und Makjejew“ (er zeigte auf den Heilgehilfen), „rackern uns hier noch ab. Von uns Ärzten ſind hier ſchon fünf Stück weggeſtorben. Wenn ein neuer hier antritt, ſo iſt er in einer Woche fertig,“ ſagte der Arzt mit ſichtlichem Vergnügen. „Wir haben um preußiſche Ärzte gebeten; aber unſere Verbündeten haben keine Neigung herzukommen.“

Roſtow erklärte ihm, er wünſche einen Huſarenmajor Deniſow, der hier liege, zu beſuchen.

„Weiß nichts von ihm; kenne ich nicht, beſter Herr. Bedenken Sie nur: ich allein habe drei Lazarette mit mehr als vierhundert Kranken! Ein Glück noch, daß wohltätige preußiſche Damen uns Kaffee und Scharpie ſchicken, zwei Pfund monatlich; ſonſt wären wir ganz verloren.“ Er lachte. „Vierhundert, beſter Herr, und dabei ſchicken ſie mir immer noch neue her. Es ſind ja doch wohl vierhundert, nicht wahr?“ wandte er ſich an den Heilgehilfen.

Der Heilgehilfe ſah ſehr abgemattet aus. Offenbar wartete er mit Ungeduld, ob der redſelige Doktor nicht bald weggehen werde.

„Ein Major Deniſow,“ ſagte Roſtow noch einmal. „Er iſt bei Molitten verwundet worden.“

„Der wird wohl geſtorben ſein. Nicht wahr, Makjejew?“ fragte der Arzt in gleichgültigem Tone den Heilgehilfen.

Der Heilgehilfe jedoch gab keine bejahende Antwort.

„War das ſo ein langer, mit rötlichem Haar?“ fragte der Arzt.

Roſtow beſchrieb Deniſows Äußeres.

„Ja, ja, ſo einer iſt hier geweſen!“ rief der Arzt erfreut. „Der iſt wahrſcheinlich geſtorben; übrigens kann ich es ja genauer feſtſtellen laſſen; es iſt eine Liſte bei uns vorhanden. Haſt du die Liſte, Makjejew?“

„Die Liste ist bei Makar Alexejewitsch," antwortete der Heilgehilfe. „Aber kommen Sie doch in die Offizierstuben herein; da können Sie ja selbst sehen, ob der Herr da ist," fügte er, sich zu Rostow wendend, hinzu.

„Ach, gehen Sie lieber nicht hinein, bester Herr," sagte der Arzt, „sonst müssen Sie am Ende noch selbst hierbleiben."

Aber Rostow machte dem Arzte eine Abschiedsverbeugung und bat den Heilgehilfen, ihn zu führen.

„Aber machen Sie mir nachher keine Vorwürfe!" rief ihm der Arzt noch vom Fuße der Treppe aus nach.

Rostow betrat mit dem Heilgehilfen einen Korridor. Der Lazarettgeruch war auf diesem dunklen Korridor so stark, daß Rostow nach seiner Nase griff und einen Augenblick stehen bleiben mußte, um zum Weitergehen Kraft zu sammeln. Auf der rechten Seite öffnete sich eine Tür, und es schob sich ein auf Krücken gehender, hagerer Mann mit gelblicher Hautfarbe heraus; er war barfuß und nur mit Unterzeug bekleidet. Sich an den Türpfosten lehnend, blickte er mit neidisch funkelnden Augen die Vorübergehenden an. Bei einem Blicke durch die Tür sah Rostow, daß die Kranken und Verwundeten dort auf dem Fußboden lagen, auf Stroh und Mänteln.

„Darf ich hineingehen und es mir ansehen?" fragte Rostow.

„Was ist daran zu sehen?" erwiderte der Heilgehilfe.

Aber gerade weil der Heilgehilfe ihn augenscheinlich nicht gern hineinließ, trat Rostow in dieses Soldatenzimmer ein. Der Geruch, an den er sich auf dem Korridor schon einigermaßen gewöhnt gehabt hatte, war hier noch stärker. Er nahm sich hier etwas anders aus: er war schärfer, und es war zu merken, daß er gerade von hier ausging.

In einem langen Zimmer, in welches die Sonne durch große Fenster grell hereinschien, lagen die Kranken und Verwundeten

in zwei Reihen, mit den Köpfen nach den Wänden zu, ſo daß in der Mitte ein Durchgang frei blieb. Ein großer Teil von ihnen ſchlief oder lag in ſtumpfer Teilnahmloſigkeit da und beachtete die Eintretenden nicht. Diejenigen, die bei klarem Bewußtſein waren, richteten ſich ſämtlich auf oder hoben wenigſtens ihre mageren, gelblichen Geſichter in die Höhe, und alle blickten mit dem gleichen Geſichtsausdrucke, in welchem ſich die Hoffnung auf Hilfe mit vorwurfsvollem Neide auf fremde Geſundheit paarte, nach Roſtow hin. Roſtow ging bis in die Mitte des Zimmers, blickte durch die offenſtehenden Türen in die beiden daneben-liegenden Zimmer hinein und ſah auf beiden Seiten dasſelbe Bild. Er blieb ſtehen und ſchaute ſchweigend um ſich herum. So etwas zu ſehen, darauf war er nicht gefaßt geweſen. Dicht vor ihm lag, faſt quer über dem Durchgang in der Mitte, auf dem bloßen Fußboden ein Kranker, wahrſcheinlich ein Koſak, da ſein Kopf den eigenartigen runden Haarſchnitt aufwies. Dieſer Koſak lag auf dem Rücken, die großen Arme und Beine weit aus-einandergeſpreizt. Sein Geſicht war blaurot, die Augen voll-ſtändig verdreht, ſo daß nur das Weiße ſichtbar war, und an ſeinen nackten Füßen und den noch rot ausſehenden Händen traten die geſchwollenen Adern wie Stricke hervor. Er ſchlug fortwährend mit dem Hinterkopfe auf den Fußboden und mur-melte etwas mit heiſerer Stimme, indem er immer dasſelbe Wort wiederholte. Roſtow horchte auf das, was er ſagte, hin und verſtand das Wort, das er fortwährend hinſprach. Dieſes Wort war: „Trinken, trinken, trinken!“ Roſtow blickte um ſich und ſuchte mit den Augen jemand, der den Kranken auf ſeinen Platz legen und ihm Waſſer reichen könnte.

„Wer wartet hier die Kranken?“ fragte er den Heilgehilfen.

In dieſem Augenblicke kam aus dem anſtoßenden Zimmer ein Trainſoldat herein, der den Dienſt eines Krankenwärters verſah,

ging mit ſtrammem Schritt auf Roſtow zu und machte vor ihm militäriſch Front.

„Wünſche Geſundheit,[1] Euer Hochwohlgeboren!“ ſchrie dieſer Soldat mit lauter Stimme und blickte, die Augen herauspreſſend, Roſtow ſtarr an; er hielt ihn offenbar für einen höheren Lazarettbeamten.

„Schaffe doch dieſen Mann fort, und gib ihm Waſſer,“ ſagte Roſtow, auf den Koſaken weiſend.

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren,“ erwiderte der Soldat mit vergnügtem Geſichte; er verwandte noch größere Anſtrengung darauf, die Augen herauszudrücken und ſtramm zu ſtehen, rührte ſich aber nicht vom Flecke.

„Nein, hier iſt nichts auszurichten,“ dachte Roſtow und ſchlug die Augen nieder; er wollte ſchon das Zimmer verlaſſen, da bemerkte er, daß von der rechten Seite her ein Blick mit beſonderer Abſichtlichkeit auf ihn gerichtet war, und ſah danach hin. Faſt ganz in der Ecke ſaß auf einem Mantel, mit gelbem, ſkelettartig magerem, finſterem Geſichte und unraſiertem grauen Barte, ein alter Soldat und blickte Roſtow unverwandt an. Der Nebenmann des alten Soldaten auf der einen Seite flüſterte ihm etwas zu und zeigte dabei auf Roſtow. Roſtow merkte, daß der Alte ihn um etwas zu bitten beabſichtigte. Er trat näher heran und ſah, daß der Alte nur das eine Bein gebogen hielt, das andere aber ihm bis über das Knie hinauf fehlte. Der andere Nebenmann des Alten lag etwas weiter von ihm entfernt, ohne ſich zu rühren, mit zurückgeworfenem Kopfe; es war ein junger Soldat mit einer wachsartigen Bläſſe auf dem ſtumpfnaſigen, mit Sommerſproſſen bedeckten Geſichte; die Augen waren ganz unter die Lider verdreht. Roſtow warf einen forſchenden Blick auf den

[1] Der vorſchriftsmäßige Gruß. Anmerkung des Überſetzers.

ſtumpfnaſigen Soldaten, und ein Schauder lief ihm über den Rücken.

„Aber dieſer hier iſt ja, wie es ſcheint ...“ wandte er ſich an den Heilgehilfen.

„Wir haben ſchon ſo gebeten, Euer Wohlgeboren,“ ſagte der alte Soldat mit zitterndem Unterkiefer. „Schon frühmorgens iſt er geſtorben. Wir ſind ja doch auch Menſchen und keine Hunde ...“

„Ich werde gleich Leute herſchicken und ihn fortſchaffen laſſen,“ ſagte der Heilgehilfe eilig. „Bitte, kommen Sie, Euer Wohlgeboren.“

„Ja, wir wollen gehen, wir wollen gehen,“ erwiderte Roſtow haſtig, und indem er mit niedergeſchlagenen Augen und in gekrümmter Haltung ſich bemühte, unbemerkt durch die Doppelreihe dieſer vorwurfsvoll und neidiſch nach ihm hinblickenden Augen hindurchzugehen, verließ er das Zimmer.

XVIII

Den Korridor weiter entlang führte der Heilgehilfe Roſtow zu der Offiziersabteilung, die aus drei Zimmern beſtand, deren Verbindungstüren geöffnet waren. In dieſen Zimmern waren Betten vorhanden; die verwundeten und kranken Offiziere ſaßen und lagen darauf. Einige gingen, mit Lazarettſchlafröcken bekleidet, in den Zimmern umher. Die erſte Perſon, auf welche Roſtow in den Offizierzimmern traf, war ein kleines, mageres Männchen mit nur einem Arm, das in Schlafmütze und Lazarettſchlafrock, eine kleine Tabakspfeife zwiſchen den Zähnen, im erſten Zimmer auf und ab ging. Roſtow blickte ihn an und ſuchte in ſeinem Gedächtniſſe nach, wo er ihn wohl ſchon geſehen habe.

„Nun ſehen Sie einmal, an was für einem Orte uns Gott

wieder zuſammenführt," ſagte der kleine Mann. „Tuſchin, Tuſchin; erinnern Sie ſich? Ich transportierte Sie bei Schöngrabern auf einem Geſchütze. Aber mir haben ſie ein Stückchen vom Leibe abgeſchnitten; da!..." fügte er lächelnd hinzu und deutete auf den leeren Rockärmel. „Sie ſuchen Waſili Dmitrijewitſch Deniſow; der iſt unſer Wohnungskamerad!" ſagte er, als er hörte, zu wem Roſtow wollte. „Hier, hier!" und Tuſchin führte ihn in eines der anderen Zimmer, aus welchem das Gelächter mehrerer Perſonen heraustönte.

„Wie iſt es nur möglich, hier zu lachen, ja überhaupt nur zu leben?" dachte Roſtow, der immer noch den Leichengeruch zu ſpüren glaubte, den er in der Soldatenabteilung eingeatmet hatte, und immer noch um ſich herum die neidiſchen Blicke ſah, die ihn von beiden Seiten begleiteten, und das Geſicht des jungen Soldaten mit den gebrochenen Augen.

Deniſow lag im Bette, mit dem Kopfe unter der Decke, und ſchlief, obgleich es bald zwölf Uhr war.

„Ah, Roſtow! Guten Tag, guten Tag!" ſchrie er mit derſelben lauten Stimme wie ehemals beim Regimente; aber Roſtow merkte an Deniſows Geſichtsausdruck, Tonfärbung und Worten mit Betrübnis, daß ſich hinter dieſer gewöhnlichen Form der Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit neue Gedanken, Gedanken trauriger Art, verbargen.

Seine Wunde war trotz ihrer Geringfügigkeit immer noch nicht geheilt, obgleich ſchon ſechs Wochen vergangen waren, ſeit er ſie empfangen hatte. Sein Geſicht hatte dasſelbe blaſſe, gedunſene Ausſehen, wie die Geſichter aller Lazarettinſaſſen. Aber das überraſchte Roſtow nicht ſonderlich; was ihn betroffen machte, war, daß Deniſow ſich über ſeinen Beſuch nicht zu freuen ſchien, und daß das Lächeln, mit dem er ihn anſah, etwas Gezwungenes hatte. Deniſow erkundigte ſich weder nach dem Regimente, noch

nach dem allgemeinen Gange der Dinge. Sooft Rostow davon zu sprechen anfing, hörte Denisow nicht zu.

Rostow hatte sogar die Empfindung, daß es Denisow unangenehm war, an das Regiment und überhaupt an jenes andere, freie Leben, das sich außerhalb des Lazarettes abspielte, erinnert zu werden. Es schien, daß er sich bemühte, jenes frühere Leben zu vergessen, und sich nur noch für seine Affäre mit den Proviantbeamten interessierte. Auf Rostows Frage, in welchem Stadium sich die Angelegenheit befinde, zog er sogleich unter seinem Kopfkissen ein Schreiben, das er von der Gerichtskommission erhalten hatte, und das Konzept seiner Antwort darauf hervor. Sowie er diese seine Antwort vorzulesen begann, wurde er lebhaft und machte Rostow besonders auf die Anzüglichkeiten aufmerksam, die er seinen Feinden darin gesagt hatte. Denisows Lazarettgenossen, die bereits angefangen hatten, sich um Rostow als einen neuen Ankömmling aus der freien Welt zu sammeln, gingen allmählich wieder auseinander, als Denisow sein Schriftstück vorzulesen begann. An ihren Gesichtern merkte Rostow, daß alle diese Herren diese ganze Geschichte bereits zu wiederholten Malen gehört hatten, und daß sie ihnen schon langweilig geworden war. Nur Denisows Bettnachbar, ein dicker Ulan, blieb auf seiner Matratze sitzen und rauchte mit finster zusammengezogenen Augenbrauen seine Pfeife, und auch der kleine, einarmige Tuschin hörte weiter zu und schüttelte ab und zu mißbilligend mit dem Kopfe. Mitten im Vorlesen unterbrach der Ulan Denisow.

„Meiner Ansicht nach", sagte er, zu Rostow gewendet, „müßte er einfach ein Gnadengesuch an den Kaiser einreichen. Es heißt, daß jetzt große Belohnungen verteilt werden sollen, und da würde ihm wahrscheinlich verziehen werden ..."

„Ich soll den Kaiser um Gnade bitten!" rief Denisow mit einer

Stimme, der er die frühere Energie und Heftigkeit zu geben ſuchte, der man aber nur eine nutzloſe Gereiztheit anhörte. „Was ſoll mir denn verziehen werden? Wenn ich ein Räuber wäre, dann würde ich um Gnade bitten; ſo aber komme ich vor Gericht, weil ich Räuber entlarvt habe. Mögen ſie über mich zu Gericht ſitzen; ich fürchte mich vor niemand: ich habe dem Zaren und dem Vaterlande ehrlich gedient und nicht geſtohlen! Und da wollen ſie mich degradieren und ... Hör mal, ich werde das ganz unverblümt ſchreiben; ſo werde ich ſchreiben: ‚Wenn ich Staatsgut geſtohlen hätte wie gewiſſe andere Leute‘ ...“

„Fein ausgedrückt; das iſt nicht zu beſtreiten,“ ſagte Tuſchin. „Aber darauf kommt es jetzt nicht an, Waſili Dmitrijewitſch.“ Er wandte ſich ebenfalls an Roſtow. „Man muß ſich in der Welt beugen, und das will Waſili Dmitrijewitſch nicht. Der Auditeur hat Ihnen doch geſagt, daß Ihre Sache ſchlecht ſteht.“

„Na, meinetwegen kann ſie ſchlecht ſtehen!“ erwiderte Deniſow.

„Der Auditeur hat Ihnen doch auch eine Bittſchrift verfaßt,“ fuhr Tuſchin fort; „die brauchen Sie ja nur zu unterſchreiben und durch dieſen Herrn“ (er wies auf Roſtow) „abzuſenden. Der Herr hat gewiß irgendwelche Verbindungen beim Stabe. Eine beſſere Gelegenheit können Sie gar nicht finden.“

„Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich mich nicht erniedrigen werde,“ unterbrach ihn Deniſow und fuhr wieder fort, ſein Schriftſtück vorzuleſen.

Roſtow wagte nicht, ſeinem Freunde zuzureden, obgleich ihm ſein natürliches Gefühl ſagte, daß der von Tuſchin und dem andern Offizier angeratene Weg der ausſichtsreichſte ſei, und obgleich er ſich glücklich geſchätzt hätte, wenn er Deniſow hätte hilfreich ſein können; aber er kannte Deniſows unbeugſamen Willen und ſein hitziges Rechtsgefühl nur zu gut.

Als Deniſow mit dem Vorleſen ſeiner biſſigen Antwort, das

über eine Stunde gedauert hatte, fertig war, ſagte Roſtow darüber kein Wort und verbrachte den übrigen Teil des Tages in trübſter Stimmung, in der Geſellſchaft der ſich wieder um ihn ſammelnden Lazarettgenoſſen Deniſows, indem er erzählte, was er wußte, und die Erzählungen der anderen anhörte. Deniſow beobachtete die ganze Zeit hindurch ein finſteres Schweigen.

Spät am Abend machte ſich Roſtow fertig, um wieder wegzureiten, und fragte Deniſow, ob er ihm nichts aufzutragen habe.

„Ja, warte," antwortete dieſer, ſah ſich nach den Offizieren um, holte unter dem Kopfkiſſen ſeine Papiere hervor, ging an ein Fenſterbrett, auf dem er ein Schreibzeug ſtehen hatte, und ſetzte ſich nieder, um zu ſchreiben.

„Ich ſehe ein: man kann nicht mit dem Kopf durch die Mauer rennen," ſagte er, als er vom Fenſter wieder aufſtand, und reichte ſeinem Freunde Roſtow einen großen Brief. Es war das von dem Auditeur verfaßte, an den Kaiſer gerichtete Bittgeſuch, in welchem Deniſow, ohne die Vergehungen der Proviantbeamten zu erwähnen, einfach um Gnade bat.

„Überreiche das. Ich ſehe ein ..."

Er ſprach den Satz nicht zu Ende und lächelte in einer ſchmerzlich gezwungenen Weiſe.

XIX

Nachdem Roſtow zum Regimente zurückgekehrt war und dem Kommandeur über den Stand von Deniſows Angelegenheit Bericht erſtattet hatte, fuhr er mit dem Briefe an den Kaiſer nach Tilſit.

Am 13. Juni fand die Zuſammenkunft der Kaiſer von Frankreich und Rußland in Tilſit ſtatt. Boris Drubezkoi hatte den hoch-

gestellten Herrn, in dessen persönlichem Dienste er war, gebeten, dem Gefolge zugeteilt zu werden, welches mit nach Tilsit gehen sollte.

„Ich möchte gern den großen Mann sehen," sagte er und meinte damit Napoleon, den er bisher immer, ebenso wie alle andern Leute, Bonaparte genannt hatte.

„Du meinst Bonaparte?" fragte ihn der General lächelnd.

Boris blickte seinen General fragend an und durchschaute sogleich, daß es sich um eine scherzhafte Prüfung handelte.

„Euer Durchlaucht, ich meine den Kaiser Napoleon," antwortete er. Der General klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

„Du wirst es einmal weit bringen," sagte er zu ihm und nahm ihn mit.

Boris befand sich am Tage der Kaiserzusammenkunft mit wenigen anderen mit auf dem Niemen. Er sah das Floß mit den Initialen der beiden Kaisernamen; er sah, wie Napoleon am andern Ufer an der französischen Garde entlang angeritten kam; er sah das nachdenkliche Gesicht Kaiser Alexanders, als dieser schweigend in einer Schenke am Ufer des Niemen saß und auf Napoleons Ankunft wartete; er sah, wie die beiden Kaiser in Kähne stiegen, und wie Napoleon, der früher zu dem Floße gelangt war, mit schnellen Schritten vorwärts ging und, als er dem Kaiser Alexander begegnete, ihm die Hand reichte, und wie dann beide in dem Pavillon verschwanden. Seit seinem Eintritt in die höheren Sphären hatte Boris es sich zur Regel gemacht, das, was um ihn herum vorging, aufmerksam zu beobachten und sich Notizen darüber aufzuschreiben. Während der Zusammenkunft in Tilsit erkundigte er sich nach den Namen der Persönlichkeiten, die mit Napoleon gekommen waren, nach den Uniformen, die sie trugen, und horchte achtsam auf jedes Wort, das von wichtigen Personen gesprochen wurde. In dem Augenblicke, als die Kaiser

in den Pavillon traten, sah er nach der Uhr und vergaß nicht, wieder nachzusehen, als Alexander aus dem Pavillon heraustrat. Das Zusammensein hatte eine Stunde und dreiundfünfzig Minuten gedauert: er notierte sich das gleich an jenem Abende unter anderen Tatsachen, die, wie er sich sagte, eine historische Bedeutung hatten. Da die Suite des Kaisers nur sehr klein war, so war es für jemand, dem es auf eine gute Karriere ankam, eine sehr wichtige Sache, bei der Kaiserzusammenkunft in Tilsit anwesend gewesen zu sein, und jetzt, wo es ihm gelungen war, nach Tilsit zu kommen, fühlte Boris, daß seine Stellung von nun an eine völlig gesicherte sei. Man kannte ihn nicht nur, sondern man beachtete ihn auch und hatte sich gewöhnt, ihn zu sehen. Zweimal hatte er Aufträge an den Kaiser selbst auszurichten gehabt, so daß der Kaiser ihn von Ansehen kannte, und die Herren aus der Umgebung des Kaisers sahen Boris nicht mehr, wie früher, als eine unbekannte Erscheinung erstaunt an, sondern sie hätten sich jetzt vielmehr gewundert, wenn er nicht dagewesen wäre.

Boris wohnte mit einem andern Adjutanten, einem polnischen Grafen Zilinski, zusammen. Zilinski hatte seine Erziehung in Paris erhalten, besaß großen Reichtum und war ein leidenschaftlicher Franzosenfreund; während des Aufenthaltes in Tilsit kamen fast täglich nicht wenige französische Offiziere von der Garde und vom Hauptquartier bei Zilinski und Boris zum Frühstück und zum Mittagessen zusammen.

Am 24. Juni gab Graf Zilinski, Boris' Quartiergenosse, seinen französischen Bekannten ein Abendessen. Der vornehmste Gast war dabei ein Adjutant Napoleons; außerdem waren mehrere französische Gardeoffiziere und ein jugendlicher Page Napoleons, ein Abkömmling eines alten französischen Adelsgeschlechtes, zugegen. Gerade an diesem Abend traf Rostow, der, um nicht erkannt zu werden, die Dunkelheit benutzte und Zivilkleidung trug,

in Tilſit ein und begab ſich nach dem Quartiere, wo Zilinſki und Boris wohnten.

In Roſtows Seele hatte ſich, ebenſo wie in der ganzen Armee, von der er herkam, in bezug auf Napoleon und die Franzoſen, die nun auf einmal aus Feinden Freunde geworden waren, noch keineswegs jener Umſchwung vollzogen, der im Hauptquartiere und in Boris' Seele bereits vorgegangen war. In der Armee behielten alle dieſem Bonaparte und den Franzoſen gegenüber immer noch das frühere aus Grimm, Geringſchätzung und Furcht gemiſchte Gefühl bei. Noch unlängſt hatte Roſtow mit einem Koſakenoffizier des Platowſchen Korps debattiert und die Behauptung verfochten, wenn Napoleon gefangen genommen würde, ſo müſſe er nicht als Kaiſer, ſondern als Verbrecher behandelt werden. Und eben erſt hatte Roſtow unterwegs, als er mit einem verwundeten franzöſiſchen Oberſten zuſammengetroffen war, ſich ſehr ereifert, indem er dieſem zu beweiſen ſuchte, daß ein Friede zwiſchen dem legitimen Kaiſer und dem Verbrecher Bonaparte unmöglich ſei. Daher war es für Roſtow eine ſeltſame Überraſchung, bei Boris franzöſiſche Offiziere in jenen ſelben Uniformen zu erblicken, die er von der Vorpoſtenkette aus in ganz anderer Weiſe anzuſehen gewohnt war. Als er gleich beim Eintritt in Boris' Quartier eines franzöſiſchen Offiziers anſichtig wurde, der gerade aus der Tür herauskam, überfiel ihn plötzlich jenes Gefühl kriegeriſchen Grimmes, das er immer beim Anblicke des Feindes empfand. Er blieb auf der Schwelle ſtehen und fragte auf ruſſiſch, ob hier Drubezkoi wohne. Boris, der eine fremde Stimme im Vorzimmer hörte, kam heraus, um zu ſehen, wer da ſei. Als er Roſtow erkannte, nahm ſein Geſicht im erſten Augenblick einen ärgerlichen Ausdruck an.

„Ah, du biſt es; ich freue mich ſehr, dich wiederzuſehen; ſehr

freue ich mich," ſagte er jedoch und trat lächelnd auf ihn zu. Aber Roſtow hatte die erſte Bewegung in ſeinem Geſichte bemerkt.

„Ich komme wohl zu ungelegener Zeit," ſagte er in kühlem Tone, „und ich wäre auch nicht gekommen, aber es führt mich eine wichtige Angelegenheit her."

„Aber nicht doch; ich wundere mich nur, wie du von deinem Regimente auf einmal hierher kommſt. — In einem Augenblick ſtehe ich Ihnen zu Dienſten," antwortete er jemandem, der aus dem Zimmer nach ihm rief.

„Ich ſehe, daß ich zu ungelegener Zeit gekommen bin," ſagte Roſtow noch einmal.

Der Ausdruck des Ärgers war bereits von Boris' Geſichte verſchwunden. Er hatte offenbar überlegt und war ſich über ſein weiteres Verhalten ſchlüſſig geworden. So faßte er nun mit großer Ruhe Roſtow an beiden Händen und führte ihn in das anſtoßende Zimmer. Seine Augen blickten Roſtow ruhig und feſt an, machten aber den Eindruck, als ob ſie mit irgend etwas bedeckt ſeien, als ob ſie eine Schutzvorrichtung, die blaue Brille des geſellſchaftlichen Lebens, trügen. Das war wenigſtens Roſtows Empfindung.

„Aber ich bitte dich, höre doch damit auf; du kannſt nie ungelegen kommen," erwiderte Boris.

Boris führte ihn in das Zimmer, wo der Tiſch zum Souper gedeckt war, und machte ihn mit den Anweſenden bekannt, indem er Roſtows Namen nannte und mitteilte, daß er nicht Ziviliſt, ſondern Huſarenoffizier und ein alter Freund von ihm ſei.

„Graf Zilinſki, Graf N. N., Hauptmann S. S.," nannte er den Wirt und die Gäſte. Roſtow blickte die Franzoſen finſter an, verbeugte ſich nur widerwillig und ſchwieg.

Zilinſki empfing dieſes neue ruſſiſche Geſicht offenbar ohne ſonderliche Freude in ſeinem Zirkel und ſagte nichts zu Roſtow.

Boris ſchien die Gezwungenheit, die durch den neuen Gaſt in die Geſellſchaft gekommen war, nicht zu bemerken und war mit derſelben freundlichen Ruhe und jener bildlichen Schutzbrille, mit denen er Roſtow empfangen hatte, bemüht, das Geſpräch zu beleben. Einer der Franzoſen wandte ſich mit der geläufigen franzöſiſchen Höflichkeit an den hartnäckig ſchweigenden Roſtow und ſagte zu ihm, er wäre wahrſcheinlich nach Tilſit gekommen, um den Kaiſer zu ſehen.

„Nein, ich habe ein Geſchäft," antwortete Roſtow kurz.

Roſtow war ſofort in üble Stimmung geraten, als er das Mißvergnügen auf Boris' Geſichte bemerkt hatte, und wie es mißgeſtimmten Leuten immer geht, hatte er nun die Vorſtellung, daß alle ihn mit unfreundlichen Blicken anſähen und daß er allen ſtörend ſei. Auch ſtörte er wirklich alle und blieb als der einzige unbeteiligt an dem allgemeinen Geſpräche, das wieder neu in Gang kam. „Warum ſitzt denn der eigentlich hier?" fragten die Blicke, die die Tiſchgenoſſen auf ihn richteten. Er ſtand auf und trat zu Boris.

„Aber ich bin dir hier unbequem," ſagte er leiſe zu ihm. „Komm beiſeite, damit wir über meine Angelegenheit reden können, und dann will ich wieder gehen."

„Aber nicht doch, durchaus nicht," erwiderte Boris. „Wenn du jedoch müde biſt, ſo komm in mein Zimmer, lege dich hin und ruhe dich aus."

„Nein, wirklich . . ."

Sie gingen in ein kleines Zimmerchen, das Boris als Schlafzimmer benutzte. Roſtow begann, ohne ſich zu ſetzen, ſogleich in gereiztem Tone, als ob Boris ihn beleidigt hätte, ihm Deniſows Angelegenheit zu erzählen, und fragte ihn, ob er imſtande und bereit ſei, auf ſeinen General dahin einzuwirken, daß dieſer dem Kaiſer die Bittſchrift übergebe und für Deniſow Fürſprache ein-

lege. Bei dieſem Geſpräche unter vier Augen merkte Roſtow, was ihm vorher noch nicht zum Bewußtſein gekommen war, daß es ihm unbehaglich war, Boris in die Augen zu ſehen. Boris, der ein Bein über das andere geſchlagen hatte und mit der linken Hand leiſe über die ſchmalen Finger der rechten hinſtrich, hörte Roſtow in derſelben Weiſe an, wie ein General den Bericht eines Untergebenen anhört, indem er bald zur Seite blickte, bald durch jene bildliche Schutzbrille hindurch dem ſprechenden Roſtow gerade in die Augen ſah. Dabei hatte Roſtow jedesmal ein peinliches Gefühl und ſchlug die Augen nieder.

„Ich habe von ſolchen Sachen gehört," ſagte Boris zur Erwiderung, „und weiß, daß der Kaiſer in derartigen Fällen ſehr ſtreng iſt. Ich meine, man ſollte ſich damit nicht an Seine Majeſtät wenden. Meiner Anſicht nach iſt es ratſamer, das Bittgeſuch an den Korpskommandeur zu richten ... Aber ich glaube überhaupt ..."

„Alſo du willſt nichts tun; dann ſage es doch offen heraus!" rief Roſtow überlaut, ohne dabei Boris anzuſehen.

Boris lächelte.

„Im Gegenteil, ich werde tun, was ich kann; ich meinte nur ..."

In dieſem Augenblicke wurde an der Tür die Stimme Zilinſkis vernehmbar, welcher Boris rief.

„Nun, dann geh zu ihnen, geh, geh ..." ſagte Roſtow, lehnte die Teilnahme an dem Souper ab und blieb allein in dem kleinen Zimmerchen; lange ging er hier auf und ab und hörte, wie im Nebenzimmer eine muntere franzöſiſche Unterhaltung geführt wurde.

XX

Der Tag, an welchem Roſtow nach Tilſit kam, war der ungünſtigſte, den er hätte treffen können, um etwas für Deniſow zu tun. Er ſelbſt konnte nicht zu dem General du jour gehen, da er Zivilkleidung, den Frack, trug und ohne Erlaubnis ſeines Kommandeurs nach Tilſit gekommen war; und auch Boris konnte, ſelbſt wenn er gewollt hätte, dies am Tage nach Roſtows Ankunft nicht tun. An dieſem Tage, dem 27. Juni, wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Kaiſer tauſchten miteinander Orden aus: Alexander erhielt die Ehrenlegion, Napoleon den Andreasorden erſter Klaſſe; auch war für dieſen Tag ein Feſteſſen angeſetzt, welches ein Bataillon der franzöſiſchen Garde einem Bataillon des Preobraſchenſki-Regimentes gab. Die Kaiſer ſollten dieſem Bankett beiwohnen.

Es war Roſtow ſo unbehaglich und unangenehm, mit Boris zu verkehren, daß er, als Boris nach dem Souper zu ihm hereinblickte, ſich ſchlafend ſtellte und am andern Tage frühmorgens, unter Vermeidung einer nochmaligen Begegnung, das Haus verließ. Im Frack und Zylinderhut trieb ſich Nikolai in der Stadt umher; er beſah ſich die Franzoſen und ihre Uniformen, ſowie die Straßen und Häuſer, wo die Kaiſer von Rußland und Frankreich wohnten. Auf dem Marktplatze ſah er die aufgeſtellten Tiſche und die Vorbereitungen zu dem Feſteſſen, auf den Straßen die quer herübergezogenen Girlanden mit Fahnen in den ruſſiſchen und franzöſiſchen Farben und mit den rieſigen Initialen A und N. An den Fenſtern der Häuſer waren ebenfalls Fahnen und Initialen angebracht.

„Boris will mir nicht helfen, und ich mag mich auch gar nicht noch einmal an ihn wenden," dachte Nikolai. „Soviel ſteht feſt: zwiſchen uns iſt alles aus. Aber ich will von hier nicht weggehen,

ohne für Denisow alles getan zu haben, was in meinen Kräften steht, und vor allem nicht, ohne dem Kaiser den Brief übergeben zu haben. Dem Kaiser?! Hier ist er!" sprach Rostow bei sich und näherte sich unwillkürlich wieder dem Hause, in welchem Alexander wohnte.

Vor diesem Hause standen Reitpferde, und das Gefolge versammelte sich und machte sich offenbar bereit, den Kaiser, der auszureiten beabsichtigte, zu begleiten.

„Jeden Augenblick kann er kommen," dachte Rostow. „Wenn ich ihm nur den Brief persönlich überreichen und ihm alles sagen könnte! Ob ich wohl wegen des Frackes arretiert würde! Unmöglich! Er würde einsehen, auf wessen Seite das Recht ist. Er versteht alles, weiß alles. Wer kann gerechter und großmütiger sein als er? Na, und selbst, wenn ich dafür arretiert würde, daß ich hier bin, was wäre das für ein Unglück?" dachte er und blickte nach einem Offizier hin, der in das vom Kaiser bewohnte Haus hineinging. „Da gehen ja doch auch andere Leute hinein. Ach was! Es ist alles dummes Zeug. Ich will hingehen und den Brief selbst dem Kaiser überreichen: die Schuld trägt Drubezkoi, der mich in diese Notlage versetzt hat." Und plötzlich ging Rostow mit einer Entschlossenheit, die er sich selbst nicht zugetraut hatte, nachdem er noch nach dem Briefe in seiner Tasche gefühlt hatte, geradeswegs auf das Haus los, wo der Kaiser Quartier genommen hatte.

„Nein, jetzt will ich mir die Gelegenheit nicht wieder entgehen lassen wie damals nach der Schlacht bei Austerlitz," dachte er, indem er jeden Augenblick dem Kaiser zu begegnen erwartete und fühlte, wie ihm bei diesem Gedanken alles Blut zum Herzen strömte. „Ich will ihm zu Füßen fallen und ihn bitten; er wird mich aufheben, mich anhören und mir sogar noch danken." — ‚Ich bin glücklich, wenn ich Gutes tun kann; aber eine Un-

gerechtigkeit wieder gutzumachen, das ist das allergrößte Glück,' so stellte sich Rostow die Worte vor, die der Kaiser zu ihm sagen werde. Und an den dort Stehenden vorbei, die ihn neugierig anblickten, stieg er die Stufen vor dem Portal des Hauses hinan.

Von dem Portal führte im Innern eine breite Treppe geradeaus nach oben; rechts war dort eine geschlossene Tür zu sehen. Unten führte unter der Treppe eine Tür in das Erdgeschoß.

„Zu wem wollen Sie?" fragte ihn jemand.

„Ich möchte einen Brief überreichen, eine Bittschrift an Seine Majestät," antwortete Nikolai mit zitternder Stimme.

„Eine Bittschrift ... Wollen Sie sich an den Offizier du jour wenden; bitte dort!" (Der Redende wies auf die Tür unten.) „Aber Sie werden jetzt von Seiner Majestät nicht empfangen werden."

Als Rostow diese gleichmütige Stimme hörte, bekam er einen Schreck über sein Vorhaben; der Gedanke, vielleicht im nächsten Augenblick dem Kaiser gegenüberzustehen, hatte für ihn etwas so Verführerisches und eben darum etwas so Furchtbares, daß er nahe daran war, davonzulaufen; aber der Kammerfourier, der ihn soeben in Empfang genommen hatte, öffnete ihm die Tür zu dem Dienstzimmer, und Rostow trat ein.

Ein kleiner, wohlbeleibter Mann von etwa dreißig Jahren, in weißen Beinkleidern, Reitstiefeln und einem augenscheinlich soeben erst angezogenen Batisthemde, stand in diesem Zimmer; ein Kammerdiener knöpfte ihm von hinten ein Paar schöne, neue, mit Seide gestickte Hosenträger an, die sonderbarerweise Rostows Aufmerksamkeit erregten. Dieser Mann unterhielt sich mit jemand, der in einem anderen Zimmer war.

„Sie hat eine schöne Gestalt und die ganze Taufrische der Jugend," sagte er; als er Rostow erblickte, brach er ab und zog die Augenbrauen zusammen.

„Was ſteht zu Ihren Dienſten? Eine Bittſchrift?"

„Was gibt es denn?" fragte jemand aus dem anſtoßenden Zimmer.

„Noch ein Bittſteller," antwortete der Mann mit den Hoſenträgern.

„Sagen Sie ihm, daß es zu ſpät iſt. Der Kaiſer wird gleich herunterkommen; wir müſſen wegreiten."

„Ein andermal, ein andermal, morgen! Jetzt iſt es zu ſpät ..."

Roſtow drehte ſich um und wollte hinausgehen; aber der Mann mit den Hoſenträgern hielt ihn zurück.

„Von wem iſt denn die Bittſchrift? Und wer ſind Sie?"

„Von dem Major Deniſow," antwortete Roſtow.

„Und wer ſind Sie? Offizier?"

„Leutnant, Graf Roſtow."

„Welch eine Dreiſtigkeit! Überreichen Sie doch die Bittſchrift auf dem vorſchriftsmäßigen Wege durch die Vorgeſetzten! Und nun gehen Sie, gehen Sie!..." Er zog ſich die Uniform an, die ihm der Kammerdiener reichte.

Roſtow ging wieder auf den Flur hinaus und bemerkte, daß vor dem Portal bereits eine Menge Offiziere und Generale in voller Paradeuniform ſtanden, an denen er vorbeigehen mußte.

Er verwünſchte ſeine Dreiſtigkeit und wurde ganz ſtarr bei dem Gedanken, daß er jeden Augenblick dem Kaiſer begegnen und in deſſen Gegenwart ſchmählich geſcholten und in Arreſt geſchickt werden könne; er begriff die Ungehörigkeit ſeines Verhaltens in ihrem ganzen Umfange und empfand darüber ernſtliche Reue. In dieſer Stimmung ſchlich ſich Roſtow mit niedergeſchlagenen Augen aus dem Hauſe, deſſen Portal die glänzende Suite in dichtem Schwarme umdrängte; da rief ihn eine ihm bekannt klingende Stimme an, und er fühlte ſich von einer Hand feſtgehalten.

„Nun, lieber Freund, was tun Sie denn hier im Frack?" fragte ihn diese Baßstimme.

Es war ein Kavalleriegeneral, der sich in diesem Feldzuge die besondere Gunst des Kaisers erworben hatte, der frühere Kommandeur der Division, bei welcher Rostow stand.

Erschrocken begann Rostow sich zu entschuldigen; aber als er die gutmütige, scherzhafte Miene des Generals gewahrte, trat er mit ihm an die Seite, trug ihm in aufgeregtem Tone die ganze Angelegenheit vor und bat ihn, für Denisow, der dem General bekannt war, Fürsprache einzulegen. Als der General Rostow angehört hatte, wiegte er ernst den Kopf hin und her.

„Schade, jammerschade um den braven Menschen; geben Sie den Brief her."

Kaum hatte Rostow die Angelegenheit Denisows erzählt und den Brief übergeben, als von der Treppe her schnelle Schritte und Sporenklirren ertönten; der General trat von Rostow weg und ging zum Portal. Die Herren der nächsten Umgebung des Kaisers kamen die Treppe herabgeeilt und begaben sich zu ihren Pferden. Der Stallmeister Ainé, derselbe, der bei Austerlitz mit dabeigewesen war, führte das Pferd des Kaisers vor, und nun ließen sich auf der Treppe mit leisem Stiefelknarren Schritte vernehmen, welche Rostow sofort erkannte. Er vergaß die Gefahr erkannt zu werden, trat mit einigen neugierigen Ortsbewohnern dicht an das Portal heran und erblickte wieder nach einer Zwischenzeit von zwei Jahren dieselben von ihm angebeteten Züge, dasselbe Gesicht, denselben Blick, denselben Gang, dieselbe Vereinigung von Majestät und Milde. Und das Gefühl enthusiastischer Liebe zum Kaiser lebte in Rostows Seele wieder mit der früheren Kraft auf. Der Kaiser trug die Uniform des Preobraschenski-Regimentes, weiße Lederhosen und hohe Reitstiefel, auf der Brust einen Ordensstern, den Rostow nicht kannte

(es war die Ehrenlegion); ſo trat er vor das Portal, den Hut unter dem Arme haltend und damit beſchäftigt, ſich den einen Handſchuh anzuziehen. Er blieb ſtehen und blickte um ſich, und es war, als ob er alles ringsum mit ſeinem Blicke erleuchtete. Zu einem und dem andern der Generale ſagte er ein paar Worte. Auch den ehemaligen Kommandeur von Roſtows Diviſion erkannte er, lächelte ihm zu und rief ihn zu ſich heran.

Das ganze Gefolge trat zurück, und Roſtow ſah, daß der General ziemlich lange dem Kaiſer etwas vortrug.

Der Kaiſer ſagte einige Worte zu ihm und ging dann einen Schritt weiter, um zu ſeinem Pferde zu gelangen. Der Haufe des Gefolges und der Haufe des Straßenpublikums, zu welchem letzteren auch Roſtow gehörte, rückte wieder näher an den Kaiſer heran. Bei ſeinem Pferde ſtehen bleibend und mit der Hand den Sattel anfaſſend, wandte ſich der Kaiſer nochmals zu dem Kavalleriegeneral und ſagte laut, augenſcheinlich in der Abſicht, von allen gehört zu werden:

„Ich kann es nicht, General, und zwar kann ich es deshalb nicht, weil das Geſetz ſtärker iſt als ich.“ Dann ſetzte er den Fuß in den Steigbügel.

Der General neigte ehrerbietig den Kopf; der Kaiſer ſchwang ſich auf und ritt im Galopp die Straße entlang. Roſtow, der vor Begeiſterung kaum von ſich ſelbſt wußte, lief mit dem Menſchenſchwarme hinter ihm her.

XXI

Auf dem Marktplatze, wohin der Kaiſer ritt, ſtanden, Front gegen Front, rechts ein Bataillon Preobraſchenzen, links ein Bataillon der franzöſiſchen Garde in Bärenmützen einander gegenüber.

In dem Augenblicke, als der Kaiser sich dem einen Flügel der präsentierenden Bataillone näherte, sprengte zu dem entgegengesetzten Flügel eine andere Reiterschar heran, und an ihrer Spitze erkannte Rostow Napoleon. Es konnte kein anderer sein. Er saß auf einem grauen arabischen Pferde von außerordentlich edler Rasse, auf einer karmoisinroten, goldgestickten Schabracke, und ritt Galopp; er trug einen kleinen Hut, über der Schulter das Band des Andreasordens, einen offenstehenden blauen Uniformrock und darunter eine weiße Weste. Als er sich dem Kaiser Alexander näherte, lüftete er den Hut, und bei dieser Bewegung konnte es dem Kavalleristenauge Rostows nicht entgehen, daß Napoleon schlecht und unsicher zu Pferde saß. Die beiden Bataillone schrien „Hurra!" und „Vive l'empereur!" Napoleon sagte etwas zu Alexander. Beide Kaiser stiegen von den Pferden und reichten einander die Hände. Auf Napoleons Gesicht lag ein gekünsteltes, unangenehm wirkendes Lächeln. Alexander sagte mit freundlicher Miene etwas zu ihm.

Obgleich die französischen Gendarmen ihre Pferde hin und her stampfen ließen, um die Menge zurückzudrängen, verfolgte Rostow doch mit unverwandten Blicken jede Bewegung Alexanders und Bonapartes. Auffallend war ihm als etwas Unerwartetes, daß Alexander sich benahm, als wären er und Bonaparte einander gleichgestellt, und daß Bonaparte völlig ungezwungen, als ob eine solche nahe Berührung mit einem Kaiser ihm etwas ganz Natürliches und Gewöhnliches wäre, mit dem russischen Zaren wie ein Gleichgestellter verkehrte.

Alexander und Napoleon gingen samt dem langen Schweif ihres Gefolges zu dem rechten Flügel des Preobraschenski-Bataillons, gerade auf den Menschenhaufen los, der dort stand. Die Menge befand sich auf einmal unerwarteterweise in solcher

Nähe der Kaiser, daß Rostow, der in den ersten Reihen stand, erkannt zu werden fürchtete.

„Sire, ich bitte Sie um die Erlaubnis, dem tapfersten Ihrer Soldaten die Ehrenlegion verleihen zu dürfen," sagte eine scharfe, klare Stimme, die jeden Buchstaben deutlich aussprach.

Diese Worte kamen aus dem Munde des kleinen Bonaparte, der von untenher dem Kaiser Alexander gerade in die Augen blickte. Alexander hörte aufmerksam an, was Bonaparte ihm sagte, neigte den Kopf und lächelte freundlich.

„Demjenigen, der in diesem letzten Kriege die größte Tapferkeit bewiesen hat," fügte Napoleon hinzu, indem er jedes Wort mit einer für Rostow empörenden Ruhe und Selbstgewißheit markierte und seinen Blick durch die Reihen der russischen Soldaten schweifen ließ, die in streng militärischer Haltung vor ihm standen, immer noch präsentierten und, ohne sich zu rühren, nach dem Gesichte ihres Kaisers blickten.

„Wollen Euer Majestät mir erlauben, den Obersten um seine Meinung zu fragen?" erwiderte Alexander und trat mit einigen schnellen Schritten zu dem Fürsten Koslowski hin, der das Bataillon kommandierte.

Bonaparte zog unterdessen von seiner kleinen, weißen Hand den Handschuh herunter und warf ihn, da er dabei zerriß, zur Erde. Ein Adjutant stürzte eilig von hinten herzu und hob ihn auf.

„Wem soll es gegeben werden?" fragte Kaiser Alexander den Obersten halblaut auf russisch.

„Wem Euer Majestät befehlen."

Der Kaiser runzelte unzufrieden die Stirn und sagte, indem er sich umsah:

„Ich muß ihm doch eine Antwort geben."

Koslowski musterte mit festem Blick die Reihen und traf mit diesem Blicke auch Rostow.

„Er wird doch nicht gar mich nehmen?" dachte Rostow.

„Lasarew!" kommandierte der Oberst mit finsterer Miene, und der größte der Soldaten, der Flügelmann Lasarew, trat mit strammem Schritte vor.

„Wo willst du hin? Bleib doch da stehen!" wurde ihm, der nicht wußte, wohin er gehen sollte, von seinen Kameraden zugeflüstert. Lasarew blieb stehen und schielte erschrocken nach dem Obersten hin; sein Gesicht zuckte, wie meistens bei Soldaten, die vor die Front gerufen werden.

Napoleon drehte kaum den Kopf nach rückwärts und hielt nur seine kleine, dicke Hand nach hinten, wie wenn er etwas in Empfang nehmen wollte. Die Herren von seiner Suite errieten sofort, um was es sich handelte, gerieten in eifrige Bewegung, flüsterten miteinander und reichten einander etwas von Hand zu Hand weiter; ein Page, derselbe, welchen Rostow am Abend bei Boris gesehen hatte, lief vor, und indem er sich ehrerbietig über die ausgestreckte Hand beugte und sie auch nicht eine Sekunde zu lange warten ließ, legte er einen Orden an einem roten Bande hinein. Napoleon drückte, ohne hinzublicken, zwei Finger zusammen; der Orden befand sich zwischen ihnen. Napoleon trat zu Lasarew heran, der, die Augen hervorpressend, hartnäckig immer noch nur seinen Kaiser ansah, und blickte nach dem Kaiser Alexander hin, um dadurch zu verstehen zu geben, daß das, was er jetzt tue, ein Akt der Liebenswürdigkeit gegen seinen Verbündeten sei. Die kleine, weiße Hand mit dem Orden berührte einen Knopf des Soldaten Lasarew. Und Napoleon schien überzeugt zu sein, daß, wenn seine, Napoleons, Hand die Brust dieses Soldaten einer Berührung würdigte, schon allein dadurch dieser Soldat für immer glücklich und vor allen Menschen in der Welt

belohnt und ausgezeichnet sei. Napoleon hielt das Kreuz nur an Lasarews Brust, und die Hand wieder sinken lassend, wandte er sich zu Alexander, wie wenn er wüßte, daß das Kreuz an Lasarews Brust haften bleiben müsse. Und das Kreuz blieb wirklich haften.

Russische und französische dienstfertige Hände ergriffen im selben Augenblicke das Kreuz und befestigten es an der Uniform. Lasarew, welcher finster auf den kleinen Mann mit den weißen, Händen geblickt hatte, als dieser irgend etwas mit ihm vornahm, sah nun wieder, indem er fortfuhr regungslos das Gewehr zu präsentieren, dem Kaiser Alexander gerade in die Augen, wie wenn er ihn fragen wollte, ob er noch länger da stehen solle, oder ob man ihm befehle, jetzt umherzumarschieren oder vielleicht sonst irgend etwas zu tun. Aber es wurde ihm nichts befohlen, und er blieb ziemlich lange in dieser Haltung stehen, ohne sich zu rühren.

Die Kaiser stiegen zu Pferde und ritten weg. Die Preobraschenzen lösten ihre Reihen auf, mischten sich mit den französischen Gardisten und setzten sich an die für sie bereitstehenden Tische.

Lasarew saß auf dem Ehrenplatze; russische und französische Offiziere umarmten ihn, beglückwünschten ihn und drückten ihm die Hand. Scharen von Offizieren und Ortsbewohnern kamen hinzu, nur um Lasarew zu sehen. Lautes Geschwirr russischer und französischer Gespräche und munteres Gelächter ertönte auf dem Marktplatze um die Tische herum. Zwei Offiziere, lustig und vergnügt, mit geröteten Gesichtern, kamen an Rostow vorüber.

„Was sagst du zu so einer Bewirtung, Bruder? Alles auf Silber!" sagte der eine. „Hast du Lasarew gesehen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen."

„Es heißt, morgen werden die Preobraſchenzen den Franzoſen ein Eſſen geben."

„Nein, was hat dieſer Laſarew für ein Glück! Zwölfhundert Frank lebenslängliche Penſion!"

„Na, das iſt mal eine Mütze, Kinder!" rief ein Preobraſchenze, indem er ſich die zottige Mütze eines Franzoſen aufſetzte.

„Wundervoll! Ganz prächtig!"

„Haſt du die Parole gehört?" fragte ein Gardeoffizier einen andern. „Vorgeſtern hieß ſie: Napoleon, Frankreich, Tapferkeit; geſtern: Alexander, Rußland, Größe. Einen Tag gibt unſer Kaiſer die Parole, den andern Tag Napoleon. Morgen wird der Kaiſer dem tapferſten franzöſiſchen Gardiſten ein Georgskreuz verleihen. Das geht nicht anders! Er muß die Liebenswürdigkeit in derſelben Form erwidern."

Auch Boris war mit ſeinem Kameraden Zilinſki hingegangen, um ſich das Bankett der Preobraſchenzen anzuſehen. Auf dem Rückwege bemerkte Boris Roſtow, der an der Ecke eines Hauſes ſtand.

„Guten Tag, Roſtow! Wir haben uns ja heute noch gar nicht geſehen," ſagte er zu ihm und konnte ſich nicht enthalten, ihn zu fragen, was ihm fehle: eine ſo ſonderbar finſtere, verſtörte Miene zeigte Roſtows Geſicht.

„Nichts, nichts," antwortete Roſtow.

„Du kommſt doch noch einmal zu mir heran?"

„Ja, ich werde kommen."

Roſtow ſtand lange an der Ecke und betrachtete von weitem die Schmauſenden. In ſeinem Kopfe ging eine qualvolle Gedankenarbeit vor, die er ſchlechterdings nicht imſtande war zu einem befriedigenden Ende zu führen. Entſetzliche Zweifel waren in ſeiner Seele wach geworden. Bald dachte er an Deniſow und an deſſen veränderten Geſichtsausdruck und ſchließliche Unter-

werfung und an das ganze Lazarett mit all diesen abgeschossenen Armen und Beinen, mit seinem Schmutze und seinen Krankheiten. Er glaubte mit solcher Bestimmtheit, in diesem Augenblick den Leichengeruch des Lazarettes zu spüren, daß er sich umsah, um festzustellen, woher dieser Geruch kommen könne. Bald trat ihm dieser selbstzufriedene Bonaparte mit seiner kleinen, weißen Hand vor die Seele, der jetzt Kaiser war und den der Kaiser Alexander liebte und verehrte. Welchen Zweck hatten denn nun all die abgeschossenen Arme und Beine und die getöteten Menschen? Dann wieder dachte er an den dekorierten Lasarew und an den bestraften und nicht begnadigten Denisow. Er ertappte sich auf so seltsamen Gedanken, daß er über sie geradezu erschrak.

Der Speisengeruch von dem Festessen der Preobraschenzen und der französischen Gardisten und der ihm zum Bewußtsein kommende Hunger weckten ihn aus diesem Zustande der Versunkenheit: vor seiner Abreise mußte er notwendig etwas essen. Er ging in ein Gasthaus, das er am Morgen bemerkt hatte. In diesem Gasthause traf er so viel Gäste, namentlich Offiziere, die ebenso wie er in Zivil nach Tilsit gekommen waren, daß er nur mit Mühe zu einem Mittagessen gelangen konnte. Zwei Offiziere, die mit ihm derselben Division angehörten, gesellten sich zu ihm. Es war nur natürlich, daß die Rede auf den Friedensschluß kam. Diese beiden Kameraden Rostows waren, wie der größte Teil der Armee, unzufrieden mit dem Friedensschluß, der auf die Schlacht bei Friedland gefolgt war. Die allgemeine Ansicht war, wir hätten uns nur noch ein Weilchen zu halten brauchen, dann wäre Napoleon verloren gewesen, da er weder Proviant noch Munition mehr für seine Truppen gehabt habe. Nikolai beschäftigte sich schweigend damit, zu essen und namentlich zu trinken. Er hatte allein schon zwei Flaschen Wein geleert. Jene

innerliche Gedankenarbeit, die in seinem Kopfe in Gang gekommen, aber nicht zum Abschluß gelangt war, quälte ihn noch immer in gleicher Weise. Er fürchtete sich davor, sich seinen Gedanken zu überlassen, und war doch nicht imstande, sich von ihnen loszumachen. Da äußerte einer der beiden Offiziere, es errege einem die Galle, jetzt auf einmal die Franzosen als Freunde ansehen zu müssen; und nun schrie Rostow plötzlich mit einer jähen Heftigkeit los, die durch nichts gerechtfertigt war und daher die Offiziere in das größte Erstaunen versetzte.

„Wie können Sie darüber urteilen, was das Beste sein würde!" schrie er mit dunkelrotem Kopfe. „Wie können Sie über die Handlungen des Kaisers urteilen? Welches Recht haben wir, zu kritisieren? Wir können weder die Absichten noch die Handlungen des Kaisers verstehen!"

„Aber ich habe ja kein Wort vom Kaiser gesagt," erwiderte der Offizier zu seiner Rechtfertigung; er konnte sich Rostows Jähzorn nur durch die Annahme erklären, daß er betrunken sei.

Aber Rostow hörte gar nicht auf ihn.

„Wir sind keine Diplomaten; wir sind Soldaten und weiter nichts," fuhr er fort. „Wenn uns befohlen wird zu sterben, so sterben wir; und wenn man uns bestraft, dann haben wir es eben verdient; uns steht darüber kein Urteil zu. Wenn es unserm Kaiser beliebt, Bonaparte als Kaiser anzuerkennen und mit ihm ein Bündnis zu schließen, dann wird das eben notwendig sein. Aber wenn wir anfangen wollen über alles zu urteilen und alles zu kritisieren, dann bleibt bald nichts Heiliges mehr übrig. Dann kommen wir dahin, zu sagen, daß es keinen Gott und überhaupt nichts gibt!" schrie Nikolai und schlug mit der Faust auf den Tisch; was er da sagte, war sehr unmotiviert nach der Auffassung seiner Tischgenossen, bildete aber das folgerichtige Resultat seines Gedankenganges. „Wir haben einfach, ohne zu überlegen, unsere

Pflicht zu tun und mit dem Feinde zu kämpfen, weiter nichts!" schloß er.

„Und zu trinken," fügte einer der Offiziere hinzu, der dem Streite ein Ende zu machen wünschte.

„Jawohl, und zu trinken!" stimmte ihm Nikolai bei. „He, du! Noch eine Flasche!" rief er.

Sechster Teil

I

Im Jahre 1808 begab sich Kaiser Alexander zu einer neuen Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon nach Erfurt, und in den höchsten Petersburger Gesellschaftskreisen wurde viel über die großartige Pracht dieses festlichen Zusammenseins gesprochen.

Im Jahre 1809 war die Annäherung der beiden Weltherrscher, wie man Napoleon und Alexander zu nennen pflegte, bereits so weit fortgeschritten, daß, als Napoleon in diesem Jahre an Österreich den Krieg erklärte, ein russisches Korps an die Grenze rückte, um unseren früheren Feind Bonaparte gegen unsern früheren Verbündeten, den Kaiser von Österreich, zu unterstützen; ja, sie war so weit fortgeschritten, daß in den höchsten Kreisen die Möglichkeit einer Heirat zwischen Napoleon und einer der Schwestern Kaiser Alexanders erörtert wurde. Aber neben solchen der äußeren Politik angehörigen Kombinationen richtete sich damals das Interesse der russischen Gesellschaft mit besonderer Lebhaftigkeit auf die inneren Reformen, die zu jener Zeit auf allen Gebieten der Staatsverwaltung durchgeführt wurden.

Unterdessen ging das Leben, das wahre, eigentliche Leben der Menschen, mit seinen materiellen Interessen, wie Gesundheit und Krankheit, Arbeit und Erholung, und mit seinen geistigen Interessen, wie Wissenschaft, Poesie, Musik, Liebe, Freundschaft, Haß, Leidenschaften, dieses Leben ging wie immer unabhängig seinen Gang, unbeeinflußt von der politischen Freundschaft oder Feindschaft mit Napoleon Bonaparte und von allen möglichen Reformen.

*

Fürſt Andrei hatte ununterbrochen zwei Jahre lang auf dem Lande gelebt.

Alle die Unternehmungen, die Pierre auf ſeinen Gütern geplant hatte, ohne doch dabei zu einem Reſultate zu kommen, da er unaufhörlich von einer Sache zur andern hinüberſprang, alle dieſe Unternehmungen hatte Fürſt Andrei, ohne irgend jemandem gegenüber davon viel Weſens zu machen, und ohne auffälligen Aufwand von Mühe auf ſeinen eigenen Gütern zur Ausführung gebracht.

Er beſaß im höchſten Grade jene ſeinem Freunde Pierre abgehende praktiſche Zähigkeit, mittels deren er ohne übermäßige Kraftentwicklung und Anſtrengung eine Sache in Gang brachte und im Gange erhielt.

Auf einem ſeiner Güter hatte er die Leibeigenen, etwa dreihundert Seelen, zu freien Bauern gemacht (es war dies eines der erſten Beiſpiele in Rußland); auf anderen Gütern war die Fronarbeit durch Abgaben erſetzt. Nach Bogutſcharowo hatte er auf ſeine Koſten eine gelernte Hebamme kommen laſſen, die nun den Gebärerinnen beiſtand, und der Geiſtliche unterrichtete für ein beſtimmtes Gehalt die Kinder der Bauern und Gutsleute im Leſen und Schreiben.

Die eine Hälfte ſeiner Zeit verlebte Fürſt Andrei in Lyſyja-Gory bei ſeinem Vater und bei ſeinem Sohne, der noch in der Obhut der Wärterinnen war, die andere Hälfte im Kloſter Bogutſcharowo, wie ſein Vater dieſes Gut nannte. Obwohl Fürſt Andrei im Geſpräche mit Pierre eine große Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Weltereigniſſe bekundet hatte, verfolgte er doch den Gang der Dinge mit vielem Eifer, ließ ſich eine Menge Bücher kommen und bemerkte zu ſeiner Verwunderung, wenn zu ihm oder zu ſeinem Vater Leute direkt aus Petersburg, dieſem Brennpunkte des geſamten geiſtigen Lebens, zu Beſuch

kamen, daß diese Leute über alle Vorgänge der äußeren und inneren Politik bei weitem nicht so gut unterrichtet waren wie er, der ohne Unterbrechung still auf dem Lande saß.

Außer seiner Tätigkeit an den Gütern und außer der Lektüre von Büchern mannigfaltigen Inhaltes beschäftigte Fürst Andrei sich in dieser Zeit auch noch mit einer Kritik unserer Kriegführung in den beiden letzten unglücklichen Feldzügen, sowie mit der Ausarbeitung eines Projektes, betreffend eine Umgestaltung unserer militärischen Reglements und Instruktionen.

Im Frühling des Jahres 1809 reiste Fürst Andrei nach den Rjasanschen Gütern seines Sohnes, dessen Vormund er war.

Von der Frühlingssonne angenehm erwärmt, saß er im Wagen und betrachtete das junge Gras und die ersten Blättchen der Birken und die ersten weißen, geballten Frühlingswolken, die an dem klaren, blauen Himmel dahinzogen. Er dachte an nichts, sondern blickte nur fröhlich nach rechts und links.

Er passierte den Fluß auf der Fähre, auf der er vor einem Jahre, mit Pierre ein bedeutsames Gespräch geführt hatte. Dann fuhr er durch ein schmutziges Dorf, vorbei an Äckern mit Wintersaat, hinab zu einer Brücke, wo noch Schnee zurückgeblieben war, bergan auf ausgewaschenem Lehmwege, vorbei an langen Streifen von Stoppelfeldern und an Buschwerk, das hier und da schon grün wurde, und hinein in einen Birkenwald, der auf beiden Seiten des Weges lag. Im Walde war es beinahe heiß; der Wind war hier nicht zu spüren. Die Birken, die ganz mit grünen, klebrigen Blättchen übersät waren, rührten sich nicht; aus dem vorjährigen Laube, das den Boden bedeckte, kamen, die trockenen Blätter in die Höhe hebend, das erste grüne Gras und lila Blumen hervor. Kleine Tannen, die hier und da im Birkenwalde verstreut standen, erweckten durch ihr immerwährendes mattes Grün die unerfreuliche Erinnerung an den Winter. Die-

Pferde pruſteten, als ſie in den Wald hineinkamen, und fingen an augenfällig zu ſchwitzen.

Der Diener Peter ſagte etwas zu dem Kutſcher, und der Kutſcher antwortete bejahend. Aber die Zuſtimmung des Kutſchers genügte dem Diener offenbar noch nicht: er wandte ſich auf dem Bock zu ſeinem Herrn um.

„Euer Durchlaucht, wie nett!“ ſagte er mit reſpektvollem Lächeln.

„Was ſagſt du?“

„Es iſt alles ſo nett, Euer Durchlaucht.“

„Was meint er denn?“ dachte Fürſt Andrei. „Ach ſo, gewiß den Frühling,“ ſagte er ſich und blickte nach rechts und links. „Wirklich, alles ſchon grün ... wie ſchnell das gekommen iſt! Die Birke fängt ſchon an, und der Faulbaum, und die Erle ... Eine Eiche iſt nicht zu ſehen. Aber ja, da iſt ja eine, eine Eiche.“

Am Rande des Weges ſtand eine Eiche. Wahrſcheinlich zehnmal ſo alt wie die Birken, die den Wald bildeten, war ſie auch zehnmal ſo dick und noch einmal ſo hoch wie jede der Birken. Es war ein gewaltiger Baum, den zwei Männer kaum umſpannen konnten; viele Äſte waren, augenſcheinlich ſchon ſeit langer Zeit, abgebrochen, die Borke riſſig und mit alten, verwachſenen Narben überzogen. Mit ihren großen, plumpen, unſymmetriſch gewachſenen, krummen Armen und Fingern ſtand ſie wie ein alter, ingrimmiger Krüppel, der die ganze Welt haßt und verachtet, mitten unter den lächelnden Birken da. Außer ihr wollten nur die wie toten, immergrünen, kleinen Tannen, die im Walde verſtreut ſtanden, ſich dem Zauber des Frühlings nicht fügen und weder den Frühling noch die Sonne ſehen.

„Frühling und Liebe und Glück!“ ſchien dieſe Eiche zu ſagen. „Daß ihr dieſer ſtets gleichbleibenden, dummen, ſinnloſen Täuſchung nicht überdrüſſig werdet! Immer ein und dasſelbe, und

immer Täuſchung! Es gibt keinen Frühling, keine Sonne, kein Glück! Da! Seht dieſe niedergedrückten, erſtorbenen Tannen an, deren Ausſehen immer gleich bleibt! Und ſeht mich an! Ich habe meine zerbrochenen, verſtümmelten Glieder ausgeſpreizt, wo ſie aus mir herausgewachſen ſind: aus dem Rücken, aus den Seiten; wie ſie herausgewachſen ſind, ſo ſtehe ich da und glaube nicht an eure Hoffnungen und Täuſchungen."

Fürſt Andrei blickte ſich beim Weiterfahren durch den Wald mehrmals nach dieſer Eiche um, als ob er von ihr etwas erwartete. Blumen und Gras befanden ſich auch unter der Eiche; aber ſie ſtand immer in der gleichen Haltung mitten unter ihnen: finſter, unbeweglich, häßlich und eigenſinnig.

„Ja, ſie hat recht, vollkommen recht, dieſe Eiche," dachte Fürſt Andrei. „Mögen andere, jüngere Leute ſich von neuem dieſer Täuſchung hingeben; aber wir kennen das Leben; unſer Leben iſt zu Ende!" Eine ganze neue Reihe hoffnungsloſer, aber wehmütig-freundlicher Gedanken zog, im Anſchluß an den Anblick dieſer Eiche, durch die Seele des Fürſten Andrei. Während dieſer Reiſe überdachte er gewiſſermaßen von neuem ſein ganzes Leben und kam zu demſelben beruhigenden, hoffnungsloſen Ergebnis wie früher: daß er nichts Neues mehr beginnen dürfe, ſondern ſein Leben zu Ende führen müſſe, ohne Übles zu tun, ohne ſich aufzuregen und ohne etwas zu wünſchen.

II

In vormundſchaftlichen Angelegenheiten eines Rjaſaner Gutes mußte Fürſt Andrei mit dem Adelsmarſchall des Kreiſes perſönliche Rückſprache nehmen. Dieſer Adelsmarſchall war Graf Ilja Andrejewitſch Roſtow, und ſo fuhr denn Fürſt Andrei Mitte Mai zu ihm.

Es war schon die heiße Periode des Frühlings eingetreten. Der Wald war bereits voll belaubt; die Wege waren staubig, und es herrschte eine solche Hitze, daß man, wenn man an einem Wasser vorbeifuhr, Lust bekam zu baden.

In mißmutiger Stimmung und damit beschäftigt, alle die geschäftlichen Fragen zu überlegen, die er dem Adelsmarschall vorzulegen hatte, fuhr Fürst Andrei durch die Gartenallee auf das Rostowsche Gutshaus in Otradnoje zu. Von rechts hinter den Bäumen her hörte er fröhliches Geschrei weiblicher Stimmen und erblickte eine Mädchenschar, die von der Seite auf seinen Wagen zugelaufen kam. Den andern voran, dem Wagen am nächsten, lief ein schwarzhaariges, sehr fein und schlank gebautes, schwarzäugiges Mädchen, in einem gelben Kattunkleide, um den Kopf ein weißes Taschentuch gebunden, unter welchem einzelne Strähnen loser Haare hervorquollen. Das junge Mädchen rief etwas nach dem Wagen zu; aber als sie erkannte, daß ein Fremder darin saß, lief sie, ohne ihn anzusehen, lachend wieder zurück.

Eine schmerzliche Empfindung überkam auf einmal den Fürsten Andrei. Es war ein so schöner Tag, die Sonne schien so hell, ringsum war alles so fröhlich; aber diese schlanke, niedliche Person wußte nicht und wollte gar nicht wissen, daß er überhaupt existierte, und fühlte sich zufrieden und glücklich bei ihrem eigenen, wahrscheinlich törichten, aber heiteren, vergnügten Leben. „Worüber freut sie sich so? Woran denkt sie? Sicherlich nicht an militärische Reglements und an die Neuordnung der Verhältnisse der Rjasaner Zinsbauern. Woran denkt sie? Worüber ist sie so glücklich?“ fragte sich Fürst Andrei mit unwillkürlich erwachter Neugierde.

Graf Ilja Andrejewitsch lebte im Jahre 1809 in Otradnoje genau ebenso wie früher, das heißt, er veranstaltete Jagden, Theatervorstellungen, Diners und Konzerte, zu denen sich der

ganze Adel des Gouvernements einfand. Wie über jeden neuen Gaſt freute er ſich auch über die Ankunft des Fürſten Andrei und veranlaßte ihn beinahe mit Gewalt, über Nacht zu bleiben.

Dieſen ganzen Tag über nahmen den Fürſten Andrei die älteren Herrſchaften in Anſpruch, nämlich der Hausherr und die Hausfrau und die vornehmſten der Gäſte, von denen aus Anlaß des herankommenden Namenstages das Haus des alten Grafen voll war. Fürſt Andrei langweilte ſich dabei ſtark, blickte mehrmals nach Natascha hin, die ſich mit der übrigen anweſenden Jugend amüſierte und immer über irgend etwas lachte, und fragte ſich: „Woran denkt ſie? Worüber freut ſie ſich ſo?"

Als er am Abend in dem ihm fremden Zimmer allein war, konnte er lange nicht einſchlafen. Er las; dann löſchte er die Kerze aus und zündete ſie wieder an. In dem Zimmer mit den geſchloſſenen Innenläden war eine ſchwüle Luft. Er ärgerte ſich über dieſen dummen alten Kerl (ſo nannte er Roſtow), der ihn durch die Verſicherung zurückgehalten hatte, die erforderlichen Papiere ſeien in der Stadt, ſeien noch nicht hergeſchickt, und er ärgerte ſich über ſich ſelbſt, daß er dageblieben war.

Fürſt Andrei ſtand auf und trat ans Fenſter, um es zu öffnen. Sowie er die Läden aufgemacht hatte, drang das Mondlicht, als hätte es ſchon lange am Fenſter Wache geſtanden und darauf gewartet, ins Zimmer hinein. Er öffnete das Fenſter. Es war eine friſche, windſtille, helle Nacht. Unmittelbar vor dem Fenſter ſtand eine Reihe beſchnittener Bäume, die auf der einen Seite ſchwarz ausſahen und auf der andern ſilbrig beleuchtet waren. Unter den Bäumen befand ſich irgendeine ſaftige, feuchte, krauſe Pflanzenart, deren Blätter und Stengel ſtellenweiſe wie Silber ſchimmerten. Weiter weg hinter den ſchwarzen Bäumen war ein Dach ſichtbar, das von Tau glänzte, und mehr rechts ein großer, krauſer Baum mit Stamm und Aſten von heller, weißer Färbung

und über ihm der beinahe volle Mond an dem hellen, faſt ſternenloſen Frühlingshimmel. Fürſt Andrei lehnte ſich mit den Ellbogen auf das Fenſterbrett und richtete ſeine Blicke unverwandt nach dieſem Himmel.

Das Zimmer des Fürſten Andrei befand ſich in der mittleren Etage; auch das darüberliegende Zimmer war bewohnt, und die Inſaſſen ſchliefen noch nicht. Er hörte oben zwei weibliche Stimmen reden.

„Nur noch ein einziges Mal," ſagte die eine Stimme, welche Fürſt Andrei ſofort erkannte.

„Aber wann willſt du denn eigentlich ſchlafen?" antwortete die andere Stimme.

„Ich will gar nicht ſchlafen; ich kann nicht einſchlafen; was ſoll ich machen! Nun alſo, zum allerletzten Mal!"

Die beiden Stimmen ſangen ein Stück einer Melodie, welches das Ende irgendeines Liedes bildete.

„Ach, wie entzückend!"

„Nun, aber jetzt machen wir Schluß; jetzt wird geſchlafen!"

„Schlaf du; ich kann nicht ſchlafen," antwortete die erſte Stimme, die ſich dem Fenſter genähert hatte. Die betreffende Perſon bog ſich offenbar ganz aus dem Fenſter; denn Fürſt Andrei hörte das Raſcheln ihres Kleides und ſogar ihren Atem. Alles war ſtill und regungslos; auch der Mond und der Mondſchein und die Schatten. Auch Fürſt Andrei ſcheute ſich, eine Bewegung zu machen, um ſich nicht als unfreiwilligen Hörer zu verraten.

„Sonja, Sonja!" erſcholl wieder die erſte Stimme. „Aber wie kannſt du nur dabei ſchlafen! Sieh doch nur, wie reizend alles iſt! Ach, wie reizend! So wache doch auf, Sonja!" ſagte ſie beinahe weinend. „So eine herrliche Nacht hat es ja noch nie, noch nie gegeben!"

Sonja gab verdroſſen irgendeine Antwort.

„Nein, ſieh doch nur, wie wundervoll der Mond ſcheint! ... Ach, wie entzückend! Komm doch her! Liebſte, Beſte, komm doch her! Nun, ſiehſt du wohl? So möchte ich mich niederkauern, ſiehſt du wohl, ſo, und die Hände unter den Knien zuſammenlegen, feſt, ſo feſt wie möglich, ganz eng und ſtraff, und dann möchte ich losfliegen. Sieh mal: ſo!"

„Hör auf! Du wirſt noch fallen!"

Es war zu hören, daß ſie miteinander rangen. Sonja ſagte in unzufriedenem Tone: „Es iſt ja bald zwei Uhr."

„Ach, du verdirbſt mir immer nur mein Vergnügen. Geh doch, geh doch!"

Wieder wurde alles ſtill; aber Fürſt Andrei wußte, daß Natascha immer noch dort ſaß; er hörte manchmal eine leiſe Bewegung, mitunter auch einen Seufzer.

„Ach, mein Gott, mein Gott! Wie ſchön iſt das alles!" rief ſie plötzlich. „Alſo jetzt ſchlafen gehen, wenn's doch einmal ſein muß!" Sie ſchlug das Fenſter zu.

„Es iſt ihr ganz gleichgültig, ob ich exiſtiere oder nicht!" dachte Fürſt Andrei, während er auf ihre Worte lauſchte und aus einem nicht recht verſtändlichen Grunde erwartete und fürchtete, daß ſie etwas über ihn ſelbſt ſagen werde. „Wieder ſie! Als wäre es eine beſondere Fügung!" dachte er.

In ſeiner Seele erhob ſich unerwarteterweiſe ein ſolcher wirrer Schwarm jugendlicher Gedanken und Hoffnungen, die zu ſeinem ganzen Leben in ſchroffem Gegenſatze ſtanden, daß er ſich unfähig fühlte, über ſeinen Zuſtand zur Klarheit zu gelangen. Jedoch ſchlief er ſehr bald ein.

III

Am andern Tage nahm Fürſt Andrei, ohne abzuwarten, bis die Damen zum Vorſchein kämen, nur von dem Grafen Abſchied und fuhr nach Hauſe.

Es war ſchon Anfang Juni, als Fürſt Andrei bei der Rückkehr nach Bogutſcharowo wieder in denſelben Birkenhain einfuhr, in welchem jene alte, krumm gewachſene Eiche ſo eigenartige, merkwürdige Gedanken in ihm wachgerufen hatte. Die Glöckchen der Pferde klangen jetzt noch dumpfer im Walde als vor anderthalb Monaten; alles war jetzt voll und dicht und ſchattig; und die durch den Wald verſtreuten jungen Tannen ſtörten die allgemeine Schönheit nicht mehr: dem allgemeinen Charakter des Waldes ſich anpaſſend, trieben auch ſie wollige Sproſſen von zartgrüner Farbe.

Den ganzen Tag über war es heiß geweſen; jetzt zog ſich irgendwo ein Gewitter zuſammen; aber vorläufig ſandte nur eine kleine Wolke einen Sprühregen auf den Staub des Weges und auf die ſaftigen Blätter herab. Die linke Seite des Waldes lag im Schatten und war dunkel; die rechte, von der Näſſe glänzend, blitzte in der Sonne, indem die Blätter nur leiſe im Winde ſchwankten. Alles ſtand in Blüte; die Nachtigallen ſchmetterten und flöteten bald nah, bald fern.

„Ja, hier in dieſem Walde ſtand doch jene Eiche, in der ich mein Ebenbild erkannte," dachte Fürſt Andrei. „Ja, wo iſt ſie nur?" fragte er ſich, nach der linken Seite des Weges blickend, und betrachtete bewundernd, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ohne ſie zu erkennen, eben jene Eiche, die er ſuchte. Die alte Eiche, ganz verwandelt, breitete ſich jetzt mit ihrem ſaftigen, dunkelgrünen Laube wie ein Zelt aus und ſchwelgte, kaum ein Blatt rührend, in den Strahlen der Abendſonne. Weder krumm gewachſene

Finger, noch Narben, noch altes Mißtrauen und Leid, nichts derart war mehr zu sehen. Quer durch die harte, hundertjährige Borke drangen ohne Äste saftige, grüne Blätter, so daß man kaum glauben mochte, daß diese Greisin sie hervorgebracht habe. „Ja, das ist dieselbe Eiche," dachte Fürst Andrei, und plötzlich überkam ihn, eigentlich ohne tatsächliche Ursache, ein Frühlingsgefühl der Verjüngung und der Freude. Alle diejenigen Augenblicke seines Lebens, wo wahrhaft gute Empfindungen sein Herz erfüllt hatten, kamen ihm gleichzeitig ins Gedächtnis: Austerlitz mit dem hohen Himmel, und das vorwurfsvolle Antlitz seiner toten Frau, und Pierre auf der Fähre, und das von der Schönheit der Nacht so mächtig erregte junge Mädchen, und diese Nacht selbst und der Mond, — alles das war ihm auf einmal wieder gegenwärtig.

„Nein, das Leben ist noch nicht abgeschlossen, wenn man einunddreißig Jahre alt ist," das war das endgültige, unumstößliche Resultat dieser Gedanken. „Es genügt nicht," dachte Fürst Andrei, „daß ich selbst weiß, was alles in meiner Seele wohnt; auch alle andern sollen es erfahren: Pierre und dieses junge Mädchen, das in den Himmel fliegen wollte; alle sollen sie mich kennen lernen, damit mein Leben nicht für mich allein dahingehe, und damit sie ihr Leben nicht so abgetrennt und unberührt von dem meinigen führen, und damit mein Leben auf sie alle zurückwirke, und damit sie alle mit mir vereint leben!"

*

Nach der Rückkehr von seiner Reise beschloß Fürst Andrei, im Herbst nach Petersburg zu fahren, und sann sich verschiedene Gründe für diesen Entschluß aus. Er hatte jeden Augenblick eine ganze Reihe logischer Vernunftbeweise zur Verfügung, weshalb er unbedingt nach Petersburg gehen und sogar wieder in den

Dienſt treten müſſe. Ja, es war ihm jetzt ganz unbegreiflich, wie er jemals an der Notwendigkeit, tätigen Anteil am Leben zu nehmen, hatte zweifeln können, gerade wie er einen Monat vorher nicht begriffen hatte, wie ihm der Gedanke in den Sinn kommen könnte, vom Lande fortzuziehen. Es ſchien ihm jetzt ganz klar, daß ſeine geſamten Lebenserfahrungen nutzlos und vergebliche Mühe ſein würden, wenn er ſie nicht praktiſch verwertete und nicht wieder tätigen Anteil am Leben nähme. Es war ihm jetzt ſogar unbegreiflich, wie er früher hatte meinen können (und doch hatte er es auf Grund ebenſo armſeliger Vernunftbeweiſe gemeint), daß es ſeiner unwürdig ſei, nach ſeinen trüben Lebenserfahrungen den Glauben an die Möglichkeit, Nutzen zu ſtiften, und den Glauben an die Möglichkeit von Glück und Liebe feſtzuhalten. Jetzt flüſterte ihm ſeine Vernunft ganz andere Ratſchläge zu. Seit ſeiner Reiſe hatte Fürſt Andrei angefangen, ſich auf dem Lande zu langweilen, ſeine früheren Beſchäftigungen intereſſierten ihn nicht mehr, und oft, wenn er allein in ſeinem Zimmer ſaß, ſtand er auf, trat zum Spiegel und blickte lange ſein Geſicht an. Dann wandte er ſich ab und betrachtete das Porträt der verſtorbenen Liſa, die mit **à la grecque** friſierten Locken ihn freundlich und heiter aus ihrem goldenen Rahmen anblickte. Sie ſprach zu ihrem Manne jetzt nicht mehr die früheren furchtbaren Worte; ſie blickte ihn harmlos und fröhlich und mit einem Ausdruck von Neugier an. Und Fürſt Andrei ging, die Hände auf den Rücken gelegt, lange im Zimmer auf und ab, bald mit finſterer Miene, bald lächelnd, und überließ ſich jenen Gedanken, die mit der Vernunft nichts zu tun hatten, die ſich mit Worten nicht ausſprechen ließen, und die er wie ein Verbrechen geheimhalten zu müſſen glaubte, jenen Gedanken, die mit Pierre und mit dem Ruhme und mit dem Mädchen am Fenſter und mit der Eiche und mit weiblicher Schönheit und mit

der Liebe zuſammenhingen und ſein ganzes Leben verändert hatten. Und in ſolchen Augenblicken benahm er ſich, wenn jemand zu ihm ins Zimmer trat, beſonders trocken, ſtreng und ſcharf und brachte namentlich in unfreundlicher Weiſe die Logik zur Anwendung.

„Lieber Bruder," ſagte zum Beiſpiel einmal Prinzeſſin Marja, als ſie in einem ſolchen Augenblicke hereinkam, „unſer kleiner Nikolai kann heute nicht ſpazieren gehen; es iſt ſehr kalt."

„Wenn es warm wäre," erwiderte Fürſt Andrei ſeiner Schweſter in trockenem Tone, „dann würde er im bloßen Hemde ausgehen; da es nun aber kalt iſt, ſo muß man ihm warme Kleidung anziehen, die ja eben zu dieſem Zwecke erfunden iſt. Das alſo folgt daraus, daß es kalt iſt, nicht aber, daß er zu Hauſe bleiben müßte, obwohl doch ein kleines Kind friſche Luft braucht." So redete er mit beſonderer Herauskehrung der Logik, wie wenn er für all die geheime, unlogiſche Geiſtestätigkeit, die in ihm vorging, einen andern beſtrafen wollte.

Prinzeſſin Marja dachte in ſolchen Fällen erſtaunt, was für ein trockenes Weſen doch die Männer infolge der geiſtigen Arbeit bekommen.

IV

Fürſt Andrei kam im Auguſt 1809 in Petersburg an. Es war die Zeit, wo der Ruhm des jungen Speranſki auf ſeiner höchſten Höhe ſtand, und wo an den von ihm betriebenen Reformen mit dem größten Eifer gearbeitet wurde. Gerade in dieſem Monat war der Kaiſer bei einer Wagenfahrt aus dem Wagen gefallen, hatte ſich den Fuß beſchädigt und blieb nun drei Wochen lang in Peterhof, wo er täglich und ausſchließlich mit Speranſki konferierte. In dieſer Zeit wurden nicht nur zwei ſehr bedeutſame und in der höheren Geſellſchaft Aufregung hervorrufende

Ukaſe über die Aufhebung von Privilegien der Hofchargen und über die Examina für die Ämter der Kollegienaſſeſſoren und Staatsräte fertiggeſtellt, ſondern auch eine vollſtändige Reichsverfaſſung, durch welche das ganze beſtehende Regierungsſyſtem auf gerichtlichem, adminiſtrativem und finanziellem Gebiete vom Reichsrate bis zur Dorfgemeinde eine durchgreifende Veränderung erfahren ſollte. Jetzt begannen ſich jene unklaren liberalen Ideen zu verwirklichen, mit denen Kaiſer Alexander den Thron beſtiegen hatte, und die er früher mit Hilfe ſeiner Mitarbeiter Czartoryſki, Nowoſilzew, Kotſchubei und Stroganow, die er ſelbſt im Scherze ſeinen Wohlfahrtsausſchuß zu nennen pflegte, durchzuführen bemüht geweſen war.

Jetzt waren ſie alle zuſammen durch zwei Männer erſetzt worden: durch Speranſki in Zivilangelegenheiten und durch Araktſchejew in Militärangelegenheiten.

Fürſt Andrei war bald nach ſeiner Ankunft in ſeiner Eigenſchaft als Kammerherr bei Hofe und zur Cour erſchienen. Aber der Kaiſer, dem er dabei zweimal vor Augen gekommen war, hatte ihn keines Wortes gewürdigt. Fürſt Andrei hatte ſchon früher immer den Eindruck gehabt, daß er dem Kaiſer antipathiſch ſei, daß dem Kaiſer ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen nicht zuſage. In dem kalten, abweiſenden Blicke, mit dem ihn der Kaiſer jetzt angeſehen hatte, fand Fürſt Andrei eine neue Beſtätigung dieſer Vermutung. Die Hofleute dagegen erklärten dem Fürſten Andrei gegenüber dieſe Nichtbeachtung ſeitens des Kaiſers damit, daß Seine Majeſtät es übel vermerkt habe, daß Bolkonſki ſeit dem Jahre 1805 nicht mehr im Dienſte ſei.

„Ich weiß ſelbſt nur zu gut, wie machtlos wir unſern Sympathien und Antipathien gegenüberſtehen," dachte Fürſt Andrei, „und daher iſt gar nicht daran zu denken, daß ich meine Denkſchrift über die militäriſchen Reglements dem Kaiſer perſön-

lich überreichen könnte. Aber die Sache wird für sich selbst sprechen."

Er machte einem alten Feldmarschall, einem Freunde seines Vaters, brieflich von seiner Denkschrift Mitteilung. Der Feldmarschall gab ihm eine Stunde an, empfing ihn freundlich und versprach, dem Kaiser darüber zu berichten. Einige Tage darauf erhielt Fürst Andrei die Weisung, sich bei dem Kriegsminister, dem Grafen Araktschejew, einzufinden.

★

An dem festgesetzten Tage um neun Uhr morgens stellte sich Fürst Andrei in dem Wartezimmer des Grafen Araktschejew ein.

Persönlich kannte Fürst Andrei den Grafen Araktschejew nicht; er hatte ihn nie gesehen; aber alles, was er von ihm wußte, flößte ihm wenig Achtung vor diesem Manne ein.

„Er ist Kriegsminister," dachte aber Fürst Andrei, „der Vertrauensmann des Kaisers; um seine persönlichen Eigenschaften hat sich niemand zu kümmern. Er hat den Auftrag, meine Denkschrift zu prüfen; folglich ist er der einzige Mensch, der meinen Ideen freie Bahn schaffen kann." Mit solchen Gedanken wartete Fürst Andrei in dem Wartezimmer des Grafen Araktschejew unter vielen anderen Leuten hohen und niederen Ranges.

Fürst Andrei hatte während seiner Dienstzeit, namentlich in seiner Stellung als Adjutant, viele Wartezimmer hoher Persönlichkeiten zu sehen bekommen und kannte den verschiedenen Charakter dieser Wartezimmer recht genau. Aber das Wartezimmer des Grafen Araktschejew repräsentierte einen ganz besonderen Typus. Auf den Gesichtern der geringeren Personen, die hier darauf warteten, daß sie an die Reihe kämen, Audienz zu erhalten, prägte sich eine gewisse Bangigkeit und Unterwürfigkeit aus; bei den höhergestellten Personen kam durchweg ein gemeinsames Gefühl der Unbehaglichkeit zum Ausdruck, das sich

unter der Maske der Ungeniertheit und des Spottes über ſich ſelbſt, über die eigene Situation und über die Perſönlichkeit, bei der man auf die Audienz wartete, zu verbergen ſuchte. Manche gingen, mit ihren Gedanken beſchäftigt, hin und her; andere flüſterten und lachten miteinander, und Fürſt Andrei hörte den Spitznamen Sila Andrejewitſch[1] und die Worte: „Der Onkel wird Ihnen gehörig den Kopf waſchen," die ſich auf den Grafen Araktſchejew bezogen. Ein General von ſehr hohem Range fühlte ſich offenbar dadurch beleidigt, daß er ſo lange warten mußte; er ſaß, verächtlich vor ſich hinlächelnd, da und legte die Beine bald ſo, bald ſo übereinander.

Aber ſobald ſich die Tür öffnete, zeigte ſich auf allen Geſichtern ein und derſelbe Ausdruck: der der Furcht. Fürſt Andrei bat den dienſttuenden Adjutanten ſchon zum zweiten Male, ihn doch zu melden; aber die Anweſenden blickten ihn ſpöttiſch an, und es wurde ihm geſagt, daß es ſtreng nach der Reihe gehe und er warten müſſe, bis er darankomme. Nachdem mehrere andere Perſonen durch den Adjutanten in das Zimmer des Miniſters hineingeführt und wieder herausgeleitet waren, wurde in die ſchreckliche Tür ein Offizier hineingelaſſen, der dem Fürſten Andrei durch ſeine niedergeſchlagene, ängſtliche Miene auffiel. Die Audienz dieſes Offiziers dauerte ziemlich lange. Auf einmal hörte man durch die Tür hindurch das grollende Schelten einer unangenehm klingenden Stimme; der Offizier kam mit blaſſem Geſichte und zitternden Lippen wieder heraus und ging, ſich an den Kopf greifend, durch das Wartezimmer hindurch.

---

[1] Graf Raſtoptſchin veröffentlichte im Jahre 1807 eine Broſchüre: „Ein Selbſtgeſpräch auf der Roten Treppe." In ihr wird als redend der Oberſtleutnant a. D. Sila Andrejewitſch Bogatyrew eingeführt, welcher über die Vorliebe der Ruſſen für franzöſiſches Weſen klagt. Anmerkung des Überſetzers.

Gleich darauf wurde Fürſt Andrei zu der Tür geleitet, und der dienſttuende Adjutant flüſterte ihm zu: „Nach rechts, zum Fenſter!“

Fürſt Andrei trat in das einfach ausgeſtattete, ſaubere Arbeitszimmer und erblickte am Tiſche einen Mann von etwa vierzig Jahren, mit langer Taille, langem, kurzgeſchorenem Kopfe, mit dicken Falten auf der Stirn und zuſammengezogenen Brauen über braungrünen, ſtumpfblickenden Augen, und mit einer hängenden roten Naſe. Araktſchejew wandte den Kopf zu ihm hin, ohne ihn anzuſehen.

„Um was bitten Sie?“ fragte der Miniſter.

„Ich bitte um nichts, Euer Erlaucht,“ antwortete Fürſt Andrei ruhig.

Jetzt richteten ſich Araktſchejews Augen nach ihm hin.

„Setzen Sie ſich,“ ſagte er. „Fürſt Bolkonſki?“

„Ich bitte um nichts; aber Seine Majeſtät der Kaiſer haben geruht, Euer Erlaucht eine von mir eingereichte Denkſchrift zuzuſtellen ...“

„Ja, ſehen Sie, mein Beſter, Ihre Denkſchrift habe ich geleſen,“ unterbrach ihn Araktſchejew; er hatte nur die erſten Worte freundlich geſagt, blickte dem Fürſten Andrei nicht mehr ins Geſicht und geriet immer mehr und mehr in einen mürriſchen, geringſchätzigen Ton hinein. „Sie ſchlagen neue Militärreglements vor? Reglements haben wir genug, ſo viele, daß niemand auch nur die alten alle befolgen kann. Heutzutage ſchreiben alle Leute Reglements; ſchreiben iſt leichter als handeln.“

„Ich bin gemäß der Weiſung Seiner Majeſtät hergekommen, um mich bei Euer Erlaucht zu erkundigen, welche weitere Folge Sie der von mir eingereichten Denkſchrift zu geben beabſichtigen,“ ſagte Fürſt Andrei höflich.

„Ich habe ein Urteil über Ihre Denkſchrift abgefaßt und

dieſe dem Komitee überſandt. Ich ſtimme Ihnen nicht bei," ſagte Araktſchejew, ſtand auf und nahm ein Papier vom Schreibtiſch. „Hier!" Er reichte das Blatt dem Fürſten Andrei.

Auf dem Blatte war quer herüber, mit Bleiſtift, ohne einen großen Anfangsbuchſtaben, unorthographiſch und ohne Interpunktionszeichen folgendes geſchrieben: „Eine ungründliche Arbeit, weil lediglich Nachahmung, abgeſchrieben aus dem franzöſiſchen Militärreglement und von den beſtehenden Beſtimmungen ohne Not abweichend."

„Welchem Komitee iſt denn die Denkſchrift übergeben?" fragte Fürſt Andrei.

„Dem Komitee für Militärgeſetzgebung, und es iſt von mir beantragt worden, Euer Wohlgeboren als Mitglied zu aggregieren. Aber ohne Gehalt."

Fürſt Andrei lächelte.

„Gehalt wünſche ich auch nicht."

„Als Mitglied ohne Gehalt," ſagte Araktſchejew noch einmal. „Ich habe die Ehre ... He! Rufe den nächſten! Wer iſt noch da?" rief er und machte dem Fürſten Andrei eine Verbeugung.

V

Während Fürſt Andrei eine Benachrichtigung darüber erwartete, daß er dem Komitee als Mitglied aggregiert ſei, erneuerte er alte Bekanntſchaften, namentlich mit ſolchen Perſönlichkeiten, von denen er wußte, daß ſie Einfluß beſaßen und ihm nützlich ſein konnten. Es erfüllte ihn jetzt in Petersburg ein ähnliches Gefühl wie damals am Tage vor der Schlacht, als ihn eine unruhige Neugier gequält und ihn unwiderſtehlich zu jenen höheren Regionen hingezogen hatte, wo die Zukunft vorbereitet wurde, von der das Schickſal von Millionen Menſchen abhing.

An dem erbitterten Ingrimm der Partei der Älteren, an der Neugier der Uneingeweihten, an der Zurückhaltung der Wissenden, an dem hastigen Treiben und unruhigen Wesen aller, an der zahllosen Menge von Komitees und Kommissionen (täglich hörte er von der Existenz neuer, ihm bisher unbekannter), an alledem merkte er, daß jetzt, im Jahre 1809, hier in Petersburg gewissermaßen eine gewaltige soziale Schlacht vorbereitet wurde, deren Oberkommandierender eine ihm unbekannte, geheimnisvolle, ihm genial erscheinende Persönlichkeit war: Speranski.

Sowohl das Reformwerk selbst, das ihm nur in undeutlichen Umrissen bekannt war, als auch die eigentliche Triebfeder desselben, Speranski, begannen ihn so leidenschaftlich zu interessieren, daß die Angelegenheit des Militärreglements bei ihm sehr bald an die zweite Stelle zurücktreten mußte.

Fürst Andrei befand sich in einer außerordentlich günstigen Lage, durch die ihm eine gute Aufnahme in all den so verschiedenartigen Kreisen der damaligen Petersburger Gesellschaft, auch in den höchsten, gesichert wurde. Die Partei der Reformer empfing ihn freudig und suchte ihn für sich zu gewinnen, erstens, weil er in dem Rufe stand, einen guten Verstand und eine große Belesenheit zu besitzen, und zweitens, weil er durch seine Bauernbefreiung sich bereits die Reputation eines Liberalen erworben hatte. Die Partei der unzufriedenen Alten wandte sich an ihn, einfach weil er der Sohn seines Vaters war, und rechnete aus diesem Grunde auf seine Zustimmung bei dem Verdammungsurteil über die Reformen. Die weibliche Gesellschaft, die „Welt", nahm ihn mit Freuden auf, weil er ein reicher, vornehmer Heiratskandidat war und als eine beinahe neue Persönlichkeit, geschmückt mit dem Nimbus, den ihm die romanhafte Geschichte von seinem vermeintlichen Tode und dem tragischen Ende seiner Frau verlieh, in diesen Kreis trat.

Außerdem war bei allen, die ihn früher gekannt hatten, nur eine Stimme darüber, daß er sich in diesen fünf Jahren sehr zu seinem Vorteil verändert habe, milder und männlicher geworden sei, nicht mehr das frühere gekünstelte, hochmütige, spöttische Wesen zeige, sondern jene Ruhe gewonnen habe, die dem Menschen die Jahre verleihen. Man fing an, von ihm zu sprechen, man interessierte sich für ihn, und alle wünschten mit ihm umzugehen.

Am Tage nach dem Besuche bei dem Grafen Araktschejew war Fürst Andrei auf einer Abendgesellschaft bei dem Grafen Kotschubei. Er erzählte dem Grafen seine Unterredung mit „Sila Andrejewitsch" (auch Kotschubei nannte den Grafen Araktschejew so mit einer Nuance von Spott über dessen Richtung; diese selbe Nuance hatte Fürst Andrei schon in dem Wartezimmer des Kriegsministers herausgefühlt).

„Mein Lieber," sagte Kotschubei, „auch in dieser Angelegenheit dürfen Sie Michail Michailowitsch Speranski nicht übergehen. Er ist der große Mann, der alles macht. Ich werde es ihm sagen. Er hat mir versprochen, heute abend herzukommen."

„Was hat denn Speranski mit dem Militärreglement zu schaffen?" fragte Fürst Andrei.

Kotschubei wiegte lächelnd den Kopf hin und her, wie wenn er sich über Bolkonskis Naivität wunderte.

„Ich habe kürzlich mit ihm über Sie gesprochen," fuhr Kotschubei fort, „über Ihre freien Bauern . . ."

„Ja, was haben Sie denn da gemacht, Fürst? Sie haben Ihre Bauern freigelassen?" sagte ein alter, aus der Zeit der Kaiserin Katharina stammender Herr, der sich mit einer Miene geringschätzigen Tadels zu Bolkonski wandte.

„Es handelte sich nur um ein kleines Gut, das nichts einbrachte," antwortete Bolkonski, der, um den alten Mann nicht

unnötig zu ärgern, ſich bemühte, ihm gegenüber die Bedeutung ſeiner Handlungsweiſe abzuſchwächen.

„Sie fürchten wohl, hinter dem Fürſten Bolkonſki zurückzubleiben?“ ſagte der Alte, indem er Kotſchubei anblickte.

„Ich begreife nur eines nicht,“ fuhr er fort: „Wer wird denn das Land pflügen, wenn man ſie freiläßt? Geſetze ſchreiben iſt leicht; aber regieren iſt ſchwer. Das ſieht man auch jetzt bei dieſer neuen Verordnung: ich frage Sie, Graf, wer wird denn noch Chef einer Gerichts- oder Verwaltungsbehörde werden, wenn alle erſt ein Examen machen müſſen?“

„Diejenigen, die das Examen beſtehen, möchte ich meinen,“ antwortete Kotſchubei, ſchlug ein Bein über das andere und ſah ſich um.

„Da habe ich in meinem Departement einen Beamten, namens Prjanitſchnikow; ein prächtiger Menſch, nicht mit Gold zu bezahlen; aber er iſt ſechzig Jahre alt; wird der noch Examina machen?“

„Ja, Schwierigkeiten hat die Sache, weil eben die Bildung noch ſehr wenig Verbreitung gefunden hat; aber . . .“

Graf Kotſchubei ſprach ſeinen Satz nicht zu Ende; er erhob ſich, faßte den Fürſten Andrei unter den Arm und ging mit ihm einem ſoeben eintretenden Herrn entgegen. Es war ein hochgewachſener, kahlköpfiger, blonder Mann von etwa vierzig Jahren, mit großer, offener Stirn und ganz ungewöhnlich blaſſer Farbe des länglichen Geſichtes; er trug einen blauen Frack, einen Orden um den Hals und einen andern auf der linken Bruſtſeite. Dies war Speranſki. Fürſt Andrei erkannte ihn ſofort und fühlte in ſeinem Innern ein Zucken und Zittern, wie das in wichtigen Augenblicken des Lebens häufig vorkommt. Ob es nun Hochachtung war, oder Neid, oder geſpannte Erwartung, er wußte es nicht. Die ganze Erſcheinung Speranſkis hatte etwas Beſonderes

an ſich, woran man ihn ſogleich erkennen konnte. Bei niemandem in den Geſellſchaftskreiſen, in denen Fürſt Andrei lebte, hatte er ſo ruhige, ſelbſtbewußte und dabei doch unbeholfene, anmutloſe Bewegungen geſehen; bei niemandem einen ſo feſten und zugleich weichen Blick der halbgeſchloſſenen und etwas feuchten Augen, ein ſo konſequent feſtgehaltenes, bedeutungsloſes Lächeln, eine ſo feine, gleichmäßige, leiſe Stimme, und vor allem bei niemandem eine ſo zarte, weiße Farbe des Geſichtes und namentlich auch der etwas breiten, ungewöhnlich fleiſchigen, zarten Hände. Eine ſolche Bläſſe und Zartheit des Geſichtes hatte Fürſt Andrei nur bei Soldaten geſehen, die lange im Hoſpital geweſen waren. Das alſo war Speranſki, der Staatsſekretär und vortragende Rat des Kaiſers, den er auch nach Erfurt begleitet hatte, wo er mehrmals mit Napoleon zuſammengetroffen war und mit ihm geſprochen hatte.

Speranſki ließ ſeine Augen nicht von einem zum andern laufen, wie man das beim Eintritt in eine große Geſellſchaft oft unwillkürlich tut, und beeilte ſich nicht, zu reden. Er ſprach leiſe, offenbar in der ſicheren Überzeugung, daß man ihm zuhören werde, und blickte nur denjenigen an, mit dem er ſprach.

Fürſt Andrei achtete mit beſonderer Aufmerkſamkeit auf jedes Wort und jede Bewegung Speranſkis. Wie es vielen Menſchen geht, und namentlich ſolchen, die über ihre Mitmenſchen ſtreng zu urteilen pflegen, gab Fürſt Andrei, wenn er einer neuen Perſönlichkeit begegnete, und nun gar einem Manne wie Speranſki, deſſen bedeutenden Ruf er kannte, ſich immer der Erwartung hin, in dem Betreffenden den Inbegriff menſchlicher Vollkommenheit zu finden.

Speranſki äußerte gegen Kotſchubei ſein Bedauern, daß er nicht habe früher kommen können, da er im Palais noch aufgehalten ſei. Er ſagte nicht, daß es der Kaiſer geweſen war, der

ihn aufgehalten hatte. Auch dieſe erkünſtelte Beſcheidenheit entging dem Fürſten Andrei nicht. Als Kotſchubei ihm den Fürſten Andrei vorſtellte, ließ Speranſki langſam ſeine Augen zu dieſem hinübergleiten und betrachtete ihn ſchweigend mit demſelben Lächeln.

„Ich freue mich ſehr, Sie kennen zu lernen; ich habe von Ihnen gehört; und wer hätte von Ihnen nicht gehört?“ ſagte er.

Kotſchubei ſagte einige Worte über den Empfang, den Bolkonſki bei Araktſchejew gefunden hatte. Speranſki lächelte noch mehr als vorher.

„Herr Magnizki, der Direktor des Komitees für Militärgeſetzgebung, iſt ein guter Freund von mir,“ ſagte er, indem er jede Silbe und jedes Wort deutlich ausſprach, „und wenn Sie es wünſchen, kann ich Sie mit ihm bekannt machen.“ (Er machte eine kleine Pauſe, als ob er zum Schluſſe dieſes Satzes einen Punkt ſetzte.) „Ich hoffe, Sie werden an ihm einen Mann finden, der ſich für alles Vernünftige intereſſiert und bereit iſt, dabei mitzuwirken.“

Um Speranſki bildete ſich ſogleich eine Gruppe; auch der alte Herr, der von ſeinem Beamten Prjanitſchnikow geſprochen hatte, wendete ſich mit einer Frage an Speranſki.

Fürſt Andrei beteiligte ſich nicht an dem Geſpräche, ſondern beobachtete nur alle Bewegungen Speranſkis, dieſes Mannes, der vor nicht allzu langer Zeit ein unbedeutender Schüler der geiſtlichen Akademie geweſen war und jetzt in ſeinen Händen, dieſen weißen, fleiſchigen Händen, das Schickſal Rußlands hielt. Dem Fürſten Andrei imponierte die außerordentliche, geringſchätzige Ruhe, mit welcher Speranſki dem alten Herrn antwortete. Es machte den Eindruck, als ob er von einer unermeßlichen Höhe herab ein paar leutſelige Worte an ihn richtete. Als der alte Herr zu laut zu ſprechen begann, bemerkte Speranſki

lächelnd, jener habe wohl kein zuverläſſiges Urteil darüber, ob das, was der Kaiſer anordne, nützlich ſei oder nicht.

Nachdem Speranſki eine Zeitlang in dem allgemeinen Kreiſe ſich an dem Geſpräche beteiligt hatte, ſtand er auf, trat zum Fürſten Andrei und ging mit ihm nach dem andern Ende des Zimmers. Augenſcheinlich hielt er es für angemeſſen, ſich mit Bolkonſki ganz beſonders abzugeben.

„Infolge des lebhaften Geſpräches, in das ich durch dieſen ehrenwerten alten Herrn hineingeriet, bin ich noch gar nicht dazu gekommen, Fürſt, mit Ihnen zu reden," ſagte er mit einem milden, geringſchätzigen Lächeln; durch dieſes Lächeln konſtatierte er gleichſam, daß er und Fürſt Andrei über die Wertloſigkeit jener Leute, mit denen er ſoeben geſprochen hatte, einer Meinung ſeien; dieſes Benehmen hatte für den Fürſten Andrei etwas Schmeichelhaftes. „Ich kenne Sie ſchon lange: erſtens infolge Ihres Verfahrens mit Ihren Bauern; das iſt bei uns das erſte Beiſpiel, und es wäre höchſt erwünſcht, wenn es recht viele Nachahmer fände; und zweitens, weil Sie einer der wenigen Kammerherren ſind, die ſich durch den neuen Ukas über die Privilegien der Hofchargen, der ſo viel böſes Blut gemacht hat, nicht beleidigt gefühlt haben."

„Ja," erwiderte Fürſt Andrei, „mein Vater wollte nicht, daß ich von dieſen Privilegien Vorteil zöge; ich habe meine militäriſche Laufbahn von den unterſten Stufen begonnen."

„Ihr Herr Vater, ein Mann der alten Zeit, ſteht augenſcheinlich hoch über der heutigen Generation, die über dieſe Maßregel ein Verdammungsurteil fällt, obwohl dadurch doch lediglich die natürliche Gerechtigkeit wiederhergeſtellt wird."

„Ich möchte indeſſen doch meinen, daß auch dieſe ungünſtige Beurteilung nicht ohne eine gewiſſe Begründung iſt," ſagte Fürſt Andrei, der gegen die ihm fühlbar werdende Einwirkung anzukämpfen ſuchte, die Speranſki auf ihn ausübte.

Es war ihm unangenehm, in allen Punkten mit ihm derſelben Meinung zu ſein: er wollte auch einmal widerſprechen. Aber während er ſonſt gewöhnlich leicht und gut ſprach, wurde es ihm jetzt im Geſpräche mit Speranſki ſchwer, die richtigen Ausdrücke zu finden. Er war zu ſehr damit beſchäftigt, die Perſönlichkeit des berühmten Mannes zu ſtudieren.

„Eine Begründung aus dem Intereſſe des perſönlichen Ehrgeizes, mag ſein," ſchaltete Speranſki leiſe und ruhig ein.

„Zum Teil doch auch aus dem Staatsintereſſe," entgegnete Fürſt Andrei.

„Wie meinen Sie das?" fragte Speranſki und ſchlug langſam die Augen nieder.

„Ich bin ein Verehrer Montesquieus," ſagte Fürſt Andrei, „und ſein Satz, daß die Grundlage der Monarchien das Ehrgefühl iſt, ſcheint mir unbeſtreitbar. Und da ſcheinen mir gewiſſe Rechte und Privilegien des Adels geeignete Mittel zu ſein, um dieſes Gefühl lebendig zu erhalten." Bei dem Zitate aus Montesquieu war er unwillkürlich dazu übergegangen, franzöſiſch zu ſprechen.

Das Lächeln verſchwand auf Speranſkis weißem Geſichte, wodurch ſeine Phyſiognomie noch bedeutend gewann. Der Gedanke, welchen Fürſt Andrei geäußert hatte, intereſſierte ihn offenbar.

„Wenn Sie die Sache von dieſem Geſichtspunkte aus anſehen," begann er ebenfalls auf franzöſiſch; es wurde ihm offenbar ſchwer, ſich dieſer Sprache zu bedienen, und er ſprach noch langſamer als vorher, wo ſie ruſſiſch geſprochen hatten, aber auch jetzt mit vollkommener Ruhe.

Er äußerte ſich dahin, das Ehrgefühl könne nicht durch Privilegien lebendig erhalten werden, die dem Intereſſe des Staatsdienſtes zuwiderliefen. Das Ehrgefühl ſei entweder ein negativer Begriff, ſo daß es in der Unterlaſſung tadelnswerter Hand-

lungen beſtehe, oder es ſei eine Quelle des Wetteifers, ſo daß es darauf abziele, Anerkennung und Belohnungen, die äußerlichen Kennzeichen der Ehre, zu erlangen.

„Eine ſolche Inſtitution," ſchloß er, „durch welche dieſes Ehrgefühl, die Quelle des Wetteifers, lebendig erhalten wird, iſt zum Beiſpiel die Ehrenlegion des großen Kaiſers Napoleon, die den Intereſſen des Dienſtes nicht ſchädlich, ſondern förderlich iſt, keineswegs aber Privilegien eines Standes oder der Hofchargen."

„Das erſtere beſtreite ich nicht; aber es läßt ſich nicht leugnen, daß durch die Privilegien der Hofchargen dasſelbe Ziel erreicht worden iſt," ſagte Fürſt Andrei. „Jeder Hofmann hält ſich für verpflichtet, die Stellung, die er vermöge ſeiner Privilegien erhält, würdig auszufüllen."

„Und doch haben Sie ſelbſt, Fürſt, von dieſen Privilegien keinen Gebrauch machen können," erwiderte Speranſki und zeigte durch ſein Lächeln, daß er den für ſeinen Gegner ungünſtig ſtehenden Streit durch eine Liebenswürdigkeit abzubrechen wünſchte. „Wenn Sie mir die Ehre erweiſen wollen, mich am Mittwoch zu beſuchen," fügte er hinzu, „ſo werde ich nach vorgängiger Rückſprache mit Magnizki Ihnen alles mitteilen, was Sie intereſſieren kann, und werde außerdem das Vergnügen haben, mich ausführlicher mit Ihnen zu unterhalten."

Dann ſchloß er für einen Moment die Augen, verbeugte ſich und verließ auf franzöſiſche Manier, ohne Abſchied zu nehmen, möglichſt unauffällig den Saal.

VI

In der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Petersburg fühlte Fürſt Andrei, daß der ganze wohlgeordnete Gedankenſchatz, den er ſich während ſeines einſamen Lebens mit vieler Mühe zurechtgemacht hatte, durch die kleinlichen Sorgen, die ihn in

Petersburg in Anspruch nahmen, völlig in Verwirrung gebracht wurde.

Wenn er am Abend nach Hause kam, so trug er in sein Notizbuch vier oder fünf notwendige Besuche oder Zusammenkünfte ein, bei denen er zu festgesetzten Stunden zu erscheinen hatte. Die durch das Leben erforderte mechanische Tätigkeit, wobei der ganze Tag kunstvoll so eingeteilt wurde, daß überall ein rechtzeitiges Erscheinen möglich war, absorbierte einen großen Teil der eigentlichen Lebensenergie. Er tat nichts, er dachte nicht einmal an etwas und hatte auch gar keine Zeit zum Denken; er konnte nur, was er vorher auf dem Lande durchdacht hatte, vortragen, und das tat er allerdings mit gutem Erfolge.

Er wurde sich mitunter zu seinem Mißvergnügen bewußt, daß es ihm begegnet war, an einem und demselben Tage in verschiedenen Gesellschaften ganz dasselbe zu wiederholen. Aber oft war er ganze Tage lang so beschäftigt, daß er keine Zeit hatte, daran zu denken, daß er nichts dachte.

Wie Speranski auf den Fürsten Andrei bei dem ersten Zusammensein in Kotschubeis Hause einen starken Eindruck gemacht hatte, so auch bald darauf am Mittwoch, als Speranski in seiner eigenen Wohnung den Fürsten Andrei allein empfing und lange und vertraulich mit ihm redete.

Fürst Andrei hielt eine so gewaltige Menge von Menschen für verächtliche, geringwertige Geschöpfe und trug ein solches Verlangen, in einem andern die lebendige Verkörperung jener Vollkommenheit zu finden, nach der er selbst strebte, daß sich leicht bei ihm die Überzeugung herausbildete, er habe in Speranski dieses Ideal eines vollkommen klugen, sittlich guten Menschen gefunden. Hätte Speranski durch seine Geburt derselben gesellschaftlichen Sphäre angehört wie Fürst Andrei selbst, wäre er ebenso erzogen worden und hätte er in seinem geistigen Leben dieselben

Gewohnheiten gehabt, so würde Fürst Andrei bald seine schwachen, menschlichen, nicht heldenhaften Seiten herausgefunden haben; so aber flößte diese ihm fremde logische Denkweise ihm um so größere Hochachtung ein, als er für sie kein völliges Verständnis hatte. Außerdem kokettierte Speranski (ob nun, weil er die Fähigkeiten des Fürsten Andrei schätzte, oder weil er für nötig hielt, ihn für sich zu gewinnen) vor dem Fürsten Andrei mit seinem unparteiischen, ruhig abwägenden Verstande und brachte dem Fürsten Andrei gegenüber jene feine Art der Schmeichelei zur Anwendung, die mit Selbstbewußtsein verbunden ist und darin besteht, stillschweigend anzuerkennen, daß der andere, neben einem selbst, der einzige Mensch sei, der die Fähigkeit besitze, die ganze Dummheit aller übrigen Menschen und die Verständigkeit und Tiefe der Gedanken, die man selbst ausspricht, zu begreifen.

Im Laufe ihrer langen Unterredung am Mittwoch abend gebrauchte Speranski wiederholt Wendungen von folgender Art: „Wenn wir etwas sagen oder tun, was sich über das allgemeine Niveau eingewurzelter Gewohnheit erhebt, so wird das mißgünstig angesehen," oder mit einem Lächeln: „Aber wir möchten, daß sowohl die Wölfe satt werden als auch die Schafe heil bleiben," oder: „Das können die Leute nicht begreifen," und immer mit demselben Ausdruck, welcher besagte: „Wir, das sind Sie und ich; wir beide wissen, was an den andern daran ist, und wer wir sind."

Dieses erste lange Gespräch mit Speranski verstärkte lediglich bei dem Fürsten Andrei die Empfindung, die er schon bei der ersten Begegnung mit ihm gehabt hatte. Er sah in ihm einen klugen Mann, von ernster Gesinnung und gewaltigem Verstande, der durch Energie und Beharrlichkeit zur Macht gelangt war und diese Macht nun ausschließlich zum Wohle Rußlands

benutzte. Speranski war in den Augen des Fürsten Andrei genau der Mann, der er, Andrei, selbst so lebhaft zu sein wünschte: ein Mann, der alle Erscheinungen des Lebens mit dem Verstande zu erklären imstande war, nur das, was verständig war, gelten ließ und an alles den Maßstab des Verstandes anzulegen wußte. In Speranskis Darlegungen erschien alles so einfach und so klar, daß Fürst Andrei ihm unwillkürlich in allen Stücken beistimmte. Wenn er widersprach und disputierte, so tat er das nur, weil er absichtlich selbständig zu bleiben und sich den Ansichten Speranskis nicht vollständig unterzuordnen wünschte. Alles war an Speranski, wie es sein sollte; alles war gut und schön; nur eines störte den Fürsten Andrei: das war Speranskis kalter, spiegelartiger Blick, der kein Eindringen in die Seele gestattete, und seine weiße, zarte Hand, die Fürst Andrei oft unwillkürlich betrachtete, so wie man es gewöhnlich mit den Händen von Machthabern tut. Der spiegelnde Blick und diese zarte Hand hatten eigentümlicherweise die Wirkung, den Fürsten Andrei nervös zu machen. Unangenehm fiel dem Fürsten Andrei auch noch die übermäßige Geringschätzung der anderen Menschen auf, die er bei Speranski wahrnahm, und ferner dessen bunt wechselndes Verfahren bei den Beweisen, die er zur Unterstützung seiner Ansichten vorbrachte. Er gebrauchte, mit Ausnahme von Bildern und Vergleichen, alle möglichen Waffen aus der Rüstkammer des Geistes und ging allzu kühn, wie es dem Fürsten Andrei vorkam, von einer Waffe zur andern über. Bald stellte er sich auf den Boden des praktischen Handelns und brach den Stab über die theoretischen Träumer; bald ergriff er die Geißel des Satirikers und verspottete seine Gegner mit beißender Ironie; bald stellte er sich als strengen Logiker dar; bald schwang er sich in das Reich der Metaphysik hinauf. (Dieser letzten Kampfart bediente er sich bei der Beweisführung besonders oft.) Er spielte

dann die Streitfrage in die hohen metaphyſiſchen Regionen hinüber, ließ ſich auf die Definitionen des Raumes, der Zeit und des Denkens ein und ſtieg, nachdem er ſich dort mit Widerlegungsgründen verſehen hatte, wieder auf den eigentlichen Boden der Debatte herab.

Aber ein Zug in Speranſkis Geiſte imponierte dem Fürſten Andrei ganz beſonders: das war deſſen zweifelsfreier, unerſchütterlicher Glaube an die unbedingte Macht und geſetzmäßige Oberherrſchaft des Verſtandes. Offenbar konnte in Speranſkis Kopf niemals der dem Fürſten Andrei ganz geläufige Gedanke Eingang finden, daß man denn doch nicht alles, was man denkt, auszudrücken vermöge, und niemals wurde bei ihm ein Zweifel rege: „Iſt nicht vielleicht alles, was ich denke, und alles, was ich glaube, dummes Zeug?" Und gerade dieſe Denkweiſe Speranſkis übte auf den Fürſten Andrei die größte Anziehungskraft aus.

Während der erſten Zeit ſeiner Bekanntſchaft mit Speranſki hegte Fürſt Andrei für ihn ein enthuſiaſtiſches Gefühl der Bewunderung, ähnlich dem, das er früher für Bonaparte empfunden hatte. Der Umſtand, daß Speranſki der Sohn eines Geiſtlichen war und viele dumme Leute meinten, ihn als linkiſchen Popenſohn und beſchränkten Zögling einer geiſtlichen Anſtalt geringſchätzen zu dürfen, dieſer Umſtand veranlaßte den Fürſten Andrei, ihn beſonders ſchonend zu beurteilen, und ſo wurde die Empfindung, die er ihm gegenüber hatte, unbewußt noch verſtärkt.

An jenem erſten Abende, welchen Bolkonſki in Speranſkis Hauſe verlebte, erzählte Speranſki, als von der Kommiſſion für Geſetzgebung die Rede war, dem Fürſten Andrei mit bitterer Ironie, dieſe Kommiſſion beſtehe ſchon hundertfünfzig Jahre lang, habe bereits Millionen gekoſtet und nichts geleiſtet, als daß

Roſenkampf alle Kapitel einer vergleichenden Zuſammenſtellung von Geſetzen mit Etiketten beklebt habe. „Das iſt die ganze Leiſtung, für die das Reich Millionen gezahlt hat!“ ſagte er.

„Wir möchten“, fuhr er dann fort, „gern dem Senat eine neue richterliche Gewalt geben; aber wir haben keine Geſetze. Deshalb iſt es für Männer wie Sie, Fürſt, jetzt geradezu eine Sünde, ſich vom Staatsdienſte fernzuhalten.“

Fürſt Andrei erwiderte, daß hierzu eine juriſtiſche Bildung erforderlich ſei, die er nicht beſitze.

„Aber die beſitzt ja niemand; alſo haben Sie keinen Grund. Nein, das iſt ein circulus vitiosus, aus dem man mit Gewalt herauskommen muß.“

★

Eine Woche darauf war Fürſt Andrei Mitglied des Komitees zur Abfaſſung des Militärreglements und, was er in keiner Weiſe erwartet hatte, Abteilungsvorſteher in der Kommiſſion zur Herſtellung eines Geſetzbuches. Auf Speranſkis Bitte übernahm er den erſten Teil des in der Ausarbeitung begriffenen Bürgerlichen Geſetzbuches und arbeitete mit Hilfe des Code Napoléon und des Juſtinianiſchen Corpus juris an der Fertigſtellung des Abſchnittes: das Perſonenrecht.

VII

Vor ungefähr zwei Jahren, im Jahre 1808, war Pierre, nachdem er von der Reiſe zur Reviſion ſeiner Güter wieder nach Petersburg zurückgekehrt war, ohne es zu wollen, in den Vorſtand der Petersburger Freimaurerei gewählt worden. In dieſer Eigenſchaft veranſtaltete er Tafellogen und Trauerlogen, warb neue Mitglieder und bemühte ſich, eine Vereinigung verſchiedener Logen zuſtande zu bringen und Originalurkunden zu erwerben. Er gab aus eigener Taſche Geld zur Ausſtattung der

Logenräume und erhöhte, soweit er konnte, den Betrag der Almosensammlungen, bei denen die Mehrzahl der Mitglieder sich geizig und säumig zeigte. Das Armenhaus, das der Orden in Petersburg errichtet hatte, erhielt er fast ganz allein aus seinen Mitteln.

Sein Leben verlief dabei in derselben Weise wie früher: unter denselben Genüssen und Ausschweifungen. Er liebte es, gut zu dinieren und stark zu trinken, und obgleich er es für unmoralisch und unwürdig hielt, war er nicht imstande, sich von den Vergnügungen der Junggesellen fernzuhalten, in deren Gesellschaft er lebte.

Trotz der Benommenheit, in die diese Beschäftigungen und diese Genüsse ihn versetzten, begann Pierre dennoch nach Verlauf eines Jahres zu fühlen, daß der Boden der Freimaurerei, auf dem er stand, um so mehr unter seinen Füßen wich, je fester er auf ihm zu fußen bemüht war. Und gleichzeitig fühlte er, daß, je tiefer der Boden unter seinen Füßen wich, es um so weniger von seinem Willen abhing, von diesem Boden loszukommen. Mit seinem Eintritt in die Freimaurerei war es ihm gegangen wie jemandem, der vertrauensvoll einen Fuß auf die ebene Oberfläche eines Sumpfes setzt. Er war mit dem Fuße, den er daraufgesetzt hatte, eingesunken. In dem Wunsche, sich völlig davon zu überzeugen, daß der Boden doch fest sei, hatte er auch den anderen Fuß daraufgesetzt, war mit diesem noch tiefer hineingefahren und watete nun, ohne sich heraushelfen zu können, bis an die Knie im Sumpfe.

Osip Alexejewitsch war nicht in Petersburg. (Er hatte sich in der letzten Zeit von den Angelegenheiten der Petersburger Logen zurückgezogen und lebte jetzt ständig in Moskau.) Alle Logenbrüder waren Männer, die Pierre im gewöhnlichen Leben kannte, und es wurde ihm schwer, in ihnen nur Freimaurerbrüder und nicht den Fürsten B. und Iwan Wasiljewitsch D. und

andere zu sehen, die er im gewöhnlichen Leben großenteils als schwache, geringwertige Menschen kannte. Unter den maurerischen Schürzen und Abzeichen glaubte er bei diesen Leuten ihre Uniformen zu erblicken und die Orden, die im äußeren Leben das Ziel ihres eifrigen Strebens bildeten. Oft, wenn er Almosen sammelte und von zehn Mitgliedern, von denen die Hälfte ebenso reich war wie er, im ganzen nur zwanzig bis dreißig Rubel, noch dazu größtenteils auf Kredit, in der Liste eingetragen fand, mußte Pierre an den Maureneid denken, in welchem jeder Bruder sein ganzes Vermögen für den Nächsten hinzugeben versprach; und in seiner Seele wurden Zweifel rege, die er ohne rechten Erfolg zu verscheuchen suchte.

Alle Brüder, die er kannte, teilte er in vier Klassen ein. Zu der ersten Klasse rechnete er diejenigen Brüder, die weder an der eigentlichen Logenarbeit, noch an der menschenfreundlichen Tätigkeit der Loge aktiven Anteil nahmen, sondern sich ausschließlich mit den Geheimnissen der Ordenswissenschaft beschäftigten: mit Untersuchungen über die dreifache Benennung Gottes, oder über die drei Urelemente der Dinge, Schwefel, Quecksilber und Salz, oder über die Bedeutung des Quadrates und aller Figuren des Salomonischen Tempels. Pierre hegte zwar Achtung vor dieser Klasse der Brüder Maurer, zu welcher namentlich die älteren Brüder gehörten und auch, nach Pierres Meinung, Osip Alexejewitsch selbst; aber er teilte ihre Interessen nicht. Seine Herzensneigung lag nicht nach der mystischen Seite der Freimaurerei hin.

Zu der zweiten Klasse zählte Pierre sich selbst und die ihm ähnlichen Brüder. Das waren diejenigen, die noch suchten, noch schwankenden Schrittes gingen und noch nicht den geraden, deutlichen Weg in der Freimaurerei gefunden hatten, aber ihn zu finden hofften.

Zur dritten Klaſſe rechnete er diejenigen Brüder (und ſie bildeten die größte Zahl), die in der Freimaurerei nichts ſahen als äußerliche Formen und Zeremonien und auf die genaue Innehaltung dieſer äußeren Formen großen Wert legten, ohne ſich um ihren Inhalt und um ihre Bedeutung zu kümmern. Von dieſer Art war zum Beiſpiel Willarſki, ja ſogar der Meiſter vom Stuhle der Hauptloge.

Zu der vierten Klaſſe endlich zählte er eine gleichfalls große Menge von Brüdern, namentlich viele, die in der letzten Zeit in die Brüderſchaft eingetreten waren. Das waren Leute, die nach Pierres Beobachtungen an nichts glaubten, ſich für die Beſtrebungen der Freimaurerei nicht intereſſierten und ſich in die Loge nur deswegen hatten aufnehmen laſſen, um mit jungen, reichen, durch Konnexionen und Rang einflußreichen Brüdern, deren ſehr viele der Loge angehörten, in nähere Beziehung zu kommen.

Pierre begann ſich von ſeiner Tätigkeit unbefriedigt zu fühlen. Es wollte ihm mitunter ſcheinen, als ob die Freimaurerei, oder wenigſtens diejenige Freimaurerei, die er hier kennen gelernt hatte, nur in Äußerlichkeiten beſtehe. Er ließ ſich nicht beikommen, an der Freimaurerei ſelbſt zu zweifeln; aber er argwöhnte, daß die ruſſiſche Freimaurerei auf einen falſchen Weg geraten und von ihrer urſprünglichen Tendenz abgekommen ſei. Und darum reiſte Pierre gegen Ende des Jahres ins Ausland, um ſich in die höheren Geheimniſſe des Ordens einweihen zu laſſen.

★

Gegen Ende des Sommers 1809 kehrte Pierre wieder nach Petersburg zurück. Durch die Korreſpondenz, welche unſere Freimaurer mit denen des Auslandes unterhielten, war bekannt geworden, daß Besuchow ſich im Auslande das Vertrauen vieler

hochgestellter Persönlichkeiten erworben habe, in viele Geheimnisse eingedrungen und zum höchsten Grade befördert sei und vieles mitbringe, wodurch das Gedeihen der gesamten Freimaurerei in Rußland gefördert werden könne. Die Petersburger Maurer kamen sämtlich zu ihm, um sich bei ihm in Gunst zu setzen, und alle gewannen dabei den Eindruck, daß er etwas verberge und für eine besondere Gelegenheit in Bereitschaft setze.

Es wurde eine feierliche Logensitzung des zweiten Grades angesetzt, und Pierre versprach, in dieser Sitzung das mitzuteilen, was er den Petersburger Brüdern von den höchsten Leitern des Ordens auszurichten habe. Die Sitzung war zahlreich besucht. Nach den gewöhnlichen Zeremonien stand Pierre auf und begann seine Rede.

„Liebe Brüder!" begann er, errötend und stotternd, mit dem Manuskripte in der Hand. „Es ist nicht genug, daß wir in der Stille der Loge unsere Geheimnisse hüten; wir müssen wirken ... wirken. Wir haben uns von Schläfrigkeit überwältigen lassen; aber wir müssen wirken." Pierre nahm sein Heft und fing an vorzulesen.

„Um die reine Wahrheit auszubreiten und der Tugend zum Siege zu verhelfen," las er, „müssen wir die Menschen von Vorurteilen befreien, müssen Grundsätze verbreiten, die mit dem Geiste der Zeit im Einklang stehen, und müssen uns der Erziehung der Jugend annehmen. Wir müssen uns durch unzerreißbare Bande mit den verständigsten Männern vereinigen, müssen Aberglauben, Unglauben und Dummheit kühn und zugleich mit Überlegung überwinden und müssen aus der Zahl unserer Anhänger Menschen heranbilden, die durch die Einheitlichkeit des Zieles fest verbunden sind und dadurch Macht und Einfluß besitzen.

„Um dieſes Ziel zu erreichen, müſſen wir der Tugend das Übergewicht über das Laſter verſchaffen; wir müſſen dahin ſtreben, daß der ehrenhafte Menſch ſchon auf dieſer Welt einen lebenslänglichen Lohn für ſeine Tugend erhalte. Aber bei der Verfolgung dieſer hohen Ziele werden wir durch die äußeren politiſchen Einrichtungen ſtark behindert. Was ſollen wir bei dieſer Lage der Dinge tun? Sollen wir die Revolutionen begünſtigen, alles umſtürzen, Gewalt mit Gewalt vertreiben? ... Nein, von einem ſolchen Verfahren ſind wir weit entfernt. Jede gewaltſame Reform iſt tadelnswert, weil ſie das Übel nicht beſſern wird, ſolange die Menſchen ſo bleiben, wie ſie ſind, und weil die Weisheit nicht der Gewalt bedarf.

„Das ganze Streben des Ordens muß darauf gerichtet ſein, charakterfeſte, tugendhafte Menſchen heranzubilden; alle aber müſſen verbunden ſein durch die Einheitlichkeit des Zieles, welches darin beſteht, überall und mit allen Kräften das Laſter und die Dummheit zu verfolgen, die Talente und die Tugend zu beſchützen, würdige Männer aus dem Staube heraufzuheben und zu Mitgliedern unſerer Brüderſchaft zu machen. Nur dann wird unſer Orden die Macht haben, den Beſchützern der Unordnung unmerklich die Hände zu binden und ſie zu zügeln und zu leiten, ohne daß ſie ſelbſt ſich deſſen bewußt werden. Mit einem Worte, es iſt notwendig, eine allumfaſſende Regierungsform zu ſchaffen, welche ſich über die ganze Welt ausdehnen muß, ohne doch die bürgerlichen Bande zu zerſtören, und bei welcher alle übrigen Regierungen in ihrer gewohnten Ordnung werden fortbeſtehen und alles wie bisher werden tun können, mit einziger Ausnahme ſolcher Handlungen, die dem hohen Ziele unſeres Ordens widerſtreiten, das darin beſteht, der Tugend zum Siege über das Laſter zu verhelfen. Dieſes Ziel hat ſich ſchon das Chriſtentum geſetzt. Es hat die Menſchen gelehrt, weiſe und gut zu ſein

und zu ihrem eigenen Heile dem Beispiele und den Mahnungen der besten und weisesten Menschen zu folgen.

„Damals, als alles in Finsternis begraben lag, konnte allerdings die Predigt allein als ausreichend betrachtet werden; die Neuheit der Wahrheit verlieh der Wahrheit eine besondere Kraft; aber heutzutage bedürfen wir weit stärkerer Mittel. Jetzt ist erforderlich, daß der Mensch, der sich ja durch das Streben nach Genuß leiten läßt, in der Tugend den Reiz des Genusses finde. Die Leidenschaften auszurotten ist unmöglich; wir müssen nur darauf bedacht sein, sie auf ein edles Ziel zu lenken, und daher ist notwendig, daß ein jeder seine Leidenschaften in den Grenzen der Tugend befriedigen kann, und daß unser Orden ihm dazu die Mittel an die Hand gibt.

„Wenn wir erst eine gewisse Zahl würdiger Männer in jedem Staate haben werden und jeder von ihnen wieder ein paar andere heranbilden wird und sie alle eng untereinander verbunden sein werden, dann wird unserm Orden, der im stillen schon so viel für das Wohl der Menschheit getan hat, alles möglich sein, ja alles."

Diese Rede machte in der Loge nicht nur einen starken Eindruck, sondern sie rief sogar eine gewaltige Aufregung hervor. Die Mehrzahl der Brüder erblickte in dieser Rede die gefährlichen Ideen des Illuminatentums und nahm Pierres Rede mit einer Kälte auf, die ihn in Staunen versetzte. Der Meister vom Stuhle begann Einwendungen vorzubringen. Pierre entwickelte seine Gedanken mit immer größerer Wärme. Seit langer Zeit hatte keine Sitzung einen so stürmischen Verlauf genommen. Es bildeten sich Parteien: die einen griffen Pierre an und beschuldigten ihn des Illuminatentums; die andern standen ihm bei. Zum ersten Male drängte sich ihm bei dieser Versammlung überraschend die Tatsache auf, daß die Menschenköpfe von einer un-

endlichen Mannigfaltigkeit sind, welche bewirkt, daß keine Wahrheit sich auch nur zwei Menschen auf die gleiche Weise darstellt. Sogar diejenigen Mitglieder, die anscheinend auf seiner Seite standen, faßten seine Idee jeder auf seine besondere Art auf, mit Einschränkungen und Abweichungen, denen Pierre nicht zustimmen konnte, da er gerade darauf besonderen Wert legte, seine Idee genau so weiter zu verbreiten, wie er selbst sie auffaßte.

Gegen den Schluß der Sitzung richtete der Meister vom Stuhle in übelwollendem, ironischem Tone an Pierre eine tadelnde Bemerkung: er sei zu hitzig geworden und habe sich bei der Debatte nicht lediglich von Liebe zur Tugend, sondern auch von seiner Kampflust leiten lassen. Pierre gab ihm darauf keine Antwort, sondern fragte nur kurz, ob sein Antrag Annahme finden werde. Es wurde ihm erwidert, dies werde nicht der Fall sein, und Pierre verließ die Loge, ohne die üblichen Formalitäten abzuwarten, und fuhr nach Hause.

VIII

Über Pierre kam nun wieder jene Schwermut, die er so sehr fürchtete. Nachdem er in der Loge seine Rede gehalten hatte, lag er drei Tage lang zu Hause auf dem Sofa; er empfing niemand und besuchte niemand.

In dieser Zeit erhielt er einen Brief von seiner Frau, die ihn inständig um eine Unterredung bat und schrieb, wie sehr sie sich nach ihm sehne und ihm ihr ganzes Leben zu weihen wünsche.

Am Schlusse des Briefes teilte sie ihm mit, daß sie in den nächsten Tagen aus dem Auslande wieder in Petersburg eintreffen werde.

Bald nachdem Pierre diesen Brief empfangen hatte, drang

ein Bruder Maurer, welchen Pierre nicht ſonderlich ſchätzte, zu ihm in ſeine Einſamkeit, leitete das Geſpräch auf Pierres eheliche Verhältniſſe und ſagte ihm in Form eines brüderlichen Rates, ſeine Strenge gegen ſeine Frau ſei ungerecht, und Pierre verſtoße gegen die erſten Grundſätze der Freimaurerei, wenn er der Reuigen nicht verzeihe.

Um dieſe ſelbe Zeit ſchickte ſeine Schwiegermutter, die Frau des Fürſten Waſili, zu Pierre und erſuchte ihn dringend, ſie wenigſtens auf ein paar Minuten zu beſuchen, da ſie mit ihm über eine ſehr wichtige Angelegenheit zu reden habe. Pierre ſah, daß eine Verabredung gegen ihn beſtand und man ihn wieder mit ſeiner Frau zuſammenbringen wollte, und dies war ihm in dem Zuſtande, in dem er ſich jetzt befand, nicht einmal unangenehm. Ihm war alles gleich: nichts im Leben erſchien ihm wichtig, und unter dem Einfluſſe der Schwermut, die ihn in ihrem Banne hielt, legte er weder auf ſeine eigene Freiheit Wert, noch auf eine hartnäckige Fortſetzung der Beſtrafung ſeiner Frau.

„Niemand hat recht, niemand iſt ſchuldig; alſo iſt auch ſie nicht ſchuldig," dachte er.

Wenn Pierre nicht ſofort ſeine Zuſtimmung zu ſeiner Wiedervereinigung mit ſeiner Frau ausſprach, ſo unterließ er dies nur deswegen, weil er in dem Zuſtande von Schwermut, in dem er ſich befand, überhaupt nicht die Kraft hatte, irgend etwas zu tun. Wäre ſeine Frau zu ihm gekommen,ſo hätte er ſie jetzt nicht von ſich gewieſen. War es denn im Vergleich mit dem, was ihn beſchäftigte, nicht ganz gleichgültig, ob er mit ſeiner Frau zuſammenlebte oder nicht?

Ohne ſeiner Frau oder ſeiner Schwiegermutter zu antworten, machte ſich Pierre eines Abends reiſefertig und fuhr nach Moskau, um Oſip Alexejewitſch aufzuſuchen. Über dieſen Beſuch trug Pierre in ſein Tagebuch folgendes ein:

„Moskau, den 17. November.

Soeben komme ich von meinem Wohltäter zurück und beeile mich, alles zu notieren, was ich bei ihm geſehen und gehört habe. Oſip Alexejewitſch lebt ärmlich und leidet ſchon ſeit mehr als zwei Jahren an einer ſchmerzhaften Blaſenkrankheit. Aber nie hat jemand aus ſeinem Munde einen Seufzer oder ein Wort der Klage gehört. Er iſt vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht hinein, mit einziger Ausnahme der Zeiten, wo er ſeine einfachen Mahlzeiten zu ſich nimmt, mit wiſſenſchaftlicher Arbeit beſchäftigt. Er nahm mich freundlich auf und lud mich ein, mich auf das Bett zu ſetzen, auf dem er lag; ich machte ihm das Zeichen der Ritter vom Orient und von Jeruſalem; er antwortete mir mit demſelben Zeichen und befragte mich mit einem milden Lächeln nach dem, was ich in den preußiſchen und ſchottiſchen Logen erfahren und erworben hätte. Ich erzählte ihm alles, ſo gut ich es vermochte, ich teilte ihm die Leitgedanken mit, die ich in unſerer Petersburger Loge in Vorſchlag gebracht hatte, und berichtete ihm von der üblen Aufnahme, die ich dabei gefunden hatte, und von dem Bruche, der zwiſchen mir und den Brüdern erfolgt war. Oſip Alexejewitſch ſchwieg längere Zeit und dachte nach; dann ſetzte er mir über alles dies ſeine Anſicht auseinander, die mir in einem Momente die geſamte Vergangenheit und den ganzen in der Zukunft vor mir liegenden Weg beleuchtete. Er ſetzte mich in Verwunderung durch die Frage, ob ich mich wohl erinnere, worin das dreifache Ziel des Ordens beſtehe: 1. in der Bewahrung und Erkenntnis des Geheimniſſes, 2. in der Läuterung und Beſſerung unſeres eigenen Selbſt, um jenes aufnehmen zu können, und 3. in der Beſſerung des Menſchengeſchlechtes durch das Streben nach einer ſolchen Läuterung. Welches ſei nun das erſte und wichtigſte Ziel unter dieſen dreien? Gewiß doch die eigene Beſſerung und Läuterung. Nur nach

dieſem Ziele ſeien wir imſtande immer zu ſtreben, unabhängig von allen äußeren Umſtänden. Aber gleichzeitig verlange gerade dieſes Ziel von uns die allergrößte Anſtrengung, und daher ließen wir, von unſerm Dünkel auf einen Irrweg geleitet, gern dieſes Ziel beiſeite und nähmen entweder das Geheimnis in Angriff, das wir doch wegen unſerer Unreinheit nicht würdig ſeien in uns aufzunehmen, oder die Beſſerung des Menſchengeſchlechtes, obgleich wir doch den Menſchen in unſerer eigenen Perſon ein Beiſpiel von Schändlichkeit und Sittenloſigkeit gäben. Das Illuminatentum könne namentlich deswegen nicht als die reine Lehre betrachtet werden, weil es ſich zu einer politiſchen Tätigkeit habe verleiten laſſen und in einen falſchen Dünkel hineingeraten ſei. Auf Grund dieſer Anſchauung tadelte Oſip Alexejewitſch meine Rede und meine ganze Tätigkeit. Ich ſtimmte ihm in der Tiefe meiner Seele zu. Als das Geſpräch ſich meinen Familienangelegenheiten zuwandte, ſagte er zu mir: ‚Die wichtigſte Pflicht eines wahren Freimaurers beſteht, wie ich Ihnen ſchon ſagte, in der Vervollkommnung des eigenen Selbſt. Aber wir denken oft, wir könnten dadurch, daß wir alle Schwierigkeiten des Lebens von uns fernhalten, dieſes Ziel leichter erreichen. Das Gegenteil iſt richtig, mein Herr! Nur inmitten der Erregungen, die das Leben in der Welt mit ſich bringt, können wir die drei Hauptziele erreichen: 1. Selbſterkenntnis; denn der Menſch kann ſich ſelbſt nur durch Vergleichung erkennen, 2. Vervollkommnung; denn zu dieſer gelangt man nur durch Kampf, und 3. die Haupttugend: Liebe zum Tode; denn nur die Widerwärtigkeiten des Lebens können uns von der Wertloſigkeit des Lebens überzeugen und ſo die uns angeborene Sehnſucht nach dem Tode oder nach einer Wiedergeburt zu einem neuen Leben verſtärken.‘ Dieſe Worte ſind um ſo bemerkenswerter, da Oſip Alexejewitſch trotz ſeiner ſchweren

körperlichen Leiden ſich nie durch das Leben bedrückt fühlt, aber den Tod liebt, für den er trotz aller Reinheit und Erhabenheit ſeines inneren Menſchen noch nicht genügend vorbereitet zu ſein glaubt. Dann erklärte mir mein edler Freund in vollem Umfange die Bedeutung des großen Quadrates der Schöpfung und wies darauf hin, daß die Dreizahl und die Siebenzahl die Grundlage von allem ſind. Er riet mir, mich nicht von der Gemeinſchaft mit den Petersburger Brüdern zurückzuziehen und, da ich ja in der Loge nur die Pflichten des zweiten Grades zu erfüllen hätte, nach beſten Kräften die Brüder vor den Verlockungen des Dünkels zu bewahren und ſie auf den richtigen Weg der Selbſterkenntnis und Vervollkommnung zu leiten. Außerdem riet er mir, zu meinem eigenen Beſten vor allen Dingen mich ſelbſt zu beobachten, und gab mir zu dieſem Zwecke ein Heft, eben das, in welchem ich ſchreibe, und in dem ich auch künftig alle meine Handlungen aufzeichnen werde."

„Petersburg, den 23. November.

Ich lebe wieder mit meiner Frau zuſammen. Meine Schwiegermutter kam in Tränen zu mir und ſagte, Helene wäre hier und bäte mich inſtändig, ſie anzuhören; ſie ſei ſchuldlos, ſie ſei unglücklich darüber, daß ich mich von ihr getrennt hätte, und vieles andere. Ich ſah voraus, daß, wenn ich in ein Wiederſehen willigte, ich nicht imſtande ſein würde, ihr die Erfüllung ihres Wunſches länger zu verſagen. In meinem Zweifel wußte ich nicht, an wen ich mich um Rat und Hilfe wenden ſollte. Wäre mein Wohltäter hier, ſo hätte er mir das Richtige geſagt. Ich zog mich in mein Zimmer zurück, las die früheren Briefe Oſip Alexejewitſchs durch, rief mir die Geſpräche mit ihm ins Gedächtnis zurück und kam aus alledem zu dem Reſultate, daß ich einen Bittenden nicht abweiſen darf, und daß ich verpflichtet bin, einem jeden die helfende Hand zu reichen, einem jeden und um wie viel mehr

jemandem, der ſo eng mit mir verbunden iſt, und daß ich verpflichtet bin, mein Kreuz zu tragen. Aber wenn ich ihr um der Tugend willen verziehen habe, ſo ſoll auch meine Wiedervereinigung mit ihr nur einen geiſtigen Zweck haben. Das war die Entſcheidung, zu der ich gelangte, und das ſchrieb ich auch an Oſip Alexejewitſch. Ich ſagte meiner Frau, ich bäte ſie, alles Vergangene zu vergeſſen und mir das zu verzeihen, worin ich etwa ihr gegenüber gefehlt hätte; ich meinerſeits hätte ihr nichts zu verzeihen. Es machte mir Freude, ihr das zu ſagen. Sie ſoll nicht erfahren, wie ſchwer es mir geworden iſt, ſie wieder zu ſehen. Ich habe mich in dem großen Hauſe in den Zimmern des oberen Stockwerks einquartiert und empfinde das beglückende Gefühl der geiſtigen Wiedergeburt."

IX

Wie immer, teilte ſich auch damals die höhere Geſellſchaft, die bei Hofe und auf großen Bällen zuſammenkam, in mehrere Kreiſe, von denen ein jeder ſeine beſondere Färbung hatte. Unter dieſen Kreiſen war der größte der franzöſiſche Kreis, der durch ſeine Zuſammenſetzung die Allianz mit Napoleon zur Anſchauung brachte, und an deſſen Spitze der Reichskanzler Graf Rumjanzew und der franzöſiſche Geſandte Graf Caulaincourt ſtanden. In dieſem Kreiſe nahm Helene, ſeit ſie wieder bei ihrem Manne in Petersburg wohnte, eine ſehr bedeutende Stellung ein. In ihrem Salon verkehrten die Herren von der franzöſiſchen Geſandtſchaft und eine große Menge als geiſtreich und liebenswürdig bekannter Männer, die dieſer Richtung angehörten.

Helene war in Erfurt zur Zeit der berühmten Kaiſerzuſammenkunft geweſen und hatte dieſe Beziehungen zu allen napoleoniſchen Notabilitäten Europas von dort mitgebracht. In Erfurt

hatte ſie einen glänzenden Erfolg gehabt. Napoleon ſelbſt, dem ſie im Theater aufgefallen war, hatte von ihr geſagt: „Ein großartiger Leib!“ Über ihren Erfolg als ſchöne, elegante Frau wunderte Pierre ſich nicht, da ſie mit den Jahren noch ſchöner geworden war als früher. Aber etwas anderes ſetzte ihn in Erſtaunen: daß ſeine Frau in dieſen zwei Jahren den Ruf „einer anziehenden, ebenſo geiſtvollen wie ſchönen Frau“ erworben hatte. Der bekannte Fürſt von Ligne ſchrieb ihr acht Seiten lange Briefe; Bilibin hielt ſeine Witzworte zurück, um ſie im Salon der Gräfin Beſuchowa zum erſtenmal von ſich zu geben. In dem Salon der Gräfin Beſuchowa empfangen zu werden galt als eine Art von urkundlichem Beleg dafür, daß man ein Mann von Geiſt ſei. Die jungen Männer ſtudierten vor Helenens Abendgeſellſchaften allerlei Bücher durch, um Stoff zu haben, über den ſie in ihrem Salon ſprechen könnten, und die Geſandtſchaftsſekretäre, ja ſogar die Geſandten ſelbſt vertrauten ihr diplomatiſche Geheimniſſe an, ſo daß Helene in gewiſſem Sinne eine Macht war. Pierre, welcher wußte, daß ſie ſehr dumm war, empfand mitunter ein ſeltſames Gefühl von Staunen und Angſt, wenn er bei ihren Soireen und Diners zugegen war und dabei über Politik, Poeſie und Philoſophie geſprochen wurde. Es war ihm bei ſolchen Gelegenheiten ungefähr wie einem Taſchenſpieler zumute, der jeden Augenblick erwarten muß, daß ein Betrug zutage kommt. Aber mochte es nun daher kommen, daß gerade eine Portion Dummheit dazu nötig iſt, um einen ſolchen Salon zu halten, oder daher, daß die Betrogenen ſelbſt an dem Betruge Vergnügen fanden: genug, der Betrug wurde nicht aufgedeckt, und der Ruf der Gräfin Jelena Waſiljewna Beſuchowa als einer intereſſanten, geiſtvollen Frau ſtand ſo unerſchütterlich feſt, daß ſie die ärgſten Plattheiten und Dummheiten ſagen konnte und doch alle Leute von jedem ihrer Worte

entzückt waren und darin einen tiefen Sinn ſuchten, von dem ſie ſelbſt keine Ahnung hatte.

Pierre war gerade der Gatte, den dieſe glänzende Weltdame brauchte. Er war ein zerſtreuter Sonderling und als Ehemann ein grand seigneur, der niemand ſtörte und nicht nur den allgemeinen Eindruck des erſtklaſſigen Salons nicht verdarb, ſondern der Eleganz und dem Takte ſeiner Frau durch ſein ganz entgegengeſetztes Verhalten als vorteilhafter Hintergrund diente. Pierre, der ſich in dieſen zwei Jahren beſtändig und angelegentlich nur mit nicht materiellen Intereſſen beſchäftigt hatte und alles übrige herzlich geringſchätzte, redete in den ihm ſehr unintereſſanten Geſellſchaften ſeiner Frau mit allen in jenem gleichgültigen, läſſigen, wohlwollenden Tone, den man ſich nicht künſtlich aneignen kann, und der eben darum dem Hörer unwillkürlich Achtung abzwingt. Er ging in den Salon ſeiner Frau wie ins Theater, war mit allen bekannt, ſprach allen in gleicher Weiſe ſeine Freude aus, ſie zu ſehen, und ließ alle in gleicher Weiſe merken, daß ſie ihm völlig gleichgültig waren. Manchmal, wenn ihn ein Geſpräch intereſſierte, beteiligte er ſich daran und ſprach dann ohne Rückſicht darauf, ob die Herren von der Geſandtſchaft anweſend waren oder nicht, in ſeiner liſpelnden Manier ſeine Anſichten aus, die mit dem Tone, der zu der betreffenden Zeit der herrſchende war, oft recht wenig harmonierten. Aber das Urteil über den wunderlichen Gatten der diſtinguierteſten Frau von ganz Petersburg ſtand bereits ſo feſt, daß niemand ſeine ſchroffen Expektorationen ernſt nahm.

Unter den vielen jungen Männern, die nach Helenens Rückkehr aus Erfurt täglich in ihrem Hauſe aus und ein gingen, konnte Boris Drubezkoi, der es in ſeiner dienſtlichen Laufbahn ſchon recht weit gebracht hatte, als der intimſte Freund des Besuchowſchen Hauſes betrachtet werden. Helene nannte ihn „mein Page“

und behandelte ihn wie einen Knaben. Ihr Lächeln im Verkehr mit ihm war dasselbe wie allen gegenüber; aber manchmal hatte Pierre eine unangenehme Empfindung, wenn er dieses Lächeln sah. Boris benahm sich gegen Pierre mit besonderem Respekte, der etwas Würdevolles, Trübes an sich hatte. Diese besondere Nuance der Respektsbezeigung hatte gleichfalls die Wirkung, Pierre zu beunruhigen. Pierre hatte drei Jahre vorher so schwer unter der Kränkung gelitten, die ihm seine Frau angetan hatte, daß er sich jetzt vor der Möglichkeit einer ähnlichen Kränkung erstens dadurch zu retten suchte, daß er nicht der Mann seiner Frau war, und zweitens dadurch, daß er absichtlich jeden Verdacht von vornherein zurückwies.

„Nein, jetzt, wo sie ein Blaustrumpf geworden ist, hat sie den früheren Gelüsten für immer Valet gesagt," dachte er. „Es hat noch nie ein Beispiel gegeben, daß Blaustrümpfe sinnliche Regungen gehabt hätten," fügte er im stillen hinzu; aber woher er diese Regel, an die er fest glaubte, eigentlich entnommen hatte, das war nicht zu sagen. Trotzdem jedoch übte Boris' Anwesenheit in dem Salon seiner Frau (und Boris war fast beständig dort) auf Pierre eine merkwürdige physische Wirkung aus: alle seine Glieder waren wie gefesselt, und seine Bewegungen hörten auf frei und unbewußt zu sein.

„Eine seltsame Antipathie!" dachte Pierre. „Und früher hat er mir doch sogar ganz gut gefallen!"

In den Augen der Welt war Pierre ein großer Herr, der etwas blinde, komische Gatte einer berühmten Frau, ein intelligenter Sonderling, der nichts Nützliches tat, aber auch niemandem schadete, von Charakter ein braver, guter Mensch. Aber in Pierres Innerem ging während dieser ganzen Zeit ein komplizierter, schwieriger seelischer Entwicklungsprozeß vor, der ihn vieles verstehen lehrte und ihn durch Zweifel hindurch zu schönen Freuden führte.

X

Er führte sein Tagebuch fort und trug in dieser Zeit folgendes ein: „Den 24. November.

Ich stand um acht Uhr auf und las in der Heiligen Schrift; dann ging ich zum Dienste" (auf den Rat seines edlen Freundes war Pierre in den Staatsdienst getreten, und zwar als Mitglied einer der Kommissionen), „kam zum Mittagessen nach Hause und speiste allein (bei der Gräfin waren viele Gäste, die mir nicht gefielen). Ich aß und trank mäßig und machte nach dem Mittagessen Abschriften einiger Schriftstücke für die Brüder. Am Abend ging ich zu der Gräfin hinunter und erzählte eine komische Geschichte über Herrn B., und erst als alle schon laut lachten, kam es mir zum Bewußtsein, daß ich die Geschichte nicht hätte erzählen sollen.

Jetzt lege ich mich in glücklicher, ruhiger Gemütsstimmung schlafen. Großer Gott, hilf mir, auf Deinen Wegen wandeln, damit ich 1. den Zorn durch Sanftmut und Bedächtigkeit überwinde, 2. die Lüsternheit durch Selbstbeherrschung und Abscheu, 3. mich von nichtigem Treiben fernhalte, ohne doch zu verabsäumen: a) die Tätigkeit im Staatsdienste, b) die Sorge für die Familie, c) den Umgang mit Freunden und d) die wirtschaftliche Tätigkeit."

„Den 27. November.

Spät aufgestanden; ich hatte nach dem Aufwachen noch lange im Bette gelegen und mich der Trägheit überlassen. Mein Gott! Hilf mir und stärke mich, damit ich auf Deinen Wegen gehen kann. Ich las in der Heiligen Schrift, aber ohne die richtige Empfindung. Es kam Bruder Urusow, und wir unterhielten uns über das nichtige Treiben der Welt. Er erzählte von neuen Plänen des Kaisers. Ich wollte schon anfangen, sie zu tadeln;

aber ich dachte noch rechtzeitig an meine Grundſätze und an die Worte meines Wohltäters, daß der richtige Freimaurer ein eifriger Arbeiter im Staatsdienſte ſein müſſe, ſobald ſeine Mitwirkung verlangt werde, und ein ruhiger Beobachter deſſen, woran mitzuarbeiten er nicht berufen ſei. Meine Zunge iſt mein Feind. Die Brüder G., W. und O. beſuchten mich; es fand eine Vorbeſprechung über die Aufnahme eines neuen Bruders ſtatt. Sie fordern mich auf, dabei die Obliegenheiten des Bruder Redners zu übernehmen. Aber ich fühle mich zu ſchwach und unwürdig. Dann kam die Rede auf die Erklärung der ſieben Säulen und Stufen des Tempels. Sieben Wiſſenſchaften, ſieben Tugenden, ſieben Laſter, ſieben Gaben des Heiligen Geiſtes. Bruder O. ſetzte das alles in ſchöner Rede auseinander. Am Abend wurde die Aufnahme vollzogen. Die neue Ausſtattung der Räumlichkeiten trug viel zu dem würdigen Eindrucke der Feierlichkeit bei. Der Aufgenommene war Boris Drubezkoi. Ich habe ihn vorgeſchlagen und bin auch der Bruder Redner geweſen. Ein ſeltſames Gefühl beunruhigte mich die ganze Zeit über, als ich mit ihm in dem dunklen Gemache war. Ich bemerkte in mir eine Empfindung des Haſſes gegen ihn, die ich vergebens zu überwinden ſuchte. Gerade deshalb wünſchte ich aufrichtig, ihn vom Böſen zu retten und ihn auf den Weg der Wahrheit zu leiten; aber die argen Gedanken in betreff ſeiner wollten nicht von mir weichen. Es ſchien mir, als beſtände ſeine Abſicht bei dem Eintritte in die Brüderſchaft nur darin, mit hochgeſtellten Männern, die zu unſerer Loge gehören, in nähere Beziehung zu treten und ihre Gunſt zu gewinnen. Er erkundigte ſich einige Male bei mir, ob nicht die Herren N. und S. Mitglieder unſerer Loge ſeien (worauf ich ihm nicht antworten durfte); auch iſt er nach meinen Beobachtungen nicht fähig, eine wirkliche Hochachtung gegen unſern heiligen Orden zu empfinden, und iſt zu ſehr mit ſeinem

äußeren Menschen beschäftigt und zu sehr mit diesem zufrieden, als daß er den Wunsch nach einer geistigen Veredelung hegen könnte; aber von diesen Gründen abgesehen, hatte ich keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß er zur Aufnahme geeignet ist; nur machte er mir den Eindruck, als sei er nicht aufrichtig, und die ganze Zeit über, während ich mit ihm in dem dunklen Gemache unter vier Augen war, schien es mir, als lächle er geringschätzig über das, was ich sagte, und es kam mir wirklich die Lust an, seine nackte Brust mit dem Degen zu durchbohren, den ich gegen sie gerichtet hielt. Ich war nicht imstande gewandt und schön zu sprechen und konnte mich nicht entschließen, meinen Zweifel den Brüdern und dem Meister vom Stuhle offen mitzuteilen. O großer Baumeister der Natur, hilf mir die richtigen Wege finden, die aus dem Labyrinthe der Lüge hinausführen!"

Dahinter waren in dem Tagebuche drei Blätter freigelassen; dann war folgendes eingetragen:

„Ich hatte ein langes, lehrreiches Gespräch unter vier Augen mit Bruder W., der mir den Rat gab, mich an Bruder A. anzuschließen. Es wurde mir trotz meiner Unwürdigkeit vieles enthüllt. Adonai ist der Name des Weltschöpfers. Elohim ist der Name dessen, der alles regiert. Der dritte Name ist unaussprechlich und bedeutet das All. Die Unterredungen mit Bruder W. stärken, erfrischen und kräftigen mich bei der Wanderung auf dem Wege zur Tugend. Wenn er anwesend ist, ist kein Raum für einen Zweifel. Der Unterschied der armseligen Lehre der profanen Wissenschaften von unserer heiligen, alles umfassenden Lehre ist mir klar: die menschlichen Wissenschaften zergliedern alles, um es zu begreifen; sie töten alles, um es zu betrachten; in der heiligen Wissenschaft unseres Ordens dagegen ist alles einheitlich, alles wird in seiner Zusammengehörigkeit und im Zustande des Lebens erkannt. Die Dreieinigkeit — drei Urelemente der

Dinge – Schwefel, Queckſilber und Salz. Der Schwefel iſt von öliger und feuriger Beſchaffenheit; in Verbindung mit dem Salze ruft er durch ſeine feurige Natur in dem Salze ein heißes Verlangen hervor, mittels deſſen das Salz das Queckſilber anzieht, erfaßt, feſthält und mit ihm vereint neue, eigenartige Körper hervorbringt. Das Queckſilber iſt eine flüſſige, flüchtige, geiſtige Subſtanz. – Chriſtus, der Heilige Geiſt, Er."

„Den 3. Dezember.

Ich wachte erſt ſpät auf und las in der Heiligen Schrift, aber ohne rechte Empfindung. Dann verließ ich mein Schlafzimmer und ging im Saale auf und ab. Ich wollte nachdenken; aber ſtatt deſſen ſtellte mir meine Einbildungskraft ein Begebnis wieder vor Augen, das ſchon vier Jahre zurückliegt. Als Herr Dolochow nach meinem Duell mit ihm mir einmal in Moskau begegnete, ſagte er zu mir, er hoffe, daß ich mich jetzt trotz der Abweſenheit meiner Gattin in vollſtändiger Seelenruhe befände. Ich antwortete ihm damals nicht. Jetzt nun erinnerte ich mich an alle Einzelheiten dieſer Begegnung und gab ihm im Geiſte die böſeſten, biſſigſten Antworten. Erſt als ich merkte, daß ich in heftigen Zorn geraten war, kam ich zur Beſinnung und verſcheuchte dieſen Gedanken; aber ich bereute dieſe Verirrung nicht in hinreichendem Maße. Nachher kam Boris Drubezkoi und begann allerlei Tagesereigniſſe zu erzählen; ich war gleich von ſeinem Eintritt an mißgeſtimmt über ſeinen Beſuch und ſagte ihm einige unfreundliche Worte. Er erwiderte etwas darauf. Ich brauſte auf und ſagte ihm eine Menge Unartigkeiten und ſogar Grobheiten. Er ſchwieg jetzt, und nun erſt, wo es zu ſpät war, erkannte ich den von mir begangenen Fehler. O Gott, ich verſtehe ſchlechterdings nicht, mit ihm umzugehen. Die Urſache davon iſt meine Eigenliebe. Ich glaube über ihm zu ſtehen und werde dadurch weit ſchlechter als er; denn er zeigt meiner Grobheit

gegenüber eine freundliche Nachsicht, ich dagegen nähre gegen ihn eine arge Geringschätzung. O Gott, gib, daß ich in seiner Anwesenheit mehr Erkenntnis für meine Schlechtigkeit habe und mich so benehme, daß auch er davon Nutzen haben kann. Nach dem Mittagessen legte ich mich zum Schlafen hin, und in dem Augenblicke, als ich einschlief, hörte ich deutlich eine Stimme, die mir in das linke Ohr sagte: ‚Dein Tag.'

Ich träumte, daß ich im Dunkeln ginge und plötzlich von Hunden umringt sei; aber ich ging ohne Furcht weiter; plötzlich packte mich ein kleiner Hund mit den Zähnen am linken Schenkel und ließ mich nicht los. Ich begann ihn mit den Händen zu würgen. Aber kaum hatte ich ihn losgelassen, als mich ein anderer, größerer, biß. Ich hob ihn in die Höhe, und je höher ich ihn hob, um so größer und schwerer wurde er. Und auf einmal kam Bruder A., faßte mich unter den Arm, nahm mich mit sich fort und führte mich zu einem Gebäude; um in dieses Gebäude hineinzugelangen, mußte man über ein schmales Brett gehen. Ich trat darauf; das Brett bog sich, rutschte ab und fiel, und ich versuchte auf einen Zaun zu klettern, an dessen obere Kante ich nur so gerade mit den Händen heranreichte. Nach großen Anstrengungen zog ich meinen Körper so herüber, daß die Beine auf der einen Seite hingen und der Oberkörper auf der andern. Ich blickte um mich und sah, daß Bruder A. auf dem Zaune stand und auf eine große Allee und einen Garten hinwies; und in dem Garten war ein großes, schönes Gebäude. Ich erwachte. Herr Gott, großer Baumeister der Natur! Hilf mir, die Hunde, meine Leidenschaften, abschütteln und namentlich die letzte von ihnen, die die Kräfte aller früheren in sich vereinigt, und hilf mir, daß ich in jenen Tempel der Tugend eintrete, dessen Anblick ich im Traume genießen durfte."

„Den 7. Dezember.

Mir träumte, Oſip Alexejewitſch ſaß bei mir in meinem Hauſe, und ich freute mich darüber ſehr und wollte ihn bewirten. Ich plauderte ohne Unterbrechung mit fremden Leuten, und auf einmal fiel mir ein, daß ihm das nicht gefallen könne, und ich wollte an ihn herantreten und ihn umarmen. Aber ſowie ich näher herankam, ſah ich, daß ſein Geſicht ſich verwandelte und jung wurde, und er ſagte leiſe etwas zu mir aus der Ordenslehre, ſo leiſe, daß ich es nicht verſtehen konnte. Dann gingen wir alle aus dem Zimmer hinaus, und hier begab ſich nun etwas Wunderliches: wir ſaßen oder lagen auf dem Fußboden. Er ſagte etwas zu mir. Aber ich wollte ihm gern meine tiefe Empfindung zeigen und begann, ohne auf ſeine Reden hinzuhören, mir den Zuſtand meines inneren Menſchen vorzuſtellen, und wie mich die Gnade Gottes überſchattete. Und die Tränen traten mir in die Augen, und es war mir angenehm, daß er das bemerkte. Aber er blickte mich zornig an und ſprang, ſeine Rede abbrechend, auf. Ich wurde ängſtlich und fragte, ob das, was er geſagt habe, ſich auf mich bezogen hätte; aber er antwortete nichts und machte mir wieder ein freundliches Geſicht, und nun befanden wir uns auf einmal in meinem Schlafzimmer, wo das zweiſchläfrige Bett ſteht. Er legte ſich auf den Rand des Bettes, und in mir wurde ein brennendes Verlangen rege, ihn zu liebkoſen und mich ebenfalls dort hinzulegen. Und er fragte mich: ‚Sagen Sie wahrheitsgemäß: welches iſt die größte Leidenſchaft, die Sie beſitzen? Haben Sie ſie erkannt? Ich glaube, daß Sie ſie ſchon erkannt haben.‘ Ich wurde über dieſe Frage verlegen und antwortete, meine größte Leidenſchaft ſei die Trägheit. Er ſchüttelte mißtrauiſch den Kopf. Meine Verlegenheit wurde noch größer, und ich antwortete ihm, ich lebte zwar nach ſeinem Rate wieder mit meiner Frau zuſammen, aber wir lebten nicht als Mann und

Frau. Darauf erwiderte er, ich dürfe meine Frau meiner Liebkosungen nicht berauben, und gab mir zu verstehen, daß das meine Pflicht sei. Aber ich antwortete, daß ich mich schämte, das zu tun, und auf einmal war alles verschwunden. Und ich wachte auf und mußte an die Worte der Heiligen Schrift denken: ‚Das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht scheinet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen.' Osip Alexejewitschs Gesicht war ganz jugendlich und hell gewesen. An diesem Tage erhielt ich einen Brief von meinem Wohltäter, in dem er mir von den Pflichten der Ehe schreibt."

„Den 9. Dezember.

Ich hatte einen Traum, aus dem ich mit bebendem Herzen erwachte. Mir träumte, ich wäre in Moskau, in meinem Hause, im großen Sofazimmer, und aus dem Salon kam Osip Alexejewitsch zu mir herein. Ich erkannte sofort, daß mit ihm bereits der Vorgang der Wiedergeburt stattgefunden hatte, und eilte ihm entgegen. Ich küßte sein Gesicht und seine Hände; aber er sagte: ‚Hast du wohl bemerkt, daß ich ein anderes Gesicht habe?' Ich betrachtete ihn, ohne ihn aus meinen Armen zu lassen, und sah, daß sein Gesicht jugendlich war, daß er aber keine Haare auf dem Kopfe hatte und seine Gesichtszüge vollständig verändert waren. Ich sagte zu ihm: ‚Ich hätte Sie trotzdem erkannt, wenn ich Ihnen zufällig begegnet wäre,' und dachte dabei: ‚Habe ich damit auch die Wahrheit gesagt?' Und plötzlich sah ich, daß er wie ein Toter dalag; dann kam er allmählich wieder zu sich und ging mit mir in das große Arbeitszimmer; in der Hand hatte er ein großes Buch, geschrieben, in Folio. Ich sagte zu ihm: ‚Das habe ich geschrieben.' Und er antwortete mir durch eine Neigung des Kopfes. Ich schlug das Buch auf und fand in ihm auf allen Seiten schöne Zeichnungen. Und ich wußte, daß diese Bilder das Liebesleben der Seele und ihres Geliebten darstellten. Und ich erblickte

auf dieſen Seiten das ſchöne Bild eines zu den Wolken auf-fliegenden Mädchens in durchſichtigem Kleide und mit durch-ſichtigem Körper. Und ich wußte, daß dieſes Mädchen nichts anderes war als eine Darſtellung des Hohen Liedes. Und wäh-rend ich dieſe Zeichnungen betrachtete, hatte ich das Gefühl, daß ich damit etwas Schlechtes beginge; aber ich konnte mich von ihnen nicht losreißen. O Gott! Hilf mir! O mein Gott! Wenn es Dein Werk iſt, daß ich Dir ſo fern bin, ſo geſchehe Dein Wille; wenn ich dies aber ſelbſt verſchuldet habe, ſo lehre mich, was ich tun ſoll. Ich muß an meiner Laſterhaftigkeit zugrunde gehen, wenn Du mich ganz verläßt!"

XI

Die Geldverhältniſſe der Familie Roſtow hatten ſich während der zwei Jahre, die ſie auf dem Lande verlebt hatte, nicht gebeſſert.

Obwohl Nikolai Roſtow, ſeinem Vorſatze getreu, ſtill bei ſeinem Regimente in der entlegenen kleinen Garniſon weiter-diente und verhältnismäßig wenig Geld ausgab, war doch der ganze Zuſchnitt des Lebens in Otradnoje derart, daß die Schulden in jedem Jahre unaufhaltſam wuchſen; ganz beſonders wirkte übrigens zu dieſem bedauerlichen Reſultate auch die Art mit, in welcher Dmitri die Geſchäfte führte. Die einzige Rettung, die ſich dem alten Grafen noch darbot, war augenſcheinlich der Staatsdienſt, und ſo reiſte er denn nach Petersburg, um ſich eine Stelle zu ſuchen, und nahm auch gleich ſeine Familie mit, um während des Stellenſuchens gleichzeitig ſeinen Mädchen, wie er ſich ausdrückte, zum letztenmal ein bißchen Amüſement zu ver-ſchaffen.

Bald nach der Ankunft der Familie Roſtow in Petersburg hielt Berg um Wjeras Hand an, und ſein Antrag wurde angenommen.

Obwohl Roſtows in Moskau zur beſten Geſellſchaft gehörten, übrigens ohne ſelbſt zu wiſſen und darüber nachzudenken, zu welcher Geſellſchaft ſie gehörten, war doch in Petersburg ihr Geſellſchaftskreis ein gemiſchter und nicht ſtreng umgrenzter. In Petersburg waren ſie Provinzler, und dieſelben Leute, welche die Familie Roſtow in Moskau gaſtfreundlich aufgenommen hatte, ohne ihre Gäſte nach deren Zugehörigkeit zu einem beſtimmten Geſellſchaftskreiſe zu fragen, trugen nun in Petersburg Bedenken, ſich zu der Familie Roſtow herabzulaſſen.

Roſtows lebten in Petersburg ebenſo gaſtfrei wie in Moskau, und ihre Soupers bildeten einen Sammelpunkt für die verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten; da kamen Nachbarn aus der Gegend von Otradnoje, alte, unbemittelte Gutsbeſitzer mit Töchtern, ein Hoffräulein namens Peronſkaja, Pierre Beſuchow und der in Petersburg angeſtellte Sohn eines Kreispoſtmeiſters. Von den männlichen Gäſten wurden einige im Roſtowſchen Hauſe in Petersburg ſehr bald Hausfreunde: erſtens Boris, ferner Pierre, den der alte Graf zuerſt auf der Straße getroffen und mit ſich nach Hauſe geſchleppt hatte, und drittens Berg, der ganze Tage bei Roſtows zubrachte und der älteſten Komteſſe Wjera alle die Aufmerkſamkeiten erwies, die ein junger Mann überhaupt einer jungen Dame erweiſen kann, um deren Hand er anzuhalten beabſichtigt.

Berg hatte wirklich etwas dadurch erreicht, daß er allen Leuten ſeine bei Auſterlitz verwundete rechte Hand zeigte und dabei erzählte, wie er den (in Wirklichkeit völlig unnützen) Degen in die Linke genommen habe. Er hatte dieſes Ereignis allen mit ſolcher Beharrlichkeit und mit ſo bedeutſamem Ernſte berichtet, daß alle an die Zweckmäßigkeit und Verdienſtlichkeit dieſer Tat glaubten und Berg für Auſterlitz zwei Auszeichnungen erhielt.

Auch im Finniſchen Kriege war es ihm geglückt, ſich hervor-

zutun. Er hatte einen Granatsplitter, der einen Adjutanten in der Nähe des Oberkommandierenden getötet hatte, aufgehoben und diesen Granatsplitter dem hohen Vorgesetzten gebracht. Ebenso wie nach Austerlitz erzählte er auch von diesem Ereignis allen so lange und so beharrlich, daß auch hierbei alle von der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Handlungsweise überzeugt waren und Berg auch für den Finnländischen Krieg mit zwei Auszeichnungen bedacht wurde. Im Jahre 1809 war er Hauptmann bei der Garde, hatte mehrere Orden und übte in Petersburg einige besonders einträgliche Funktionen aus.

Obgleich einige Ungläubige lächelten, wenn man ihnen gegenüber von Bergs Verdiensten sprach, so mußte doch jeder zugeben, daß Berg ein pflichttreuer, tapferer, bei seinen Vorgesetzten vorzüglich angeschriebener Offizier war, ein ehrenhafter junger Mann, der eine glänzende Laufbahn vor sich hatte und in der Gesellschaft sogar schon jetzt eine gesicherte Stellung einnahm.

Vier Jahre vorher hatte Berg einmal im Parkett des Theaters in Moskau einen deutschen Kameraden getroffen, diesem Wjera Rostowa gezeigt und zu ihm auf deutsch gesagt: „Die soll meine Frau werden," und von dem Augenblicke an hatte auch sein Entschluß festgestanden, sie zu heiraten. Jetzt nun in Petersburg stellte er Erwägungen an über die Situation der Familie Rostow und über die seinige, gelangte zu dem Resultate, daß der richtige Zeitpunkt gekommen sei, und machte seinen Antrag.

Bergs Antrag wurde zunächst mit einem Erstaunen aufgenommen, das für ihn nicht schmeichelhaft war. Anfangs erschien es den Rostows sonderbar, daß der Sohn eines geringen livländischen Edelmannes um die Hand einer Komtesse Rostowa anhielt; aber die hervorragendste Charaktereigenschaft Bergs bestand in einer so naiven, gutherzigen Selbstgefälligkeit, daß

die Roſtows unwillkürlich zu dem Glauben kamen, dies müſſe wohl für Wjera eine gute Partie ſein, da er ſelbſt ſo feſt davon überzeugt ſei, daß das junge Mädchen an ihm eine gute, eine ſehr gute Partie mache. Außerdem waren die Vermögensverhältniſſe der Roſtows ſtark zerrüttet (das konnte dem Bewerber ja nicht unbekannt ſein), und was die Hauptſache war: Wjera war ſchon vierundzwanzig Jahre alt; ſie hatte alle möglichen Bälle und Geſellſchaften beſucht; aber trotzdem ſie unſtreitig ein ſchönes, kluges Mädchen war, hatte ſich bisher noch niemand um ſie beworben. So wurde denn Bergs Antrag angenommen.

„Sehen Sie wohl," ſagte Berg zu ſeinem Kameraden, den er nur deshalb ſeinen Freund nannte, weil er wußte, daß alle Menſchen Freunde haben. „Sehen Sie wohl, ich habe alles ſorgfältig erwogen und würde nicht heiraten, wenn ich nicht alles bedacht hätte und irgend etwas dagegen ſpräche. Aber es iſt alles in Ordnung: mein Papa und meine Mama ſind jetzt verſorgt; ich habe ihnen eine Pachtung in den Oſtſeeprovinzen verſchafft; und ich werde in Petersburg bei meiner Sparſamkeit ganz wohl auskommen, da ich mein Gehalt habe und meine künftige Frau ihr Vermögen. Wir werden ganz gut leben können. Ich heirate nicht um des Geldes willen; das würde ich für eine unanſtändige Denkungsart halten; aber das iſt erforderlich, daß die Frau etwas in die Ehe mitbringt und ebenſo der Mann. Ich habe mein Gehalt und ſie ihre Konnexionen und einige, wenn auch nicht bedeutende Mittel. Das fällt in unſerer Zeit ſchon einigermaßen ins Gewicht, nicht wahr? Aber die Hauptſache iſt doch: ſie iſt ein ſchönes, achtbares Mädchen und liebt mich ..."

Berg errötete und lächelte.

„Ich liebe ſie gleichfalls, weil ſie einen vortrefflichen Verſtand und einen ſehr guten Charakter beſitzt. Sehen Sie, da iſt die

andere Schweſter ... aus derſelben Familie, aber ein ganz anderes Weſen, ein unangenehmer Charakter, auch nicht verſtändig genug; und ſie hat ſo etwas ... wiſſen Sie, mir ſagt ſie nicht zu ... Aber meine Braut ... Nun, kommen Sie nur ſpäter zu uns ..." fuhr Berg fort; er wollte ſagen: „zum Mittageſſen", beſann ſich aber noch eines andern und ſagte: „zum Tee"; und dann ließ er ſchnell einen runden, kleinen Rauchring, den er durch Hindurchſtoßen der Zunge bildete, aus dem Munde aufſteigen, wie wenn er ſeine Glückträumereien dadurch verkörpern wollte.

Nach dem erſten Erſtaunen, das Bergs Antrag bei den Eltern hervorgerufen hatte, geriet die Familie in die in ſolchen Fällen gewöhnliche feſtliche, freudige Stimmung; aber dieſe Freude war keine aufrichtige, ſondern eine mehr äußerliche. Aus den Gefühlen der Verwandten hinſichtlich dieſer Heirat konnte man eine gewiſſe Verlegenheit, eine Art Schamgefühl herausmerken. Sie ſchienen ſich gleichſam jetzt zu ſchämen, daß ſie Wjera ſo wenig liebten und ſie ſo leichten Herzens hingaben. Am verlegenſten von allen war der alte Graf. Er wäre wahrſcheinlich nicht imſtande geweſen, die eigentliche Urſache ſeiner Verlegenheit deutlich zu bezeichnen; aber dieſe Urſache war ſeine pekuniäre Lage. Er wußte ſchlechterdings nicht, wieviel er noch beſaß, wieviel Schulden er hatte, und wieviel er ſeiner Tochter Wjera würde mitgeben können. Als die Töchter geboren wurden, hatte er einer jeden von ihnen dreihundert Seelen als Mitgift beſtimmt; aber das eine dieſer Dörfer war bereits verkauft und das andere verpfändet, und da der Zahlungstermin nicht innegehalten war, ſo mußte auch dieſes verkauft werden; ein Gut konnte alſo Wjera nicht mitgegeben werden. Bares Geld war auch nicht vorhanden.

Berg und Wjera waren ſchon über einen Monat verlobt, und

es war nur noch eine Woche bis zur Hochzeit hin; aber der Graf war über die Frage der Mitgift mit sich immer noch nicht ins reine gekommen, hatte auch mit seiner Frau noch nicht darüber gesprochen. Bald wollte er Wjera einen Teil des Rjasanschen Gutes geben, bald einen Wald verkaufen, bald Geld auf Wechsel aufnehmen. Einige Tage vor der Hochzeit suchte Berg einmal frühmorgens den Graf in dessen Zimmer auf und bat mit einem liebenswürdigen Lächeln respektvoll seinen künftigen Schwiegervater, ihm mitzuteilen, welche Mitgift Komtesse Wjera erhalten werde. Obwohl der Graf diese Frage schon lange vorhergesehen hatte, setzte sie ihn doch so in Verwirrung, daß er ohne zu überlegen das erste Beste antwortete, was ihm in den Mund kam.

„Das gefällt mir, daß du auch an dein Budget denkst, das gefällt mir; nun, du wirst zufrieden sein ..."

Er klopfte Berg auf die Schulter und stand auf, mit dem Wunsche, dieses Gespräch damit abzubrechen. Aber Berg erklärte mit liebenswürdigem Lächeln, wenn er nicht zuverlässig erführe, wieviel Wjera mitbekomme, und nicht wenigstens einen Teil des ihr Zugedachten im voraus erhielte, so sähe er sich genötigt zurückzutreten.

„Denn das werden Sie zugeben, Graf: wenn ich mich jetzt erdreistete zu heiraten, ohne die sicheren Mittel zum Unterhalte meiner Frau zu haben, so wäre das meinerseits nicht ehrenhaft gehandelt ..."

Das Gespräch endete damit, daß der Graf, in dem Wunsche, sich großherzig zu zeigen und mit weiteren Forderungen verschont zu werden, einen Wechsel über achtzigtausend Rubel als Mitgift zu geben versprach. Berg lächelte freundlich, küßte den Grafen auf die Schulter und sagte, er sei sehr dankbar, könne aber für das bevorstehende neue Leben nicht die nötigen Ein-

richtungen treffen, wenn er nicht dreißigtausend Rubel bar erhalte.

„Oder wenigstens zwanzigtausend, Graf," fügte er hinzu. „Und dann einen Wechsel nur über sechzigtausend."

„Ja, ja, schön!" erwiderte der Graf hastig. „Aber wenn's dir recht ist, lieber Freund, so will ich dir die zwanzigtausend geben und außerdem einen Wechsel über achtzigtausend. Also abgemacht! Gib mir einen Kuß!"

XII

Natascha war nun sechzehn Jahre alt, und man schrieb jetzt das Jahr 1809, eben das Jahr, bis zu welchem sie vier Jahre vorher bei dem Zusammensein mit Boris an den Fingern gezählt hatte, nachdem sie ihn geküßt hatte. Sie hatte ihn seitdem kein einziges Mal mehr gesehen. Wenn im Gespräche mit Sonja oder der Mutter die Rede auf Boris kam, pflegte Natascha, wie wenn die Sache völlig abgetan wäre, frei heraus zu sagen, daß alles, was früher stattgefunden hätte, nur eine Kinderei gewesen sei, von der es gar nicht der Mühe wert sei zu reden, und die längst vergessen sei. Aber in der geheimsten Tiefe ihres Herzens quälte sie sich mit der Frage, ob die Verabredung mit Boris nur ein Scherz gewesen sei oder ein ernstes, bindendes Versprechen.

In der ganzen Zeit, seit Boris im Jahre 1805 von Moskau zur Armee gereist war, hatte er Rostows nicht besucht. Er war mehrere Male in Moskau gewesen, war auch mitunter nicht weit von Otradnoje vorbeigekommen, hatte sich aber nie bei Rostows blicken lassen.

Natascha kam mitunter auf den Gedanken, Boris vermeide absichtlich ein Wiedersehen mit ihr, und in dieser Vermutung fühlte sie sich bestärkt durch den trüben Ton, in welchem die Eltern von ihm zu sprechen pflegten.

„Heutzutage iſt es nicht mehr Sitte, ſich an alte Freunde zu erinnern," ſagte die Gräfin einmal, als Boris erwähnt worden war.

Auch Anna Michailowna, die in der letzten Zeit weniger im Roſtowſchen Hauſe verkehrte, beobachtete eine eigentümlich würdevolle Haltung und ſprach jedesmal mit enthuſiaſtiſchen Lobeserhebungen von den vortrefflichen Eigenſchaften ihres Sohnes und von der glänzenden Laufbahn, in der er begriffen ſei. Als Roſtows nach Petersburg gezogen waren, machte ihnen Boris einen Beſuch.

Während er zu ihnen hinfuhr, befand er ſich in ziemlicher Aufregung. Die Erinnerung an Natalſcha war die poetiſchſte, die ihm ſeine ganze Vergangenheit darbot. Aber trotzdem fuhr er mit der feſten Abſicht hin, ihr und den Ihrigen deutlich zu verſtehen zu geben, daß die Beziehungen zwiſchen ihm und Natalſcha aus der Kinderzeit weder für ſie noch für ihn bindend ſein könnten. Er hatte dank dem näheren Umgange mit der Gräfin Beſuchowa eine glänzende Poſition in der Geſellſchaft, und ebenſo dank der Protektion einer hochgeſtellten Perſönlichkeit, deren volles Vertrauen er beſaß, eine glänzende Poſition in dienſtlicher Hinſicht, und im ſtillen keimte bei ihm der Plan, eines der reichſten jungen Mädchen Petersburgs zu heiraten, ein Plan, deſſen Verwirklichung ſehr wohl im Bereiche der Möglichkeit lag.

Als Boris im Roſtowſchen Hauſe in den Salon trat, war Natalſcha auf ihrem Zimmer. Sobald ſie von ſeiner Ankunft gehört hatte, kam ſie errötend in den Salon beinah hereingelaufen; auf ihrem Geſichte ſtrahlte ein mehr als freundliches Lächeln.

Boris hatte noch jene Natalſcha im Gedächtniſſe, die er vor vier Jahren gekannt hatte: mit dem kurzen Kleide, den glänzenden Augen unter dem lockigen Haare und dem ausgelaſſenen,

kindlichen Lachen, und daher geriet er, als nun eine ganz andere Natascha ins Zimmer trat, in Verwirrung, und auf seinem Gesichte malte sich staunende Bewunderung. Über diesen Ausdruck seines Gesichtes empfand Natascha eine nicht geringe Freude.

„Nun, erkennst du deine frühere kleine Freundin, die wilde Hummel, wieder?" fragte die Gräfin.

Boris küßte Natascha die Hand und erwiderte, er sei erstaunt über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen sei. „Wie schön Sie geworden sind!" schloß er.

„Das möchte ich meinen!" antworteten Nataschas lachende Augen.

„Finden Sie, daß Papa älter geworden ist?" fragte sie. Dann setzte sie sich, und ohne sich an dem Gespräche zwischen Boris und der Mutter zu beteiligen, musterte sie schweigend ihren Bräutigam aus der Kinderzeit bis auf die kleinsten Einzelheiten. Er glaubte eine Art von Druck zu fühlen, als dieser freundliche Blick so beharrlich auf seiner Person ruhte, und blickte ab und zu nach ihr hin.

Uniform, Sporen, Halsbinde und Haartracht, alles war bei Boris hübsch modern und comme il faut. Das hatte Natascha sofort bemerkt. Er saß ein wenig zur Seite gewandt auf einem Sessel neben der Gräfin, brachte mit der rechten Hand den schneeweißen Glacéhandschuh an der linken in Ordnung, sprach mit einer besonders feinen Art, die Lippen einzuziehen, über die Vergnügungen der höchsten Petersburger Gesellschaftskreise und gedachte mit einem Anfluge freundlichen Spottes der früheren Moskauer Zeiten und der Moskauer Bekannten. Nicht ohne Absicht (Natascha merkte das sehr wohl) erwähnte er, als er von der höchsten Aristokratie sprach, den Ball beim französischen Gesandten, auf dem er gewesen sei, und die Einladungen bei N. N. und S. S.

Natascha saß die ganze Zeit über schweigend da und blickte ihn, den Kopf etwas neigend, von untenher an. Dieser Blick machte Boris immer unruhiger und setzte ihn in Verwirrung. Er sah häufiger nach Natascha hin und stockte in seinen Erzählungen. Er blieb nur zehn Minuten sitzen; dann stand er auf und empfahl sich. Immer noch schauten ihn dieselben neugierigen, herausfordernden und ein wenig spöttischen Augen an.

Nach diesem seinem ersten Besuche sagte sich Boris, daß Natascha auf ihn noch genau dieselbe Anziehungskraft ausübe wie früher, daß er sich aber diesem Gefühle nicht überlassen dürfe, weil eine Heirat mit ihr, einem fast vermögenslosen Mädchen, für seine Karriere verhängnisvoll werden müßte, eine Erneuerung der früheren Beziehungen aber ohne die Absicht einer Heirat eine unehrenhafte Handlungsweise sein würde. Boris faßte daher bei sich den Entschluß, fernere Begegnungen mit Natascha zu vermeiden; aber trotz dieses Entschlusses kam er nach einigen Tagen wieder und begann nun sich häufiger einzustellen und ganze Tage bei Rostows zu verleben. Er war der Ansicht, daß er sich notwendig mit Natascha aussprechen und ihr sagen müsse, sie müßten beide alles Vergangene der Vergessenheit übergeben; sie könne trotz allem und allem nicht seine Frau werden; er habe kein Vermögen, und daher würden ihre Eltern sie ihm nie zur Frau geben. Aber es bot sich ihm nie eine rechte Gelegenheit zu einer Aussprache, und es war ihm auch gar zu peinlich, ihr diese Mitteilung zu machen. Mit jedem Tage fühlte er sich mehr gefesselt. Natascha ihrerseits schien, soweit es die Mutter und Sonja beobachten konnten, in Boris noch ebenso verliebt zu sein wie ehemals. Sie sang ihm seine Lieblingslieder, zeigte ihm ihr Album und veranlaßte ihn, ihr etwas hineinzuschreiben; aber sie ließ nicht zu, daß er von alten Zeiten redete, sondern gab ihm zu verstehen, wie schön die Gegenwart sei. Und täglich, wenn er

wegging, war es ihm wie ein Nebel vor den Augen, und er hatte das nicht gesagt, was zu sagen er doch beabsichtigt hatte, und wußte selbst nicht, was er tat, und zu welchem Zwecke er kam, und wie das alles enden sollte. Er hörte auf, bei Helene zu verkehren; er erhielt zwar von ihr alle Tage vorwurfsvolle Billette, verlebte aber trotzdem ganze Tage bei Rostows.

XIII

Eines Abends, als die alte Gräfin unter vielem Seufzen und starkem Räuspern, in Nachthaube und Nachtjacke, ohne ihre falschen Locken, nur mit ihren eigenen paar armseligen Haarsträhnen, die unter der weißen baumwollenen Nachthaube hervorkamen, auf dem Teppich vor dem Bette kniend unter tiefen Verbeugungen ihr Abendgebet sprach, da knarrte die Tür, und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen, ebenfalls in der Nachtjacke und mit Papilloten, kam Natascha hereingelaufen. Die Gräfin sah sich um und runzelte die Stirn. Sie sprach ihr letztes Gebet zu Ende: „Wird vielleicht dieses Lager heute mein Totenbett werden?“ aber ihre Gebetsstimmung war dahin. Natascha, deren Gesicht von lebhafter Erregung gerötet war, blieb, als sie sah, daß die Mutter betete, plötzlich mitten im Laufe stehen, kauerte sich nieder und steckte unwillkürlich die Zunge heraus, wie um sich selbst zu bedrohen. Als sie merkte, daß die Mutter weiterbetete, lief sie auf den Zehen, mit einem Fuße schnell gegen den andern schlitternd, zum Bette hin, warf die Pantoffeln ab und hüpfte auf eben das Lager, von dem die Gräfin gefürchtet hatte, daß es heute ihr Totenbett werden würde. Dieses Lager war ein hohes Federbett mit fünf immer kleiner werdenden Kopfkissen. Natascha sprang hinein, versank ganz darin, rückte nach der Wand hin und begann nun unter der Bettdecke allerlei Mut-

willen zu treiben: einmal ſtreckte ſie ſich lang aus, dann zog ſie die gebogenen Knie bis ans Kinn, dann ſtrampelte ſie mit den Beinen und lachte faſt unhörbar, wobei ſie bald den Kopf unter der Decke verſteckte, bald nach der Mutter hinblickte. Sobald die Gräfin ihr Gebet beendet hatte, näherte ſie ſich dem Bette mit ſtrenger Miene; aber als ſie ſah, daß Natascha mit dem Kopfe unter die Decke gekrochen war, lächelte ſie in ihrer gutmütigen, nachſichtigen Art.

„Aber, aber!“ ſagte die Mutter.

„Mama, kann ich ein bißchen mit Ihnen plaudern? Ja?“ fragte Natascha. „Nun alſo, einen Kuß auf das Halsgrübchen, und noch einen, und dann genug!“ Sie ſchlang ihre Arme um den Hals der Mutter und küßte ſie unter das Kinn. Im Verkehr mit der Mutter zeigte Natascha zwar äußerlich eine gewiſſe Derbheit der Manieren; aber ſie benahm ſich dabei doch taktvoll und geſchickt und wußte, wie ſie auch die Mutter mit den Händen anfaſſen mochte, es doch immer ſo zu tun, daß es der Mutter weder weh tat noch unangenehm oder hinderlich war.

„Nun, worüber willſt du denn heute reden?“ fragte die Mutter, nachdem ſie ſich auf den Kiſſen zurechtgelegt und gewartet hatte, bis Natascha ſich zweimal um ſich ſelbſt gedreht, die Arme auf die Bettdecke gelegt, eine ernſte Miene angenommen hatte und nun ſtill neben ihr unter der Decke lag.

Dieſe nächtlichen Beſuche Natascha's, welche vor der Heimkehr des Grafen aus dem Klub ſtattzufinden pflegten, waren ein ganz beſonderes Lieblingsvergnügen für Mutter und Tochter.

„Worüber willſt du denn heute reden? Ich muß dir ſagen ...“

Natascha hielt der Mutter mit der Hand den Mund zu.

„Sie wollen von Boris reden ... Ich weiß,“ ſagte ſie ernſthaft. „Eben deswegen bin ich ja auch gekommen. Reden Sie nicht; ich weiß alles. Aber nein, ſagen Sie“ (ſie nahm

die Hand weg), „ſagen Sie, Mama: iſt er nicht ein netter Menſch?"

„Nataſcha, du biſt ſechzehn Jahre alt; in deinem Alter war ich ſchon verheiratet. Du ſagſt, daß Boris nett iſt. Er iſt ſehr nett, und ich habe ihn lieb wie einen Sohn; aber was haſt du denn vor? Was denkſt du eigentlich? Du haſt ihm ganz den Kopf verdreht, das ſehe ich wohl ..."

Bei dieſen Worten blickte die Gräfin nach ihrer Tochter hin. Nataſcha lag ruhig da und hielt die Augen unverwandt gerade vor ſich hin auf eine der Sphinxe gerichtet, die, aus Mahagoniholz geſchnitzt, an den Ecken der Bettſtelle angebracht waren, ſo daß die Gräfin nur das Profil ihrer Tochter ſah. Nataſchas Geſicht überraſchte die Gräfin durch ſeinen auffallend ernſten, nachdenklichen Ausdruck.

Nataſcha hörte zu und überlegte.

„Nun, und was iſt dabei?" fragte ſie.

„Du haſt ihm ganz den Kopf verdreht," ſagte die Gräfin noch einmal. „Wozu das? Was willſt du von ihm? Du weißt, daß du ihn nicht heiraten kannſt."

„Warum nicht?" erwiderte Nataſcha, ohne ihre Lage zu verändern.

„Weil er zu jung iſt, weil er arm iſt, weil er mit dir verwandt iſt ... weil du ſelbſt ihn gar nicht einmal wahrhaft liebſt."

„Aber warum meinen Sie das?"

„Ich weiß es. Das führt zu nichts Gutem, mein Kind."

„Aber wenn ich will ..." begann Nataſcha.

„Rede nicht ſolche Torheiten," ſagte die Gräfin.

„Aber wenn ich will ..."

„Nataſcha, ich bitte dich in allem Ernſt ..."

Nataſcha ließ ſie nicht zu Ende ſprechen; ſie zog die große Hand der Gräfin zu ſich heran und küßte ſie auf die Oberſeite, dann in

die Handfläche, dann drehte ſie ſie wieder herum und küßte ſie auf den Knöchel des oberſten Gelenkes eines Fingers, dann in die daneben befindliche Vertiefung, dann auf den folgenden Knöchel und ſo weiter, wobei ſie flüſterte: „Januar, Februar, März, April, Mai.“ — „Reden Sie doch, Mama; warum ſchweigen Sie denn? Reden Sie doch,“ bat ſie und ſah ihre Mutter an, die mit zärtlichem Blicke ihre Tochter betrachtete und, in dieſe Betrachtung verſenkt, alles vergeſſen zu haben ſchien, was ſie hatte ſagen wollen.

„Das führt zu nichts Gutem, liebes Kind. Nicht alle Leute werden für euer kindliches Freundſchaftsverhältnis Verſtändnis haben; und wenn man ſieht, daß er ſo viel mit dir verkehrt, ſo kann dir das in den Augen der anderen jungen Männer, die zu uns kommen, ſchaden, und was die Hauptſache iſt: es iſt für ihn eine zweckloſe Pein. Er hatte vielleicht ſchon eine für ihn paſſende reiche Partie gefunden, und nun kommt er hier um ſeinen Verſtand.“

„Er kommt um ſeinen Verſtand?“ fragte Nataſcha.

„Ich will dir etwas von mir ſelbſt erzählen. Ich hatte einen Vetter . . .“

„Ich weiß: Kirill Matwjejewitſch; aber der iſt ja doch ein alter Mann?“

„Er iſt nicht immer ein alter Mann geweſen. Aber weißt du was, Nataſcha? Ich werde mit Boris reden. Er ſoll nicht ſo oft herkommen . . .“

„Warum ſoll er nicht, wenn er es doch gern tut?“

„Weil ich weiß, daß doch nichts daraus wird.“

„Woher wiſſen Sie das? Nein, Mama, reden Sie nicht mit ihm. Was ſind das für Dummheiten!“ rief Nataſcha im Tone eines Menſchen, dem jemand ſein Eigentum wegnehmen will. „Nun, wenn ich ihn auch nicht heirate, darum kann er doch herkommen,

wenn es ihm und mir Vergnügen macht." Natascha blickte die Mutter lächelnd an.

„Wenn ich ihn auch nicht heirate; aber bloß so," sagte sie noch einmal.

„Was meinst du damit, mein Kind?"

„Nun, bloß so. Ich brauche ihn ja nicht zu heiraten, aber ... bloß so."

„Bloß so, bloß so!" sprach ihr die Gräfin nach und brach plötzlich nach Art alter Frauen in ein gutmütiges Gelächter aus, so daß ihr ganzer Leib schütterte.

„Lachen Sie doch nicht so; hören Sie auf!" rief Natascha. „Das ganze Bett wackelt ja davon. Sie haben furchtbare Ähnlichkeit mit mir; Sie sind gerade so ein lachlustiges Ding wie ich ... Warten Sie mal ..." Sie ergriff beide Hände der Gräfin und küßte an der einen die Vertiefung beim kleinen Finger und den Knöchel desselben, wobei sie sagte: „Juni, Juli," und küßte dann an der anderen Hand weiter: „August." — „Mama, ist er sehr in mich verliebt? Wie urteilen Sie darüber? Sind die jungen Männer in Sie auch so verliebt gewesen? Er ist sehr nett, sehr, sehr nett! Nur nicht ganz nach meinem Geschmack: er ist so schmal wie eine Standuhr ... Verstehen Sie mich nicht? ... Schmal, wissen Sie, grau, hellgrau ..."

„Was redest du für Unsinn!" sagte die Gräfin.

Natascha fuhr fort:

„Verstehen Sie mich wirklich nicht? Nikolai würde mich gleich verstehen ... Besuchow, das ist so ein Blauer, dunkelblau mit Rot, dabei aber viereckig."

„Mit dem kokettierst du auch," sagte die Gräfin lachend.

„Nein, er ist ein Freimaurer, wie ich erfahren habe. Er ist ein braver Mensch, dunkelblau mit Rot ... Wie soll ich es Ihnen nur deutlich machen ..."

„Liebe Gräfin," hörten ſie den Grafen vor der Tür ſagen. „Schläfſt du noch nicht?" Natascha ſprang auf, nahm ihre Pantoffeln in die Hand und lief barfuß nach ihrem Zimmer.

Sie konnte lange Zeit nicht einſchlafen. Sie dachte immerzu daran, daß niemand all das verſtand, was ihr ſelbſt doch ſo verſtändlich war: ihre eigenen Empfindungen.

„Ob Sonja?" dachte ſie, während ſie das ſchlafende, zuſammengerollte Kätzchen mit der dicken, langen Haarflechte betrachtete. „Nein, wie ſollte ſie das können! Sie iſt zu tugendhaft. Sie hat ſich in Nikolai verliebt und will nun von nichts weiter wiſſen. Auch Mama verſteht mich nicht. Es iſt erſtaunlich, wie klug ich bin, und wie ... nett ſie iſt," fuhr ſie fort, indem ſie von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſprach und ſich vorſtellte, daß das irgendein ſehr kluger Mann, der allerklügſte und allerbeſte, von ihr ſage. „Sie beſitzt alle erdenklichen Vorzüge," fuhr dieſer Mann fort, „ſie iſt klug, außerordentlich nett, ferner ſchön, außerordentlich ſchön, und gewandt: ſie ſchwimmt und reitet vorzüglich; und nun erſt die Stimme! Man kann ſagen: eine bewundernswerte Stimme!"

Sie ſang ihre Lieblingsmelodie aus einer Cherubiniſchen Oper, lachte vor Freude bei dem Gedanken, daß ſie nun gleich einſchlafen werde, und rief Dunjaſcha, damit ſie die Kerze auslöſche; und wirklich war Dunjaſcha noch nicht aus dem Zimmer, als Natascha bereits in eine andere, noch glücklichere Welt, die Welt der Träume, übergegangen war, wo alles ebenſo ſchön und wohlig war wie in der Wirklichkeit, aber inſofern noch beſſer, als es andersartig war.

★

Am andern Tage ließ die Gräfin Boris auf ihr Zimmer bitten und redete mit ihm, und von dieſem Tage an ſtellte er ſeine Beſuche bei Roſtows ein.

XIV

Am 31. Dezember, dem Silvesterabend vor Beginn des Jahres 1810, fand bei einem der Großen aus der Zeit der Kaiserin Katharina ein Ball statt. Zu diesem Balle war auch das ganze diplomatische Korps eingeladen, und auch der Kaiser hatte sein Erscheinen zugesagt.

Auf dem Englischen Kai erstrahlte das berühmte Haus des Großwürdenträgers vom Scheine unzähliger Lichter. An dem hell erleuchteten Portal war der Fußboden mit rotem Tuche belegt. Dort an der Auffahrt stand Polizei, nicht nur gewöhnliche Gendarmen, sondern der Polizeimeister selbst und ein Dutzend Polizeioffiziere. Sowie eine Equipage wegfuhr, folgte auch schon wieder eine neue, mit Lakaien in roten Livreen und Federhüten. Aus den Equipagen stiegen Männer in Uniformen, mit Ordenssternen und Ordensbändern; Damen in Atlas und Hermelin stiegen vorsichtig über die geräuschvoll herabgeschlagenen Wagentritte hinab und schritten eilig und lautlos über das Tuch in das Portal hinein.

Fast jedesmal, wenn eine neue Equipage vorfuhr, lief ein Flüstern durch die Menge, und alle nahmen die Mützen ab.

„Der Kaiser? ... Nein, ein Minister ... ein Prinz ... ein Gesandter ... Siehst du wohl den Federbusch?“ hieß es in dem Schwarme der Zuschauer.

Einer aus der Menge, der besser gekleidet war als die andern, schien alle Anfahrenden zu kennen und nannte den übrigen die Namen der vornehmsten Großen jener Zeit.

Schon hatte sich der dritte Teil der Gäste zu diesem Balle eingefunden; aber bei Rostows, die ebenfalls eingeladen waren und den Ball besuchen wollten, waren die Damen noch in größter Eile dabei, sich anzukleiden.

Um dieses Balles willen hatten in der Familie Rostow viele Erörterungen stattgefunden, und viele Vorbereitungen waren getroffen worden, und viele Befürchtungen hatten Unruhe erregt: würden sie auch eine Einladung erhalten, und würden die Kleider rechtzeitig fertig werden, und würde an diesen auch alles nach Wunsch ausgefallen sein?

Mit Rostows zusammen sollte Marja Ignatjewna Peronskaja auf den Ball fahren, eine Freundin und Verwandte der Gräfin, eine hagere, gelbliche Hofdame des alten Hofes, welche den Provinzlern Rostow in den höchsten Petersburger Gesellschaftskreisen als Führerin und Ratgeberin diente.

Um zehn Uhr abends sollten Rostows die Hofdame vom Taurischen Garten abholen; aber jetzt waren es schon fünf Minuten vor zehn, und die jungen Mädchen waren noch nicht angekleidet.

Es war der erste große Ball, den Natascha in ihrem Leben besuchte. Sie war an diesem Tage um acht Uhr morgens aufgestanden und hatte sich den ganzen Tag über in fieberhafter Unruhe und Tätigkeit befunden. Alle ihre Kräfte waren vom frühen Morgen an darauf gerichtet gewesen, daß sie alle drei, sie selbst und die Mama und Sonja, auch wirklich recht schön gekleidet wären. Sonja und die Gräfin hatten sich in dieser Hinsicht völlig in Nataschas Hände gegeben. Die Gräfin sollte ein dunkelrotes Samtkleid tragen und die beiden jungen Mädchen weiße Kreppkleider über rosaseidenen Unterkleidern, mit Rosen am Mieder. Die Haare sollten à la grecque frisiert sein.

Alles Wesentliche war bereits getan: Füße, Arme, Hals und Ohren waren schon mit besonderer Sorgfalt ballmäßig gewaschen, parfümiert und gepudert; die durchbrochenen seidenen Strümpfe und die weißen Atlasschuhe mit den Bandschleifen waren schon angezogen, die Frisuren fast fertig. Sonja brachte an ihrem Anzuge nur noch die letzten Kleinigkeiten in Ordnung, die Gräfin

ebenfalls; aber Natascha, die sich mit allen geschäftig abgemüht hatte, war noch weit zurück. Sie saß noch, mit dem Frisiermantel um die mageren Schultern, vor dem Spiegel. Sonja stand, schon angekleidet, mitten im Zimmer und steckte, mit ihrem feinen Finger so stark zudrückend, daß er ihr weh tat, das unter der Stecknadel knirschende letzte Band fest.

„Nicht so, nicht so, Sonja!" rief Natascha; sie drehte dabei den Kopf, der gerade frisiert wurde, und griff sich dann mit den Händen nach den Haaren, da das Stubenmädchen, das diese festhielt, sie nicht so schnell hatte loslassen können. „Nicht so die Schleife; komm mal her!"

Sonja kauerte sich vor ihr nieder. Natascha steckte ihr das Band anders.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber so kann ich Sie wirklich nicht frisieren," sagte das Stubenmädchen, welches Nataschas Haar in den Händen hatte.

„Ach, mein Gott, gleich, gleich! Siehst du, so, Sonja!"

„Seid ihr bald soweit?" fragte die Gräfin vom Nebenzimmer aus. „Es ist gleich zehn."

„Im Augenblick! Sind Sie denn fertig, Mama?"

„Ich habe mir nur noch die Toque anzustecken."

„Tun Sie es ja nicht ohne mich!" rief Natascha. „Sie verstehen das nicht ordentlich."

„Aber es ist schon zehn Uhr."

Sie hatten gerechnet, daß sie um halb elf auf dem Balle sein wollten, und nun mußte Natascha sich erst noch anziehen, und dann mußten sie noch nach dem Tauriſchen Garten heranfahren.

Sowie die Frisur fertig war, lief Natascha im kurzen Unterkleide, unter dem die Ballschuhe zu sehen waren, und in einer Nachtjacke, die ihrer Mutter gehörte, zu Sonja hin, musterte sie von allen Seiten und eilte dann zur Mutter. Indem sie ihr den

Kopf hin und her drehte, steckte sie ihr die Toque fest; sie ließ sich kaum Zeit, ihr einen Kuß auf das graue Haar zu drücken, und lief wieder zu den Stubenmädchen hin, die ihr den Rock des Kreppkleides kürzer nähten.

Denn es war noch ein Hemmnis zu beseitigen: Natascha's Kleiderrock war zu lang. Zwei Mädchen waren damit beschäftigt, ihn kürzer zu nähen, wobei sie eilig die Fäden abbissen. Eine dritte, mit Stecknadeln zwischen den Lippen und Zähnen, kam aus dem Zimmer der Gräfin zu der mithelfenden Sonja gelaufen; die vierte hielt das Kreppkleid, an dem genäht wurde, in der hochgehobenen Hand.

„Mawruscha, bitte, recht schnell, Liebe, Gute!"

„Reichen Sie mir von da den Fingerhut, gnädiges Fräulein!"

„Na, seid ihr endlich soweit?" fragte der Graf hinter der angelehnten Tür. „Was habt ihr aber für schönes Parfüm! Die Peronskaja wartet gewiß schon ungeduldig."

„Fertig, gnädiges Fräulein," sagte das eine Stubenmädchen, hob das verkürzte Kreppkleid mit zwei Fingern in die Höhe, indem sie dagegen blies und es schüttelte, wie wenn sie dadurch ihre Freude über die Duftigkeit und Sauberkeit dessen, was sie da hielt, zum Ausdruck bringen wollte.

Natascha machte sich daran, das Kleid anzuziehen.

„Gleich, gleich! Komm jetzt nicht herein, Papa!" rief sie, noch unter dem Krepprock hervor, der ihr Gesicht verdeckte, dem Vater zu, der im Begriff war, die Tür zu öffnen.

Sonja schlug die Tür zu. Eine Minute darauf wurde der Graf hereingelassen. Er war in blauem Frack, Kniestrümpfen und Schuhen, parfümiert und pomadisiert.

„Ach, Papa, wie hübsch du aussiehst! Ganz entzückend!" rief Natascha, die mitten im Zimmer stand und die Falten des Kreppkleides ordnete.

„Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, erlauben Sie!“ ſagte eines der Stubenmädchen, das neben Nataſcha kniete, das Kleid zurechtzupfte und die Stecknadeln mit der Zunge von einer Seite des Mundes nach der anderen ſchob.

„Nimm's mir nicht übel!“ rief Sonja ganz verzweifelt, indem ſie Nataſchas Kleid betrachtete, „nimm's mir nicht übel, aber es iſt noch zu lang!“

Nataſcha trat etwas weiter zurück, um ſich im Trumeau ſehen zu können. Das Kleid war zu lang.

„Bei Gott, gnädiges Fräulein, es iſt nicht zu lang,“ beteuerte Mawruſcha, die auf dem Fußboden hinter Nataſcha herrutſchte.

„Nun, wenn es zu lang iſt, nähen wir es noch weiter um; damit ſind wir in einer Minute fertig,“ ſagte die reſolute Dunjaſcha, zog eine Nähnadel aus ihrem Bruſttuche und machte ſich von neuem auf dem Fußboden an die Arbeit.

In dieſem Augenblick trat, in Samtkleid und Toque, mit leiſen Schritten, wie verſchämt, die Gräfin ins Zimmer.

„Ei, ei! Meine ſchöne Frau!“ rief der Graf. „Sie iſt ſchöner als ihr alle zuſammen!“

Er wollte ſie umarmen; aber ſie trat errötend zurück, um ſich nichts zerdrücken zu laſſen.

„Mama, die Toque muß mehr ſeitwärts ſitzen!“ rief Nataſcha. „Ich werde ſie Ihnen zurechtſtecken.“ Mit dieſen Worten lief ſie vorwärts auf die Mutter zu; aber die Mädchen, die das Kleid verkürzten, konnten ihr nicht ſo ſchnell nachkommen, und es riß ein Stückchen Krepp ab.

„O mein Gott!“ rief Nataſcha erſchrocken. „Was war das? Ich kann wahrhaftig nichts dafür . . .“

„Das tut nichts,“ tröſtete Dunjaſcha. „Ich nähe es wieder an; dann ſieht es kein Menſch.“

„Ach, wie wunderſchön! Mein Prachtkind!“ ſagte von der Tür

aus die eintretende Kinderfrau. „Und unſere liebe Sonja! Nun, das ſind einmal zwei allerliebſte junge Damen!..."

Um ein Viertel auf elf ſetzten ſich endlich alle in die beiden Equipagen und fuhren fort. Aber ſie mußten noch nach dem Tauriſchen Garten heranfahren.

Fräulein Peronſkaja war ſchon bereit. Trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit hatte ſie dieſelben Zurüſtungen mit ſich vorgenommen wie die Roſtowſchen Damen, wiewohl nicht mit ſolcher Unruhe und Haſt (für ſie war ein ſolcher Ball etwas Gewöhnliches); aber ſie hatte ihren alten, unſchönen Körper ebenſo gewaſchen, parfümiert und gepudert und ſich ebenſo ſorgſam hinter den Ohren geſäubert; ja es hatte ſogar, ganz ebenſo wie bei Roſtows, die bejahrte Kammerfrau voll Entzücken die Toilette der alten Hofdame bewundert, als dieſe im gelben Kleide, mit dem Namenszuge der Kaiſerin als Abzeichen ihrer Stellung, in den Salon getreten war.

Fräulein Peronſkaja lobte die Toiletten der Roſtowſchen Damen. Die Roſtowſchen Damen ihrerſeits lobten den auserleſenen Geſchmack und die Eleganz der Toilette der Hofdame, und ſorgfältig darauf bedacht, ihre Friſuren und Kleider nicht zu verderben, nahmen ſie endlich alle um elf Uhr ihre Plätze in den Equipagen ein und fuhren zum Balle hin.

XV

Natalſcha hatte an dieſem Tage vom frühen Morgen an auch nicht einen Augenblick lang freie Zeit gehabt und war nicht ein einziges Mal dazu gekommen, über das, was ihr bevorſtand, nachzudenken.

In der feuchten, kalten Luft, der Enge und dem Halbdunkel des ſchaukelnden Wagens ſtellte ſie ſich zum erſtenmal lebhaft

das vor, was ihrer dort, auf dem Balle, in den hell erleuchteten Sälen, wartete: Muſik, Blumen, Tänze, der Kaiſer, die ganze glänzende Jugend Petersburgs. Das, was ihrer wartete, war ſo ſchön, daß ſie nicht einmal daran glauben konnte, daß es Wirklichkeit werden würde, — ſo wenig ſtand es mit ihren jetzigen Empfindungen im Einklang: mit der Kälte, Enge und Dunkelheit des Wagens. Alles das, was ihrer wartete, kam ihr erſt dann recht zum Verſtändnis, als ſie über das rote Tuch am Portal gegangen war und nun in den Flur eintrat, den Pelz ablegte und neben Sonja vor der Mutter her zwiſchen Blumen die hell erleuchtete Treppe hinanſtieg. Da erſt begann ſie zu überlegen, wie ſie ſich auf dem Balle benehmen müſſe, und bemühte ſich, das majeſtätiſche Weſen anzunehmen, welches ſie für ein junges Mädchen auf einem Balle für notwendig erachtete. Aber zu ihrem Glücke mußte ſie merken, daß ihre Augen unwillkürlich umherliefen; ſie vermochte nichts deutlich zu ſehen; ihr Puls hatte hundert Schläge in der Minute, und das Blut in ihrem Herzen fing gewaltig zu klopfen an. Sie war nicht imſtande jenes Weſen anzunehmen, durch das ſie ſich lächerlich gemacht haben würde, und ging vorwärts halb bewußtlos vor Aufregung und mit allen Kräften bemüht, dieſe Aufregung zu verbergen. Und gerade dies war dasjenige Weſen, das ihr am allerbeſten ſtand. Vor ihnen und hinter ihnen gingen, gleichfalls im Ballanzug, leiſe miteinander redend, andere Gäſte. Die Spiegel auf der Treppe warfen die Bilder der Damen in weißen, blauen und roſa Kleidern, mit Brillanten und Perlen an den entblößten Armen und Hälſen, zurück.

Natalſcha blickte in die Spiegel, konnte aber darin ihr eigenes Bild nicht aus denen der anderen herausfinden. Alles floß zu einer einzigen glänzenden Prozeſſion zuſammen. Beim Eintritt in den erſten Saal wurde Natalſcha durch das gleichmäßige Ge-

töſe der Stimmen, der Schritte und der Begrüßungen ganz betäubt; Licht und Glanz blendeten ſie noch mehr als vorher. Der Hausherr und die Hausfrau, die ſchon ſeit einer halben Stunde an der Eingangstür ſtanden und zu den Eintretenden immer ein und dieſelben Worte ſagten: „Wir ſind entzückt, Sie zu ſehen", begrüßten ebenſo auch Roſtows und Fräulein Peronſkaja.

Die beiden jungen Mädchen, beide in den gleichen weißen Kleidern, mit den gleichen Roſen im ſchwarzen Haar, machten in gleicher Weiſe ihren Knicks; aber unwillkürlich ließ die Hausfrau ihren Blick länger auf der ſchlanken Natáſcha ruhen. Sie betrachtete ſie mit Intereſſe und lächelte ihr allein beſonders zu, noch über das Lächeln hinaus, das ſie als Hausfrau allen zu zeigen hatte. Beim Anblicke dieſes jungen Mädchens erinnerte ſie ſich vielleicht an ihre eigene goldene, nie wiederkehrende Mädchenzeit und an ihren erſten Ball. Auch der Hausherr folgte Natáſcha mit den Augen und fragte den Grafen, welches ſeine Tochter ſei.

„Allerliebſt!" ſagte er und küßte ſeine Fingerſpitzen.

Im Saale erwarteten die Gäſte, an der Eingangstür zuſammengedrängt, ſtehend den Kaiſer. Die Gräfin mit den Ihrigen ſtellte ſich in die vorderſten Reihen dieſer Menge. Natáſcha hörte und merkte an den Blicken, daß manche der Umſtehenden nach ihr fragten und ſie betrachteten. Sie wußte, daß ſie denen gefiel, die ihr ihre Aufmerkſamkeit zuwandten, und dieſe Wahrnehmung diente dazu, ſie einigermaßen zu beruhigen.

„Hier ſind manche von derſelben Art wie wir und manche, die nicht ſo gut ausſehen wie wir," dachte ſie.

Fräulein Peronſkaja nannte der Gräfin die berühmteſten der auf dem Balle anweſenden Perſönlichkeiten.

„Dort, das iſt der holländiſche Geſandte, ſehen Sie wohl, der Graukopf," ſagte Fräulein Peronſkaja, indem ſie auf einen alten

Herrn mit noch vollem, lockigem, silbergrauem Haar wies, der von Damen umgeben war, die er durch irgendwelche Späße zum Lachen brachte.

„Und da ist sie, die Königin von Petersburg, die Gräfin Besuchowa," sagte sie und zeigte auf die eintretende Helene. „Wie schön sie ist! Sie gibt Marja Antonowna nichts nach; sehen Sie nur, wie die jungen und alten Herren ihr den Hof machen. Sie ist beides: schön und klug. Es heißt, daß Prinz" (sie nannte den Namen) „ganz wahnsinnig in sie verliebt ist. Und hier diese zwei Damen, wenn sie auch nicht schön sind, werden sogar noch mehr umschwärmt."

Sie zeigte auf eine Mutter und deren recht häßliche Tochter, die durch den Saal gingen.

„Das junge Mädchen hat viele Millionen," sagte Fräulein Peronskaja. „Und nun sehen Sie nur diese Menge von Bewerbern!"

„Das ist ein Bruder der Gräfin Besuchowa, Anatol Kuragin," erklärte sie weiter, indem sie auf einen schönen Chevaliergardisten wies, der an ihnen vorbeiging und mit hocherhobenem Kopfe über alle Damen weg ins Unbestimmte blickte. „Welch ein schöner Mann! Nicht wahr? Man sagt, er wird dieses reiche Mädchen bekommen. Auch Ihr Verwandter, Drubezkoi, bemüht sich stark um sie. Sie soll Millionen mitbekommen. — Gewiß, das ist der französische Gesandte," antwortete sie mit Bezug auf Caulaincourt auf eine Frage der Gräfin, wer das sei. „Sehen Sie nur, wie ein regierender Herrscher! Und doch sind die Franzosen so liebenswürdig, so überaus liebenswürdig. Im gesellschaftlichen Leben kann man sich gar nichts Liebenswürdigeres denken. Und da ist auch sie! Nein, die Schönste von allen ist doch unsere Marja Antonowna! Und wie einfach sie angezogen ist! Entzückend! — Und dieser Dicke da mit der Brille, das ist ein kosmopolitischer

Freimaurer," sagte Fräulein Peronskaja, auf Besuchow zeigend. „Halten Sie ihn einmal neben seine Frau dort: der reine Hanswurst!"

Pierre schritt, die Menge teilend, vorwärts, indem er seinen dicken Körper hin und her wiegte und so lässig und gutmütig nach rechts und links nickte, als wenn er durch den Menschenschwarm auf einem Markte ginge. An der Art, wie er sich durch die Menge weiterschob, konnte man sehen, daß er jemand suchte.

Natascha freute sich sehr, das bekannte Gesicht Pierres, dieses Hanswurstes, wie ihn Fräulein Peronskaja genannt hatte, zu erblicken; sie wußte, daß Pierre nach ihnen und namentlich nach ihr in der Menge suchte. Pierre hatte ihr versprochen, zu dem Balle zu kommen und ihr Herren vorzustellen.

Aber ehe Pierre noch zu ihnen hingelangt war, blieb er bei einem nur mäßig großen, sehr schönen, brünetten Offizier in weißer Uniform stehen, der am Fenster stand und mit einem andern, hochgewachsenen Herrn mit Ordenssternen und Ordensband im Gespräch begriffen war. Natascha erkannte den kleineren jungen Mann in der weißen Uniform auf den ersten Blick: es war Bolkonski, und es wollte ihr scheinen, als sei er bedeutend jünger, heiterer und schöner geworden.

„Da ist noch ein Bekannter, Mama; sehen Sie ihn? Bolkonski," sagte Natascha, auf den Fürsten Andrei weisend. „Besinnen Sie sich? Er hat einmal bei uns in Otradnoje eine Nacht logiert."

„Ah, Sie kennen ihn?" sagte Fräulein Peronskaja. „Ich kann ihn nicht ausstehen. Er hat in den höheren Regionen jetzt großen Einfluß: er macht sozusagen Regen und Sonnenschein. Und dabei besitzt er einen Hochmut, der grenzenlos ist! Er artet ganz nach seinem Vater. Er hat sich jetzt mit Speranski liiert, und sie verfassen zusammen allerlei Reformprojekte. Sehen Sie nur, wie er mit den Damen verkehrt! Da redet eine mit ihm, und er

wendet sich von ihr fort!" sagte sie, empört nach ihm hindeutend. „Ich würde es ihm gehörig geben, wenn er sich gegen mich so benehmen wollte wie gegen diese Damen."

XVI

Plötzlich kam alles in Bewegung; ein Gemurmel ging durch die Menge; sie drängte vorwärts, dann teilte sie sich wieder, nach beiden Seiten zurücktretend, und zwischen diesen Reihen trat unter den Klängen des schmetternd einsetzenden Orchesters der Kaiser ein. Hinter ihm gingen der Hausherr und die Hausfrau. Im Gehen verbeugte sich der Kaiser eilig bald nach rechts, bald nach links, wie wenn er über diesen ersten Augenblick der Begrüßung recht schnell hinwegzukommen suchte. Die Musik spielte eine Polonaise, die damals wegen des dazu gedichteten Textes sehr bekannt war. Dieser Text begann: „Edler Kaiser Alexander, den wir voll Entzücken schauen, Kaiserin Jelisaweta, allerholdeste der Frauen ..." Der Kaiser begab sich in den Salon; die Menge strömte zur Tür; einige Personen gingen eilig in den Salon hinein und kehrten bald darauf mit verändertem Gesichtsausdruck von dort zurück. Nun strömte die Menge wieder von der Tür des Salons zurück, da in dieser der Kaiser, im Gespräch mit der Hausfrau, erschien. Ein junger Mann trat mit verlegener Miene auf die Damen zu und bat sie, weiter zurückzutreten; aber einige Damen schienen, nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, alle Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs vollständig vergessen zu haben und drängten ohne Rücksicht auf ihre dabei zu Schaden kommenden Toiletten vorwärts. Die Herren begannen sich den Damen zu nähern und sich mit ihnen paarweis zur Polonaise aufzustellen.

Alles wich auseinander, und der Kaiser trat, die Hausfrau am

Arme führend, aus der Tür des Salons; er schritt mit lächelndem Gesicht einher, ohne den Takt der Musik zu beachten. Hinter ihm kam der Hausherr mit der schönen Fürstin Marja Antonowna Naryschkina, dann die Gesandten, die Minister und verschiedene Generale; Fräulein Peronskaja nannte der Gräfin Rostowa unermüdlich die Namen der Vorübergehenden. Mehr als die Hälfte der auf dem Balle anwesenden Damen hatten Kavaliere und gingen in der Polonaise mit oder waren im Begriff einzutreten. Natascha merkte, daß sie nebst der Mutter und Sonja unter der Minderzahl derjenigen Damen blieb, die nicht zur Polonaise aufgefordert, sondern an die Wand gedrängt wurden. Sie stand da und ließ ihre mageren Arme herunterhängen; ihr noch kaum entwickelter Busen hob sich in gemessenen Zeiträumen, zwischen denen sie den Atem anhielt; mit glänzenden, erschrockenen Augen blickte sie vor sich hin; man konnte ihr ansehen, daß sie darauf wartete, ob ihr die höchste Freude oder das größte Leid zuteil werden würde. Es interessierte sie weder der Kaiser noch all die hohen Persönlichkeiten, auf welche Fräulein Peronskaja hinwies; sie hatte nur einen Gedanken: „Wird denn wirklich niemand zu mir kommen? Werde ich denn wirklich diesen ersten Tanz nicht mittanzen? Werden mich denn wirklich alle diese Herren unbeachtet lassen, die mich jetzt nicht einmal zu sehen scheinen, sondern, wenn sie nach mir hinblicken, es mit einem Ausdruck tun, wie wenn sie sagen wollten: ‚Ach, das ist nicht die Richtige; es hat keinen Zweck, da noch hinzublicken!‘ Nein, es ist nicht möglich!“ dachte sie. „Sie müssen doch wissen, wie gern ich tanzen möchte, und wie vorzüglich ich tanze, und wieviel Vergnügen es ihnen machen würde, mit mir zu tanzen.“

Die Töne der Polonaise, die ziemlich lange dauerte, bekamen für Nataschas Ohren schon eine traurige Klangfärbung, wie die Erinnerung an etwas unwiederbringlich Verlorenes. Sie kämpfte

mit dem Weinen. Fräulein Peronſkaja war von ihnen weggegangen. Der Graf befand ſich am andern Ende des Saales; die Gräfin, Sonja und ſie ſtanden allein wie in einem Walde in dieſer fremden Menſchenmenge: niemand kümmerte ſich um ſie, niemand hatte ſie nötig. Fürſt Andrei ging mit einer Dame neben ihnen vorbei, erkannte ſie aber augenſcheinlich nicht. Der ſchöne Anatol ſagte lächelnd etwas zu der Dame, die er führte, und blickte dabei Natalſcha in derſelben Art ins Geſicht, wie man eine Wand anblickt. Boris kam zweimal bei ihnen vorüber, wandte ſich aber jedesmal ab. Berg und ſeine Frau, welche nicht tanzten, traten zu ihnen.

Natalſcha hatte die Empfindung, daß es etwas Demütigendes habe, wenn ſich die Familie hier auf dem Balle ſo zuſammenſchließe; als ob es für Familiengeſpräche nicht andere Orte gäbe als gerade einen Ball. Wjera erzählte ihr etwas von ihrem grünen Kleide; aber Natalſcha hörte ihr nicht zu und ſah ſie nicht an.

Endlich blieb der Kaiſer neben ſeiner letzten Dame ſtehen (er hatte mit drei Damen getanzt); die Muſik ſchwieg. Ein übereifriger Adjutant kam zu Roſtows hingelaufen und bat ſie, beiſeite zu treten, obwohl ſie bereits dicht an der Wand ſtanden, und vom Orcheſter erklangen, noch langſam und piano, aber klar und beſtimmt, die Töne eines Walzers mit ihrem lockenden Rhythmus. Der Kaiſer ſah ſich lächelnd im Saale um. Es verging eine Minute; aber noch niemand tanzte. Ein Adjutant, der das Amt eines Vortänzers verſah, trat zur Gräfin Beſuchowa und forderte ſie auf. Lächelnd hob ſie den Arm in die Höhe und legte ihn auf die Schulter des Adjutanten, ohne dieſen anzublicken. Der Vortänzer, ein Meiſter in ſeinem Fache, ſchlang im Bewußtſein ſeiner Kunſtfertigkeit mit einer ruhigen, abgemeſſenen Bewegung ſeinen Arm feſt um ſeine Dame, flog zuerſt

mit ihr in einer Gliſſade am Rande des Kreiſes hin, ergriff bei der Ecke des Saales ihre linke Hand, drehte ſeine Tänzerin herum, und nun hörte man durch die immer ſchneller werdenden Klänge der Muſik hindurch nur das taktmäßige Sporenklirren von den flinken, behenden Beinen des Adjutanten, während an einer beſtimmten Stelle des Dreivierteltaktes, bei der Schwenkung, das Samtkleid ſeiner Dame, gleichſam explodierend, ſich blähte. Natascha blickte nach dem Paare hin und war nahe daran, zu weinen, weil es ihr nicht vergönnt war, dieſen erſten Walzer mitzutanzen.

Fürſt Andrei in ſeiner weißen Uniform als Kavallerieoberſt, in Strümpfen und Schuhen, ſtand in den vorderſten Reihen des Kreiſes nicht weit von den Roſtowſchen Damen und befand ſich in angeregter, fröhlicher Stimmung. Der Baron Bierhof redete mit ihm über die auf den nächſten Tag angeſetzte erſte Sitzung des Reichsrates. Da Fürſt Andrei nahe Beziehungen zu Speranſki hatte und an den Arbeiten der geſetzgebenden Kommiſſion teilnahm, ſo war er in der Lage, zuverläſſige Mitteilungen über die morgige Sitzung zu machen, über welche ſehr verſchiedenartige Gerüchte in Umlauf waren. Aber er hörte nicht zu, was ihm Bierhof ſagte, und blickte bald nach dem Kaiſer, bald nach den Kavalieren, welche zu tanzen beabſichtigten, aber ſich nicht entſchließen konnten, in den Kreis zu treten.

Fürſt Andrei beobachtete mit Intereſſe dieſe Herren, welche die Anweſenheit des Kaiſers ſo ſchüchtern machte, und die Damen, die vor Sehnſucht, engagiert zu werden, faſt vergingen.

Pierre trat an den Fürſten Andrei heran und faßte ihn bei der Hand.

„Sie tanzen ja ſonſt immer. Es iſt eine junge Dame hier, die ich protegiere, ein Fräulein Roſtowa; fordern Sie die doch auf," ſagte er.

„Wo ist sie?" fragte Bolkonski. „Pardon," sagte er, sich zu dem Baron wendend, „wir wollen dieses Gespräch an anderm Orte zu Ende führen; auf einem Balle muß man tanzen." Er trat aus den Reihen der Zuschauenden heraus und schlug die Richtung ein, die ihm Pierre gewiesen hatte. Natascha unglückliches, verzweifeltes Gesicht fiel ihm sofort auf. Er erkannte sie, erriet ihre Empfindungen, sagte sich, daß sie wohl auf ihrem ersten Balle sei, erinnerte sich an ihr Gespräch am Fenster und begrüßte mit heiterer Miene die Gräfin Rostowa.

„Gestatten Sie, daß ich Sie mit meiner Tochter bekannt mache," sagte die Gräfin errötend.

„Ich habe bereits das Vergnügen bekannt zu sein, wenn die Komtesse sich meiner erinnert," erwiderte Fürst Andrei. Mit einer tiefen, höflichen Verbeugung, welche zu Fräulein Peronskajas Bemerkung über seine Ungezogenheit im vollsten Widerspruche stand, trat er zu Natascha heran und hob den Arm, um ihre Taille zu umfassen, noch bevor er die Aufforderung zum Tanze vollständig ausgesprochen hatte. Er bat um eine Walzertour. Der angstvolle Ausdruck auf Nataschas Gesichte, der in gleicher Weise bereit war, in Verzweiflung und in Entzücken überzugehen, wich plötzlich einem glückseligen, dankbaren, kindlichen Lächeln.

„Ich habe schon lange auf dich gewartet," schien dieses vor Glückseligkeit ganz erschrockene Mädchen mit dem Lächeln zu sagen, das hinter den naheſtehenden Tränen zum Vorschein kam, und hob ihre Hand auf die Schulter des Fürsten Andrei. Sie waren das zweite Paar, das in den Kreis trat. Fürst Andrei war einer der besten Tänzer seiner Zeit, und Natascha tanzte vorzüglich. Ihre Füßchen in den atlassenen Ballschuhen verrichteten das, was sie zu tun hatten, schnell, leicht und gleichsam unabhängig von Nataschas Willen, und ihr Gesicht strahlte vor

Wonne und Glückſeligkeit. Ihre entblößten Körperteile waren unſchön im Vergleich mit denen der Gräfin Helene: ihre Schultern waren mager, der Buſen unentwickelt, die Arme dünn. Aber Helenens Körper hatten die vielen tauſend Blicke, die bereits über ihn hingeglitten waren, ſozuſagen ſchon mit einem Lack überzogen; Natascha dagegen ſah aus wie ein Mädchen, das man zum erſten Mal entblößt hat, und das ſich darüber ſehr ſchämen würde, wenn man ihm nicht verſichert hätte, daß das notwendigerweiſe ſo ſein müſſe.

Fürſt Andrei tanzte überhaupt gern, und in dem Wunſche, recht ſchnell von den klugen, politiſchen Geſprächen loszukommen, mit denen ſich alle an ihn wandten, und ferner in dem Wunſche, recht ſchnell jenen ihm widerwärtigen Bann der Verlegenheit zu brechen, in welchen die Gegenwart des Kaiſers alles ſchlug, hatte er ſich entſchloſſen zu tanzen und hatte Natascha gewählt, weil gerade auf dieſe Pierre ihn hingewieſen hatte, und weil ſie das erſte ſchöne weibliche Weſen war, das ihm in die Augen gefallen war; aber ſobald er dieſen ſchlanken, geſchmeidigen Körper umfaßte und ſie ſich ſo nahe an ihm zu bewegen begann und ihn aus ſolcher Nähe anlächelte, da fühlte er ſich von ihrem Reize wie von einem ſtarken Weine benommen; er kam ſich neu belebt und verjüngt vor, als er ſie losgelaſſen hatte, Atem ſchöpfte und nun daſtand und dem Tanze zuſchaute.

XVII

Nach dem Fürſten Andrei trat Boris zu Natascha heran, um ſie zum Tanze aufzufordern; es kam auch jener Adjutant, der als Vortänzer den Ball eröffnet hatte, und noch viele andere junge Leute, und Natascha, die ihre überzähligen Kavaliere an Sonja abgab, hörte, glückſelig und mit gerötetem Geſichte, den

ganzen Abend über nicht auf zu tanzen. Sie merkte und ſah nichts von dem, was alle auf dieſem Balle intereſſierte. Sie bemerkte nicht, daß der Kaiſer lange mit dem franzöſiſchen Geſandten ſprach, daß er ſich beſonders gnädig mit einer beſtimmten Dame unterhielt, daß dieſer und jener Prinz dies und das ſagte und tat, daß Helene einen großen Erfolg hatte und von irgendeiner hohen Perſönlichkeit beſonderer Beachtung gewürdigt wurde; ſie ſah den Kaiſer überhaupt nicht und merkte, daß er ſich entfernt hatte, erſt daran, daß nach ſeinem Weggange der Ball einen muntreren Charakter annahm. Einen der luſtigen Kotillons vor dem Souper tanzte Fürſt Andrei wieder mit Natascha. Er erinnerte ſie an ihr erſtes Zuſammentreffen in der Allee von Otradnoje, und erzählte, wie er in der mondhellen Nacht nicht habe einſchlafen können und unfreiwillig ihr Geſpräch mitangehört habe. Natascha errötete bei dieſer Erinnerung und ſuchte ſich zu rechtfertigen, als ob in dieſem Gefühle, bei welchem Fürſt Andrei ſie, ohne es zu wollen, belauſcht hatte, etwas läge, deſſen ſie ſich zu ſchämen habe.

Wie alle Leute, die in den höheren Kreiſen groß geworden ſind, freute Fürſt Andrei ſich jedesmal, wenn er in dieſen Kreiſen auf etwas traf, was von dem allgemeinen Typus dieſer Geſellſchaftsſchicht abwich. Und von der Art war Natascha, mit ihrer naiven Verwunderung, ihrer harmloſen Freude, ihrer kindlichen Schüchternheit und ſogar mit ihren Fehlern im Franzöſiſchſprechen. Er legte in der Art, wie er ſie behandelte und mit ihr redete, eine beſondere Zartheit und Behutſamkeit an den Tag. Während er neben ihr ſaß und mit ihr von den gewöhnlichſten, unbedeutendſten Dingen plauderte, betrachtete er mit innigem Vergnügen das freudige Leuchten ihrer Augen und ihr heiteres Lächeln, ein Ausdruck, der nicht durch die Gegenſtände des Geſpräches, ſondern durch die innere Glückſeligkeit

des jungen Mädchens hervorgerufen wurde. Und wenn Natascha aufgefordert wurde, sich lächelnd erhob und tanzend durch den Saal schwebte, so bewunderte Fürst Andrei ganz besonders ihre schüchterne, liebliche Anmut. Mitten im Kotillon kehrte Natascha nach Beendigung einer Figur, noch schweratmend, zu ihrem Platze zurück; da wurde sie schon wieder von einem neuen Kavalier aufgefordert. Sie war müde und glühte und dachte offenbar einen Augenblick daran, abzulehnen; aber gleich darauf legte sie doch wieder mit fröhlichem Gesichte ihre Hand auf die Schulter des Kavaliers und lächelte dem Fürsten Andrei zu.

„Ich würde mich freuen, wenn ich mich erholen und neben Ihnen sitzen bleiben dürfte; aber Sie sehen, wie ich fortwährend aufgefordert werde, und ich freue mich darüber, und es macht mich glücklich, und ich liebe alle Menschen, und Sie haben mit mir Verständnis für das alles," dies und noch vieles, vieles andere sagte dieses Lächeln. Als der Kavalier sie losließ, hatte Natascha die Aufgabe, durch den Saal zu eilen, um zwei Damen zu der Figur heranzuholen.

„Wenn sie zuerst zu ihrer Cousine geht und dann erst zu einer andern Dame, so soll sie meine Frau werden," sagte Fürst Andrei, nach ihr hinblickend, bei sich und war selbst von diesem Gedanken ganz überrascht. Sie ging zuerst zu ihrer Cousine.

„Was für ein Unsinn einem doch manchmal durch den Kopf geht!" dachte Fürst Andrei. „Aber soviel ist sicher: dieses junge Mädchen ist so liebenswürdig und so eigenartig, daß sie hier in Petersburg nicht einen Monat tanzen wird, dann ist sie verheiratet. So ein Mädchen ist hier eine Seltenheit," dachte er, als Natascha zurückkam, eine Rose, die sich von ihrem Mieder loslöste, in Ordnung brachte und sich wieder neben ihn setzte.

Gegen Ende des Kotillons kam der alte Graf in seinem blauen Fracke zu dem tanzenden Paare. Er lud den Fürsten Andrei

zu einem Beſuche bei ſich zu Hauſe ein und fragte ſeine Tochter, ob ſie ſich gut amüſiere. Natascha antwortete ihm zunächſt nicht, ſondern lächelte ihm nur in einer Weiſe zu, als ob ſie vorwurfsvoll ſagte: „Wie kann man nur ſo fragen?“

„So gut wie noch nie in meinem Leben!“ antwortete ſie dann, und Fürſt Andrei bemerkte, wie ſich ihre mageren Arme ſchnell heben wollten, um den Vater zu umarmen, aber ſofort wieder herabſanken. Natascha fühlte ſich wirklich ſo glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Sie befand ſich auf jener höchſten Stufe des Glückes, wo der Menſch vollkommen gut und edel wird und nicht an die Möglichkeit glaubt, daß es in der Welt auch Schlimmes und Unglück und Kummer gebe.

*

Pierre empfand auf dieſem Balle zum erſten Male die Stellung, welche ſeine Frau in den höheren Geſellſchaftskreiſen einnahm, als eine Beleidigung für ſich ſelbſt. Er war ingrimmig und zerſtreut. Quer über ſeine Stirn zog ſich eine breite Falte; am Fenſter ſtehend, blickte er durch ſeine Brille, ohne überhaupt jemand zu ſehen.

Natascha kam, als ſie ſich zum Souper begab, bei ihm vorbei. Pierres finſteres, unglückliches Geſicht fiel ihr auf. Sie blieb vor ihm ſtehen. Sie hätte ihm gern geholfen, ihm gern von dem Übermaße ihres Glückes etwas abgegeben.

„Wie luſtig es hier zugeht, Graf,“ ſagte ſie, „nicht wahr?“

Pierre lächelte zerſtreut; er hatte offenbar gar nicht verſtanden, was ſie geſagt hatte.

„Ja, ich freue mich ſehr,“ erwiderte er.

„Wie kann nur jemand mit etwas unzufrieden ſein,“ dachte Natascha. „Namentlich ein ſo guter Menſch wie dieſer Besuchow.“ In Nataſchas Augen waren alle auf dem Balle Anweſenden

insgesamt gute, liebenswürdige, prächtige Menschen und liebten einander von Herzen. Niemand war imstande einen anderen zu kränken, und somit mußten sie alle glücklich sein.

XVIII

Am andern Tage erinnerte sich Fürst Andrei zwar an den gestrigen Ball; aber er verweilte mit seinen Gedanken nicht lange dabei. „Ja, es war ein recht glänzender Ball. Und es war doch noch etwas ... ja richtig, Fräulein Rostowa ist allerliebst. Sie besitzt so eine eigene Frische, wie man sie sonst in Petersburg nicht findet; dadurch zeichnet sie sich aus.“ Das war alles, was er über den gestrigen Ball dachte; und dann trank er Tee und setzte sich an die Arbeit.

Aber da er infolge der schlaflos verbrachten Nacht matt und müde war, ging an diesem Tage die Arbeit nicht recht vonstatten, und Fürst Andrei war außerstande etwas Ordentliches zu schaffen; fortwährend verwarf er (wie er das übrigens nicht selten tat) sofort selbst wieder, was er gemacht hatte, und war froh, als er jemand kommen hörte.

Der Besucher war ein Herr Bizki, der in verschiedenen Kommissionen mitarbeitete und in allen gesellschaftlichen Kreisen Petersburgs verkehrte, ein leidenschaftlicher Anhänger der neuen Ideen und persönlichen Verehrer Speranskis, der eifrigste Neuigkeitsjäger von ganz Petersburg, einer von den Menschen, die sich ihre politische Meinung gerade wie einen Anzug nach der Mode aussuchen, die aber eben darum sich als die eifrigsten Parteigänger ihrer jedesmaligen Richtung gebärden. Geschäftig kam er, nachdem er sich kaum Zeit gelassen hatte, den Hut abzulegen, zum Fürsten Andrei ins Zimmer gelaufen und begann sogleich zu reden. Er hatte soeben Einzelheiten über die am Vor-

mittag dieſes Tages ſtattgefundene Sitzung des Reichsrates gehört, die der Kaiſer ſelbſt eröffnet hatte, und erzählte davon in enthuſiaſtiſchen Ausdrücken. Die Rede des Kaiſers war von ganz ungewöhnlicher Art geweſen. Es war eine Rede geweſen, wie ſie eigentlich nur konſtitutionelle Monarchen halten. „Der Kaiſer hat geradezu geſagt, der Reichsrat und der Senat ſeien ſtaatliche Körperſchaften; er hat geſagt, die Regierung dürfe nicht nach Willkür verfahren, ſondern müſſe ihrem Handeln feſte Prinzipien zugrunde legen. Der Kaiſer hat geſagt, das Finanzweſen müſſe reorganiſiert werden, und es ſolle ein Rechenſchaftsbericht publiziert werden," berichtete Bizki, wobei er einzelne Worte ſtark betonte und in bedeutſamer Weiſe die Augen weit öffnete.

„Ja, das heutige Ereignis iſt der Beginn einer neuen Ära, der größten Ära in unſerer Geſchichte," ſchloß er.

Fürſt Andrei hörte den Bericht über die Eröffnung des Reichsrates, die er mit ſolcher Ungeduld erwartet und der er eine ſolche Bedeutung beigemeſſen hatte, und war erſtaunt, daß dieſes Ereignis jetzt, wo es ſich vollzogen hatte, auf ihn gar keinen beſonderen Eindruck machte, ja ſogar ihm ganz unwichtig erſchien. Er hörte Bizkis begeiſterte Erzählung mit einem leiſen ſpöttiſchen Lächeln. Ein überaus einfacher Gedanke ging ihm durch den Kopf: „Was geht das mich und Bizki an? Was haben wir beide davon, daß der Kaiſer geruht hat dies und das im Reichsrate zu ſagen? Kann mich das etwa glücklicher und beſſer machen?"

Und dieſe einfache Erwägung vernichtete plötzlich bei dem Fürſten Andrei das ganze Intereſſe, das er früher an den im Werke begriffenen Reformen genommen hatte. An dieſem ſelben Tage ſollte er bei Speranſki dinieren, „im engſten Kreiſe," wie ihm der Hausherr bei der Einladung geſagt hatte. Eine ſolche

Einladung zu einem Diner im Familien- und Freundeskreiſe bei einem Manne, von dem er ſo begeiſtert war, hätte noch vor kurzem für den Fürſten Andrei großen Reiz gehabt, um ſo mehr da er Speranſki bisher noch nie in ſeiner Häuslichkeit geſehen hatte; aber jetzt hatte er eigentlich gar keine Luſt hinzufahren.

Indes betrat Fürſt Andrei dennoch zu der Zeit, auf die das Diner angeſetzt war, Speranſkis eigenes kleines Haus beim Tauriſchen Garten. Dieſes Häuschen zeichnete ſich durch eine ganz außerordentliche Sauberkeit aus, die an die Sauberkeit erinnerte, wie ſie in Klöſtern zu herrſchen pflegt. In dem parkettierten Speiſezimmer fand Fürſt Andrei, der ſich ein wenig verſpätet hatte, um fünf Uhr bereits die ſämtlichen Teilnehmer dieſes intimen Diners, nähere Bekannte Speranſkis, verſammelt. Damen waren nicht dabei, außer der kleinen Tochter Speranſkis, deren langes Geſicht an den Vater erinnerte, und ihrer Gouvernante. Die Gäſte waren: Gervais, Magnizki und Stolypin. Schon als er noch im Vorzimmer war, hörte Fürſt Andrei laute Stimmen und helltönendes, deutlich artikuliertes Lachen, ein Lachen ähnlich dem der Schauſpieler auf der Bühne. Mit einer Stimme, die der Stimme Speranſkis glich, rief jemand deutlich: „Ha ... ha ... ha ..." Fürſt Andrei hatte Speranſki noch nie lachen hören, und dieſes helle, deutliche Lachen des Staatsmannes berührte ihn ſonderbar.

Fürſt Andrei trat in das Speiſezimmer. Die ganze Geſellſchaft ſtand zwiſchen zwei Fenſtern an einem kleinen Tiſche mit kalten Vorſpeiſen. Speranſki, in einem grauen Frack mit einem Orden und augenſcheinlich noch mit derſelben weißen Weſte und derſelben hohen, weißen Halsbinde, die er in der denkwürdigen Sitzung des Reichsrates getragen hatte, ſtand mit vergnügtem Geſichte am Tiſche und die Gäſte um ihn herum. Magnizki erzählte, zu dem Hausherrn gewendet, eine Anekdote; Speranſki

hörte zu und lachte immer schon im voraus über das, was Magnizki sagen wollte. In dem Augenblicke, als Fürst Andrei ins Zimmer trat, wurden gerade wieder Magnizkis Worte durch Gelächter übertönt. Stolypin, der an einem Stück Brot mit Käse kaute, lachte laut und in tiefen Tönen, Gervais leise und zischend und Speranski hell und deutlich.

Speranski reichte, immer noch lachend, dem Fürsten Andrei seine weiße, zarte Hand.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Fürst," sagte er. „Ein Augenblickchen!" wandte er sich an Magnizki, dessen Erzählung unterbrechend. „Bei uns gilt heute als Gesetz: beim Essen nur vergnügt zu sein und kein Wort von geschäftlichen Dingen zu reden."

Fürst Andrei hörte und sah mit Erstaunen und schmerzlicher Enttäuschung, wie Speranski lachte. Das war, wie es ihm schien, gar nicht Speranski, sondern ein anderer Mensch. Alles, was ihm vorher an Speranski geheimnisvoll und anziehend erschienen war, war ihm jetzt nur zu klar geworden und hatte für ihn allen Reiz verloren.

Bei Tische verstummte das Gespräch keinen Augenblick und bestand eigentlich aus einer ununterbrochenen Kette komischer Anekdoten. Kaum hatte Magnizki seine Erzählung beendet, als sich schon ein anderer anheischig machte, etwas noch Komischeres zu erzählen. Die Anekdoten betrafen größtenteils wenn nicht die Staatsverwaltung selbst, so doch die Personen der Beamten. Die völlige Wertlosigkeit der Beamten schien in dieser Gesellschaft so sehr als feststehende Tatsache betrachtet zu werden, daß man glaubte, von dieser Menschenklasse nur mit gutmütiger Ironie sprechen zu dürfen. Speranski erzählte, daß am Vormittage in der Reichsratssitzung ein tauber hochgestellter Beamter auf die Frage nach seiner Meinung beziehungslos geant-

wortet habe, er sei derselben Meinung. Gervais gab eine längere Geschichte von einer Revision zum besten, bei der der Unverstand aller Beteiligten großartig gewesen sei. Stotternd beteiligte sich nun auch Stolypin an dem Gespräche und begann mit Heftigkeit über die Mißstände des früheren Regimes zu reden, wodurch das Gespräch einen ernsten Charakter anzunehmen drohte. Aber Magnizki machte sich über Stolypins Heftigkeit lustig, und Gervais fiel mit einem Scherze ein: so kam die Unterhaltung wieder in das frühere Fahrwasser der Lustigkeit.

Augenscheinlich liebte es Speranski, sich nach der Arbeit zu erholen und sich im Freundeskreise zu erheitern, und alle seine Gäste kannten diesen seinen Wunsch und waren bemüht, ihn und sich selbst zu amüsieren. Aber diese Heiterkeit schien dem Fürsten Andrei etwas Forciertes zu haben und keine echte Heiterkeit zu sein. Der helle Klang von Speranskis Stimme machte ihm einen unangenehmen Eindruck, und das nie verstummende Lachen hatte durch die herauszuhörende Unechtheit für das Gefühl des Fürsten Andrei etwas Verletzendes. Fürst Andrei lachte nicht mit und fürchtete, in dieser Gesellschaft durch sein ernstes Wesen Anstoß zu erregen. Aber niemand bemerkte, daß er nicht mit der allgemeinen Stimmung harmonierte. Alle schienen äußerst vergnügt zu sein.

Er machte ein paarmal den Versuch, sich an dem Gespräche zu beteiligen; aber jedesmal wurde seine Bemerkung wie ein Korkpfropfen aus dem Wasser herausgeworfen. Und mit ihnen zusammen zu scherzen und zu lachen, das bekam er nicht fertig.

Es lag nichts Schlimmes oder Unpassendes in dem, was sie sagten; alles war scharfsinnig und klug und hätte als komisch passieren können; aber ein gewisses Etwas, eben das, was das Salz der Heiterkeit bildet, war nicht vorhanden, ja, sie schienen überhaupt nicht zu wissen, daß es so etwas gibt.

Nach dem Essen standen Speranskis Töchterchen und ihre Gouvernante auf. Speranski streichelte das Kind liebkosend mit seiner weißen Hand und küßte es. Auch dieses Benehmen machte auf den Fürsten Andrei den Eindruck des Gekünstelten.

Die Herren blieben nach englischer Sitte am Tische beim Portwein sitzen. Bei einem Gespräche über Napoleons kriegerische Operationen in Spanien, in deren Bewunderung alle einer Meinung waren, unternahm es Fürst Andrei, ihnen zu widersprechen. Speranski lächelte und erzählte, offenbar in der Absicht, das Gespräch von der Richtung, die es nahm, wieder abzulenken, eine Anekdote, die zu dem Gegenstande des Gespräches nicht in Beziehung stand. Eine kleine Weile waren alle still.

Nachdem sie eine Zeitlang bei Tisch gesessen hatten, korkte Speranski die Weinflasche zu, sagte: „Mit einem guten Wein muß man heutzutage sparsam umgehen," gab sie dem Diener und stand auf. Alle erhoben sich und gingen, sich ebenso laut weiter unterhaltend, in den Salon. Speranski wurden zwei Briefe überreicht, die ein Kurier gebracht hatte. Er nahm sie und ging damit in sein Arbeitszimmer. Sowie er hinaus war, verstummte die allgemeine Lustigkeit, und die Gäste begannen ruhig und vernünftig miteinander zu reden.

„Nun, jetzt aber eine Deklamation!" rief Speranski, als er wieder aus seinem Arbeitszimmer herauskam. „Er besitzt ein ganz erstaunliches Talent!" sagte er zu dem Fürsten Andrei. Magnizki stellte sich sofort in Positur und trug französische Spottgedichte vor, die er auf einige bekannte Persönlichkeiten Petersburgs verfaßt hatte; mehrmals wurde er dabei durch Beifallklatschen unterbrochen. Nach Beendigung dieser Deklamation trat Fürst Andrei an Speranski heran, um sich zu empfehlen.

„Wohin wollen Sie denn so früh?" fragte Speranski.

„Ich habe für den Abend anderweitig zugesagt ..."

Beide schwiegen einen Augenblick. Fürst Andrei blickte aus der Nähe in diese spiegelartigen Augen, die kein Eindringen gestatteten, und es kam ihm lächerlich vor, wie er von Speranski und der ganzen Tätigkeit, die mit dessen Person zusammenhing, etwas hatte erwarten und dem, was Speranski tat, irgendwelche Wichtigkeit hatte beimessen können. Dieses artikulierte, unecht heitere Lachen klang dem Fürsten Andrei, nachdem er von Speranski weggefahren war, noch lange in den Ohren.

Als er nach Hause zurückgekehrt war, fing Fürst Andrei an, das Leben, das er in Petersburg während dieser vier Monate geführt hatte, zu überdenken, als ob dieses Leben ihm etwas Neues wäre. Er erinnerte sich an seine eifrige Geschäftigkeit, an seine Bestrebungen, an das Schicksal seines Entwurfes eines Militärreglements, der zur Prüfung entgegengenommen war, und den man einzig und allein deshalb totzuschweigen suchte, weil eine andere, sehr schlechte Arbeit schon fertiggestellt und dem Kaiser vorgelegt war; er erinnerte sich an die Sitzungen des Komitees, zu dessen Mitgliedern auch Berg gehörte; er erinnerte sich, mit welcher Genauigkeit und Ausführlichkeit in diesen Sitzungen alles erörtert worden war, was die Form und den Geschäftsgang der Komiteesitzungen anlangte, und wie kurz man geflissentlich alles das abgetan hatte, was sich auf die Sache selbst bezog. Er erinnerte sich an seine gesetzgeberische Arbeit, erinnerte sich daran, mit welcher Sorgfalt er Artikel der römischen und französischen Gesetzsammlung ins Russische übersetzt hatte, und begann sich vor sich selbst zu schämen. Dann stellte er sich lebhaft sein Gut Bogutscharowo vor und seine Tätigkeit auf dem Lande und seine Reise nach Rjasan; er erinnerte sich an seine Bauern, an den Dorfschulzen Dron, hielt in Gedanken mit diesen Leuten das Personenrecht zusammen, das er in Para-

graphen eingeteilt hatte, und es kam ihm wunderbar vor, wie er sich so lange mit einer so nutzlosen Arbeit hatte beschäftigen können.

XIX

Am andern Tage fuhr Fürst Andrei aus, um Besuche bei mehreren Familien zu machen, bei denen er noch nicht gewesen war, darunter auch bei Rostows, mit denen er die Bekanntschaft auf dem letzten Balle erneuert hatte. Abgesehen davon, daß er nach den Vorschriften der Höflichkeit diesen letzteren einen Besuch abzustatten hatte, wollte Fürst Andrei auch gern dieses eigenartige, lebhafte junge Mädchen, das ihm eine so angenehme Erinnerung hinterlassen hatte, in ihrer häuslichen Umgebung sehen.

Zu den ersten Familienmitgliedern, die zu dem Besucher in den Salon kamen, gehörte auch Natascha. Sie trug ein blaues Hauskleid, in welchem sie dem Fürsten Andrei noch schöner vorkam als in der Balltoilette. Sie und die ganze Familie Rostow nahmen den Fürsten Andrei wie einen alten Freund schlicht und herzlich auf. Die gesamte Familie, über die Fürst Andrei früher ein ungünstiges Urteil gehabt hatte, schien ihm jetzt aus netten, natürlichen, braven Menschen zu bestehen. Die Gastfreundschaft und Gutherzigkeit des alten Grafen, die in Petersburg besonders angenehm überraschte, wirkte auf den Fürsten Andrei so stark, daß er nicht imstande war, eine Einladung zum Mittagessen abzulehnen. „Ja," dachte er, „das sind gute, prächtige Menschen. Natürlich haben sie nicht das geringste Verständnis für den Schatz, den sie an Natascha besitzen; aber es sind gute Menschen, die einen vortrefflichen Hintergrund bilden, von dem sich diese hochpoetische, lebensvolle, entzückende Mädchengestalt abhebt!"

Fürst Andrei hatte gleich bei der ersten Begegnung aus Natascha Wesen herausgefühlt, daß diese in einer ihm ganz fremden

Welt lebte, angefüllt mit Freuden, die ihm unbekannt waren, in jener fremden Welt, die damals, in der Allee von Otradnoje und am Fenster in der mondhellen Nacht, als ein beunruhigendes Rätsel vor ihm gestanden hatte. Jetzt stand diese Welt nicht mehr als ein Rätsel vor ihm, sie war ihm nicht mehr fremd, sondern er selbst fand, in sie eintretend, in ihr einen ihm bisher unbekannten Genuß.

Nach Tische ging Natascha auf des Fürsten Andrei Bitte an das Klavier und begann zu singen. Fürst Andrei stand am Fenster, sprach mit den andern Damen und hörte dem Gesange zu. Aber mitten in einem Satze verstummte Fürst Andrei, da er plötzlich fühlte, daß ihm die Tränen in die Kehle stiegen, was er bisher bei sich für unmöglich gehalten hatte. Er betrachtete die singende Natascha, und in seiner Seele vollzog sich ein neuer, beglückender Vorgang. Fürst Andrei fühlte sich glücklich und gleichzeitig traurig. Er hatte schlechterdings keinen Anlaß zum Weinen, und doch war er nahe daran, es zu tun. Worüber? Über seine frühere Liebe? Über die kleine Fürstin? Über seine Enttäuschungen? Über seine Hoffnungen für die Zukunft? ... Ja und nein. Die Hauptsache, die ihn beinahe zum Weinen brachte, war der ihm auf einmal lebhaft zum Bewußtsein gekommene furchtbare Kontrast zwischen etwas unendlich Großem, Unbestimmtem, das in ihm war, und etwas Engem, Körperlichem, welches er selbst war und auch sogar sie. Dieser Kontrast war es, der ihn während ihres Gesanges zugleich quälte und erfreute.

Sowie Natascha aufgehört hatte zu singen, trat sie zu ihm und fragte ihn, wie ihm ihre Stimme gefalle. Sowie die Frage heraus war, wurde auch Natascha verlegen, da sie merkte, daß sie danach nicht hätte fragen dürfen. Er blickte sie lächelnd an und erwiderte, ihr Gesang gefalle ihm ebenso wie alles, was sie tue.

Erst am späten Abend fuhr Fürst Andrei von Rostows fort. Er

legte sich in gewohnter Weise zu Bett, sah aber bald ein, daß er nicht schlafen könne. Bald saß er bei der wieder angezündeten Kerze auf dem Bette, bald stand er auf, bald legte er sich wieder hin, ohne über seine Schlaflosigkeit im geringsten verdrießlich zu werden, — seine Seele war von einem so neuen, freudigen Gefühl erfüllt, als ob er aus einem dumpfigen Zimmer in die freie Gotteswelt hinausgetreten wäre. Der Gedanke, daß er in Fräulein Rostowa verliebt sei, kam ihm gar nicht in den Sinn; er dachte an sie nicht mit dem Verstande, er stellte sie sich nur mit der Einbildungskraft vor, und infolgedessen erschien ihm sein ganzes Leben in einem neuen Lichte. „Warum zerquäle ich mich, warum plage ich mich ab in diesem engen, geschlossenen Rahmen, während doch das Leben, das ganze Leben mit allen seinen Freuden offen vor mir daliegt?" fragte er sich selbst. Und zum ersten Male seit langer Zeit begann er glückliche Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Er sagte sich, er müsse jetzt für die Erziehung seines Sohnes sorgen und zunächst einen Erzieher für ihn suchen und ihn diesem übergeben; dann müsse er Urlaub nehmen und ins Ausland fahren, um England, die Schweiz und Italien zu besuchen. „Ich muß meine Freiheit genießen, solange ich noch soviel Kraft und Jugendlichkeit in mir fühle," sagte er zu sich selbst. „Pierre hatte recht: man muß an die Möglichkeit des Glückes glauben, um glücklich zu sein. Und ich glaube jetzt an diese Möglichkeit. Lassen wir die Toten die Toten begraben; solange man am Leben ist, muß man leben und glücklich sein."

XX

Eines Morgens kam der Oberst Adolf Berg, mit welchem Pierre, wie überhaupt mit allen Leuten in Moskau und Petersburg, bekannt war, zu ihm; er trug eine funkelnagelneue

Uniform und hatte das Haar an den Schläfen ebenso nach vorn gestrichen und pomadisiert, wie es der Kaiser Alexander Pawlowitsch trug.

„Ich war soeben bei der Gräfin, Ihrer Gemahlin, und mußte leider hören, daß sie meine Bitte nicht erfüllen kann. Ich hoffe, bei Ihnen, Graf, mehr Glück zu haben," sagte er lächelnd.

„Was ist Ihnen gefällig, Oberst? Ich stehe zu Ihren Diensten."

„Ich bin jetzt mit der Einrichtung meiner neuen Wohnung vollständig fertig, Graf," teilte ihm Berg mit, offenbar überzeugt, daß es einem jeden eine Freude sein müsse, dies zu hören, „und daher möchte ich gern für meine Bekannten und für die Bekannten meiner Frau so eine kleine Abendgesellschaft veranstalten." (Er lächelte noch freundlicher.) „Ich wollte die Gräfin und Sie bitten, uns die Ehre zu erweisen, zu einer Tasse Tee und zum Abendbrot zu uns zu kommen."

Nur die Gräfin Jelena Wasiljewna, die es unter ihrer Würde hielt, mit Leuten wie Bergs gesellschaftlich zu verkehren, konnte so grausam sein, eine solche Einladung auszuschlagen. Berg sprach es mit solcher Offenheit aus, warum er den Wunsch habe, eine kleine, auserlesene Gesellschaft bei sich zu sehen, und warum es ihm angenehm sein würde, wenn sie kämen, und daß ihm für Kartenspiel und andere schlechte Dinge das Geld leid tue, daß er aber für eine gute Gesellschaft auch bereit sei Ausgaben zu machen, — das alles sagte er so offen, daß Pierre es nicht übers Herz brachte, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, und zu kommen versprach.

„Nur nicht zu spät, Graf, wenn ich bitten darf; so etwa zehn Minuten vor acht, möchte ich bitten. Wir wollen eine Kartenpartie arrangieren; unser General wird auch da sein. Er ist mir sehr gewogen. Und dann haben wir ein kleines Souper, Graf. Also haben Sie die Liebenswürdigkeit!"

Ganz entgegen seiner Gewohnheit zu spät zu kommen fand sich Pierre an diesem Tage statt zehn Minuten vor acht schon um dreiviertel acht bei Bergs ein.

Herr und Frau Berg waren bereits mit allen nötigen Anordnungen für die Abendgesellschaft fertig und zum Empfange der Gäste bereit.

In seinem neuen, sauberen, hell erleuchteten, mit neuen Möbeln ausgestatteten und mit Büsten und Gemälden geschmückten Arbeitszimmer saß Berg mit seiner Frau. Er saß in seiner neuen, zugeknöpften Uniform neben ihr und setzte ihr auseinander, man könne und müsse immer mit Leuten Umgang unterhalten, die über einem ständen, weil man nur dann von dem Umgange Vorteil habe. „Solchen Leuten kann man manches absehen, und man kann sie auch um dies und das bitten. Sieh nur, wie ich von den untersten Stufen an verfahren bin." (Berg rechnete sein Leben nicht nach Jahren, sondern nach den Avancements.) „Meine ehemaligen Kameraden haben es jetzt noch zu nichts gebracht, und ich vertrete den Regimentskommandeur und habe das Glück, dein Gatte zu sein." (Er stand auf und küßte seiner Frau die Hand, legte aber, während er zu ihr trat, eine Ecke des Teppichs zurecht, die sich umgeschlagen hatte.) „Und wodurch habe ich alles das erreicht? Hauptsächlich dadurch, daß ich es verstanden habe, meinen Verkehr richtig zu wählen. Es versteht sich von selbst, daß man auch rechtschaffen und pflichttreu sein muß."

Berg lächelte im Bewußtsein seiner Überlegenheit über so ein beschränktes weibliches Wesen und schwieg dann, weil er sich sagte, daß seine liebe Frau doch eben nur ein beschränktes Weib sei, das kein rechtes Verständnis dafür habe, worin der Wert eines Mannes bestehe. Gleichzeitig lächelte auch Wjera in dem Bewußtsein ihrer Überlegenheit über ihren Mann, der ja ein rechtschaffener, guter Mensch war, aber doch, wie alle Männer

nach Wjeras Begriffen, das Leben falſch auffaßte. Berg, nach ſeiner Frau urteilend, hielt alle Frauen für beſchränkt und dumm. Wjera, die nur nach ihrem Manne urteilte und dieſe Beobachtung verallgemeinerte, war der Anſicht, alle Männer hielten ſich allein für klug, verſtänden aber dabei doch gar nichts und ſeien hochmütig und egoiſtiſch.

Berg ſtand auf, umarmte ſeine Frau vorſichtig, um nicht die Spitzenpelerine zu verdrücken, für die er viel Geld ausgegeben hatte, und küßte ſie mitten auf den Mund.

„Ich habe nur den einen Wunſch, daß wir nicht ſo bald Kinder bekommen," ſagte er infolge einer Gedankenverknüpfung, die ihm ſelbſt nicht zum Bewußtſein kam.

„Ja," antwortete Wjera, „ich wünſche mir überhaupt keine. Man muß für den geſellſchaftlichen Verkehr leben."

„Genau ebenſo eine hatte die Fürſtin Juſopowa," ſagte Berg und deutete mit einem glückſeligen, gutherzigen Lächeln auf Wjeras Pelerine.

In dieſem Augenblicke wurde Graf Besuchow gemeldet. Die beiden Ehegatten wechſelten miteinander einen ſelbſtzufriedenen Blick, indem ein jeder es ſich zurechnete, daß ihnen die Ehre dieſes Beſuches zuteil wurde.

„Da ſieht man, was es nützt, wenn man verſteht Bekanntſchaften zu machen," dachte Berg, „und was es nützt, wenn man etwas auf ſich hält!"

„Nur, bitte, wenn ich die Gäſte unterhalte," ſagte Wjera, „unterbrich mich nicht immer. Ich weiß ganz genau, womit man einen jeden unterhalten muß, und für welche Geſellſchaft das eine oder das andere Thema paßt."

Berg lächelte.

„Allein kannſt du es denn doch nicht übernehmen; manchmal iſt für Männergeſellſchaft auch ein Männergeſpräch nötig."

Pierre wurde in dem neuen Salon empfangen, in dem man ſich nirgend hinſetzen konnte, ohne die Symmetrie, Sauberkeit und Ordnung zu ſtören, und daher war es ſehr begreiflich und keineswegs ſonderbar, daß Berg ſich zwar in großmütiger Weiſe bereit erklärte, die Symmetrie der Lehnſtühle oder des Sofas um des teuren Gaſtes willen zu verderben, aber doch, da er ſelbſt in dieſer Hinſicht ſich augenſcheinlich in einer peinlichen Unentſchloſſenheit befand, die Entſcheidung dieſer Frage dem Belieben des Gaſtes anheimſtellte. So zerſtörte denn Pierre die Symmetrie, indem er ſich einen Stuhl heranzog, und nun ließen Berg und Wjera ſofort ihre Abendgeſellſchaft beginnen: ſie unterhielten den Gaſt und unterbrachen einander abwechſelnd.

Wjera, die in ihrem klugen Kopfe zu dem Reſultate gelangt war, Pierre müſſe mit einem Geſpräche über die franzöſiſche Geſandtſchaft unterhalten werden, brachte ſofort dieſen Gegenſtand aufs Tapet. Berg aber, der ſich ſagte, daß auch ein Männergeſpräch vonnöten ſei, unterbrach ſeine Frau dadurch, daß er die Frage eines Krieges mit Öſterreich berührte, und ging dann unwillkürlich von dem allgemeinen Gegenſtande zu einer Erörterung der Anerbietungen über, die ihm für eine Beteiligung an einem öſterreichiſchen Feldzuge gemacht waren, ſowie zu einer Darlegung der Gründe, weswegen er ſie nicht angenommen hatte. Obwohl das Geſpräch recht wenig paſſend war und Wjera ſich über die Einmengung eines männlichen Themas ärgerte, fühlten die beiden Gatten mit Vergnügen, daß, trotzdem nur erſt ein Gaſt da war, die „Soiree" einen ſehr guten Anfang genommen hatte und jeder anderen Soiree mit Geſprächen, Tee und brennenden Lichtern glich wie ein Ei dem andern.

Bald darauf erſchien auch Boris, Bergs alter Kamerad. Er behandelte Berg und Wjera mit einer Nuance von Überlegenheit und Gönnerhaftigkeit. Nach Boris kam ein Oberſt mit ſeiner

Frau, dann der General ſelbſt, dann die Familie Roſtow, und es war kein Zweifel mehr, daß dieſe Abendgeſellſchaft allen andern Abendgeſellſchaften vollkommen ähnlich wurde. Berg und Wjera konnten ein frohes Lächeln nicht unterdrücken beim Anblicke der vielen Verbeugungen und der ſteten Bewegung im Salon und bei dem Geräuſche dieſer unzuſammenhängenden Geſpräche und des Kleiderraſchelns. Alles war ebenſo wie bei allen andern, namentlich auch die Anweſenheit und das Verhalten des Generals als Ehrenperſon: er lobte die Wohnung, klopfte Berg auf die Schulter und leitete mit väterlicher Eigenmächtigkeit die Herrichtung des Boſtontiſches. Der General ſetzte ſich zu dem Grafen Ilja Andrejewitſch als dem vornehmſten Gaſte nach ihm ſelbſt. Die Alten ſaßen bei den Alten, die Jugend bei der Jugend, die Hausfrau am Teetiſch, auf welchem in einem ſilbernen Körbchen genau ebenſolches Gebäck ſtand, wie es neulich welches auf der Abendgeſellſchaft bei Panins gegeben hatte, — alles war in jeder Hinſicht ebenſo wie bei andern Leuten.

XXI

Pierre als einer der angeſehenſten Gäſte mußte ſich mit Ilja Andrejewitſch, dem General und dem Oberſten an den Boſtontiſch ſetzen. Zufällig kam er ſo zu ſitzen, daß er Natáſcha ins Geſicht ſehen konnte, und er war überraſcht von der ſeltſamen Veränderung, die mit ihr ſeit dem Balle vorgegangen war. Natáſcha war ſchweigſam und bei weitem nicht ſo ſchön, wie ſie auf dem Balle geweſen war; ja, ſie wäre geradezu häßlich geweſen, hätte auf ihrem Geſichte nicht ein ſolcher Ausdruck ſanfter Milde und ſtillen Gleichmutes allem gegenüber gelegen.

„Was iſt mit ihr vorgegangen?“ dachte Pierre, während er

ſie betrachtete. Sie ſaß neben ihrer Schweſter am Teetiſch und antwortete, als Boris, der ſich zu ihr geſetzt hatte, ſie etwas fragte, nur wie gezwungen und ohne ihn anzuſehen. Nachdem Pierre eine ganze Reihe von Trümpfen heruntergeſpielt und zur großen Befriedigung ſeines Partners fünf Stiche gemacht hatte, blickte er, als er gerade die Schritte eines ins Zimmer tretenden neuen Gaſtes und die Begrüßung desſelben gehört hatte, während des Zuſammenlegens der Stiche wieder nach Nataſcha hin.

„Was iſt mit ihr vorgegangen?“ fragte er ſich jetzt mit noch größerem Erſtaunen.

Fürſt Andrei ſtand mit einer Miene rückſichtsvoller, zarter Höflichkeit vor ihr und ſagte etwas zu ihr. Sie hatte den Kopf in die Höhe gehoben und ſah ihn an; ihr Geſicht war ganz rot geworden, und ſie bemühte ſich offenbar, ihren ſtoßweiſe gehenden Atem zu beherrſchen. Ein inneres, vorher beinah erloſchenes Feuer war in ihr von neuem mit hellem Scheine aufgeflammt. Sie war völlig umgewandelt: ſoeben noch häßlich, war ſie wieder ebenſo geworden, wie ſie auf dem Balle geweſen war.

Fürſt Andrei trat zu Pierre, und dieſer bemerkte einen neuen, jugendlichen Ausdruck in dem Geſichte ſeines Freundes.

Pierre wechſelte während des Spieles mehrmals ſeinen Platz, ſo daß er Nataſcha bald den Rücken, bald das Geſicht zuwandte, und ſtellte während des ganzen ſechſten Robbers ſeine Beobachtungen über ſie und ſeinen Freund an.

„Es geht etwas ſehr Wichtiges zwiſchen ihnen vor,“ dachte Pierre, und ein freudiges und zugleich bitteres Gefühl verſetzte ihn in Erregung und lenkte ſeine Aufmerkſamkeit vom Spiele ab.

Nach Beendigung des ſechſten Robbers erhob ſich der General und erklärte, unter ſolchen Umſtänden ſei es unmöglich weiterzu-

ſpielen. Pierre wurde frei. Natascha ſprach auf der einen Seite mit Sonja und Boris; Wjera redete mit einem feinen Lächeln über irgend etwas mit dem Fürſten Andrei. Pierre trat zu ſeinem Freunde, fragte, ob ſie auch nicht etwa Geheimniſſe verhandelten, und ſetzte ſich zu ihnen. Wjera hatte, als ſie die Aufmerkſamkeit des Fürſten Andrei gegen Natascha bemerkte, ſich geſagt, bei einer Abendgeſellſchaft, einer richtigen Abendgeſellſchaft, müßten unbedingt feine Anſpielungen auf Gefühle vorkommen, und einen Augenblick benutzend, wo Fürſt Andrei von keiner anderen Seite in Anſpruch genommen war, hatte ſie mit ihm ein Geſpräch über Gefühle im allgemeinen und über ihre Schweſter im beſonderen angefangen. Bei einem ſo klugen Manne (denn für einen ſolchen hielt ſie den Fürſten Andrei) hatte ſie geglaubt, mit all ihrer diplomatiſchen Kunſt zu Werke gehen zu müſſen.

Als Pierre zu ihnen trat, bemerkte er, daß Wjera bei dem Geſpräche einen ſelbſtgefälligen Eifer bekundete, Fürſt Andrei dagegen (was ihm nur ſelten begegnete) verlegen zu ſein ſchien.

„Wie denken Sie darüber?“ fragte Wjera mit einem feinen Lächeln. „Sie ſind ja ſo außerordentlich ſcharfſichtig, Fürſt, und durchſchauen den Charakter der Menſchen auf den erſten Blick. Wie denken Sie über Natascha: iſt ſie fähig, bei ihren Neigungen Ausdauer zu beweiſen? Kann ſie ſo wie andere Frauen“ (damit meinte Wjera ſich ſelbſt) „einen Menſchen einmal liebgewinnen und ihm dann für immer treu bleiben? Denn das halte ich für die wahre Liebe. Wie denken Sie darüber, Fürſt?“

„Ich kenne Ihre Schweſter zu wenig,“ antwortete Fürſt Andrei mit einem ſpöttiſchen Lächeln, unter dem er ſeine Verlegenheit verbergen wollte, „als daß ich wagen könnte, eine ſo ſubtile Frage zu entſcheiden; und dann habe ich die Beobachtung

gemacht, daß eine Frau um so beständiger ist, je weniger sie gefällt," fügte er hinzu und blickte Pierre an, der in diesem Augenblicke zu ihnen trat.

„Ja, das ist richtig, Fürst; in unserer Zeit", fuhr Wjera fort (sie redete von unserer Zeit, wie es beschränkte Leute gern tun, welche glauben, sie hätten mit seinem Urteil Besonderheiten unserer Zeit herausgefunden und die Eigenschaften der Menschen änderten sich mit den Zeiten), „in unserer Zeit hat ein junges Mädchen so viel Freiheit, daß das Vergnügen daran, sich umschwärmt zu sehen, häufig in ihrer Seele alle wahren Empfindungen erstickt. Und ich muß gestehen: auch Natascha ist dafür sehr empfänglich." Dieses Zurückkommen auf Natascha ließ den Fürsten wieder mißmutig die Stirn runzeln; er wollte aufstehen, aber Wjera fuhr mit noch feinerem Lächeln fort:

„Ich glaube, kein Mädchen ist so umschwärmt worden wie sie; aber niemals, noch bis auf die letzte Zeit, hat ihr jemand ernstlich gefallen. Das wissen Sie ja auch, Graf," wandte sie sich an Pierre. „Nicht einmal unser liebenswürdiger Vetter Boris, der, unter uns gesagt, sterblich in sie verliebt war."

Fürst Andrei machte ein finsteres Gesicht und schwieg.

„Sie sind ja wohl mit Boris befreundet?" fragte ihn Wjera.

„Ja, ich kenne ihn."

„Er hat Ihnen gewiß von seiner Kindheitsliebe zu Natascha erzählt?"

„Hat denn eine solche bestanden?" fragte Fürst Andrei plötzlich und errötete dabei.

„Ja. Sie wissen: der vertrauliche Verkehr zwischen Cousin und Cousine führt manchmal zur Liebe; Vetterschaft ist eine gefährliche Nachbarschaft. Nicht wahr?"

„O, ohne Zweifel!" erwiderte Fürst Andrei. Er wurde auf einmal in unnatürlicher Weise lebhaft und begann Pierre zu

necken: dieſer ſolle in ſeinem Verkehr mit ſeinen Moskauer Couſinen nur ja recht vorſichtig ſein. Aber mitten in dieſem ſcherzenden Geſpräche ſtand er auf, faßte Pierre unter den Arm und führte ihn beiſeite.

„Nun, was gibt es?" fragte Pierre, der mit Erſtaunen die ſeltſame Lebhaftigkeit ſeines Freundes beobachtete und den Blick wahrnahm, den dieſer beim Aufſtehen auf Natascha richtete.

„Ich muß mit dir ſprechen, notwendig ſprechen," ſagte Fürſt Andrei. „Du kennſt unſere Frauenhandſchuhe." (Er meinte die Handſchuhe, die bei den Freimaurern dem neu aufgenommenen Bruder übergeben wurden, damit er ſie der ihm geliebten Frau einhändige.) „Ich ... Aber nein, ich will ein andermal mit dir davon reden ..." Und mit einem ſeltſamen Glanze in den Augen und mit einer ſonderbaren Unruhe in ſeinen Bewegungen trat Fürſt Andrei zu Natascha hin und ſetzte ſich neben ſie. Pierre ſah, wie Fürſt Andrei ſie etwas fragte, und wie ſie unter tiefem Erröten ihm antwortete.

Aber in dieſem Augenblicke trat Berg zu Pierre und bat ihn dringend, ſich an einer Debatte über die kriegeriſchen Operationen in Spanien zu beteiligen, die ſich zwiſchen dem General und dem Oberſten entſponnen hatte.

Berg war zufrieden und glücklich. Ein Lächeln der Freude wich nicht von ſeinem Geſichte. Die Abendgeſellſchaft war ſehr gut und ganz von derſelben Art wie andere Abendgeſellſchaften, bei denen er geweſen war. Alles war ebenſo: das helltönende Geplauder der Damen, und der Kartentiſch, und am Kartentiſche der General mit ſeiner lauten, herausfordernden Stimme, und der Samowar, und das Gebäck; aber eines mangelte noch, etwas, was ihm immer auf den Abendgeſellſchaften, die er nachzumachen ſuchte, entgegengetreten war: es mangelte noch ein lautes Geſpräch unter den Männern und ein Streit über irgend-

einen wichtigen, ernsten Gegenstand. Ein solches Gespräch hatte nun der General angefangen, und Berg beeilte sich, Pierre zu diesem Gespräche mit heranzuziehen.

XXII

Am folgenden Tage kam Fürst Andrei, da er von dem Grafen Ilja Andrejewitsch eingeladen worden war, zu Rostows zum Mittagessen und verlebte bei ihnen den ganzen Rest des Tages.

Alle im Hause merkten, um wessen willen Fürst Andrei kam; auch machte er selbst kein Hehl daraus, sondern suchte die ganze Zeit über mit Natascha zusammen zu sein. Nicht nur in der Seele der ängstlichen, aber glücklichen und entzückten Natascha, sondern im ganzen Hause machte sich eine Furcht vor etwas Wichtigem fühlbar, das sich vollziehen wollte. Die Gräfin blickte den Fürsten Andrei mit tief ernsten, traurigen Augen an, wenn er mit Natascha sprach, und begann mit schüchterner Verstellung irgendein gleichgültiges Gespräch, sobald er sich nach ihr hinwandte. Sonja fürchtete sich, von Natascha wegzugehen, und fürchtete sich andrerseits, zu stören, wenn sie bei ihnen bliebe. Natascha wurde ganz blaß vor banger Erwartung, wenn sie ein paar Minuten lang mit ihm unter vier Augen blieb. Sie war überrascht von der Schüchternheit des Fürsten Andrei. Sie fühlte, daß es ihn drängte, ihr etwas zu sagen, und daß er sich doch nicht dazu entschließen konnte.

Als am Abend Fürst Andrei weggefahren war, trat die Gräfin zu Natascha und fragte sie flüsternd:

„Nun, wie ist's?"

„Mama, um Gottes willen, fragen Sie mich jetzt nichts; ich kann Ihnen nichts sagen," antwortete Natascha.

Aber trotzdem lag an diesem Abend Natascha aufgeregt und

ängſtlich, mit ſtarren Augen, lange im Bette der Mutter. Sie erzählte ihr, daß er ſie gelobt habe, und daß er geſagt habe, er wolle ins Ausland reiſen, und daß er gefragt habe, wo ſie dieſen Sommer verleben würden, und daß er ſie nach Boris befragt habe.

„Aber ſo ... ſo ... ſo iſt mir noch nie zumute geweſen!“ rief ſie. „Es iſt mir ſo bange in ſeiner Gegenwart, immer iſt mir in ſeiner Gegenwart ſo bange; was bedeutet das? Bedeutet das, daß dies das Richtige iſt, ja? Mama, ſchlafen Sie?“

„Nein, liebes Kind, mir iſt ſelbſt bange,“ antwortete die Mutter. „Aber geh jetzt.“

„Schlafen kann ich ja doch nicht. Eine reine Unmöglichkeit. Mamachen, Mamachen, ſo iſt mir noch nie zumute geweſen,“ ſagte ſie erſtaunt und erſchrocken über das Gefühl, das ſie in ihrer Seele wahrnahm. „Wie hätten wir ſo etwas denken können!“

Natascha hatte die Vorſtellung, ſchon damals, als ſie den Fürſten Andrei zum erſtenmal in Otradnoje geſehen hatte, habe ſie ſich in ihn verliebt. Sie erſchrak ordentlich über den ſeltſamen, unerwarteten Glückszufall, daß der Mann, den ſie ſich ſchon damals erwählt hatte (davon war ſie feſt überzeugt), daß dieſer ſelbe Mann ihr jetzt wieder begegnet war und anſcheinend eine Neigung zu ihr empfand.

„Da mußte er nun gerade jetzt, wo wir hier ſind, nach Petersburg kommen. Und da mußte er mit uns auf dieſem Balle zuſammentreffen. Das iſt alles eine Fügung des Schickſals. Es iſt klar, daß das eine Fügung des Schickſals iſt, und daß alles darauf abgezielt hat. Schon damals fühlte ich, ſowie ich ihn nur geſehen hatte, in meinem Herzen etwas Beſonderes.“

„Was hat er denn zu dir noch geſagt? Was waren denn das für Verſe? Sage ſie mir doch einmal her ...“ ſagte die Mutter nach-

denklich; die Frage bezog sich auf die Verse, die Fürst Andrei in Natascha's Album geschrieben hatte.

„Mama, muß ich mich nicht schämen, daß er Witwer ist?"

„Rede keine Torheit, Natascha. Bete zu Gott. Die Ehen werden im Himmel geschlossen."

„Liebes, süßes Mamachen, wie ich Sie liebe, und wie glücklich ich bin!" rief Natascha und umarmte ihre Mutter unter Tränen der Freude und der Aufregung.

Zu derselben Zeit saß Fürst Andrei bei Pierre und redete mit ihm über seine Liebe zu Natascha und über seine feste Absicht, sie zu heiraten.

★

An diesem Tage fand bei der Gräfin Jelena Wasiljewna ein Rout statt; der französische Gesandte war da, und der Prinz, der seit kurzem ein häufiger Gast in dem Hause der Gräfin geworden war, und viele der vornehmsten Damen und Herren. Pierre war unten, wanderte durch die Säle und fiel allen Gästen durch sein in sich gekehrtes, zerstreutes Wesen und seine finstere Miene auf.

Pierre spürte seit jenem Balle in seinem Innern wieder das Herannahen eines Anfalles von Hypochondrie und suchte mit verzweifelter Anstrengung dagegen anzukämpfen. Seit der Prinz sich Helenen genähert hatte, war Pierre unerwarteterweise zum Kammerherrn ernannt worden und konnte seitdem in größerer Gesellschaft ein bedrückendes Gefühl der Scham nicht loswerden, und es kamen ihm wieder recht oft die früheren traurigen Gedanken über die Nichtigkeit alles Menschlichen. Gerade in dieser Zeit nahm er die wechselseitige Neigung zwischen seiner Protégée Natascha und dem Fürsten Andrei wahr, und diese Wahrnehmung diente durch den Gegensatz zwischen seiner eigenen Lage und der seines Freundes noch dazu, seine traurige Gemütsstimmung zu steigern. Er vermied es jedoch nach Kräften, an seine Frau und

an Natascha und an den Fürsten Andrei zu denken. Wieder erschien ihm alles nichtig im Vergleiche mit der Ewigkeit, wieder drängte sich ihm die Frage auf: „Wozu?“ Und tagelang und nächtelang zwang er sich dazu, sich mit freimaurerischen Arbeiten abzumühen, in der Hoffnung, so den herannahenden bösen Geist zu verscheuchen.

Pierre hatte sich um zwölf Uhr aus den Gemächern der Gräfin entfernt und saß nun bei sich oben in einem niedrigen, mit Tabaksrauch erfüllten Zimmer in einem abgetragenen Schlafrocke am Tische und war damit beschäftigt, schottische Originalurkunden abzuschreiben, als jemand zu ihm ins Zimmer trat. Es war Fürst Andrei.

„Ach, Sie sind es,“ sagte Pierre mit zerstreuter, mißvergnügter Miene. „Ich bin gerade bei der Arbeit,“ fügte er hinzu und zeigte auf sein Heft mit der Miene, mit welcher unglückliche Menschen ihre Arbeit ansehen, durch die sie sich aus dem Elend des Lebens zu retten suchen.

Fürst Andrei blieb mit strahlendem, entzücktem, von neuem Lebensmute zeugendem Gesichte vor Pierre stehen und lächelte ihm mit dem Egoismus des Glücklichen zu, ohne Pierres traurige Miene zu bemerken.

„Nun, Teuerster,“ sagte er, „ich wollte schon gestern mit dir sprechen und bin heute ausdrücklich deshalb zu dir gekommen. Noch nie habe ich etwas Ähnliches empfunden. Ich bin verliebt, mein Freund.“

Pierre seufzte plötzlich tief und ließ sich mit seinem schweren Körper neben den Fürsten Andrei auf das Sofa sinken.

„In Natascha Rostowa, ja?“ fragte er.

„Ja, ja, in wen denn sonst? Ich hätte so etwas nie geglaubt; aber dieses Gefühl ist stärker als ich. Gestern habe ich mich gemartert und habe Pein ausgestanden; aber auch diese Pein würde ich

für alles in der Welt nicht hingeben. Mein früheres Leben war kein wirkliches Leben. Erſt jetzt lebe ich wahrhaft; aber ich kann nicht leben ohne ſie ... Aber kann ſie mich lieben? Ich fürchte, ich bin zu alt für ſie ... Aber warum ſprichſt du nicht?"

„Ich? Ich? Was habe ich Ihnen geſagt?" rief Pierre, indem er aufſtand und im Zimmer auf und ab zu gehen begann. „Ich habe immer gedacht, daß es ſo kommen werde ... Dieſes Mädchen iſt ein ſolcher Schatz, eine ſo ... Es iſt ein ganz ſeltenes Weſen ... Lieber Freund, ich bitte Sie, reflektieren Sie nicht, zweifeln Sie nicht, ſondern heiraten Sie, heiraten Sie, heiraten Sie ... Und ich bin überzeugt, daß es keinen glücklicheren Menſchen geben wird als Sie."

„Aber ſie!"

„Sie liebt Sie."

„Rede keinen Unſinn ..." ſagte Fürſt Andrei und blickte Pierre lächelnd in die Augen.

„Sie liebt Sie; ich weiß es," ſchrie Pierre ärgerlich.

„Nein, höre mal," ſagte Fürſt Andrei, indem er ihn am Arme feſthielt. „Kannſt du nachfühlen, in welcher Lage ich mich befinde? Ich muß das alles irgend jemandem gegenüber ausſprechen."

„Nun alſo, alſo, dann ſprechen Sie; ich freue mich ſehr," erwiderte Pierre, und wirklich änderte ſich der Ausdruck ſeines Geſichtes, die Falte auf der Stirn verſchwand, und er hörte dem Fürſten Andrei mit heiterer Miene zu. Fürſt Andrei ſchien ein ganz neuer Menſch geworden zu ſein und war es auch wirklich. Wo war ſeine Melancholie, ſeine Geringſchätzung des Lebens, ſeine Entmutigung geblieben? Pierre war der einzige Menſch, vor dem er ſich ausſprechen konnte; aber dafür ſagte er dieſem nun auch alles, was er nur auf dem Herzen hatte. Bald machte er leichten, kecken Sinnes Pläne für eine lange, lange Zukunft und ſprach davon, daß er ſein Glück nicht einer Laune ſeines

Vaters zum Opfer bringen könne, daß er entweder seinen Vater zwingen werde, seine Zustimmung zu dieser Ehe zu geben und Natascha zu lieben, oder sich ohne seine Zustimmung behelfen werde; bald wieder erging er sich in Ausdrücken der Verwunderung über dieses Gefühl, das sich seiner bemächtigt hatte, wie über etwas ganz Seltsames, Fremdes.

„Ich hätte es nicht geglaubt, wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich so lieben könnte," sagte Fürst Andrei. „Es ist eine ganz andere Empfindung als die, welche ich früher in mir fühlte. Die ganze Welt ist jetzt für mich in zwei Hälften geteilt: die eine Hälfte ist sie, und dort ist alles eitel Glück und Hoffnung und Licht; die andre Hälfte, das ist alles, wo sie nicht ist, und da ist alles Mutlosigkeit und Finsternis."

„Ja, Mutlosigkeit und Finsternis," wiederholte Pierre. „Ja, ja, das verstehe ich."

„Ich kann nicht anders, ich muß das Licht lieben; das hängt nicht von meinem Willen ab. Und ich bin sehr glücklich. Verstehst du meinen Zustand? Ich weiß, daß du dich mit mir freust."

„Ja, das tue ich," versicherte Pierre und blickte seinen Freund gerührt und traurig an. In je hellerem Lichte sich ihm das Schicksal des Fürsten Andrei zeigte, um so dunkler erschien ihm sein eigenes.

XXIII

Zu seiner Heirat bedurfte Fürst Andrei der Zustimmung seines Vaters und reiste aus diesem Grunde am andern Tage zu ihm.

Der Vater nahm die Mitteilung des Sohnes äußerlich ruhig auf; aber innerlich war er darüber sehr aufgebracht. Da sein eigenes Leben schon zu Ende ging, so hatte er kein Verständnis dafür, daß andere Leute ihr Leben verändern und noch etwas

Neues in dasselbe hineintragen wollten. „Sie sollten mich nur zu Ende leben lassen, wie es mir zusagt; dann könnten sie ja tun, was sie wollen," sagte der alte Mann zu sich selbst. Dem Sohne gegenüber griff er jedoch zu den diplomatischen Künsten, deren er sich in wichtigen Fällen zu bedienen pflegte. Einen ruhigen Ton annehmend, erörterte er die ganze Angelegenheit.

Erstens sei die Partie, was Verwandtschaft, Reichtum und Vornehmheit anlange, keine glänzende. Zweitens stehe Fürst Andrei nicht mehr in der ersten Jugend und habe eine schwache Gesundheit (diesen Punkt betonte der Alte ganz besonders), und das Mädchen sei doch noch sehr jung. Drittens sei ein Sohn da, den einem so jungen Dinge in die Hände zu geben bedenklich sei. „Und endlich viertens," sagte der Vater, indem er den Sohn spöttisch anblickte, „ich bitte dich: schiebe die Sache ein Jahr auf; reise ins Ausland, kuriere dich aus, suche, wie du es ja beabsichtigst, einen deutschen Erzieher für den Fürsten Nikolai, und dann, wenn deine Liebe oder deine Leidenschaft oder dein Eigensinn, wie du nun es nennen magst, wirklich so groß ist, dann heirate. Das ist mein letztes Wort, hörst du wohl, mein letztes ..." schloß der Fürst in einem Tone, durch den er zeigen wollte, daß ihn nichts veranlassen könne, seinen Entschluß zu ändern.

Fürst Andrei war sich völlig darüber klar, daß der Alte hoffte, sein Gefühl oder das seiner künftigen Braut werde die einjährige Probezeit nicht aushalten oder er selbst, der alte Fürst, werde bis dahin gestorben sein. Er beschloß, den Willen seines Vaters zu erfüllen, in der Weise, daß er um Natascha Hand anhielte und die Hochzeit auf ein Jahr verschöbe.

Drei Wochen nach dem letzten Abend, den er bei Rostows verlebt hatte, kehrte Fürst Andrei nach Petersburg zurück.

*

Am Tage nach ihrer Rückſprache mit der Mutter wartete Natascha den ganzen Tag über auf den Fürſten Andrei; aber er kam nicht. Am folgenden und am dritten Tage wiederholte ſich dasſelbe. Auch Pierre ließ ſich nicht blicken, und Natascha, die nicht wußte, daß Fürſt Andrei zu ſeinem Vater gereiſt war, konnte ſich ſein Ausbleiben nicht erklären.

So vergingen drei Wochen. Natascha wollte nirgends hingehen und ſchlich wie ein Schatten, untätig und traurig, durch die Zimmer; abends weinte ſie, von niemand geſehen, und kam nicht in die Schlafſtube der Mutter. Fortwährend wurde ſie rot, auch war ſie ſehr reizbar. Sie hatte die Vorſtellung, alle Leute wüßten von ihrer Enttäuſchung, machten ſich über ſie luſtig oder bedauerten ſie. Und ſo groß auch ihr ſeeliſcher Kummer an ſich ſchon war, ſo wurde die Empfindung ihres Unglücks doch durch den Schmerz über die Kränkung ihres Ehrgefühles noch verſtärkt.

Einmal kam ſie zu der Gräfin und wollte ihr etwas ſagen; aber ſie brach plötzlich in Tränen aus. Sie weinte wie ein kleines Kind, das meint, daß ihm unrecht geſchehen ſei, weil es geſtraft worden iſt, ohne ſelbſt zu wiſſen wofür.

Die Gräfin ſuchte Natascha zu beruhigen. Zuerſt hörte Natascha an, was die Mutter ſagte; aber dann unterbrach ſie ſie plötzlich:

„Sagen Sie nichts weiter, Mama; ich denke gar nicht darüber nach und will gar nicht darüber nachdenken! Er iſt eben ohne beſondern Grund gekommen und dann auch wieder ohne beſondern Grund weggeblieben ..."

Die Stimme begann ihr zu zittern, und ſie war nahe daran, in Tränen auszubrechen; aber ſie bezwang ſich und fuhr ruhig fort:

„Ich will auch überhaupt nicht heiraten. Und ich fürchte mich vor ihm; ich bin jetzt ganz ruhig geworden, ganz ruhig ..."

Am Tage nach dieſem Geſpräche zog Natascha jenes alte Kleid an, das ihr wegen der vielen vergnügten Morgenſtunden, die ſie

in ihm verlebt hatte, beſonders lieb und vertraut war, und begann gleich am frühen Morgen wieder mit ihrer früheren Lebensweiſe, von der ſie nach dem Balle abgekommen war. Nachdem ſie Tee getrunken hatte, ging ſie in den Saal, den ſie wegen ſeiner ſtarken Reſonanz beſonders gern hatte, und begann ihre Solfeggien zu ſingen. Als ſie mit der erſten Übungsreihe fertig war, ſtellte ſie ſich mitten in den Saal und wiederholte mehrmals ein und denſelben muſikaliſchen Satz, der ihr beſonders gefiel. Mit Vergnügen horchte ſie, als wäre es ihr etwas Überraſchendes, auf den Wohllaut, mit dem dieſe Klänge, melodiſch verſchmelzend, den ganzen leeren Raum des Saales anfüllten und langſam erſtarben, und es wurde ihr auf einmal froh ums Herz. „Was hat es für Zweck, darüber viel nachzudenken; es iſt ja auch ſo alles ganz gut," ſagte ſie zu ſich ſelbſt und begann im Saale hin und her zu gehen. Sie ging dabei über den ſchallenden Parkettboden nicht mit einfachen Schritten, ſondern trat bei jedem Schritte vom Hacken (ſie trug neue Schuhe von ihrer Lieblingsfaſſon) auf die Spitze, und mit demſelben Genuſſe, wie vorher auf die Töne ihrer Stimme, horchte ſie nun auf dieſes taktmäßige Klappen des Abſatzes und das Knarren der Spitze. Als ſie am Spiegel vorbeikam, blickte ſie hinein. „Das bin ich!" ſchien ihr Geſichtsausdruck beim Anblick ihrer eigenen Geſtalt zu ſagen. „Nun, es iſt ja alles gut. Ich brauche keinen Menſchen."

Der Diener wollte hereinkommen, um irgend etwas im Saale aufzuräumen; aber ſie ließ ihn nicht herein, machte die Tür wieder hinter ihm zu und ſetzte ihren Spaziergang fort. Sie kehrte an dieſem Morgen wieder zu dem Zuſtande zurück, bei dem ſie ſich am wohlſten fühlte: dieſer Zuſtand beſtand darin, daß ſie ſich ſelbſt liebte und von ſich ſelbſt entzückt war. „Was für ein reizendes Weſen iſt doch dieſe Natáſcha!" ſagte ſie wieder von ſich ſelbſt, als ob irgendein Dritter, eine Art von Inbegriff aller

Männer, spräche. „Sie ist hübsch, hat eine schöne Stimme, ist jung und belästigt niemanden; also laßt sie nur auch in Ruhe." Aber wenn man sie auch noch so sehr in Ruhe ließ, sie konnte jetzt doch nicht mehr ruhig sein; das fühlte sie sofort.

Im Vorzimmer wurde die Außentür geöffnet; es fragte jemand: „Sind die Herrschaften zu Hause?" und es wurden Schritte vernehmbar. Natascha blickte in den Spiegel; aber sie sah sich nicht. Sie hörte im Vorzimmer sprechen. Als sie sich dann sah, war ihr Gesicht blaß. Das war „er". Sie wußte es bestimmt, obwohl sie den Ton seiner Stimme durch die geschlossene Tür nur schwach hatte hören können.

Blaß und erschrocken lief sie in den Salon.

„Mama, Bolkonski ist gekommen," sagte sie. „Mama, das ist furchtbar, das kann ich nicht ertragen! Ich will diese Pein nicht aushalten! Was soll ich nur tun?"

Die Gräfin hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr zu antworten, als schon Fürst Andrei mit ernstem, aufgeregtem Gesichte in den Salon trat. Sobald er Natascha erblickte, begann sein Gesicht zu strahlen. Er küßte der Gräfin und Natascha die Hand und setzte sich auf einen Sessel neben dem Sofa.

„Wir haben so lange nicht das Vergnügen gehabt ..." begann die Gräfin; aber Fürst Andrei unterbrach sie, indem er die in ihren Worten liegende Frage beantwortete und offenbar eilte, auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu kommen.

„Ich bin diese ganze Zeit her nicht bei Ihnen gewesen, weil ich bei meinem Vater war; ich mußte mit ihm über eine sehr wichtige Angelegenheit Rücksprache nehmen. Erst in dieser Nacht bin ich zurückgekommen," sagte er und warf dabei einen Blick nach Natascha hin. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Gräfin," fügte er nach einem kurzen Stillschweigen hinzu.

Die Gräfin seufzte schwer und schlug die Augen nieder.

„Ich stehe zu Ihren Diensten," erwiderte sie.

Natascha wußte, daß sie hinausgehen sollte; aber sie fühlte sich außerstande, dies zu tun: es schnürte ihr etwas die Kehle zu, und unhöflich, mit weit geöffneten Augen blickte sie den Fürsten Andrei starr an.

„Wird es jetzt gleich geschehen? Diesen Augenblick? ... Nein, es kann nicht sein!" dachte sie.

Er sah sie wieder an, und dieser Blick überzeugte sie, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Ja, jetzt, in diesem Augenblicke hatte sich ihr Schicksal entschieden.

„Geh, Natascha, ich werde dich rufen," flüsterte ihr die Gräfin zu.

Natascha blickte mit angstvoll flehenden Augen den Fürsten Andrei und ihre Mutter an und ging hinaus.

„Ich bin gekommen, Gräfin, um Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten," sagte Fürst Andrei.

Das Gesicht der Gräfin färbte sich dunkelrot; aber sie antwortete eine Zeitlang nicht.

„Ihr Antrag ..." begann sie dann in würdigem Tone. Fürst Andrei schwieg und blickte ihr in die Augen. „Ihr Antrag ..." (sie wurde verlegen) „ist uns angenehm, und ... ich nehme Ihren Antrag an; ich freue mich sehr. Auch mein Mann wird ... wie ich hoffe ... Aber es wird von ihr selbst abhängen ..."

„Ich werde sie fragen, sobald ich Ihre Einwilligung erlangt habe. Wollen Sie mir Ihre Einwilligung geben?" sagte Fürst Andrei.

„Ja," antwortete die Gräfin, streckte ihm die Hand hin und drückte, als er sich über ihre Hand beugte, mit einem aus Fremdheit und Herzlichkeit gemischten Gefühl ihre Lippen auf seine Stirn. Sie war willens, ihn wie einen Sohn zu lieben; aber sie fühlte, daß er ihr fremd war und ihr Furcht einflößte. „Ich bin

überzeugt, daß mein Mann einverſtanden ſein wird," ſagte die Gräfin. „Aber Ihr lieber Vater . . ."

„Mein Vater, dem ich von meiner Abſicht Mitteilung machte," erwiderte Fürſt Andrei, „hat zur unerläßlichen Bedingung ſeiner Einwilligung gemacht, daß die Hochzeit erſt in einem Jahre ſtattfinden ſolle. Auch hiervon wollte ich Sie in Kenntnis ſetzen."

„Natascha iſt ja freilich noch ſehr jung; aber das iſt doch ſehr lange."

„Es war nicht anders möglich, ſeine Einwilligung zu erlangen," antwortete Fürſt Andrei mit einem Seufzer.

„Ich werde ſie Ihnen herſchicken," ſagte die Gräfin und verließ das Zimmer.

„Herr, erbarme dich unſer," ſagte ſie mehrmals vor ſich hin, während ſie ihre Tochter ſuchte.

Sonja ſagte ihr, daß Natascha im Schlafzimmer ſei. Natascha ſaß auf ihrem Bette, blaß, mit trockenen Augen, blickte nach den Heiligenbildern und flüſterte etwas, wobei ſie ſich ſchnell bekreuzte.

„Was iſt, Mama? . . . Was iſt?"

„Geh, geh zu ihm. Er hält um deine Hand an," erwiderte die Mutter, wie es Natascha vorkam, in kaltem Tone. „Geh . . . geh," ſagte die Mutter noch einmal traurig und vorwurfsvoll zu der davoneilenden Tochter und ſeufzte ſchwer.

Natascha wußte gar nicht, wie ſie nach dem Salon gekommen war. Als ſie in die Tür trat und ihn erblickte, blieb ſie ſtehen. „Iſt dieſer fremde Mann jetzt wirklich mein alles geworden?" fragte ſie ſich und antwortete augenblicklich: „Ja, mein alles; er allein iſt mir jetzt teurer als alles in der Welt." Fürſt Andrei trat mit geſenkten Augen an ſie heran.

„Ich habe Sie von dem Augenblick an liebgewonnen, wo ich Sie zum erſtenmal geſehen habe. Darf ich hoffen?"

Er sah sie an, und die ernste Leidenschaftlichkeit, die sich auf ihrem Gesichte ausprägte, überraschte ihn. Ihr Gesicht schien zu sagen: „Wozu noch fragen? Wozu noch zweifeln an dem, was einem nicht unbekannt sein kann? Wozu noch reden, da man doch nicht mit Worten ausdrücken kann, was man fühlt?"

Sie näherte sich ihm und blieb stehen. Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Lieben Sie mich?"

„Ja, ja," antwortete Natascha in einem Tone, als ob sie ärgerlich wäre; dann seufzte sie tief und noch einmal und immer häufiger und brach in Schluchzen aus.

„Warum? Was ist Ihnen?"

„Ach, ich bin so glücklich," erwiderte sie, durch ihre Tränen lächelnd, beugte sich näher zu ihm, überlegte eine Sekunde lang, als ob sie sich fragte, ob sie das dürfe, und küßte ihn.

Fürst Andrei hielt ihre beiden Hände in den seinen, blickte ihr in die Augen und fand in seiner Seele nicht mehr die frühere Art von Liebe zu ihr. In seiner Seele war plötzlich eine Veränderung vorgegangen: er fühlte nicht mehr den früheren poetischen, geheimnisvollen Reiz des Verlangens, sondern eine Art von Mitleid mit ihrer weiblichen, kindlichen Schwäche, eine Furcht vor ihrer Hingebung und ihrem rückhaltlosen Vertrauen, ein drückendes und zugleich beglückendes Bewußtsein der Pflicht, die ihn nun für das ganze Leben mit ihr verband. Dieses jetzige Gefühl war zwar nicht so hell und poetisch wie das frühere, aber dafür ernster und stärker.

„Hat Ihnen Ihre Mama gesagt, daß es nicht vor Ablauf eines Jahres möglich ist?" fragte Fürst Andrei, indem er ihr immer noch in die Augen blickte.

„Bin ich das wirklich, ich, der Backfisch, wie sie mich alle nannten?" dachte Natascha. „Bin ich jetzt wirklich von diesem

Augenblicke an eine Frau, die gleichſtehende Lebensgefährtin dieſes fremden, liebenswürdigen, klugen Mannes, den ſogar mein Vater hochſchätzt? Iſt das wirklich wahr? Iſt es wirklich wahr, daß ich das Leben jetzt nicht mehr als einen Scherz betrachten darf, daß ich nun eine Erwachſene bin und für jede meiner Handlungen, für jedes meiner Worte verantwortlich? Aber wonach hat er mich denn nur gefragt?"

„Nein," antwortete ſie; aber ſie erinnerte ſich nicht, wonach er gefragt hatte.

„Verzeihen Sie mir," ſagte Fürſt Andrei, „aber Sie ſind noch ſo jung, und ich habe ſchon ſo viel im Leben erfahren. Ich bin bange um Sie. Sie kennen ſich ſelbſt nicht."

Natascha hörte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu, bemüht, den Sinn ſeiner Worte zu verſtehen; aber ſie vermochte es trotzdem nicht.

„Wie ſchwer mir dieſes Jahr auch werden wird, durch das mein Glück einen Aufſchub erleidet," fuhr Fürſt Andrei fort, „ſo werden doch Sie in dieſer Zeit die Möglichkeit haben, ſich ſelbſt zu prüfen. Ich bitte Sie, nach Ablauf des Jahres mich glücklich zu machen; aber Sie ſind frei: unſere Verlobung wird ein Geheimnis bleiben, und wenn Sie zu der Überzeugung gelangen ſollten, daß Sie mich nicht lieben, oder wenn Sie einen andern liebgewinnen ſollten ..." ſagte Fürſt Andrei mit einem gezwungenen Lächeln.

„Wozu ſagen Sie das?" unterbrach ihn Natascha. „Sie wiſſen, daß ich Sie gleich von dem Tage an geliebt habe, als Sie zum erſten Male nach Otradnoje kamen," ſagte ſie, in der feſten Überzeugung, daß ſie damit die Wahrheit ſage.

„Im Laufe dieſes Jahres werden Sie ſich ſelbſt kennen lernen ..."

„Ein gan—zes Jahr!" rief Natascha plötzlich, die jetzt erſt ver-

ſtand, daß die Hochzeit ein Jahr verſchoben werden ſollte. „Aber warum denn gleich ein Jahr? Warum denn gleich ein Jahr?“ Fürſt Andrei begann ihr die Gründe dieſes Aufſchubes auseinanderzuſetzen; aber Natascha hörte ihm nicht zu.

„Und es iſt wirklich nicht anders möglich?“ fragte ſie. Fürſt Andrei antwortete nicht; aber ſie ſah an ſeinem Geſichte, daß eine Abänderung dieſer Entſcheidung ausgeſchloſſen war.

„Das iſt zu ſchrecklich! Nein, das iſt zu ſchrecklich, zu ſchrecklich!“ rief Natascha und fing von neuem an zu ſchluchzen. „Ich ſterbe, wenn ich ein Jahr lang warten ſoll; das iſt unmöglich, das iſt zu ſchrecklich.“ Sie blickte ihrem Bräutigam ins Geſicht und ſah dort den Ausdruck der Beſtürzung und des Mitleides.

„Nein, nein, ich werde alles tun,“ ſagte ſie und hemmte auf einmal ihre Tränen. „Ich bin ja ſo glücklich!“

Der Vater und die Mutter traten ins Zimmer und ſegneten Bräutigam und Braut.

Von dieſem Tage an verkehrte Fürſt Andrei im Roſtowſchen Hauſe als Bräutigam.

XXIV

Eine Verlobungsfeier fand nicht ſtatt, und niemandem wurde von Bolkonſkis Verlobung mit Natascha Mitteilung gemacht; darauf beſtand Fürſt Andrei. Er ſagte, da er die Urſache des Aufſchubes ſei, ſo müſſe er auch den ganzen ſchmerzlichen Druck desſelben tragen. Er ſeinerſeits habe ſich durch ſein Wort lebenslänglich gebunden; er wolle aber nicht, daß Natascha gebunden ſei, und laſſe ihr volle Freiheit. Wenn ſie nach einem halben Jahre fühle, daß ſie ihn nicht liebe, ſo werde ſie durchaus berechtigt ſein, ihm eine Abſage zu erteilen. Selbſtverſtändlich wollten weder die Eltern noch Natascha davon etwas hören; aber Fürſt Andrei beharrte auf ſeinem Sinne. Er beſuchte Roſtows

täglich, verkehrte aber mit Natascha nicht wie ein Bräutigam: er nannte sie „Sie" und küßte ihr nur die Hand. Zwischen dem Fürsten Andrei und Natascha hatten sich seit dem Tage, an dem er seinen Antrag gemacht hatte, ganz andere Beziehungen als früher herausgebildet, schlichte, nahe Beziehungen. Es war, als ob die beiden einander bisher noch nicht gekannt hätten. Er sowohl wie sie erinnerten sich jetzt gern daran, wie sie sich gegeneinander benommen hatten, bevor die Verlobung erfolgt war; jetzt fühlten sie sich als ganz andere Wesen: damals war alles gekünstelt und verstellt gewesen, jetzt war alles schlicht und wahrhaft. Anfangs machte sich in der Familie eine gewisse Verlegenheit im Verkehr mit dem Fürsten Andrei fühlbar; er erschien wie ein Mensch aus einer fremden Welt, und Natascha bemühte sich lange, ihre Angehörigen über das Wesen des Fürsten Andrei aufzuklären, und versicherte allen mit Stolz, er scheine nur ein so besonderer Mensch zu sein, im Grunde sei er von derselben Art wie sie alle, und sie fürchtete sich gar nicht vor ihm, und es brauche sich überhaupt niemand vor ihm zu fürchten. Nach einigen Tagen hatte man sich in der Familie an ihn gewöhnt und führte ungeniert in seiner Gegenwart die frühere Lebensweise weiter, an der er selbst teilnahm. Er verstand es, mit dem Grafen über wirtschaftliche Dinge zu reden und mit der Gräfin und Natascha über Toilettenfragen und mit Sonja über Albums und Stickereien. Manchmal sprachen die Mitglieder der Familie Rostow unter sich und auch in Gegenwart des Fürsten Andrei ihre Verwunderung darüber aus, wie alles so gekommen war, und fanden, daß manches entschieden als Vorbereitung und Vorzeichen aufgefaßt werden müsse: der Besuch des Fürsten Andrei in Otradnoje, und ihre Übersiedlung nach Petersburg, und die Ähnlichkeit zwischen Natascha und dem Fürsten Andrei, die die Kinderfrau gleich bei dem ersten Besuche des Fürsten Andrei herausgefunden hatte,

und das Zusammentreffen des Fürsten Andrei mit Nikolai im Jahre 1805; und so entdeckten die Hausgenossen noch viele andere Vorbedeutungen auf das, was sich zugetragen hatte.

Im Hause herrschte jetzt jene poetische Langeweile und Schweigsamkeit, die sich immer einzustellen pflegen, wenn eine Braut und ein Bräutigam zugegen sind. Oft, wenn man zusammensaß, schwiegen alle. Mitunter standen die andern sachte auf und gingen hinaus; aber das Brautpaar schwieg, allein zurückgeblieben, doch in derselben Weise weiter. Nur selten sprachen die beiden von der künftigen Gestaltung ihres Lebens. Fürst Andrei hatte eine bängliche Scheu, darüber zu reden. Natascha teilte diese Empfindung, wie alle seine Empfindungen, die sie stets erriet. Einmal fragte sie ihn allerlei nach seinem kleinen Sohne. Fürst Andrei errötete, was ihm jetzt häufig begegnete, und was Natascha an ihm besonders gern hatte, und antwortete, sein Sohn werde nicht mit ihnen beiden zusammen leben.

„Warum nicht?" fragte Natascha betroffen.

„Ich kann ihn dem Großvater nicht wegnehmen, und dann . . ."

„Wie lieb würde ich ihn haben!" rief Natascha, welche sofort den Gedanken erriet, den er nicht aussprach. „Aber ich weiß, Sie wollen jeden Anlaß vermeiden, daß Ihnen und mir Vorwürfe gemacht würden."

Der alte Graf trat mitunter zu dem Fürsten Andrei, küßte ihn und fragte ihn um Rat in betreff der Erziehung Peters oder der dienstlichen Angelegenheiten Nikolais. Die alte Gräfin seufzte nicht selten, wenn sie das Brautpaar anblickte. Sonja fürchtete fortwährend, störend zu sein, und suchte Vorwände, um die Brautleute allein zu lassen, auch wenn es gar nicht in deren Wünschen lag. Wenn Fürst Andrei sprach (und er war ein sehr geschickter Erzähler), so hörte Natascha, stolz auf ihn, zu; wenn sie

ſelbſt redete, ſo bemerkte ſie mit Angſt und Freude zugleich, daß er ſie aufmerkſam und prüfend anſchaute. Sie fragte ſich zweifelnd: „Was ſucht er in mir? Was möchte er mit ſeinem Blicke ergründen? Wie, wenn das, was er mit ſeinem Blicke ſucht, gar nicht in mir iſt?“ Manchmal geriet ſie in die ihr eigene ausgelaſſen fröhliche Stimmung hinein, und dann machte es ihr beſondere Freude, zu hören und zu ſehen, wie Fürſt Andrei lachte. Er lachte ſelten; aber dafür gab er ſich, wenn er einmal lachte, ganz ſeinem Lachen hin, und jedesmal nach einem ſolchen herzlichen Lachen fühlte ſie ſich ihm näher. Natascha wäre völlig glücklich geweſen, wenn ſie nicht der Gedanke an die bevorſtehende, heranrückende Trennung geängſtigt hätte, wie denn auch er bei dem bloßen Gedanken daran blaß wurde und ein Gefühl von Kälte verſpürte.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe aus Petersburg brachte Fürſt Andrei Pierre mit, der ſeit dem Balle kein einziges Mal bei Roſtows geweſen war. Pierre ſchien zerſtreut und verlegen. Er knüpfte ein Geſpräch mit der Mutter an. Natascha ſetzte ſich mit Sonja an das Schachtiſchchen, was den Fürſten Andrei veranlaßte, ihr zu folgen. Er trat zu ihnen beiden hin.

„Sie kennen ja wohl Besuchow ſchon lange?“ fragte er. „Haben Sie ihn gern?“

„Ja, er iſt ein prächtiger Menſch, aber ſehr komiſch.“

Und wie immer, wenn ſie von Pierre ſprach, begann ſie Anekdoten von ſeiner Zerſtreutheit zu erzählen, teils wahre, teils ſolche, die von Witzbolden über ihn erfunden waren.

„Sie wiſſen, ich habe ihm unſer Geheimnis anvertraut,“ ſagte Fürſt Andrei. „Ich kenne ihn von frühen Jahren her. Er hat ein goldenes Herz. Ich bitte Sie, Natascha,“ fuhr er, plötzlich ſehr ernſt werdend, fort, „ich reiſe weg, und Gott weiß, was alles vorfallen kann. Sie können aufhören, mich zu lieben ... Nun, ich

weiß, daß ich davon nicht sprechen soll. Aber um eines bitte ich Sie: was auch immer Ihnen zustoßen mag, wenn ich nicht hier bin ..."

„Was sollte mir denn zustoßen?"

„Wenn Sie irgendein Kummer befällt," fuhr Fürst Andrei fort, „ich bitte Sie, und auch Sie, Fräulein Sonja, was auch immer vorfallen mag, wenden Sie sich an ihn, nur an ihn, um Rat und Hilfe. Er ist ein sehr zerstreuter, komischer Mensch, aber er hat ein wahrhaft goldenes Herz."

Weder die Eltern noch Sonja noch Fürst Andrei selbst konnten vorhersehen, wie der Abschied von ihrem Bräutigam auf Natascha wirken werde. Mit gerötetem Gesichte, in großer Erregung, mit trockenen Augen ging sie an diesem Tage im Hause umher und beschäftigte sich mit den gleichgültigsten Dingen, als hätte sie gar kein Verständnis für das, was ihrer wartete. Sie weinte nicht einmal in dem Augenblicke, als er ihr beim Abschiede zum letzten Male die Hand küßte.

Sie sagte nur: „Reisen Sie nicht weg!" und sie sagte das in einem Tone, der ihn veranlaßte, noch einmal ernstlich zu überlegen, ob er nicht wirklich dableiben sollte, und den er nachher lange Zeit nicht vergessen konnte. Auch als er abgereist war, weinte sie nicht; aber sie saß mehrere Tage lang, ohne zu weinen, in ihrem Zimmer, bezeigte für nichts Interesse und sagte nur ab und zu:

„Ach, warum ist er weggefahren!"

Aber zwei Wochen nach seiner Abreise genas sie, ebenso unerwartet für ihre Umgebung, von ihrer seelischen Krankheit und wurde wieder dieselbe Natascha, die sie früher gewesen war, nur gleichsam mit veränderter seelischer Physiognomie, so wie Kinder nach einer langwierigen Krankheit mit einem ganz anderen Gesichte vom Bette aufstehen.

XXV

Der Gesundheitszustand und die Charaktereigenschaften des alten Fürsten Nikolai Andrejewitsch Bolkonski verschlimmerten sich in diesem Jahre, nach der Abreise seines Sohnes, bedeutend. Er wurde noch reizbarer als früher, und die Ausbrüche seines grundlosen Zornes entluden sich größtenteils über die Prinzessin Marja. Er schien geflissentlich alle ihre wunden Punkte zu suchen, um seine Tochter in möglichst grausamer Weise geistig zu quälen. Prinzessin Marja hatte zwei Leidenschaften und daher auch zwei Freuden: ihren kleinen Neffen Nikolenka[1] und die Religion, und beides waren Lieblingsthemen für die Angriffe und Spöttereien des Fürsten. Womit auch das Gespräch begonnen wurde, er lenkte es mit Vorliebe auf den Aberglauben alter Jungfern oder auf die schädliche Verhätschelung der Kinder. „Du möchtest ihn" (den kleinen Nikolenka) „zu ebenso einer alten Jungfer machen, wie du eine bist; das laß nur bleiben; Fürst Andrei will einen Sohn haben und nicht ein zimperliches Mädchen," sagte er. Oder er wandte sich an Mademoiselle Bourienne und fragte sie in Gegenwart der Prinzessin Marja, wie ihr unsere Popen und Heiligenbilder gefielen, und machte darüber seine Späße.

Fortwährend fügte er der Prinzessin Marja schmerzliche Kränkungen zu; aber es kostete die Tochter gar keine Anstrengung, ihm zu verzeihen. Konnte er denn überhaupt ihr gegenüber sich irgendwie schuldig machen, und konnte ihr Vater, der (davon war sie trotz alledem fest überzeugt) sie liebte, ungerecht sein? Und was war denn das eigentlich: die Gerechtigkeit? Die Prinzessin hatte niemals über dieses stolze Wort „Gerechtigkeit" nach-

[1] Verkleinerungsform für Nikolai. Anmerkung des Übersetzers.

gedacht. Alle die komplizierten Gesetze der Menschheit flossen für sie in ein einziges einfaches, klares Gesetz zusammen: in das Gesetz der Liebe und Selbstaufopferung, das uns von Ihm gegeben ist, der aus Liebe für die Menschheit litt, obwohl Er selbst Gott war. Was ging es sie an, ob andere Menschen gerecht oder ungerecht waren? Sie kannte ihre eigene Pflicht: zu leiden und zu lieben; und diese Pflicht erfüllte sie.

Als Fürst Andrei im Winter nach Lysyja-Gory gekommen war, war er heiter, sanft und zärtlich gewesen, wie ihn Prinzessin Marja seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie hatte geahnt, daß mit ihm etwas vorgegangen war; aber er hatte ihr nichts von seiner Liebe gesagt. Vor der Abreise hatte er eine lange Unterredung mit dem Vater gehabt; Prinzessin Marja hatte nicht gewußt, worüber; aber sie hatte bemerkt, daß beide vor der Abreise gegeneinander verstimmt waren.

Bald nach der Abreise des Fürsten Andrei schrieb Prinzessin Marja aus Lysyja-Gory nach Moskau an ihre Freundin Julja Karagina. Prinzessin Marja hätte gern aus dieser Julja und ihrem Bruder Andrei ein Paar gemacht, wie denn junge Mädchen immer dergleichen Pläne schmieden. Julja hatte damals gerade Trauer wegen des Todes ihres Bruders, der in der Türkei gefallen war. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Der Kummer ist offenbar unser gemeinsames Los, meine liebe, teure Freundin Julja.

Der Verlust, den Sie erlitten haben, ist so schrecklich, daß ich ihn mir nur als eine besondere Gnade Gottes erklären kann, der aus Liebe Sie und Ihre vortreffliche Mutter prüfen will. Ach, meine Freundin, die Religion, und nur die Religion allein kann uns, ich will nicht sagen trösten, aber doch vor der Verzweiflung bewahren; nur die Religion kann uns das erklären, was der Mensch ohne ihre Beihilfe nicht zu begreifen vermag: warum brave,

gute, edle Menſchen, die alle erforderlichen Eigenſchaften beſitzen, um in dieſem Leben glücklich zu ſein, die niemandem ſchaden, ſondern für das Glück anderer notwendig ſind, warum die zu Gott gerufen werden, während Menſchen, die ſchlecht, unnütz, ſchädlich oder ſich ſelbſt und andern eine Laſt ſind, am Leben bleiben. Der erſte Todesfall, den ich mit anſah, und den ich niemals vergeſſen werde, der Tod meiner lieben Schwägerin, hat auf mich dieſen Eindruck gemacht. Gerade ebenſo wie Sie an das Schickſal die Frage richten, warum Ihr prächtiger Bruder ſterben mußte, geradeſo fragte ich, weshalb unſere engelgleiche Liſa ſterben mußte, die keinem Menſchen etwas Böſes tat und überhaupt nie andere als gute Gedanken in ihrer Seele hatte. Und jetzt, meine Freundin? Jetzt, wo ſeitdem erſt fünf Jahre vergangen ſind, beginne ich bereits mit meinem geringen Verſtande einzuſehen, weswegen ſie ſterben mußte, und auf welche Weiſe dieſer Tod nur ein Ausdruck der unendlichen Güte des Schöpfers war, deſſen Taten ſämtlich, obgleich wir ſie größtenteils nicht begreifen, nur Offenbarungen Seiner unendlichen Liebe zu Seinen Kreaturen ſind. Vielleicht, ſo denke ich oft, war ſie von zu engelhafter Unſchuld, als daß ſie die Kraft gehabt hätte, alle Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Sie war ohne Tadel in ihrer Eigenſchaft als junge Frau; vielleicht wäre ſie nicht imſtande geweſen, eine ebenſolche Mutter zu ſein. Jetzt hat ſie uns und namentlich dem Fürſten Andrei eine mit dem reinſten Bedauern verbundene Erinnerung hinterlaſſen und gewiß dort in jener Welt eine Stätte erlangt, die ich für mich ſelbſt nicht zu erhoffen wage. Aber um nicht nur von ihr allein zu ſprechen, ſo hat dieſer frühzeitige, ſchreckliche Todesfall, trotz alles Kummers, den wohltätigſten Einfluß auf mich und auf meinen Bruder ausgeübt. Damals, im Augenblicke des Verluſtes, konnten mir dieſe Gedanken nicht kommen; damals hätte ich ſie mit Schrecken zurückgewieſen; aber

jetzt ist mir das alles ganz klar und unzweifelhaft. Ich schreibe Ihnen, liebe Freundin, dies alles nur, um Sie von der Wahrheit des Spruches im Evangelium zu überzeugen, der für mich zur Lebensregel geworden ist: es fällt kein Haar von unserm Haupte ohne Seinen Willen. Und Sein Wille wird nur durch Seine unendliche Liebe zu uns bestimmt, und daher kann alles, was nur immer uns zustößt, nur zu unserm Heile gereichen.

Sie fragen, ob wir den nächsten Winter in Moskau verleben werden. Trotz meines lebhaften Wunsches, Sie wiederzusehen, glaube und wünsche ich es nicht. Und Sie werden erstaunt sein zu hören, daß der Grund davon Bonaparte ist. Das hängt so zusammen. Der Gesundheitszustand meines Vaters hat sich merklich verschlechtert; er kann keinen Widerspruch ertragen und ist sehr reizbar. Diese Reizbarkeit tritt, wie Sie wissen, ganz besonders auf dem Gebiete der Politik hervor. Er vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß Bonaparte mit allen Herrschern Europas und insonderheit mit dem unsrigen, dem Enkel der großen Katharina, verkehrt, als ob er ihresgleichen wäre! Wie Sie wissen, interessiere ich mich für Politik nicht im geringsten; aber aus den Äußerungen meines Vaters und seinen Gesprächen mit Michail Iwanowitsch weiß ich alles, was in der Welt vorgeht, und namentlich, welche Ehren diesem Bonaparte erwiesen werden, der, wie es scheint, auf dem ganzen Erdball, nur in Lysyja-Gory noch nicht als großer Mann, geschweige denn als französischer Kaiser, anerkannt wird. Und das kann mein Vater nicht ertragen. Mir scheint, daß mein Vater namentlich infolge seiner politischen Anschauungen, und weil er die heftigen Zusammenstöße voraussieht, die er bei seiner Manier, seine Meinung ohne Rücksicht auf irgend jemand auszusprechen, mit Sicherheit haben würde, — mir scheint, daß er aus diesem Grunde ungern von einer Reise nach Moskau spricht. Alles, was er dort durch die

ärztliche Behandlung gewinnen würde, würde er durch die Debatten über Bonaparte, die sich nicht würden vermeiden lassen, wieder einbüßen. Jedenfalls aber wird sich das sehr bald entscheiden.

Unser Familienleben geht, abgesehen von einem Besuche, den uns mein Bruder Andrei gemacht hat, seinen alten Gang. Er hat sich, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, in der letzten Zeit sehr verändert: nach dem schweren Schlage, der ihn betroffen hat, ist er erst jetzt, in diesem Jahre, seelisch wieder völlig aufgelebt. Er ist wieder so geworden, wie ich ihn als Knaben gekannt habe: gut, zärtlich, ein Mensch mit einem goldenen Herzen, wie ich kein zweites kenne. Wie mir scheint, hat er eingesehen, daß das Leben für ihn noch nicht zu Ende ist. Aber gleichzeitig mit dieser seelischen Umwandlung hat sich sein leiblicher Zustand sehr verschlechtert. Er ist magerer geworden als früher und nervöser. Ich bin um ihn in Sorge und freue mich, daß er diese Reise ins Ausland unternommen hat, die die Ärzte ihm schon längst verordnet hatten. Ich hoffe, daß ihn das wiederherstellen wird.

Sie schrieben mir, daß er in Petersburg für einen der tätigsten, gebildetsten und klügsten jungen Männer gilt. Verzeihen Sie mir diesen Familiendünkel: ich habe nie daran gezweifelt, daß er das ist. Das Gute, das er hier allen erwiesen hat, von seinen Bauern angefangen bis zu den Edelleuten, ist gar nicht zu zählen. Bei seiner Übersiedelung nach Petersburg ist ihm nur der gebührende Lohn zuteil geworden. Ich wundere mich, auf welche Weise überhaupt Gerüchte aus Petersburg nach Moskau gelangen, und noch dazu so falsche wie das, von dem Sie mir schreiben: über eine angeblich bevorstehende Heirat zwischen meinem Bruder und der kleinen Rostowa. Ich glaube nicht, daß Andrei sich jemals wieder verheiraten wird, und am allerwenigsten mit ihr. Und zwar aus folgenden Gründen: erstens weiß ich, daß, wenn er auch nur

ſelten von ſeiner verſtorbenen Frau ſpricht, doch der Kummer über dieſen Verluſt in ſeinem Herzen zu tief Wurzel geſchlagen hat, als daß er ſich jemals entſchließen könnte, ihr eine Nachfolgerin und unſerm kleinen Engel eine Stiefmutter zu geben; zweitens weil, ſoviel ich weiß, dieſes junge Mädchen nicht zu der Kategorie von Frauen gehört, wie ſie dem Fürſten Andrei gefallen können. Ich glaube nicht, daß Fürſt Andrei ſie zu ſeiner Frau wählen würde, und ſage offen: ich würde es auch nicht wünſchen.

Aber ich bin zu ſehr ins Plaudern hineingeraten; ich bin ſchon am Ende des zweiten Bogens. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin; Gott behüte Sie in Seinem heiligen, mächtigen Schutze. Meine liebe Freundin Mademoiſelle Bourienne küßt Sie. Marja."

XXVI

In der Mitte des Sommers erhielt Prinzeſſin Marja unerwartet einen Brief vom Fürſten Andrei aus der Schweiz, in dem er ihr eine ſeltſame, überraſchende Neuigkeit mitteilte. Fürſt Andrei gab ihr Kenntnis von ſeiner Verlobung mit Komteſſe Roſtowa. Dieſer ganze Brief atmete eine ſchwärmeriſche Liebe zu ſeiner Braut und eine zärtliche Freundſchaft und ein herzliches Vertrauen zu ſeiner Schweſter. Er ſchrieb, er habe noch nie ſo geliebt, wie er jetzt liebe; erſt jetzt habe er für das Leben Verſtändnis gewonnen und es in ſeinem Werte erkannt; er bat die Schweſter um Verzeihung dafür, daß er bei ſeinem Beſuche in Lyſyja-Gory ihr von dieſem Entſchluſſe nichts geſagt habe, obwohl er mit dem Vater darüber geſprochen habe. Er habe ihr deswegen nichts geſagt, weil Prinzeſſin Marja dann den Vater gebeten haben würde, ſeine Einwilligung zu geben, dadurch den Vater, ohne doch dieſes Ziel zu erreichen, gereizt und dann die

ganze Laſt ſeines Mißvergnügens zu tragen gehabt hätte. „Übrigens“, ſchrieb er, „war damals die Sache noch nicht ſo definitiv entſchieden wie jetzt. Damals beſtimmte mir der Vater eine Wartezeit von einem Jahre, und nun ſind ſchon ſechs Monate, die Hälfte der feſtgeſetzten Zeit, vergangen, und ich verharre feſter als je bei meinem Entſchluſſe. Wenn mich nicht die Ärzte hier im Bade zurückhielten, ſo wäre ich ſelbſt ſchon in Rußland; aber ſo muß ich meine Rückkehr noch drei Monate aufſchieben. Du kennſt mich und mein Verhältnis zum Vater. Ich brauche nichts von ihm; ich bin bisher von ihm unabhängig geweſen und werde es immer ſein; aber wenn ich etwas wider ſeinen Willen täte und mir dadurch ſeinen Zorn zuzöge, während ihm doch vielleicht nur noch ſo kurze Zeit bei uns zu ſein beſchieden iſt, ſo würde ich mir dadurch ſelbſt die Hälfte meines Glückes zerſtören. Ich ſchreibe jetzt an ihn einen Brief über eben dieſen Gegenſtand und bitte Dich, einen günſtigen Augenblick abzupaſſen, ihm den Brief zu übergeben und mich dann zu benachrichtigen, wie er die ganze Sache anſieht, und ob Hoffnung darauf vorhanden iſt, daß er in eine Verkürzung der Wartezeit um drei Monate willigt.“

Nach langem Schwanken, Zweifeln und Beten ſtellte Prinzeſſin Marja dem Vater den Brief zu. Am folgenden Tage ſagte der alte Fürſt zu ihr in ruhigem Tone:

„Schreibe deinem Bruder, er möchte warten, bis ich tot bin ... Es wird nicht mehr lange dauern. Ich werde ihn bald frei machen ...“

Die Prinzeſſin wollte etwas erwidern; aber der Vater ließ ſie nicht zu Worte kommen und redete immer lauter und lauter weiter.

„Heirate nur, heirate nur, mein Söhnchen! ... Haſt dir eine ſchöne Verwandtſchaft ausgeſucht! ... Sind wohl ſehr kluge

Leute, he? Reiche Leute, he? Jawohl, jawohl! Eine nette Stiefmutter wird Nikolenka bekommen! Schreib ihm nur, meinetwegen könnte er gleich morgen Hochzeit machen. Die da wird Nikolenkas Stiefmutter sein, und ich werde die Bourienne heiraten!... Ha, ha, ha, er soll auch eine Stiefmutter haben! Nur eins verlange ich: mehr Weiber mag ich in meinem Hause nicht haben; wenn er heiratet, dann soll er für sich wohnen. Vielleicht wirst du auch zu ihm ziehen?" wandte er sich an Prinzessin Marja. „Nun, in Gottes Namen! Mach, daß du wegkommst; mach, daß du wegkommst!"

Nach diesem Zornesausbruch sprach der Fürst auch nicht ein einziges Mal mehr über diese Angelegenheit. Aber sein zurückgehaltener Ärger darüber, daß sein Sohn nicht höher hinaus wollte, kam in dem Verhältnisse des Vaters zur Tochter zum Ausdruck. Zu den früheren beiden Themen, die der Fürst für seine Spöttereien benutzte, trat nun noch ein neues: Äußerungen, daß er seinen Kindern eine Stiefmutter geben wolle. Und zu diesen Äußerungen stimmten seine Liebenswürdigkeiten gegen Mademoiselle Bourienne.

„Warum sollte ich sie nicht heiraten?" sagte er zu seiner Tochter. „Sie wird eine famose Fürstin abgeben!"

Und zu ihrer staunenden Verwunderung nahm Prinzessin Marja seit dieser Zeit wahr, daß ihr Vater wirklich anfing, die Französin mehr und mehr an sich heranzuziehen. Prinzessin Marja schrieb dem Fürsten Andrei, wie der Vater seinen Brief aufgenommen habe; aber sie tröstete den Bruder, indem sie ihm Hoffnung machte, daß es noch gelingen werde, den Vater diesem Gedanken freundlich zu stimmen.

Nikolenka und seine Erziehung, Andrei und die Religion, das war es, worin Prinzessin Marja ihren Trost und ihre Freude fand; aber außerdem hegte sie, wie denn jeder Mensch seine

perſönlichen Hoffnungen haben muß, in der geheimſten Tiefe ihrer Seele eine verborgene Sehnſucht und Hoffnung, die für ſie in ihrem Leben eine beſondere Quelle des Troſtes war. Dieſe tröſtliche Sehnſucht und Hoffnung entſtammte dem Verkehr mit den Gottesleuten (den Verzückten und den Wallfahrern), welche ohne Wiſſen des Fürſten ſie beſuchten. Je länger Prinzeſſin Marja lebte, je mehr ſie das Leben aus eigener Erfahrung und durch Beobachtung anderer kennen lernte, um ſo mehr ſtaunte ſie über die Kurzſichtigkeit der Menſchen, die hier auf Erden Genuß und Glück ſuchen und ſich abmühen und leiden und kämpfen und einander Böſes tun, um dieſes unmögliche, eingebildete und ſündhafte Glück zu erreichen. „Fürſt Andrei", ſo dachte ſie bei ſich, „hat eine Frau geliebt, und ſie iſt geſtorben; nun hat er daran noch nicht genug, er will ſein Glück auf eine andere Frau ſetzen. Der Vater iſt nicht einverſtanden, weil er für Andrei eine vornehmere, reichere Partie wünſcht. Und ſo kämpfen ſie alle und leiden, ſie quälen und verderben ihre Seele, ihre unſterbliche Seele, um Güter zu erreichen, deren Dauer doch nicht mehr als einen Augenblick beträgt. Und nicht genug, daß wir das aus uns ſelbſt wiſſen, es iſt auch Chriſtus, der Sohn Gottes, auf die Erde herabgekommen und hat uns geſagt, daß dieſes Leben ein ſchnell vergängliches Leben iſt, eine Prüfung; aber trotz alledem klammern wir uns an dieſes Leben und meinen in ihm das Glück zu finden. Wie geht es nur zu, daß niemand das begriffen hat?" fragte ſich Prinzeſſin Marja. „Niemand als dieſe verachteten Gottesleute, die mit dem Querſack auf den Schultern durch die Hintertür zu mir kommen, in Angſt, von dem Fürſten geſehen zu werden; und was ſie dabei fürchten, iſt nicht, daß ſie etwas Schlimmes von ihm erleiden könnten, ſondern daß ſie ihm ein Anlaß werden könnten, eine Sünde zu begehen. Von der Familie, der Heimat und allen Sorgen um irdiſche Güter ſich

loszumachen und, durch nichts gebunden, in grobem, hänfenem Kleide, unter fremdem Namen, von Ort zu Ort zu wandern, ohne jemandem Schaden zu tun, sondern für die Menschen betend, sowohl für diejenigen, die uns von ihrer Schwelle wegtreiben, als auch für diejenigen, die uns Schutz gewähren: das ist die höchste Erkenntnis und das beste Leben!"

Es war da eine Pilgerin namens Fedosjuschka, eine fünfzigjährige, kleine, stille, pockennarbige Frau, die schon mehr als dreißig Jahre lang barfuß und mit Ketten behangen wallfahrtete. Dieser war die Prinzessin Marja besonders zugetan. Als Fedosjuschka einmal im dunklen Zimmer, in dem nur das Lämpchen vor dem Heiligenschrein brannte, allerlei aus ihrem Leben erzählte, da drängte sich der Prinzessin Marja unwiderstehlich die Überzeugung auf, daß Fedosjuschka allein den wahren Weg des Lebens gefunden habe, und es kam ihr der Gedanke, selbst wallfahrten zu gehen. Sobald Fedosjuschka schlafen gegangen war, dachte Prinzessin Marja lange über diese Frage nach und gelangte endlich zu dem Resultate, daß, mochte es auch sonderbar scheinen, es für sie ein Ding der Notwendigkeit sei, zu wallfahrten. Sie vertraute ihre Absicht nur ihrem Beichtvater, dem Mönche Vater Akinfi, an, und der Beichtvater billigte ihr Vorhaben. Unter dem Vorwande, sie wolle einer Wallfahrerin damit ein Geschenk machen, schaffte sich Prinzessin Marja den vollständigen Anzug einer Wallfahrerin an: ein grobes Kleid, Bastschuhe, einen Tuchmantel und ein schwarzes Tuch. Oft trat sie zu der Kommode, die diesen weihevollen Inhalt barg, und blieb davor stehen, in zweifelnder Überlegung, ob wohl schon der richtige Zeitpunkt gekommen sei, um ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen.

Oft, wenn sie die Erzählungen der Pilgerinnen anhörte, geriet sie durch diese einfachen Reden, die den Erzählerinnen bereits

mechaniſch geworden waren, für ſie, die Hörerin, aber einen tiefen Sinn enthielten, dermaßen in Erregung, daß ſie nahe daran war, alles im Stich zu laſſen und auf und davon zu gehen. In ihrer Phantaſie ſah ſie ſich bereits, wie ſie mit Fedoſjuſchka in grobem Gewande, mit Stock und Querſack auf der ſtaubigen Landſtraße dahinſchritt und ohne Haß, ohne irdiſche Liebe, ohne Wünſche von einem Heiligen zum andern pilgerte, und ſchließlich dorthin, wo es kein Leid und kein Seufzen gibt, ſondern ewige Freude und Seligkeit.

„Wenn ich an irgendeine Stätte komme, ſo werde ich da beten; kann ich mich da nicht eingewöhnen und den Ort liebgewinnen, ſo werde ich weitergehen. Ich werde ſo lange gehen, bis mir die Füße den Dienſt verſagen, und dann werde ich mich irgendwo niederlegen und ſterben und endlich in jenen ewigen, ſtillen Hafen gelangen, wo es kein Leid und kein Seufzen gibt! ...“ dachte Prinzeſſin Marja.

Aber wenn ſie dann ihren Vater und namentlich den kleinen Nikolenka anſah, wurde ſie in ihrem Vorſatze doch wieder wankend, weinte im ſtillen und fühlte, daß ſie eine große Sünderin war: denn ſie liebte ihren Vater und ihren Neffen mehr als den allmächtigen Gott.

Siebenter Teil

I

Die bibliſche Überlieferung ſagt, daß das Fehlen jeglicher Arbeit, das Nichtstun, ein weſentliches Moment der Glückſeligkeit des erſten Menſchen vor ſeinem Sündenfall geweſen ſei. Die Liebe zum Müßiggange iſt bei dem Menſchen auch nach dem Falle dieſelbe geblieben; aber es laſtet nun auf dem Menſchen ein Fluch, und zwar nicht nur inſofern, als wir uns nur im Schweiße unſeres Angeſichtes unſer Brot erwerben können, ſondern auch inſofern, als wir vermöge unſerer moraliſchen Eigenſchaften nicht zugleich müßiggehen und in unſerer Seele ruhig ſein können. Eine geheime Stimme ſagt uns, daß wir durch Müßiggang eine Schuld auf uns laden. Könnte der Menſch einen Zuſtand finden, in dem er müßigginge und doch dabei das Gefühl hätte, ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein und ſeine Schuldigkeit zu tun, dann hätte er damit ein Stück der urſprünglichen Glückſeligkeit wiedergefunden. Und eines ſolchen Zuſtandes, in welchem der Müßiggang pflichtmäßig iſt und keinem Tadel unterliegt, erfreut ſich ein ganzer Stand: der Militärſtand. In dieſem pflichtmäßigen, tadelfreien Müßiggange hat von jeher die hauptſächlichſte Anziehungskraft des Militärdienſtes beſtanden, und das wird auch allzeit ſo bleiben.

Nikolai Roſtow genoß dieſe Glückſeligkeit in vollem Umfange; er hatte nach dem Jahre 1807 in dem Pawlograder Regimente weitergedient und kommandierte bereits eine Eskadron desſelben, die er von Deniſow übernommen hatte.

Er war ein guter, braver Menſch geworden, in ſeinem Weſen ein bißchen ungehobelt, und ſeine Moskauer Bekannten hätten ihn wohl ein wenig mauvais genre gefunden; aber ſeine Kameraden, Untergebenen und Vorgeſetzten liebten und achteten ihn,

und er fühlte ſich mit ſeinem Leben ganz zufrieden. In der letzten Zeit, im Jahre 1809, fand er immer häufiger in den Briefen von Hauſe Klagen der Mutter über den zunehmenden Verfall der Vermögensverhältniſſe, und ſie ſchrieb ihm, es wäre Zeit, daß er nach Hauſe käme, um ſeine alten Eltern zu erfreuen und ihnen, wenn möglich, zu einem ruhigen Zuſtande zu verhelfen.

Wenn Nikolai derartige Briefe las, ſo überkam ihn immer eine Furcht, man wolle ihn aus dieſer Umgebung herausreißen, in welcher er, beſchirmt vor allen Wirrſalen des Lebens, ein ſo ſtilles, ruhiges Daſein führte. Er ſagte ſich, daß er früher oder ſpäter wieder werde in dieſen Pfuhl des Lebens hinein müſſen: mit Vermögensverfall und Verſuchen, Beſſerung zu ſchaffen, mit Abrechnungen von Verwaltern, mit Zänkereien, Intrigen und Konnexionen, mit dem geſellſchaftlichen Leben, mit Sonjas Liebe und mit dem Verſprechen, das er ihr gegeben hatte. Das waren alles ſehr ſchwierige, verwickelte Dinge, und ſo antwortete er denn auf die Briefe der Mutter mit kühlen, franzöſiſchen Briefen, die nach einem Muſterſchema geſchrieben waren und mit den Worten „Meine teure Mama" begannen und mit den Worten „Ihr gehorſamer Sohn" ſchloſſen, aber die Frage, wann er zu kommen beabſichtige, mit Stillſchweigen übergingen. Im Jahre 1810 erhielt er von ſeinen Angehörigen einen Brief, in dem ſie ihm Natalchas Verlobung mit Bolkonſki mitteilten, ſowie daß die Hochzeit erſt in einem Jahre ſtattfinden werde, weil der alte Fürſt es nicht anders wolle. Durch dieſe Nachricht wurde Nikolai in Betrübnis und in Empörung verſetzt. Erſtens tat es ihm leid, Natalcha, die er am liebſten von allen ſeinen Angehörigen hatte, aus dem Hauſe zu verlieren; und zweitens bedauerte er von ſeinem Huſarenſtandpunkte aus, nicht dabeigeweſen zu ſein, weil er dann dieſem Bolkonſki auseinander-

geſetzt haben würde, daß es ganz und gar nicht eine ſo beſondere Ehre für die Familie Roſtow ſei, mit ihm verwandt zu werden, und daß, wenn er Nataſcha wirklich liebe, er auch auf die Einwilligung des verrückten Vaters verzichten könne. Er ſchwankte einen Augenblick, ob er nicht um Urlaub einkommen ſolle, um Nataſcha als Braut zu ſehen; aber die Manöver rückten heran, und dann kamen ihm auch die Gedanken an Sonja und an all den Wirrwarr dort, und ſo ſchob er es denn wieder auf. Aber im Frühling desſelben Jahres erhielt er einen Brief von ſeiner Mutter, den ſie ihm ohne Wiſſen des Grafen geſchrieben hatte, und dieſer Brief veranlaßte ihn nun doch hinzureiſen. Sie ſchrieb ihm, wenn er nicht hinkäme und ſich der geſchäftlichen Angelegenheiten annähme, ſo würde das ganze Gut unter den Hammer und ſie alle an den Bettelſtab kommen. Der Graf ſei ſo ſchwach und gutmütig, habe dem Geſchäftsführer Dmitri ein ſolches Vertrauen geſchenkt und laſſe ſich dermaßen von allen Leuten betrügen, daß alles immer ſchlechter und ſchlechter gehe. „Um Gottes willen, ich bitte Dich inſtändig, komm ſofort her, wenn Du nicht mich und Deine ganze Familie unglücklich machen willſt," ſchrieb die Gräfin.

Dieſer Brief verfehlte auf Nikolai ſeine Wirkung nicht. Nikolai beſaß jenen geſunden Mittelverſtand, der ihm ſagte, was ſeine Schuldigkeit war.

Jetzt mußte er nach Hauſe fahren; er brauchte ja nicht gleich den Abſchied zu nehmen, er konnte ſich Urlaub geben laſſen. Was er eigentlich, wenn er hinkam, dort tun ſollte, das wußte er nicht; aber nachdem er nach dem Mittageſſen ausgeſchlafen hatte, ließ er ſeinen grauen Hengſt Mars ſatteln, ein ſehr böſes Tier, das er lange nicht geritten hatte, und als er auf dem ſchaumbedeckten Hengſte wieder nach Hauſe gekommen war, teilte er ſeinem Burſchen Lawrenti (dieſer frühere Burſche Deniſows war bei

Roſtow geblieben), ſowie den Kameraden, die am Abend zu ihm kamen, mit, daß er um Urlaub einkommen und nach ſeiner Heimat reiſen werde. Zwar konnte er ſich nur ſchwer in den ſeltſamen Gedanken hineinfinden, daß er wegfahren ſollte, ohne aus dem Stabe erfahren zu haben (was ihn ganz beſonders intereſſierte), ob er für die letzten Manöver die Beförderung zum Rittmeiſter oder den Annenorden erhalten werde; zwar war es ihm wunderlich, zu denken, daß er abreiſen ſollte, ohne dem Grafen Goluchowſki das rehbraune Dreigeſpann verkauft zu haben, um welches dieſer polniſche Graf mit ihm in Unterhandlung ſtand (Roſtow hatte mit Kameraden gewettet, er werde für die Pferde zweitauſend Rubel bekommen); zwar ſchien es ihm unfaßbar, daß ohne ihn der Ball ſtattfinden ſollte, den die Huſaren der Panna Przezdecka zu Ehren geben wollten, aus Rivalität mit den Ulanen, die für ihre Panna Brzozowſka einen Ball veranſtaltet hatten: aber er wußte, daß er nun einmal aus dieſer Welt, wo alles ſo klar und ſchön war, da irgendwohin fahren mußte, wo ihn nur Unſinn und Verwirrung erwartete. Nach einer Woche kam ſein Urlaub. Roſtows Kameraden, die Huſarenoffiziere, nicht nur von ſeinem Regimente, ſondern von der ganzen Brigade, gaben ihm ein Diner, bei dem in der Subſkriptionsliſte der Preis für das Gedeck auf fünfzehn Rubel angeſetzt war; die Muſik wurde von zwei Kapellen und von zwei Sängerchören ausgeführt; Roſtow tanzte mit dem Major Baſow den Trepak; die betrunkenen Offiziere umarmten ihn, ſchwenkten ihn in die Luft und ließen ihn dabei hinfallen; die Soldaten der dritten Eskadron ſchwenkten ihn noch einmal und ſchrien Hurra. Dann wurde Roſtow in einen Schlitten gelegt, und die Kameraden gaben ihm bis zur erſten Station das Geleit.

Bis zur Hälfte des Weges, von Krementſchug bis Kiew, waren,

wie das immer so geht, alle Gedanken Rostows noch bei den Verhältnissen, von denen er herkam, bei seiner Eskadron; aber als er über die Hälfte hinaus war, vergaß er allmählich das rehbraune Dreigespann und seinen Wachtmeister Doschoiweika und machte sich unruhige Gedanken darüber, was für eine Situation er wohl in Otradnoje vorfinden werde. Je näher er seiner Heimat kam, um so mehr nahmen diese Gedanken an Stärke zu, gerade wie wenn die seelische Empfindung demselben Gesetze wie die Fallgeschwindigkeit der Körper, nach den Quadraten der Entfernungen, unterworfen wäre; auf der letzten Station vor Otradnoje gab er dem Postillion drei Rubel Trinkgeld, und als er endlich angekommen war, lief er wie ein Knabe atemlos die Stufen vor der Tür seines Vaterhauses hinan.

Nachdem der Jubel der ersten Begrüßung vorbei war und Nikolai ein seltsames Gefühl der Enttäuschung über die Wirklichkeit im Vergleich mit dem Erwarteten überwunden hatte („sie sind ja alle, wie sie immer waren; wozu habe ich mich so beeilt?"), fing er an, sich wieder in seine alten heimatlichen Verhältnisse einzuleben. Der Vater und die Mutter waren unverändert; nur waren sie ein wenig gealtert. Neu war ihm an ihnen eine gewisse Unruhe und eine manchmal hervortretende Uneinigkeit; das war früher nicht der Fall gewesen und war, wie Nikolai bald merkte, eine Folge der üblen pekuniären Lage. Sonja war schon neunzehn Jahre alt. Sie hatte schon aufgehört schöner zu werden und verhieß für die Zukunft nicht mehr, als was sie bereits besaß; aber auch dies war vollauf genügend. Ihr ganzes Wesen atmete seit Nikolais Ankunft Glückseligkeit und Liebe, und die treue unerschütterliche Liebe dieses Mädchens erfüllte ihn mit Freude. Peter und Natascha setzten Nikolai am allermeisten in Erstaunen. Peter war schon ein großer, dreizehnjähriger, hübscher, kluger, lustiger, ausgelassener Junge, dessen Stimme schon mutierte.

Über Natascha kam Nikolai zuerst lange Zeit nicht aus der Verwunderung heraus und mußte immer lachen, wenn er sie ansah.

„Du bist ganz, ganz anders wie früher," sagte er.

„Wieso? Bin ich häßlicher geworden?"

„Im Gegenteil! Aber was für eine Würde!" antwortete er. „Eine Fürstin!" flüsterte er ihr zu.

„Ja, ja, ja!" erwiderte Natascha erfreut.

Sie erzählte ihm ihren ganzen Roman mit dem Fürsten Andrei, wie er zuerst nach Otradnoje gekommen sei, und zeigte ihm seinen letzten Brief.

„Nun? Freust du dich mit mir?" fragte Natascha. „Ich bin jetzt ganz ruhig und glücklich."

„Ich freue mich sehr," antwortete Nikolai. „Er ist ein vortrefflicher Mensch. Nun? Bist du denn sehr verliebt?"

„Wie soll ich mich ausdrücken?" erwiderte Natascha. „Verliebt war ich in Boris, in meinen Gesanglehrer, in Denisow; aber die jetzige Empfindung ist von ganz anderer Art. Ich habe ein Gefühl der Ruhe und der Sicherheit. Ich weiß, daß es keinen besseren Menschen als ihn auf der Welt gibt, und fühle mich jetzt so wohl, so zuversichtlich. Ganz anders als früher ..."

Nikolai sprach ihr sein Mißvergnügen darüber aus, daß die Hochzeit ein Jahr aufgeschoben war; aber Natascha schalt ihn ärgerlich aus und setzte ihm auseinander, daß es nicht anders gehe; es wäre eine schlechte Handlungsweise, wenn sie gegen den Willen des Vaters in die Familie einträte, und sie habe es selbst so gewünscht.

„Du verstehst davon nichts, gar nichts verstehst du davon!" rief sie.

Nikolai machte keine weiteren Entgegnungen, sondern stimmte ihr bei.

Der Bruder wunderte sich oft, wenn er sie betrachtete. Sie sah

gar nicht aus wie eine liebende, von ihrem Bräutigam getrennte Braut. Sie zeigte ſich in gleichmäßiger Weiſe ruhig und heiter, ganz wie früher. Nikolai war darüber erſtaunt und gelangte infolgedeſſen ſogar dazu, die Verlobung mit Bolkonſki mit einem gewiſſen Mißtrauen anzuſehen. Er glaubte nicht daran, daß Natašchas Lebensſchickſal bereits entſchieden ſei, und dieſe Auffaſſung war bei ihm um ſo eher möglich, da er den Fürſten Andrei nie mit ihr zuſammen geſehen hatte. Es wollte ihm immer ſcheinen, als ob bei dieſer in Ausſicht genommenen Heirat etwas nicht ſeine Richtigkeit hätte.

„Wozu denn dieſer Aufſchub? Und warum iſt die Verlobung nicht veröffentlicht?“ dachte er. Als er einmal mit ſeiner Mutter über Natašcha ſprach, fand er zu ſeinem Erſtaunen und teilweiſe auch zu ſeiner Genugtuung, daß die Mutter genau ebenſo in der Tiefe ihres Herzens ſich mit Bezug auf dieſe Heirat manchmal eines leiſen Mißtrauens nicht erwehren konnte.

„Da ſchreibt er nun,“ ſagte ſie mit jenem geheimen mißgünſtigen Gefühle, das eine Mutter ſtets gegen das künftige Eheglück ihrer Tochter empfindet, und zeigte dabei ihrem Sohne einen Brief des Fürſten Andrei, „da ſchreibt er nun, er werde nicht vor dem Dezember kommen. Was kann denn das für ein Grund ſein, der ihn zurückhält? Wahrſcheinlich doch Kränklichkeit! Er hat eine ſehr ſchwache Geſundheit. Aber ſage ſo etwas nicht zu Natašcha. Laß dich dadurch nicht täuſchen, daß ſie heiter iſt; das kommt nur daher, daß ſie jetzt noch ihre letzte Mädchenzeit auskoſten möchte; aber ich weiß, wie ihr jedesmal zumute iſt, wenn wir Briefe von ihm bekommen. Indeſſen, ſo Gott will, wird ja alles noch gut werden; er iſt ein vortrefflicher Menſch.“ So ſchloß die Gräfin übrigens jedesmal, wenn ſie ſich über den Fürſten Andrei ausſprach.

II

In der ersten Zeit nach seiner Ankunft war Nikolai ernst und sogar verdrießlich. Ihn quälte die bevorstehende Notwendigkeit, sich mit diesen dummen Wirtschaftssachen abzugeben, um derentwillen ihn die Mutter hergerufen hatte. Um so schnell wie möglich diese Last vom Herzen loszuwerden, begab er sich am dritten Tage nach seiner Ankunft mit zornig zusammengezogenen Brauen, ohne auf die Frage, wohin er gehe, zu antworten, in das Nebengebäude zu dem Geschäftsführer Dmitri und forderte von ihm „die Abrechnungen über alles". Was eigentlich mit diesen „Abrechnungen über alles" gemeint war, das wußte Nikolai noch weniger als der bestürzte, erschrockene Dmitri. Das Gespräch und Dmitris Rechnungslegung dauerten nicht lange. Der Dorfschulze, sein Gehilfe und der Gemeindeschreiber, die im Vorzimmer des Nebengebäudes warteten, hörten zuerst mit Angst und Schadenfreude, wie die Stimme des jungen Grafen, immer stärker anschwellend, wetterte und donnerte, und wie Schelt- und Drohworte einander überstürzten.

„Du Räuber! Undankbare Kanaille! Tot schlage ich dich, du Hund! Ich bin nicht so wie mein guter Papa ... Bestohlen hast du uns ..." usw.

Und dann sahen diese Leute mit nicht geringerer Schadenfreude und Angst, wie der junge Graf mit kirschrotem Gesichte und blutunterlaufenen Augen den Geschäftsführer Dmitri, den er am Kragen gepackt hatte, aus dem Zimmer schleppte, ihm mit dem Fuße und dem Knie zu passender Zeit zwischen seinen Schimpfworten mit großer Gewandtheit Stöße gegen die Hinterseite versetzte und ihm zuschrie: „Hinaus! Daß du dich hier nie wieder blicken läßt, du Schurke!"

Dmitri flog kopfüber die sechs Stufen vor der Haustür hinab

und lief in das Boskett. Dieſes Boskett war ein bekannter Zufluchtsort für die Verbrecher in Otradnoje. Dmitri ſelbſt verſteckte ſich oft in dieſem Boskett, wenn er betrunken aus der Stadt kam, und viele Bewohner von Otradnoje, die ihrerſeits Anlaß hatten ſich vor Dmitri zu verſtecken, kannten ebenfalls die rettende Macht dieſes Bosketts.

Dmitris Frau und ſeine Schwägerinnen ſteckten mit erſchrockenen Geſichtern die Köpfe aus der Tür eines anderen Zimmers nach dem Flur hinaus; durch die Tür ſah man, daß drinnen ein ſauberer Samowar ſiedete und ein hohes Bett mit einer aus kleinen Tuchſtücken zuſammengeſetzten Steppdecke ſtand.

Ohne die Frauen zu beachten, ging der junge Graf ganz außer Atem mit feſten Schritten an ihnen vorbei und begab ſich wieder nach dem herrſchaftlichen Hauſe.

Die Gräfin, die durch die Stubenmädchen ſogleich erfahren hatte, was im Nebengebäude vorgefallen war, fühlte einerſeits eine gewiſſe Befriedigung, inſofern ſie meinte, nun müßten ſich ihre Vermögensverhältniſſe wieder beſſern, andrerſeits aber beunruhigte ſie ſich darüber, wie ihrem Sohne dieſe Aufregung bekommen werde. Mehrere Male ging ſie auf den Zehen an ſeine Tür und horchte, wie er eine Pfeife nach der andern rauchte.

Am andern Tage rief der alte Graf ſeinen Sohn beiſeite und ſagte zu ihm mit ſchüchternem Lächeln:

„Weißt du, liebſter Sohn, du haſt dich ganz ohne Grund aufgeregt. Dmitri hat mir alles auseinandergeſetzt.“

„Das wußte ich ja,“ dachte Nikolai, „daß ich hier in dieſer verrückten Welt nie für etwas Verſtändnis haben werde.“

„Du biſt zornig geworden, weil er die ſiebenhundert Rubel nicht eingetragen hatte. Aber ſie ſind ja in ſeinem Buche als Transport angeſchrieben, und du haſt die andere Seite nicht angeſehen.“

„Lieber Papa, er iſt ein Schurke und Dieb, das weiß ich. Und

was ich getan habe, das habe ich getan. Aber wenn Sie es nicht wollen, werde ich ihm nie wieder etwas sagen."

„Nicht doch, liebster Sohn" (der Graf war ebenfalls verlegen; er war sich bewußt, daß er das Gut seiner Frau schlecht verwaltet und seinen Kindern gegenüber eine Schuld auf sich geladen hatte, und wußte nicht, wie er das wieder zurechtbringen könnte), „nicht doch! Ich bitte dich vielmehr, dich der Geschäfte anzunehmen; ich bin ein alter Mann, ich ..."

„Nein, lieber Papa; verzeihen Sie mir, wenn ich etwas getan habe, was Ihnen unangenehm ist; ich verstehe von diesen Dingen weniger als Sie."

„Hol das alles der Teufel: diese Bauern und diese Geldgeschichten und diese Transporte auf der Seite," dachte er. „Mit Paroli und andern Kunstausdrücken beim Pharo habe ich früher einmal Bescheid gewußt; aber Transport auf der Seite, davon verstehe ich nichts." Seitdem mischte er sich in die Geschäfte nicht mehr ein. Nur einmal rief die Gräfin ihren Sohn zu sich auf ihr Zimmer, teilte ihm mit, daß sie einen Wechsel von Anna Michailowna über zweitausend Rubel besäße, und fragte ihn, wie er damit zu verfahren gedenke; sie überlasse es ganz ihm.

„Das will ich Ihnen sofort zeigen," antwortete Nikolai. „Sie haben gesagt, daß es von mir abhängt. Nun, ich kann Anna Michailowna nicht leiden und ihren Boris ebensowenig; aber sie waren mit uns befreundet und sind arm. Also sehen Sie her: so!" Er zerriß den Wechsel; die alte Gräfin aber war über diese Handlungsweise so gerührt, daß sie vor Freude schluchzte. Nach Erledigung dieser Angelegenheit kümmerte sich der junge Rostow um die Geschäftssachen gar nicht mehr, sondern widmete sich mit leidenschaftlichem Interesse dem ihm noch neuen Vergnügen der Hetzjagd, die bei dem alten Grafen in großem Maßstabe betrieben wurde.

III

Der Winter rückte schon heran; die Morgenfröste schlugen die vom Herbstregen durchweichte Erde in Bande; schon hatte sich die Wintersaat verfilzt und hob sich hellgrün ab von den Streifen der braun gewordenen, vom Vieh zertretenen Winterstoppel und der hellgelben Sommerstoppel und den roten Streifen von Buchweizen. Die einzelnen Baumwipfel und die Parzellen von Laubholz, die Ende August noch grüne Inseln zwischen den schwarzen Wintersaatfeldern und den Stoppelfeldern bildeten, lagen jetzt als goldige und hellrote Inseln mitten unter den hellgrünen Feldern mit Wintersaat. Der graue Hase hatte schon zur Hälfte neues Haar bekommen; die Fuchsfamilien begannen sich zu zerstreuen, und die jungen Wölfe waren größer als Hunde. Es war die beste Jagdzeit. Die Hunde des eifrigen jungen Jägers Rostow waren nicht nur in gute Form zur Jagd gelangt, sondern zeigten auch schon einen solchen Jagdeifer, daß in einer gemeinsamen Beratung der Jäger beschlossen wurde, den Hunden noch drei Tage Ruhe zu lassen und am 16. September eine Jagd zu veranstalten; und zwar sollte mit einem dichten Eichenwalde begonnen werden, wo sich eine noch ungestörte Wolfsfamilie befand.

Auf diesem Punkte befanden sich die Dinge am 14. September.

Diesen ganzen Tag über blieb die Jagdgesellschaft zu Hause; es war ein scharfer Frost; aber gegen Abend ließ die Kälte nach, und es fing an zu tauen. Als am 15. September der junge Rostow in der Frühe, noch im Schlafrock, aus dem Fenster blickte, sah er einen Morgen, wie man sich einen schöneren zur Jagd gar nicht denken konnte: es war, als ob der Himmel sich in Tau auflöste und bei völliger Windstille sich auf die Erde hinabsenkte. Die einzige Bewegung, die in der Luft vorging, war das leise Nieder-

ſinken der mikroſkopiſch kleinen Dunſt- und Nebeltröpfchen. An den kahl gewordenen Zweigen der Bäume im Garten hingen durchſichtige Tropfen und fielen auf die erſt kürzlich abgefallenen Blätter herunter. Die Erde im Gemüſegarten hatte einen feuchten, ſchwarzen Glanz wie Ölſamen und verſchwamm in geringer Entfernung mit dem trüben, naſſen Nebelſchleier. Nikolai trat vor die Haustür auf die feuchte Freitreppe hinaus, auf welche die Stiefel der von draußen Kommenden nicht wenig Schmutz zuſammengetragen hatten: es roch nach welkem Laube und nach Hunden. Die Hündin Milka, ſchwarzgeſcheckt, mit breitem Hinterteil und mit großen, ſchwarzen, vorſtehenden Augen, ſtand, als ſie ihn erblickte, auf, ſtreckte ſich mit den Hinterbeinen und legte ſich wie ein Haſe nieder; dann ſprang ſie plötzlich auf und leckte ihn gerade auf die Naſe und den Schnurrbart. Ein anderer Windhund kam, ſobald er Nikolai ſah, von einem Steige im Blumengarten mit gebogenem Rücken eilig zu der Freitreppe gelaufen und rieb ſich, die Rute erhebend, an Nikolais Beinen.

„O hoi!“ erſcholl in dieſem Augenblicke jener mit Buchſtaben nicht wiederzugebende Jägerruf, der den tiefſten Baß und den höchſten Tenor in ſich vereinigt, und um die Ecke kam der Hundeaufſeher und Oberpikör Daniil, ein ſchon ergrauter Jäger, mit runzligem Geſichte, das Haar nach ukrainiſcher Art gleichmäßig rund geſchnitten, die zuſammengebogene Hetzpeitſche in der Hand und mit jenem Ausdrucke von Selbſtbewußtſein und von Geringſchätzung gegen alles übrige in der Welt, wie man ihn nur bei Jägern findet. Er nahm ſeine Tſcherkeſſenmütze vor dem Herrn ab und blickte ihn geringſchätzig an. Aber der Herr fühlte ſich durch dieſe Geringſchätzung nicht gekränkt: Nikolai wußte ja, daß dieſer Daniil, der alles verachtete und ſich hoch über allem dünkte, doch ſein Knecht und ſein Jäger war.

„Daniil!“ ſagte ſchüchtern Nikolai, welcher merkte, daß ihn

beim Anblicke dieſes Jagdwetters, dieſer Hunde und dieſes Jägers ſchon jene unwiderſtehliche Jagdluſt ergriff, bei der der Menſch alle ſeine früheren Vorſätze vergißt, wie ein Verliebter in Gegenwart ſeiner Geliebten.

„Was befehlen Sie, Euer Erlaucht?“ fragte Daniil mit ſeiner Baßſtimme, die einem Protodiakonus Ehre gemacht hätte, wenn ſie nicht von dem vielen Schreien beim Hetzen ſo heiſer geworden wäre, und zwei ſchwarze, glänzende Augen blickten unter der geſenkten Stirn hervor nach dem Herrn, der ſo plötzlich verſtummt war. „Na, kannſt es wohl nicht mehr aushalten?“ ſchienen dieſe beiden Augen zu ſagen.

„Ein ſchöner Tag, was? Wie wär's heute mit einer Hetzjagd, mit einem flotten Ritt?“ fragte Nikolai den Jäger und kraute dabei Milka hinter den Ohren.

Daniil antwortete nicht und zwinkerte mit den Augen.

„Ich habe bei Tagesanbruch Uwarka ausgeſchickt, um ſie zu verhören,“ ſagte er nach einem Stillſchweigen, das wohl eine Minute gedauert hatte. „Er ſagte, ſie hätte nach der Remiſe von Otradnoje gewechſelt; da hätten ſie geheult.“ Das bedeutete: die Wölfin, die ſie beide im Sinne hatten, ſei mit ihren Jungen in einen kleinen, rings von Feldern umgebenen Wald bei Otradnoje, zwei Werſt von dem Gutshauſe entfernt, gelaufen.

„Ich meine, da müßten wir hinreiten!“ ſagte Nikolai. „Komm doch mal mit Uwarka zu mir.“

„Wie Sie befehlen.“

„Warte alſo noch mit der Fütterung der Hunde.“

„Sehr wohl.“

Nach fünf Minuten ſtanden Daniil und Uwarka in Nikolais großem Zimmer. Obgleich Daniil nicht von großer Statur war, hatte man doch, wenn man ihn im Zimmer ſah, den Eindruck, als ſähe man ein Pferd oder einen Bären auf dem gedielten

Fußboden zwiſchen den Möbeln und ſonſtigen menſchlichen Einrichtungsgegenſtänden. Auch Daniil ſelbſt hatte dieſe Empfindung und blieb wie gewöhnlich dicht an der Tür ſtehen; auch gab er ſich Mühe, möglichſt leiſe zu ſprechen und ſich nicht zu bewegen, um in den Zimmern der Herrſchaft nichts zu zerbrechen; und ferner ſuchte er alles das, was er zu ſagen hatte, möglichſt ſchnell von ſich zu geben, damit er nur ja bald wieder ins Freie käme und nicht mehr die Zimmerdecke, ſondern den Himmel über ſich hätte.

Nachdem Nikolai ſich nach allem erkundigt und dem Oberpikör die Erklärung entlockt hatte, daß von ſeiten der Hunde nichts im Wege ſtehe (Daniil hatte ſelbſt Luſt zu reiten), befahl er zu ſatteln. Aber als Daniil gerade hinausgehen wollte, kam ſchnellen Schrittes Natáſcha ins Zimmer, noch nicht friſiert und noch nicht angezogen, in ein großes, der Kinderfrau gehöriges Umſchlagetuch eingehüllt. Mit ihr zuſammen kam auch Peter hereingelaufen.

„Du reiteſt auf die Jagd?“ ſagte Natáſcha. „Das habe ich doch gewußt! Sonja ſagte, ihr würdet nicht reiten. Aber ich wußte, daß heute ein ſo ſchöner Tag iſt, daß man ihn nicht unbenutzt laſſen kann.“

„Ja, wir reiten,“ antwortete Nikolai widerwillig, der heute, wo er eine ernſte Jagd zu veranſtalten beabſichtigte, keine Luſt hatte, Natáſcha und Peter mitzunehmen. „Wir reiten, aber nur auf Wolfsjagd; das würde dir langweilig ſein.“

„Du weißt doch, daß das für mich das größte Vergnügen iſt,“ erwiderte Natáſcha. „Das iſt ſchlecht von dir. Er ſelbſt will reiten und läßt ſatteln, und uns ſagt er nichts davon.“

„Für einen echten Ruſſen gibt es keine Hinderniſſe!“ rief Peter. „Wir reiten mit.“

„Aber du darfſt ja gar nicht,“ ſagte Nikolai, zu Natáſcha gewendet. „Mama hat geſagt, du ſollteſt es nicht tun.“

„Ich reite doch mit; unter allen Umständen reite ich mit," sagte Natascha in entschiedenem Tone. „Daniil," wandte sie sich an den Oberpikör, „laß Pferde für uns satteln und sage zu Michail, er soll mit meiner Koppel reiten."

Daniil fühlte sich sowieso schon im Zimmer unbehaglich und bedrückt; aber nun gar mit dem gnädigen Fräulein zu tun zu haben, das schien ihm geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Er schlug die Augen nieder und hatte es, wie wenn ihn die Sache nichts anginge, eilig, hinauszukommen, wobei er sich sehr in acht nahm, dem gnädigen Fräulein nicht etwa unversehens irgendwie Schaden zu tun.

IV

Der alte Graf, der von jeher eine große Jagd unterhalten, jetzt aber dieses ganze Ressort der Leitung seines Sohnes unterstellt hatte, war an diesem Tage, dem 15. September, infolge des schönen Wetters in sehr vergnügter Stimmung und machte sich ebenfalls fertig, um mitzureiten.

Nach einer Stunde stand die ganze Jagdgesellschaft vor der Haustür bereit. Nikolai ging mit ernster, strenger Miene, welche besagte, daß er jetzt keine Zeit habe, sich mit Kindereien abzugeben, an Natascha und Peter vorüber, die ihm etwas sagen wollten. Er revidierte alle Teile der Jagdexpedition, schickte mehrere Koppeln und Jäger voraus, die einen Bogen um die Waldremise beschreiben sollten, setzte sich auf seinen Fuchs Donez, pfiff die Hunde seiner Koppel heran und ritt über die Dreschtenne auf das Feld, das nach der Waldremise zu lag. Das Pferd des alten Grafen, ein fuchsfarbener Wallach mit weißlicher Mähne und weißlichem Schwanze, namens Wiflanka, wurde von dem gräflichen Leibjäger dorthin geführt; der alte Graf selbst sollte in

einem leichten Jagdwagen bis zu dem ihm angewieſenen Stande fahren.

Die Zahl der Hetzhunde, die ausgeführt wurden, betrug vierundfünfzig, unter ſechs berittenen Pikören und Hundewärtern. An der Jagd nahmen außer der Herrſchaft noch acht Jäger teil, welche mehr als vierzig Windhunde mit ſich hatten, ſo daß einſchließlich der Koppeln der Herrſchaft etwa hundertdreißig Hunde und zwanzig Berittene aufs Feld hinauszogen.

Jeder Hund kannte ſeinen Herrn und ſeinen Namen. Jeder Jäger kannte das Jagdhandwerk, ſeinen Platz und ſeine Aufgabe. Sowie ſie aus dem Gehöfte herausgekommen waren, zogen alle ohne Lärm und Geſpräch ruhig und gleichmäßig in breitem Schwarme auf dem Wege und über das Feld in der Richtung nach dem Walde dahin.

Wie auf einem weichen Teppiche ſchritten die Pferde über das Feld; mitunter, wenn ſie Wege kreuzten, platſchten ſie durch Pfützen. Der Nebel ſenkte ſich immer noch unmerklich und gleichmäßig vom Himmel auf die Erde herab. Die Luft war windſtill, warm und lautlos. Nur ab und zu hörte man bald den Pfiff eines Jägers, bald das Schnauben eines Pferdes, bald einen Schlag mit der Hetzpeitſche und das Winſeln eines Hundes, der nicht an ſeinem richtigen Platze gelaufen war.

Nachdem ſie etwa eine Werſt weit geritten waren, tauchten, dem Roſtowſchen Jagdzuge entgegenkommend, aus dem Nebel fünf Reiter mit Hunden auf. Voran ritt ein friſcher, hübſcher alter Mann mit großem, grauem Schnurrbarte.

„Guten Tag, Onkelchen!“ ſagte Nikolai, als der Alte ihm näher gekommen war.

„Klar und ſelbſtverſtändlich! Das hatte ich mir doch gedacht,“ begann der Onkel (er war ein entfernter Verwandter und nicht gerade wohlhabender Nachbar der Familie Roſtow), „das hatte

ich mir doch gedacht, daß du es bei dem Wetter nicht zu Hause aushalten würdest; sehr recht von dir, daß du reitest. Klar und selbstverständlich!" (Dies war eine Lieblingsredensart des Onkels.) „Mach dich nur sofort an die Remise; denn mein Gritschik hat mir gemeldet, daß die Ilagins mit Jägern und Hunden in Korniki sind. Die werden dir, klar und selbstverständlich, die Wolfsfamilie vor der Nase wegnehmen."

„Ich bin eben auf dem Wege dahin. Aber wie ist's? Wollen wir unsere Meuten zusammentun?" fragte Nikolai.

Die Hetzhunde wurden zu einer Meute vereinigt, und der Onkel und Nikolai ritten nun nebeneinander. Natascha, in Tücher eingehüllt, aus denen ihr lustiges Gesicht mit den glänzenden Augen herausschaute, kam zu ihnen herangaloppiert, gefolgt von ihren unzertrennlichen Begleitern, ihrem Bruder Peter und dem Jäger und Reitknecht Michail, der ihr heute sozusagen als Kinderfrau beigegeben war. Peter lachte über irgend etwas und schlug und riß sein Pferd. Natascha saß geschickt und voll Selbstvertrauen auf ihrem Rappen Arabtschik und parierte das Tier mit sicherer Hand, ohne jede Anstrengung.

Der Onkel blickte mißbilligend auf Peter und Natascha. Er liebte es nicht, eine so ernste Sache wie die Jagd mit Possen zu verquicken.

„Guten Tag, Onkelchen! Wir reiten auch mit!" rief Peter.

„Guten Tag, guten Tag! Aber tretet nur nicht die Hunde," erwiderte der Onkel in strengem Tone.

„Nikolai, was ist doch mein Trunila für ein reizendes Wesen! Er hat mich wiedererkannt," sagte Natascha mit Bezug auf ihren Lieblingshund.

„Erstens ist Trunila kein Wesen, sondern ein Jagdrüde," dachte Nikolai und warf seiner Schwester einen strengen Blick zu, um ihr den Abstand fühlbar zu machen, der sie beide in diesem

Augenblicke naturgemäß voneinander trennte. Natascha verstand den Sinn dieses Blickes.

„Glauben Sie nur nicht, Onkelchen," sagte sie, „daß wir jemandem in die Quere kommen werden. Wir werden uns auf unsern Platz stellen und uns nicht rühren."

„Das ist recht von Ihnen, liebe Komtesse," erwiderte der Onkel. „Nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie nicht vom Pferde fallen," fügte er hinzu. „Denn, klar und selbstverständlich, festgebunden ist man nicht darauf."

Nun wurde die Waldremise in einer Entfernung von dreihundert bis vierhundert Schritten sichtbar, und die Pikore näherten sich ihr. Nachdem Rostow mit dem Onkel endgültig darüber Beschluß gefaßt hatte, von wo die Hetzhunde losgelassen werden sollten, wies er seiner Schwester Natascha einen Platz an, wo in keiner Weise zu erwarten war, daß etwas vorbeilaufen werde, und schickte sich dann an, im Bogen oberhalb einer Schlucht herumzureiten.

„Nun, lieber Neffe, du wirst es mit einem starken Wolf zu tun haben," sagte der Onkel. „Paß nur auf, daß du ihn nicht durchkommen läßt."

„Wir wollen unser möglichstes tun," antwortete Rostow. „Karai, füit!" rief er, und dieser Anruf war eine Art von Antwort auf die Worte des Onkels. Karai war ein alter, häßlicher Hund mit zottiger Schnauze, von dem aber bekannt war, daß er es allein mit einem starken Wolfe aufnahm. Alle nahmen ihre Plätze ein.

Der alte Graf, der den brennenden Jagdeifer seines Sohnes kannte, hatte sich beeilt, um nicht zu spät zu kommen, und wirklich waren die Pikore noch nicht an Ort und Stelle gelangt, als Ilja Andrejewitsch, vergnügt, mit gerötetem Gesichte und zitternden Backen, auf seinem von zwei Rappen gezogenen

Jagdwagen über die Winterſaat zu dem ihm angewieſenen Platze herbeigefahren kam; nachdem er ſeinen Pelz zurechtgeſchoben und ſeine Jagdausrüſtung angelegt hatte, ſtieg er auf ſeinen glatten, wohlgenährten, frommen, braven Wiſlanka, der auch ſchon, wie er ſelbſt, grau geworden war. Wagen und Pferde wurden beiſeite geſchickt. Graf Ilja Andrejewitſch, der zwar kein paſſionierter Jäger war, aber doch die Jagdgebräuche genau kannte, ritt in den Saum des Buſchwerks hinein, wo er ſeinen Stand hatte, brachte die Zügel in Ordnung, ſetzte ſich auf dem Sattel zurecht, und als er ſich nun bewußt war, fix und fertig zu ſein, blickte er lächelnd um ſich.

Neben ihm hielt ſein Kammerdiener und Leibjäger Semjon Tſchekmar, ein altbewährter, aber jetzt unbehilflich gewordener Reiter. Tſchekmar hielt drei Wolfshunde an der Koppel, grimmige Tiere, die aber gleichermaßen wie der Gutsherr und deſſen Pferd fett geworden waren. Zwei andere, verſtändige, alte Hunde hatten ſich ohne Koppel hingelegt. Etwa hundert Schritte weiter hielt im Saume des Gehölzes ein anderer Leibjäger des Grafen, Mitka, ein tollkühner Reiter und leidenſchaftlicher Jäger. Der Graf leerte nach alter Gewohnheit vor der Jagd einen ſilbernen Becher voll Jagdlikör, aß einen Biſſen hinterher und trank dann eine halbe Flaſche von ſeinem Lieblingsbordeaux.

Ilja Andrejewitſch war von der Fahrt und vom Weine etwas rot geworden, und ſeine von Feuchtigkeit überzogenen Augen hatten einen beſonderen Glanz angenommen; wie er ſo, in ſeinen Pelz eingewickelt, im Sattel ſaß, ſah er aus wie ein Kind, das man zum Spaziergang zurechtgemacht hat.

Sobald der hagere, hohlwangige Tſchekmar ſeine eigene Jagdausrüſtung in Ordnung gebracht hatte, blickte er nach ſeinem Herrn hin, mit dem er nun ſchon dreißig Jahre lang wie ein

Herz und eine Seele gelebt hatte, und da er dessen vergnügte Stimmung wahrnahm, so erwartete er ein angenehmes Gespräch.

Noch eine dritte Person kam vorsichtig (augenscheinlich hatte ihr dies schon jemand eingeschärft) um eine Waldecke herangeritten und hielt hinter dem Grafen an. Es war dies ein alter Mann mit grauem Barte, in einem Frauenmantel und mit einer hohen Zipfelmütze, ein Narr, der mit einem Frauennamen Nastasja Iwanowna genannt wurde.

„Nun, Nastasja Iwanowna," flüsterte ihm der Graf, mit den Augen zwinkernd, zu, „scheuche du nur durch das Stampfen deines Pferdes den Wolf zurück; dann wird es dir Daniil gehörig geben."

„Ich bin selbst ... ein Mann, der sich zu wehren weiß ..." erwiderte Nastasja Iwanowna.

„Pfft!" zischte der Graf und wandte sich dann zu Semjon.

„Hast du Natalja Iljinitschna gesehen?" fragte er ihn. „Wo ist sie?"

„Die Komtesse ist mit Peter Iljitsch auf der Seite nach der Scharowaja-Steppe zu," antwortete Semjon lächelnd. „Eine Dame, und hat so großen Jagdeifer!"

„Wunderst du dich nicht auch, wie sie reitet, Semjon? He?" fragte der Graf. „Das würde einem Manne Ehre machen."

„Gewiß wundere ich mich! So kühn und gewandt!"

„Und wo ist Nikolai? Wohl auf dem Ljadowski-Hügel, wie?" fragte der Graf weiter, immer im Flüstertone.

„Jawohl. Der junge Herr weiß schon, wo er sich hinstellen muß. Und reiten kann er so fein, daß Daniil und ich uns manchmal gar nicht genug wundern können," sagte Semjon, der recht gut wußte, wie man dem Herrn etwas Angenehmes sagen konnte.

„Er reitet gut, was? Und wie er ſich zu Pferde ausnimmt, nicht wahr?"

„Reinweg ein Bild zum Malen! Neulich wurde ein Fuchs aus der Sawarſinſkaja-Steppe losgelaſſen, und der junge Herr holte ihn aus ganz weiter Entfernung ein; ſtaunenswert! Das Pferd iſt tauſend Rubel wert, und der Reiter iſt über alles Lob erhaben. Ja, ſo einen ſchneidigen jungen Mann, den kann man lange ſuchen!"

„Lange ſuchen ..." wiederholte der Graf, der es offenbar bedauerte, daß Semjons Lobeserhebungen ſo ſchnell zu Ende waren. „Lange ſuchen," ſagte er, ſchlug die Schöße ſeines Pelzes auseinander und holte die Tabaksdoſe heraus.

„Neulich, als der junge Herr in ſeiner vollen militäriſchen Gala aus der Meſſe kam, da ſagte Michail Sidorowitſch ..." Aber Semjon ſprach ſeinen Satz nicht zu Ende; denn man hörte deutlich durch die ſtille Luft das heulende Gebell von nicht mehr als zwei oder drei jagenden Hunden. Er neigte den Kopf, horchte und machte ſchweigend dem Herrn ein warnendes Zeichen. „Sie ſind auf das Lager geſtoßen ..." flüſterte er, „gerade nach dem Ljadowſki-Hügel treiben ſie ihn hin."

Der Graf, welcher ganz vergeſſen hatte, das Lächeln wieder von ſeinem Geſichte verſchwinden zu laſſen, blickte gerade vor ſich hin eine Schneiſe entlang in die Ferne und hielt die Tabaksdoſe, ohne zu ſchnupfen, in der Hand. Gleich nach dem Gebell der Hunde ertönte von Daniils tiefklingendem Jagdhorn das Signal: „Wolf gefunden!" Die ganze Meute vereinigte ſich mit den drei erſten Hunden, und man konnte hören, wie die Hetzhunde in jener beſonderen Art hell aufheulten, die als Zeichen dafür dient, daß ſie hinter einem Wolfe her ſind. Die Piköre hetzten nicht mehr mit Geſchrei und Peitſchenknallen, ſondern ſie ſchrien „Uljulju!", und aus allen Stimmen klang die Stimme Daniils hervor, bald in

tiefem Baß, bald in gellend hohen Tönen. Dieſe Stimme ſchien den ganzen Wald anzufüllen, über ſeine Ränder hinauszudringen und noch fernhin über die Felder zu erklingen.

Nachdem der Graf und ſein Leibjäger ein paar Sekunden lang ſchweigend gelauſcht hatten, kamen ſie beide zu der Überzeugung, daß die Hunde ſich in zwei Meuten geteilt hatten: die eine, größere, welche mit beſonderer Heftigkeit heulte, begann ſich zu entfernen; die andere lief im Walde in einiger Entfernung an dem Standorte des Grafen vorbei, und bei dieſem Teile der Meute war Daniils Uljulju zu hören. Die Töne beider Jagden floſſen dann zuſammen und verſchmolzen miteinander; aber beide entfernten ſich.

Semjon ſeufzte und bückte ſich, um einen Koppelriemen in Ordnung zu bringen, in den ſich ein junger Hund verwickelt hatte; der Graf ſeufzte ebenfalls, und da er die Tabaksdoſe in ſeiner Hand bemerkte, öffnete er ſie und nahm eine Priſe. „Zurück!“ ſchrie in dieſem Augenblicke Semjon einen Hund an, der über den Waldrand hinaustrat. Der Graf ſchrak zuſammen und ließ die Doſe fallen. Naſtaſja Iwanowna ſtieg vom Pferde und hob ſie auf. Der Graf und Semjon ſahen ihm dabei zu.

Plötzlich, wie das häufig vorkommt, näherte ſich der Lärm der Jagd in überraſchender Weiſe wieder dermaßen, als ob jeden Augenblick die bellenden Hundemäuler und der Uljulju ſchreiende Daniil unmittelbar vor ihnen auftauchen würden.

Der Graf ſchaute um ſich und erblickte rechts von ſich Mitka, der ihn mit hervorquellenden Augen anſah und, die Mütze abnehmend, mit der Hand vor ſich hin, nach der andern Seite zu, zeigte.

„Aufpaſſen!“ ſchrie er in einem Tone, dem man es anmerkte, daß dieſes Wort ſchon lange qualvoll geſucht hatte aus ſeinem Munde herauszukommen; dann ließ er die Hunde los und ſprengte im Galopp auf den Grafen zu.

Der Graf und Semjon ritten ſchleunigſt aus dem Waldſaume heraus und erblickten links von ſich einen Wolf, der in weich ſchaukelnden, ruhigen Sätzen nach einer weiter links von ihnen gelegenen Stelle eben des Waldſaumes hinſprang, an dem ſie hielten. Die Hunde heulten wütend auf, riſſen ſich von der Koppel los und ſtürmten an den Beinen der Pferde vorbei auf den Wolf los.

Der Wolf hemmte ſeinen Lauf einen Augenblick, wendete ungeſchickt wie jemand, der an Halsbräune leidet, ſeinen breitſtirnigen Kopf den Hunden zu, machte dann in derſelben weich ſchaukelnden Art noch ein paar Sätze und verſchwand, den Schweif hin und her ſchlenkernd, im Waldrande. In demſelben Augenblicke brach aus dem gegenüberliegenden Waldrande mit einem Geheul, das wie Weinen klang, anſcheinend ratlos erſt ein, dann ein zweiter, ein dritter Hund heraus, und nun rannte die ganze Meute über das Feld nach eben der Stelle hin, wo der Wolf in den Wald hineingelaufen war. Hinter den Hunden teilten ſich die Haſelnußſträucher, und es erſchien Daniils Brauner, der von Schweiß ganz ſchwarz geworden war. Auf ſeinem langen Rücken ſaß zu einem Klumpen zuſammengeballt, ganz nach vorn gebeugt, Daniil, ohne Mütze, mit rotem, ſchweißbedecktem Geſichte unter den grauen, zerzauſten Haaren.

„Uljuljulju, uljulju!“ ſchrie er. Als er den Grafen erblickte, ſchoſſen ſeine Augen Blitze.

„Schande!“ ſchrie er und drohte mit der aufgehobenen Peitſche nach dem Grafen hin. „Haben den Wolf durchgelaſſen! Das ſind mal Jäger!“ Und wie wenn er den verlegenen, erſchrockenen Grafen keines weiteren Wortes würdigte, ſchlug er mit all dem Ingrimm, der eigentlich dem Grafen galt, auf die feuchten Weichen ſeines braunen Wallachs los und ſprengte den Hunden nach. Der Graf ſtand wie ein beſtrafter Schüler da, blickte ſich um

und ſuchte durch ein Lächeln bei Semjon Mitleid mit ſeiner Lage zu erwecken. Aber Semjon war nicht mehr da: er ſprengte im Bogen durch die Büſche und ſuchte den Wolf von dem dichteren Teile des Waldes abzuſchneiden. Dasſelbe verſuchten von zwei Seiten her auch die Piköre. Aber der Wolf nahm ſeinen Weg durch die Büſche, ohne daß ihn ein Jäger hätte aufhalten können.

V

Unterdeſſen hielt Nikolai Roſtow an ſeinem Platze und wartete auf einen Wolf. An dem Näherkommen oder Zurückweichen des Jagdlärms, an dem Tone des Gebells der ihm bekannten Hunde, ſowie daran, daß die Stimmen der Piköre lauter oder ſchwächer klangen, erkannte er, was in der Waldremiſe vorging. Er wußte, daß ſich in dieſer Waldremiſe junge und alte Wölfe befanden; er wußte, daß die Hunde ſich in zwei Meuten geteilt hatten, daß ſie irgendwo hinter einem Wolfe her waren, und daß ſich irgend etwas Unerwünſchtes zugetragen hatte. Jeden Augenblick erwartete er, daß der Wolf nach ſeiner Seite kommen werde. Er überlegte ſich tauſend verſchiedene Möglichkeiten, wie und von welcher Seite der Wolf werde angelaufen kommen, und wie er ihn dann hetzen werde. In ſeiner Seele wechſelte Hoffnung mit Verzweiflung ab. Ab und zu wandte er ſich an Gott mit der Bitte, doch den Wolf nach ſeiner Seite herauskommen zu laſſen. Er betete in der leidenſchaftlichen, aber verſchämten Art, in welcher Menſchen in Augenblicken einer ſtarken, aber aus nichtiger Urſache hervorgegangenen Erregung zu beten pflegen. „Nun, was koſtet es dich,“ ſagte er zu Gott, „mir dieſe Liebe zu tun! Ich weiß, daß du groß biſt, und daß es Sünde iſt, dich um ſo etwas zu bitten; aber doch bitte ich dich inſtändig: gib, daß ein alter Wolf nach meiner Seite herauskommt, und daß Karai vor den

Augen des Onkels, der von seinem Stande aus immer hierher blickt, das Tier an der Kehle packt und totbeißt." Tausendmal in dieser halben Stunde ließ Rostow mit hartnäckiger Ausdauer seinen gespannten, unruhigen Blick über den Waldsaum mit den zwei dünnbelaubten, das Espengebüsch überragenden Eichen hingleiten und über die Schlucht mit dem ausgewaschenen Rande und über die Mütze des Onkels, von dem hinter einem Strauche rechts nur ganz wenig zu sehen war.

„Nein," dachte Rostow, „dieses Glück wird mir nicht zuteil werden, und es wäre doch für Gott eine Kleinigkeit! Aber es wird mir nicht zuteil werden! Immer habe ich Unglück, beim Kartenspiel und im Kriege und in allem." Austerlitz und Dolochow tauchten mit großer Deutlichkeit, aber schnell einander ablösend, vor seinem geistigen Blicke auf. „Nur einmal in meinem Leben möchte ich einen alten Wolf tothetzen; weiter habe ich keinen Wunsch!" dachte er und strengte Gesicht und Gehör an, indem er nach links und wieder nach rechts blickte und auf die geringsten Veränderungen des Jagdlärmes lauschte.

Wieder einmal blickte er nach rechts und sah, daß über das freie Feld etwas auf ihn gelaufen kam. „Nein, es ist wohl nicht möglich!" dachte Rostow schwer aufatmend, wie man aufzuatmen pflegt, wenn etwas längst Erwartetes Wirklichkeit wird. Das größte Glück war gekommen, und in so schlichter Art, ohne Lärm und Glanz und Vorboten. Rostow traute seinen Augen nicht, und dieser Zweifel dauerte länger als eine Sekunde. Der Wolf setzte seinen Lauf fort und sprang schwerfällig über einen Wasserriß, der in seinem Wege lag. Es war ein altes Tier mit grauem Rücken und vollgefressenem, rötlichem Bauche. Der Wolf lief ohne übermäßige Eile, da er offenbar meinte, es sähe ihn niemand. Rostow sah sich, den Atem anhaltend, nach den Hunden um. Sie lagen und standen da, ohne den Wolf zu sehen

und ohne irgend etwas zu merken. Der alte Karai hatte den Kopf zurückgedreht, fletschte, ärgerlich einen Floh suchend, die gelben Zähne und schnappte mit ihnen knackend an den Hinterschenkeln herum.

„Uljuljulju!" flüsterte Rostow mit breitgezogenen Lippen. Die Hunde sprangen, mit den Eisen klirrend, auf und spitzten die Ohren. Karai fuhr schnell noch ein paarmal mit den Zähnen durch das Haar am Hinterschenkel und stand dann gleichfalls auf, spitzte die Ohren und bewegte leise die Rute hin und her, an welcher verfilzte Haarbüschel hingen.

„Loslassen oder nicht loslassen?" sagte Nikolai zu sich selbst in dem Augenblicke, als der sich ihm nähernde Wolf nach allen Seiten ziemlich weit vom Walde entfernt war. Plötzlich änderte sich die ganze Physiognomie des Wolfes: er schrak zusammen, da er die Augen eines Menschen, die er wahrscheinlich noch nie vorher erblickt hatte, auf sich gerichtet sah, und blieb, den Kopf ein wenig nach dem Jäger hinwendend, stehen. „Vorwärts oder rückwärts? Ach was, es ist ganz gleich, vorwärts!" schien er zu sich selbst zu sagen und setzte, ohne sich weiter umzusehen, mit weichen, mäßig schnellen und mäßig großen, aber entschlossenen Sprüngen seinen Lauf fort.

„Uljulju!" schrie Nikolai mit fremdartig klingender Stimme, und sein braves Pferd rannte aus eigenem Antriebe Hals über Kopf bergab, die vom Wasser gerissenen Vertiefungen überspringend, quer zu der Richtung des Wolfes; und noch schneller, das Pferd überholend, stürmten die Hunde dahin. Nikolai hörte seinen eigenen Schrei nicht, fühlte nicht, daß er dahingaloppierte, sah weder die Hunde noch das Terrain, auf dem er ritt; er sah nur den Wolf, der, sein Tempo beschleunigend, ohne die Richtung zu verändern, in einer Bodenrinne lief. Der erste Hund, der sich in der Nähe des Wolfes zeigte, war die schwarzgescheckte Milka

mit dem breiten Hinterteil; der Zwiſchenraum zwiſchen ihr und dem Verfolgten wurde immer geringer. Näher, immer näher kam ſie heran ... jetzt war ſie ſchon dicht bei ihm. Aber der Wolf ſchielte nur ein wenig nach ihr hin, und ſtatt zuzupacken, wie ſie es ſonſt immer tat, hob Milka auf einmal den Schwanz in die Höhe und ſtemmte ſich auf die Vorderbeine.

„Uljuljuljulju!“ ſchrie Nikolai.

Der fuchsrote Ljubim ſprang hinter Milka hervor, ſtürzte ſich eifrig auf den Wolf und packte ihn an einer Lende, ſprang aber im gleichen Augenblicke erſchrocken nach der andern Seite hinüber. Der Wolf hatte ſich hingeſetzt und mit den Zähnen geklappt; nun erhob er ſich wieder und lief weiter, von allen Hunden in einer Entfernung von einem Schritte verfolgt, ohne daß ſie gewagt hätten, ihm näher zu kommen.

„Er entkommt! Nein, das iſt doch nicht möglich!“ dachte Nikolai, der mit heiſerer Stimme fortfuhr zu ſchreien.

„Karai! Uljulju!...“ ſchrie er und ſuchte mit den Augen den alten Hund, der jetzt ſeine einzige Hoffnung bildete. Karai ſtreckte ſich aus allen Kräften, ſoviel er bei ſeinem Alter nur konnte, und lief, immer nach dem Wolfe hinblickend, ſchwerfällig ſeitwärts, um ihm den Weg abzuſchneiden. Aber wenn man die Schnelligkeit des Wolfes und die Langſamkeit des Hundes zuſammenhielt, ſo war klar, daß Karais Rechnung nicht ſtimmte. Nikolai erblickte ſchon ziemlich nahe vor ſich diejenige Partie des Waldes, in der der Wolf aller Wahrſcheinlichkeit nach Rettung fand, wenn er ſie erreichte. Da tauchten plötzlich Hunde und ein Jäger auf, der dem Wolfe beinahe gerade entgegen galoppierte. Nun war noch Hoffnung vorhanden. Ein Hund, welchen Nikolai nicht kannte, ein dunkelgewellter, langgeſtreckter, junger Rüde von einer fremden Koppel, ſtürmte hitzig von vorn gegen den Wolf an und hätte ihn beinahe umgerannt. Aber mit einer Schnelligkeit, die

man ihm nicht zugetraut hätte, hob sich der Wolf in die Höhe, stürzte sich auf seinen Gegner, schnappte mit den Zähnen zu, und blutend, mit klaffender Flanke, schlug der Hund laut aufwinselnd mit dem Kopfe auf die Erde.

„Karai, lieber, guter, alter Karai!" bat Nikolai fast weinend.

Der alte Hund mit den verfilzten Haarklümpchen am Schwanz und an den Schenkeln war, dank dem entstandenen Aufenthalte, bei seinem Versuche dem Wolfe den Weg abzuschneiden, diesem schon auf fünf Schritte nahe gekommen. Wie wenn er die Gefahr spürte, schielte der Wolf nach Karai hin, zog den Schwanz noch mehr zwischen die Beine und steigerte die Geschwindigkeit seines Laufes. Aber nun befand sich Karai (Nikolai hatte nur gesehen, daß irgend etwas mit dem Hunde vorging) plötzlich auf dem Wolfe und rollte mit ihm zusammen über Hals und Kopf in eine vom Wasser ausgewaschene Vertiefung, die sie vor sich hatten.

Der Augenblick, als Nikolai in der Vertiefung die auf dem Wolfe sich herumwälzenden Hunde erblickte und zwischen ihnen das graue Fell des Wolfes und sein ausgestrecktes eines Hinterbein und seinen Kopf mit dem angstvollen Ausdruck, den angedrückten Ohren und dem nach Luft schnappenden Maule (Karai hielt ihn an der Kehle gepackt), der Augenblick, als Nikolai das sah, war der glücklichste seines Lebens. Er faßte schon nach dem Sattelbogen, um abzusteigen und dem Wolfe den Fang zu geben, als sich auf einmal aus diesem Knäuel von Hunden der Kopf des Wolfes nach oben hindurcharbeitete und dann die Vorderbeine auf den Rand der Vertiefung traten. Der Wolf schnappte mit den Zähnen um sich (Karai hielt ihn nicht mehr an der Kehle), sprang mit den Hinterbeinen aus dem Loche heraus und lief, der Hunde wieder ledig geworden, mit eingeklemmtem Schwanze weiter. Karai kroch mit gesträubtem Haar, wahr-

ſcheinlich verwundet oder gequetſcht, mühſam aus der Vertiefung heraus.

„Mein Gott! Womit habe ich das verdient?“ rief Nikolai in heller Verzweiflung.

Der Jäger des Onkels kam von der andern Seite herangeſprengt, um dem Wolfe den Weg abzuſchneiden, und ſeine Hunde brachten das Tier wieder zum Stehen, das nun von neuem umringt wurde.

Nikolai, ſein Leibjäger, der Onkel und der Jäger des Onkels umſchwärmten den Wolf, ſchrien Uljulju und ſchickten ſich jedesmal an abzuſteigen, ſobald der Wolf ſich auf die Hinterbeine niederſetzte, ritten aber jedesmal wieder weiter, wenn der Wolf die Hunde abſchüttelte und nach dem Dickicht zulief, wo er ſich Rettung erhoffte.

Gleich zu Anfang dieſer Hetze war Daniil, als er das Uljulju-Geſchrei hörte, eilig aus dem Walde bis an den Rand geritten. Er hatte geſehen, wie Karai den Wolf packte, und ſein Pferd angehalten, in der Meinung, daß die Sache nun beendet ſei. Aber als die Jäger nicht abſtiegen, der Wolf die Hunde immer wieder abſchüttelte und weiterflüchtete, da ſetzte Daniil ſeinen Braunen wieder in Bewegung, nicht in der Richtung nach dem Wolfe zu, ſondern geradeswegs nach dem Dickicht hin, um, in derſelben Weiſe wie vorher Karai, dem Wolfe den Weg abzuſchneiden. Infolge dieſes Manövers gelangte er zu dem Wolfe in dem Augenblicke, als die Hunde des Onkels den Wolf wieder einmal anhielten.

Daniil kam ſchweigend, den bloßen Dolch in der Linken haltend, herangeſprengt und ſchlug mit der Hetzpeitſche wie mit einem Dreſchflegel auf die eingefallenen Flanken ſeines Braunen los.

Nikolai hatte ihn nicht eher geſehen und gehört, als bis der

Braune dicht neben ihm ſchwer atmend vorbeikeuchte; darauf hörte er das Geräuſch von dem Falle eines Körpers und ſah, daß Daniil bereits mitten unter den Hunden auf dem Hinterteile des Wolfes lag und ſich bemühte, ihn an den Ohren zu packen. Allen Beteiligten, den Hunden, den Jägern und dem Wolfe, war klar, daß jetzt die Sache zu Ende ging. Der Wolf verſuchte, angſtvoll die Ohren an den Kopf drückend, ſich zu erheben; aber die Hunde hingen von allen Seiten an ihm feſt. Daniil richtete ſich ein wenig auf und ließ ſich dann mit ſeinem ganzen Gewichte, wie wenn er ſich zur Ruhe legen wollte, wieder auf den Wolf niederfallen, wobei er ihn an den Ohren faßte. Nikolai wollte dem Wolfe den Fang geben; aber Daniil flüſtete ihm zu: „Nicht doch! Wir wollen ihn knebeln!“ und ſeine Stellung ändernd, trat er mit dem Fuße auf den Hals des Wolfes. Dem Wolfe wurde ein Stock in den Rachen geſchoben und mit einem Koppelriemen nach Art eines Zaumes feſtgebunden; dann wurden ihm auch die Füße zuſammengebunden, und Daniil drehte den Wolf ein paarmal von einer Seite auf die andere.

Die Jäger, auf deren Geſichtern ſich ihre Ermüdung und zugleich ihre hohe Freude ausprägte, legten den alten Wolf in dieſem Zuſtande lebend auf ein ſcheuendes, ſchnaubendes Pferd und brachten ihn, von den ihn umwinſelnden Hunden begleitet, nach dem Platze, wo ſich alle wieder zuſammenfinden ſollten. Alle kamen herbeigeritten und herbeigelaufen, um den Wolf zu beſehen, der ſeinen breitſtirnigen Kopf mit dem zaumartig im Maule befeſtigten Stocke herabhängen ließ und mit ſeinen großen, glaſigen Augen auf dieſe ganze Menge von Hunden und Menſchen blickte, die ihn umringte. Wenn man ihn berührte, zuckte er mit den zuſammengebundenen Beinen und ſah alle wild und zugleich einfältig an. Auch Graf Ilja Andrejewitſch kam herbeigeritten und faßte den Wolf an.

„Oh, was für ein gewaltiges Tier!“ ſagte er. „Ein gewaltiges Tier, nicht wahr?“ fragte er den neben ihm ſtehenden Daniil.

„Jawohl, Euer Erlaucht,“ antwortete Daniil und nahm eilig die Mütze ab.

Der Graf dachte daran, wie er den Wolf hatte durchkommen laſſen, und was er dabei für ein Renkontre mit Daniil gehabt hatte.

„Aber hör mal, lieber Freund, was kannſt du ärgerlich werden!“ bemerkte der Graf.

Daniil antwortete nicht und verzog nur verlegen den Mund zu einem kindlich-ſanften, freundlichen Lächeln.

VI

Der alte Graf fuhr nach Hauſe; Natascha und Peter verſprachen, ebenfalls bald heimzukehren. Die Jagd wurde fortgeſetzt, da es noch früh war. Gegen Mittag wurden die Hetzhunde in eine mit dichtem, jungem Gehölz bewachſene Schlucht hineingeſchickt. Nikolai, der auf einem Stoppelfelde hielt, konnte alle ſeine Jäger überſehen.

Ihm gegenüber lag ein Feld mit Winterſaat, und dort hielt ein Jäger Nikolais für ſich allein, in einer Grube hinter einem daraus hervorragenden Haſelnußſtrauch. Sobald die Hunde in die Schlucht hineingelaſſen waren, hörte Nikolai das vereinzelte Jagdgebell eines ihm wohlbekannten Hundes, Woltorn; dann ſchloſſen die andern Hunde ſich ihm an, indem ſie abwechſelnd bald ſich ſtill verhielten, bald laut jagten. Eine Minute darauf ertönte aus dem ringsum von Feldern umgebenen Buſchwalde das Signal: „Fuchs gefunden!“, und die ganze Meute jagte in dichtem Schwarm den Abhang hinauf nach dem Winterſaatfelde zu, von Nikolai weg.

Er sah die Hundewärter mit ihren roten Mützen, wie sie an den Rändern der buschigen Schlucht dahinsprengten; er sah sogar die Hunde und erwartete jeden Augenblick, daß der Fuchs auf jener Seite, auf dem Wintersaatfelde, ihm werde sichtbar werden.

Nun setzte sich der Jäger, der in der Grube hielt, in Bewegung und ließ seine Hunde los, und Nikolai erblickte einen Rotfuchs, der eigentümlich niedrig aussah und mit gesträubtem Schwanze eilig über das Wintersaatfeld lief. Die Hunde stürmten zu ihm hin. Nun waren sie ihm nahe, und der Fuchs begann zwischen ihnen kunstvolle Kreise zu beschreiben, immer schneller und schneller, und mit dem buschigen Schweife um sich zu schlagen. Da warf sich ein weißer Hund, welchen Nikolai nicht kannte, auf ihn und nach diesem ein schwarzer, und alles mischte sich durcheinander, und dann standen die Hunde sternförmig, mit den Hinterteilen nach außen, da, fast ohne sich zu rühren. Zu den Hunden sprengten zwei Jäger hin: der eine mit roter Mütze, der andere, ein fremder, in einem langschößigen, grünen Rocke.

„Was ist da los?" dachte Nikolai. „Wo kommt dieser Jäger her? Dem Onkel gehört er nicht."

Die Jäger nahmen den Hunden den Fuchs ab und standen längere Zeit zu Fuß da, ohne ihn an den Sattelriemen zu binden. Neben ihnen standen, an den Zügeln gehalten, die Pferde mit ihren hohen Sattelbögen; die Hunde hatten sich hingelegt. Die Jäger machten heftige Bewegungen mit den Armen und nahmen mit dem Fuchse irgend etwas vor. Da erscholl von dort ein Ton des Jagdhorns, das übliche Signal einer Rauferei.

„Da hat ein Jäger des Herrn Ilagin einen Streit mit unserm Iwan," sagte Nikolais Leibjäger.

Nikolai schickte den Leibjäger ab, um die Schwester und Peter herbeizurufen, und ritt im Schritt nach dem Platze hin, wo die

Pikore die Hunde sammelten. Einige der Jäger sprengten nach dem Orte hin, wo die Schlägerei stattfand.

Nikolai stieg vom Pferde und blieb mit Natascha und Peter, die auch herbeigeritten kamen, bei den Hunden stehen, um auf Nachrichten zu warten, welchen Ausgang die Sache dort nehme. Hinter dem Waldsaume hervor erschien zu Pferde der Jäger, der an der Schlägerei beteiligt gewesen war; den Fuchs hatte er am Sattelriemen hängen; er ritt auf den jungen Herrn zu. Schon von weitem nahm er die Mütze ab und versuchte, respektvoll etwas zu sagen; aber er war blaß und außer Atem, und sein Gesicht hatte einen grimmigen Ausdruck. Das eine Auge war ihm blau geschlagen; aber das wußte er wahrscheinlich gar nicht.

„Was habt ihr denn da gehabt?" fragte Nikolai.

„Na so was! Er wird da unsern Hunden ihre Beute wegnehmen! Und gerade meine mausgraue Hündin hatte den Fuchs gegriffen. Komm an, wenn du Streit suchst! Er greift nach dem Fuchs. Ich schlage ihn mit dem Fuchse um die Ohren. Da hängt er am Sattelriemen. Aber den hier willst du wohl nicht kosten?..." sagte der Jäger, indem er auf seinen Dolch wies; er hatte offenbar die Vorstellung, daß er immer noch mit seinem Feinde spräche.

Ohne sich in ein weiteres Gespräch mit dem Jäger einzulassen, bat Nikolai seine Schwester und Peter, hier auf ihn zu warten, und ritt nach der Gegend hin, wo sich diese feindliche Ilaginsche Jagdgesellschaft befand.

Der Sieger in der Schlägerei ritt in den Schwarm der übrigen Jäger hinein und erzählte diesen, die ihn voll Interesse und Neugier umringten, seine Heldentat.

Die Sache war die, daß Herr Ilagin, mit welchem Rostows eine Menge Streitigkeiten und Prozesse hatten, an Orten jagte, die nach alter Tradition der Familie Rostow gehörten, und jetzt,

anſcheinend abſichtlich, ſeine Leute nach dem freiliegenden Buſchwald hatte reiten laſſen, wo Roſtows jagten, und ſeinem Jäger erlaubt hatte, unter widerrechtlicher Mitbenutzung fremder Hunde zu hetzen.

Nikolai hatte Herrn Ilagin nie geſehen; aber da er es überhaupt nicht verſtand, in ſeinen Anſichten und Gefühlen die Mittelſtraße innezuhalten, ſo haßte er ihn auf Grund der Gerüchte von ſeiner Frechheit und Eigenmächtigkeit von ganzer Seele und betrachtete ihn als ſeinen ärgſten Feind. In zorniger Erregung ritt er jetzt zu ihm hin, die Hand feſt um den Griff der Hetzpeitſche preſſend und völlig bereit, gegen ſeinen Feind in der energiſchſten Weiſe vorzugehen.

Kaum war er um einen vorſpringenden Teil des Waldes herumgeritten, als er einen wohlbeleibten Herrn erblickte, der ihm entgegengeritten kam; er trug eine Bibermütze, ſaß auf einem ſchönen Rappen und war von zwei Leibjägern begleitet.

Statt eines Feindes fand Nikolai in Herrn Ilagin einen ſtattlichen, höflichen Herrn, der den lebhaften Wunſch hegte, die Bekanntſchaft des jungen Grafen zu machen. Zu Roſtow heranreitend lüftete Ilagin ſeine Bibermütze und ſagte, er bedauere das Vorgefallene außerordentlich; er werde Befehl geben, den Jäger zu beſtrafen, der ſich erlaubt habe, ſich in eine fremde Hetzjagd hineinzumiſchen; er bitte den Grafen um ſeine Bekanntſchaft und biete ihm ſein eigenes Terrain zur Jagd an.

Natalſcha, welche fürchtete, ihr Bruder könne irgend etwas Schreckliches anrichten, war ihm in großer Aufregung in einiger Entfernung nachgeritten. Als ſie nun ſah, daß die beiden Feinde ſich freundlich begrüßten, ritt ſie zu ihnen heran. Ilagin hob vor Natalſcha ſeine Bibermütze noch mehr in die Höhe und bemerkte mit einem angenehmen Lächeln, die Komteſſe gleiche der Göttin Diana ſowohl hinſichtlich ihrer Leidenſchaft für die

Jagd als auch hinſichtlich ihrer Schönheit, von der er ſchon viel gehört habe.

Um das Verſchulden ſeines Jägers wieder gutzumachen, bat Ilagin ſeinen neuen Bekannten dringend, doch nach ſeinem eigenen, eine Werſt entfernten Gehege mitzukommen, das er für ſeinen perſönlichen Gebrauch beſonders reſerviert habe, und in dem es ſeiner Verſicherung zufolge von Haſen wimmelte. Nikolai nahm dieſe Einladung an, und die nun auf das Doppelte angewachſene Jagdgeſellſchaft zog weiter.

Um nach dem Ilaginſchen Gehege zu gelangen, mußten ſie über die Felder reiten. Die Jäger verteilten ſich in gleichmäßigen Abſtänden, die Herrſchaften jedoch ritten zuſammen. Der Onkel, Roſtow und Ilagin muſterten die fremden Hunde, aber nur verſtohlen, damit es die andern nicht merkten, und ſuchten voll Unruhe aus dieſen Hunden diejenigen herauszufinden, die ſich als Rivalen ihrer eigenen Hunde entpuppen würden.

Roſtow war beſonders von der Schönheit einer kleinen rotgeſcheckten Hündin in Ilagins Koppel überraſcht. Es war dies ein Tier von reiner Raſſe, ſchmal gebaut, aber mit ſtählernen Muskeln, mit feiner Schnauze und vorſtehenden, ſchwarzen Augen. Er hatte von dem feurigen Temperament der Ilaginſchen Hunde gehört und ſah in dieſer ſchönen Hündin eine Rivalin ſeiner Milka.

Mitten in einem ſoliden Geſpräche über die diesjährige Ernte, welches Ilagin angeknüpft hatte, zeigte Nikolai auf die rotgeſcheckte Hündin.

„Da haben Sie eine ſchöne Hündin!“ warf er läſſig hin. „Iſt ſie ſchneidig?“

„Die? O ja, das iſt ein braves Tier, fängt gut,“ antwortete Ilagin in gleichgültigem Tone mit Bezug auf ſeine rotgeſcheckte Jorſa, für die er im vorigen Jahre ſeinem Nachbar drei Familien

Leibeigene gegeben hatte. „Also bei Ihnen, Graf, ist der Erdrusch auch nicht zu rühmen?" fuhr er in dem begonnenen Gespräche fort. Da er es aber für ein Gebot der Höflichkeit hielt, dem jungen Grafen mit gleicher Münze zu zahlen, so musterte Ilagin dessen Hunde und wählte Milka aus, die ihm durch ihren breiten Körperbau in die Augen fiel.

„Eine schöne schwarzgescheckte haben Sie da; vortrefflich gebaut!" sagte er.

„O ja, es geht, sie jagt ganz gut," antwortete Nikolai. Und im stillen dachte er: „Es sollte nur hier auf dem Felde ein tüchtiger Hase laufen, dann würde ich dir schon zeigen, was das für ein Hund ist!" Und sich zu dem Leibjäger umwendend, sagte er, er werde demjenigen einen Rubel geben, der einen liegenden Hasen auffinde.

„Es ist mir unbegreiflich," fuhr Ilagin fort, „wie manche Jäger einander um das Wild oder um ihre Hunde beneiden können. Ich will Ihnen sagen, Graf, wie es in dieser Hinsicht mit mir selbst steht. Sehen Sie, mir macht es schon Vergnügen, nur so einen Ritt zu machen; da trifft man dann solche angenehme Gesellschaft ... was kann man sich Schöneres denken?" (Er nahm wieder vor Natascha seine Bibermütze ab.) „Aber daß ich die Felle zählen sollte, die ich nach Hause bringe, nein, das ist mir völlig gleichgültig!"

„Ja, gewiß."

„Oder daß ich mich gekränkt fühlen sollte, wenn ein fremder Hund das Wild greift, und nicht meiner ... Ich will mich ja doch nur an dem Anblick der Hetze erfreuen; nicht wahr, Graf? Darum bin ich der Ansicht ..."

„Faß ihn!" erscholl in diesem Augenblicke der langgezogene Ruf eines Hundeaufsehers, der stehen geblieben war. Er stand auf dem halben Abhange eines Stoppelfeldes, hielt die Hetzpeitsche

in die Höhe und wiederholte noch einmal gedehnt: „Fa-aß ih-ihn!" Dieser Ruf und die aufgehobene Hetzpeitsche bedeuteten, daß er einen liegenden Hasen vor sich sah.

„Ah, es scheint, er hat einen Hasen aufgefunden," sagte Ilagin lässig. „Nun schön, dann lassen Sie uns hetzen, Graf!"

„Ja, wir wollen hinreiten ... Was meinen Sie, wollen wir zusammen hetzen?" antwortete Nikolai und warf einen Blick auf Jorsa und auf des Onkels roten Rugai, zwei Rivalen, mit denen er noch nie Gelegenheit gehabt hatte seine Hunde konkurrieren zu lassen. „Aber wenn sie nun meiner Milka eine böse Niederlage bereiten?" dachte er, als er jetzt neben dem Onkel und Ilagin nach der Stelle hinritt, wo der Hase lag.

„Ob es auch wohl ein tüchtiger Hase ist?" fragte Ilagin, während sie auf den Jäger zuritten, der den Hasen aufgefunden hatte, blickte sich unruhig nach seiner Jorsa um und pfiff ihr.

„Nun, und Sie, Michail Nikanorowitsch?" wandte er sich an den Onkel.

Der Onkel ritt mit mürrischem Gesichte neben den beiden andern.

„Wozu soll ich mich da hineinmischen! Eure Hunde haben ja, klar und selbstverständlich, jeder ein ganzes Dorf gekostet; das sind Tausendrubel-Hunde. Laßt eure miteinander wettkämpfen; ich werde zusehen!"

„Rugai! Hierher, hierher!" schrie er. „Rugajuschka!" fügte er hinzu und brachte unwillkürlich durch dieses Diminutivum seine Zärtlichkeit und die Hoffnung, die er auf diesen roten Hund setzte, zum Ausdruck. Natascha sah und spürte die Aufregung, welche diese beiden alten Männer und ihr Bruder zu verbergen suchten, und wurde selbst ganz aufgeregt.

Der Jäger auf der halben Höhe des Berges stand immer noch mit erhobener Hetzpeitsche da; die Herrschaften ritten im Schritt

zu ihm heran; die Hetzhunde, die man fern am oberen Rande des Berges gegen den Himmel sah, zogen in einer von dem Hasen abgewandten Richtung; auch die Jäger, mit Ausnahme der Herrschaften, entfernten sich von ihm. Alles bewegte sich ruhig und langsam.

„Wohin liegt er mit dem Kopfe?" fragte Nikolai, als sie sich dem Jäger, der den Hasen entdeckt hatte, auf etwa hundert Schritte genähert hatten.

Aber der Jäger hatte noch nicht Zeit gefunden zu antworten, als der Hase, dem die Sache unheimlich wurde, das Stilliegen aufgab und aufsprang. Die Meute der Hetzhunde, noch an den Koppelriemen, stürmte mit Gebell bergab auf den Hasen los; von allen Seiten eilten die Windhunde, die nicht angekoppelt waren, zu den Hetzhunden und zu dem Hasen hin. Alle diese Jäger, die sich noch soeben nur langsam bewegt hatten, jagten nun über das Feld: die einen suchten mit dem Rufe: „Halt!" ihre Hunde von einer falschen Richtung abzubringen, die andern mit dem Rufe: „Faß ihn!" den ihrigen die Richtung zu geben und sie anzufeuern. Der ruhige Ilagin, Nikolai, Natascha und der Onkel flogen dahin, ohne selbst zu wissen, wohin und wie; sie sahen nur die Hunde und den Hasen und fürchteten weiter nichts, als auch nur einen Augenblick lang den Gang der Hetzjagd aus den Augen zu verlieren. Der Hase erwies sich als ein großes, kräftiges Tier. Nachdem er aufgesprungen war, lief er nicht sogleich los, sondern bewegte die Ohren und horchte auf das Geschrei und Pferdegetrappel, das auf einmal von allen Seiten ertönte. Dann machte er nicht besonders schnell etwa zehn Sprünge, während deren die Hunde ihm näherkamen, und nun endlich, nachdem er die Gefahr begriffen und eine Richtung gewählt hatte, legte er die Ohren an und lief aus Leibeskräften. Er hatte auf dem Stoppelfelde gelegen; aber vor ihm befand sich ein Wintersaatfeld, dessen

Boden aufgeweicht war. Die beiden Hunde des Jägers, der den Haſen entdeckt hatte, waren, da ſie ihm von allen am nächſten geweſen waren, auch die erſten, die ihn erblickten und ſich an die Verfolgung machten; aber ſie waren noch weit davon entfernt, ihn einzuholen, als von hintenher an ihnen vorbei Jlagins rotgeſcheckte Jorſa hervorſchoß, ſich dem Haſen auf eine Hundelänge näherte, nun ihre Geſchwindigkeit ganz gewaltig ſteigerte, nach dem Schwanze des Haſen ſchnappte und, in der irrigen Meinung, ihn gefaßt zu haben, Hals über Kopf herumrollte. Der Haſe bog den Rücken krumm und lief mit noch größerer Schnelligkeit weiter. An Jorſa vorbei ſtürmte nun die ſchwarzgeſcheckte Milka mit dem breiten Hinterteil vorwärts und begann ſchnell gegen den Haſen aufzurücken.

„Milka, mein braves Tier!“ hörte man Nikolai triumphierend ſchreien. Es ſchien, daß Milka im nächſten Augenblick zupacken und den Haſen greifen werde; aber als ſie ihn eingeholt hatte, ſchoß ſie an ihm vorbei: der Haſe hatte ſich ſeitwärts geduckt. Nun ſetzte ihm wieder die ſchöne Jorſa zu und hing dicht über dem Schwanze des Haſen; um ſich nicht wieder zu irren, beabſichtigte ſie, wie es ſchien, nach dem einen Hinterlauf zu faſſen.

„Liebſte Jorſa! Mein Schätzchen!“ rief Jlagin mit weinerlicher, fremdartig klingender Stimme. Jorſa hatte keine Zeit, auf ſein Flehen zu achten. Aber gerade in dem Augenblicke, wo man erwarten mußte, daß ſie den Haſen packen werde, machte er einen Seitenſprung auf den Grenzrain zwiſchen dem Winterſaatfelde und dem Stoppelfelde. Wieder liefen Jorſa und Milka Kopf an Kopf wie ein Zweigeſpann nebeneinander hinter dem Haſen her; aber auf dem Grenzrain wurde dem Haſen das Laufen leichter, und die Hunde kamen ihm nur ganz allmählich näher.

„Rugai, lieber Rugai! Klar und ſelbſtverſtändlich!“ ſchrie in dieſem Augenblicke eine neue Stimme, und Rugai, der rote,

bucklige Hund des Onkels, holte, sich abwechselnd streckend und den Rücken krümmend, die beiden ersten Hunde ein, überholte sie, steigerte mit furchtbarer Selbstaufopferung schon dicht bei dem Hasen sein Tempo noch weiter, drängte ihn von dem Grenzrain auf die Wintersaat, unternahm auf dem schmutzigen Wintersaatfelde, wo er bis an die Knie einsank, einen zweiten, noch grimmigeren Ansturm, und nun war nur zu sehen, daß er, den Rücken mit Schmutz besudelt, sich mit dem Hasen zusammen herumkugelte. Ein Stern von Hunden umringte ihn. Eine Minute darauf hielten alle Jäger um die dichtgedrängten Hunde. Nur der glückselige Onkel stieg vom Pferde und schnitt dem Hasen den einen Hinterlauf ab. Er schüttelte den Hasen, damit das Blut abliefe, blickte dann erregt mit umherirrenden Augen um sich, ohne zu wissen, wo er mit seinen Händen und Füßen bleiben sollte, und redete, er wußte selbst nicht mit wem und was. „Das war ein schönes Stückchen ... das ist mal ein Hund ... alle hat er sie geschlagen, die, welche tausend Rubel, und die, welche einen Rubel gekostet haben. Klar und selbstverständlich," sagte er ganz außer Atem und blickte grimmig um sich, als ob er jemanden ausschölte, und als ob die Umstehenden sämtlich seine Feinde wären und ihn sämtlich beleidigt hätten und es ihm erst jetzt endlich gelungen wäre, sich zu rechtfertigen. „Da seht ihr, was eure Tausendrubel-Hunde leisten! Klar und selbstverständlich! ..."

„Rugai, da hast du einen Lauf!" sagte er und warf dem Hunde den abgeschnittenen Hinterlauf des Hasen mit der daranklebenden Erde hin. „Hast es redlich verdient! Klar und selbstverständlich!"

„Sie war übermüdet; dreimal hatte sie ihn allein eingeholt," sagte Nikolai, ebenfalls ohne zu hören, was ein anderer sagte, und ohne sich darum zu kümmern, ob man ihm zuhörte oder nicht.

„Was ist das für ein Ruhm, von der Seite!“ bemerkte Ilagins Leibjäger.

„Ja, wenn einem guten Hunde ein Mißgeschick widerfahren ist, dann kann den müde gehetzten Hasen jeder Hofhund greifen,“ sagte gleichzeitig Ilagin, der von dem schnellen Ritte und der Erregung ganz rot aussah und fast keine Luft hatte. Und in demselben Augenblicke kreischte Natascha vor Freude und Entzücken, ohne dazwischen Atem zu holen, so durchdringend auf, daß den Hörern die Ohren gellten. Sie drückte mit diesem Kreischen dasselbe aus, was die andern Jäger gleichzeitig durch ihr Gespräch zum Ausdruck brachten. Und dieses Kreischen war so sonderbar, daß sie selbst sich dieser wilden Gefühlsäußerung hätte schämen müssen und alle sich darüber höchlichst gewundert haben würden, wenn dies sich zu anderer Zeit zugetragen hätte. Der Onkel band selbst den Hasen an den Sattelriemen, warf ihn mit einer geschickten, energischen Bewegung über das Hinterteil des Pferdes, als ob er durch diesen Schwung beim Hinüberwerfen allen einen Vorwurf machen wollte, setzte sich mit einer Miene, wie wenn er mit niemand weiter reden möge, auf seinen Hellbraunen und ritt für sich allein. Die übrigen, sämtlich verdrossen und sich gekränkt fühlend, brachen gleichfalls auf und waren erst lange nachher imstande, sich wieder zu dem früheren gleichmütigen Wesen zu zwingen. Lange noch blickten sie von Zeit zu Zeit nach dem roten Rugai, der, den buckligen Rücken mit Schmutz bedeckt und mit dem Koppeleisen klirrend, mit der ruhigen Miene des Siegers hinter dem Pferde des Onkels herging.

Nikolai hatte die Empfindung, als besagte die Miene dieses Hundes: „Freilich, ich sehe aus wie jeder andere Hund, solange keine Hetzjagd in Frage steht; aber wenn das der Fall ist, dann nehmt euch zusammen!“

Als eine ziemliche Weile nachher der Onkel zu Nikolai heranritt

und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, da fühlte sich Nikolai dadurch geschmeichelt, daß der Onkel nach allem Vorgefallenen sich herbeiließ mit ihm zu reden.

VII

Als sich am Abend Ilagin von Rostow verabschiedet hatte, befand sich Nikolai so weit von Hause entfernt, daß er den Vorschlag des Onkels annahm, die Hunde und Jäger bei ihm auf seinem kleinen Gute Michailowka übernachten zu lassen.

„Und das beste wäre schon, wenn auch ihr auf eine Weile zu mir herankämt, klar und selbstverständlich," sagte der Onkel. „Seht mal, es ist feuchtes Wetter; da könntet ihr euch ein bißchen erholen, und die Komtesse könnte dann in einem Wagen nach Hause fahren."

Auch dieser Vorschlag des Onkels wurde angenommen; es wurde ein Jäger nach Otradnoje geschickt, um einen Wagen zu holen, und Nikolai, Natascha und Peter ritten zum Onkel.

Etwa fünf Leibeigene, Männer und Knaben, kamen auf die vordere Freitreppe herausgelaufen, um ihren Herrn zu empfangen. Dutzende von weiblichen Wesen, alten und jungen, drängten sich von dem hinteren Ausgange her hinzu, um die heranreitenden Jäger zu sehen. Der Anblick Natascha, einer Dame, eines Fräuleins zu Pferde, steigerte die Neugierde der Gutsleute des Onkels dermaßen, daß viele, ohne sich vor ihr zu scheuen, zu ihr herantraten, ihr in die Augen sahen und laut vor ihren Ohren ihre Bemerkungen über sie machten, als ob sie ein zur Schau gestelltes Wundertier wäre, das kein Mensch ist und nicht hören und verstehen kann, was man von ihm sagt.

„Arinka, sieh nur, sie sitzt auf der Seite! Ganz von allein sitzt sie, und das Kleid baumelt herunter ... Sieh nur, auch ein kleines Jagdhorn hat sie!"

„All ihr lieben Heiligen, auch ein kleines Jagdmeſſer ...“

„Die reine Tatarin!“

„Wie machſt du das bloß, daß du nicht herunterpurzelſt?“ ſagte die dreiſteſte, ſich geradezu an Nataſcha wendend.

Der Onkel ſtieg an der Freitreppe ſeines hölzernen, von einem Garten umgebenen Häuschens vom Pferde, und als er ſeine Hausleute ſah, rief er ihnen gebieteriſch zu, wer hier nichts zu tun habe, ſolle machen, daß er davonkäme, und es ſolle alles, was zur Aufnahme der Gäſte und des Jagdgefolges nötig ſei, getan werden.

Alle liefen auseinander. Der Onkel hob Nataſcha vom Pferde und führte ſie an ſeinem Arme die wackeligen Bretterſtufen der Freitreppe hinauf. Im Hauſe zeigten die Balkenwände keinen Kalkbewurf; auch war es nicht ſonderlich ſauber: man ſah, daß den Bewohnern nicht daran lag, jeden Fleck zu verhüten; aber es war keine gröbere Vernachläſſigung wahrnehmbar. Im Flur roch es nach friſchen Äpfeln, und es hingen dort Wolfs- und Fuchsfelle.

Durch ein Vorzimmer führte der Onkel ſeine Gäſte in einen kleinen Saal mit einem Klapptiſch und roten Stühlen, dann in einen Salon mit einem runden Tiſch von Birkenholz und einem Sofa, dann in ſein eigenes Zimmer mit einem zerriſſenen Sofa, einem abgenutzten Teppich und mit Porträts, welche den Feldmarſchall Suworow, den Vater und die Mutter des Hausherrn und ihn ſelbſt in Militäruniform darſtellten. In dieſem Zimmer machte ſich ein ſtarker Geruch nach Tabak und Hunden ſpürbar. Hier bat der Onkel ſeine Gäſte, Platz zu nehmen und zu tun, als ob ſie zu Hauſe wären; er ſelbſt ging hinaus. Rugai mit ſeinem unſauberen Rücken kam ins Zimmer, legte ſich auf das Sofa und begann ſich mit Zunge und Zähnen zu reinigen. Aus dieſem Zimmer führte ein Korridor weiter, in dem ein Wandſchirm mit

zerriſſenem Bezuge ſichtbar war. Hinter dem Wandſchirm hervor ließ ſich Lachen und Flüſtern weiblicher Perſonen vernehmen. Natascha, Nikolai und Peter nahmen, ſich in den vorhandenen Raum teilend, auf dem Sofa Platz. Peter ſtützte ſich mit dem Ellbogen auf und war ſofort eingeſchlafen; Natascha und Nikolai ſaßen ſchweigend da. Ihre Geſichter brannten; ſie waren ſehr hungrig und ſehr luſtig. Sie ſahen einander an (nach der Jagd, hier im Zimmer, hielt Nikolai es nicht mehr für nötig, ſeiner Schweſter gegenüber ſeine männliche Überlegenheit zu betonen); Natascha blinzelte dem Bruder zu, und nun konnten ſich beide nicht mehr lange beherrſchen, ſondern lachten laut los, ohne daß ſie ſich noch über einen Grund für dieſes Lachen klar geworden wären.

Nach einer kleinen Weile kam der Onkel wieder zurück, jetzt in einem kurzen Rocke, blauen Hoſen und niedrigen Stiefeln. Und Natascha hatte die Empfindung, daß dieſes ſelbe Koſtüm, das ihr wunderlich und komiſch erſchienen war, wenn der Onkel es in Otradnoje trug, eine ganz vernünftige Tracht ſei und in keiner Hinſicht ſchlechter als ein Oberrock oder ein Frack. Der Onkel war ebenfalls vergnügt; er fühlte ſich, als Bruder und Schweſter wieder lachten, nicht im geringſten beleidigt (es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ſie über ſeine Lebensweiſe lachen könnten), ſondern ſtimmte ſelbſt in ihr grundloſes Gelächter ein.

„Ja, das iſt einmal eine junge Komteſſe!“ ſagte er. „Klar und ſelbſtverſtändlich, ſo eine habe ich noch nie geſehen.“ Dabei reichte er Nikolai eine lange Pfeife; er ſelbſt nahm mit geübtem Griff eine kurze zwiſchen drei Finger. „Den ganzen Tag hat ſie im Sattel geſeſſen; einem Manne würde es Ehre machen; und dabei iſt ſie ſo munter, als wäre gar nichts geweſen!“

Der Onkel war noch nicht lange wieder da, als die Tür von neuem geöffnet wurde, und zwar, wie ſich aus dem Geräuſch der

Schritte erkennen ließ, offenbar von einer barfuß gehenden Frauensperson. Ein großes, reichbesetztes Präsentierbrett in den Händen haltend, trat ein korpulentes, rotwangiges, hübsches Weib von etwa vierzig Jahren, mit einem Doppelkinn und vollen, roten Lippen, ins Zimmer. Aus den Blicken, mit denen sie die Gäste ansah, und aus jeder Bewegung ihrer stattlichen Gestalt sprach liebenswürdige Gastfreundschaft, und mit freundlichem Lächeln verbeugte sie sich respektvoll vor ihnen. Trotz ihrer beträchtlichen Körperfülle, die sie zwang, Brust und Leib nach vorn zu stellen und den Kopf nach hinten zu halten, hatte diese Frau, die Wirtschafterin des Onkels, doch einen sehr leichten Gang. Sie trat an den Tisch, stellte das Präsentierbrett darauf, nahm mit ihren weißen, fleischigen Händen geschickt Flaschen, Speisen und sonstiges Zubehör herunter und ordnete alles auf dem Tische. Als sie damit fertig war, trat sie zurück und stellte sich lächelnd an die Tür. Ihre ganze Erscheinung sagte gleichsam zu Nikolai: „Siehst du wohl, da bin auch ich! Verstehst du jetzt deinen Onkel?" Und wie hätte er ihn nicht verstehen sollen? Ja, nicht nur Nikolai, sondern auch Natascha verstand den Onkel und die Bedeutung seiner zusammengezogenen Brauen und des glücklichen, zufriedenen Lächelns, das in dem Augenblicke, als Anissja Fedorowna eintrat, ganz leise um seine Lippen spielte.

Auf dem Präsentierbrett standen: Kräuterbranntwein, Fruchtliköre, eingemachte Pilze, Pfannkuchen aus Roggenmehl mit Buttermilch, Scheibenhonig, mousſierender Met, Äpfel, frische und geröstete Nüsse und Nüsse in Honig. Dann brachte Anissja Fedorowna noch Eingemachtes in Honig und in Zucker, sowie Schinken und ein frischgebratenes Huhn.

Alles dies stammte aus Anissja Fedorownas Wirtschaft und war von ihren kunstfertigen Händen hergestellt. Alles roch und schmeckte sozusagen nach Anissja Fedorowna und erinnerte an sie

durch ſein Ausſehen. In allem glaubte man eine Widerſpiegelung ihrer Fülle, ihrer Sauberkeit, ihrer weißen Haut und ihres angenehmen Lächelns zu ſehen.

„Eſſen Sie doch, gnädiges Fräulein," ſagte ſie immer wieder und reichte Natascha bald dieſes, bald jenes.

Natascha aß von allem, und es ſchien ihr, ſolche Pfannkuchen mit Buttermilch und ſo aromatiſches Eingemachtes und ſolche Nüſſe in Honig und ein ſolches Huhn habe ſie noch nie und nirgends geſehen und gegeſſen. Aniſja Fedorowna ging wieder hinaus.

Roſtow und der Onkel tranken nach dem Abendeſſen ein Gläschen Kirſchlikör und unterhielten ſich über die heute abgehaltene und über die nächſte Jagd, über Rugai und über Ilagins Hunde. Natascha ſaß mit glänzenden Augen aufrecht auf dem Sofa und hörte ihnen zu. Einige Male machte ſie den Verſuch, Peter zu wecken, damit er etwas äße; aber er redete nur ein paar unverſtändliche Worte, offenbar ohne wach zu werden. Natascha fühlte ſich ſo vergnügt und wohl in dieſer ihr neuen Umgebung, daß ihre einzige Beſorgnis war, der Wagen könne gar zu früh kommen, um ſie abzuholen. Nach einem zufällig eingetretenen Stillſchweigen, wie das faſt immer vorkommt, wenn man Bekannte zum erſtenmal als Gäſte in ſeinem Hauſe hat, ſagte der Onkel, wie wenn er damit auf einen Gedanken ſeiner Gäſte antwortete:

„Ja, ja, ſo verbringe ich hier meinen Lebensreſt. Wenn man ſtirbt, klar und ſelbſtverſtändlich, kann man doch nichts mitnehmen. Wozu alſo um des Erwerbs willen ſündigen!"

Das Geſicht des Onkels war ſehr ernſt und ſogar ſchön, während er das ſagte. Unwillkürlich erinnerte ſich Nikolai dabei an all das, was er von ſeinem Vater und den Nachbarn Gutes über den Onkel gehört hatte. Der Onkel ſtand im Gouvernement rings-

umher in dem Rufe eines ehrenhaften, uneigennützigen Sonderlings. Man zog ihn hinzu, wo Familienstreitigkeiten zu erledigen waren, machte ihn zum Testamentsvollstrecker, vertraute ihm Geheimnisse an und wählte ihn zum Friedensrichter und zu anderen Vertrauensposten; aber ein wirkliches Amt anzunehmen weigerte er sich hartnäckig; im Herbst und im Frühling ritt er auf seinem hellbraunen Wallach auf den Feldern umher, im Winter saß er zu Hause, im Sommer lag er in seinem schattigen Garten.

„Warum mögen Sie denn nicht ein Amt bekleiden oder beim Militär dienen, lieber Onkel?"

„Das habe ich früher getan; aber ich habe es aufgegeben. Ich tauge nicht dazu, klar und selbstverständlich; ich finde mich dabei nicht zurecht. Das ist euer Geschäft; mein Verstand reicht dazu nicht aus. Ja, mit der Jagd ist das eine andre Sache, klar und selbstverständlich. Macht doch die Tür auf!" rief er. „Warum habt ihr die Tür zugemacht?"

Am Ende des Korridors (den der Onkel „Kolidor" nannte) führte eine Tür in das „leere Jägerzimmer"; so hieß die Stube für die zu den Dienstleuten gehörigen Jäger.

Nackte Füße gingen klatschend schnell über die Dielen, und eine unsichtbare Hand öffnete die Tür zum Jägerzimmer. Nun wurden aus dem Korridor die Töne einer Balalaika deutlich hörbar, die offenbar von einem Meister in dieser Kunst gespielt wurde. Natascha, die schon lange nach diesen Klängen hingehorcht hatte, ging jetzt auf den Korridor hinaus, um sie deutlicher zu hören.

„Das ist mein Kutscher Mitka. Ich habe ihm eine gute Balalaika gekauft; es macht mir Vergnügen," sagte der Onkel.

Der Onkel hatte ein für allemal die Anordnung getroffen, daß, wenn er von der Jagd zurückkehrte, Mitka in der Jägerstube auf der Balalaika spielte. Der Onkel hörte diese Musik sehr gern.

„Schön, wirklich sehr gut," bemerkte Nikolai, unwillkürlich in einem etwas lässigen Tone, wie wenn er sich schämte einzugestehen, daß ihm diese Klänge sehr gefielen.

„‚Sehr gut' sagst du?" entgegnete vorwurfsvoll Natascha, der der Ton, dessen ihr Bruder sich bedient hatte, nicht entgangen war. „Das ist nicht sehr gut, sondern geradezu entzückend!"

Wie ihr die Pilze, der Honig und die Fruchtliköre des Onkels als die besten in der Welt erschienen waren, so erschien es ihr jetzt auch als der höchste Gipfel musikalischen Genusses, dieses Balalaikaspiel anzuhören.

„Noch mehr, bitte, noch mehr!" rief sie durch die Tür, als die Balalaika schwieg. Mitka stimmte das Instrument und ließ dann von neuem flott die Saiten klirrend ertönen: er spielte „Die Herrin"[1] mit kunstvollen Läufen und Akkorden. Der Onkel saß da, den Kopf auf die Seite geneigt, und hörte mit leisem Lächeln zu. Die Melodie der „Herrin" wiederholte sich unzählige Male. Ab und zu wurde dazwischen die Balalaika gestimmt, und dann klirrten von neuem dieselben Töne, und die Zuhörer wurden dessen nicht überdrüssig, sondern hatten nur den einen Wunsch, dem Spiele immer noch länger zuzuhören. Anisja Fedorowna trat herein und lehnte sich mit ihrem behäbigen Körper an den Türpfosten.

„Sie haben die Güte zuzuhören?" sagte sie zu Natascha mit einem Lächeln, das mit dem Lächeln des Onkels eine außerordentliche Ähnlichkeit hatte. „Ja, wir haben da einen wahren Virtuosen im Hause," fügte sie hinzu.

„Da! An dieser Stelle macht er es nicht richtig," bemerkte auf einmal der Onkel mit einer energischen Handbewegung. „Hier

[1] Ein bei dem einfachen russischen Volke beliebtes Tanzlied. Anmerkung des Übersetzers.

dürfen keine Verſchleifungen ſein, klar und ſelbſtverſtändlich; keine Verſchleifungen ..."

„Verſtehen Sie ſich auch darauf?" fragte Natascha.

Der Onkel antwortete nicht, ſondern lächelte nur.

„Sieh doch mal nach, liebe Aniſja, ob die Saiten an der Gitarre ganz ſind. Ich habe ſie lange nicht in der Hand gehabt, klar und ſelbſtverſtändlich; ich habe es ſo gut wie ganz aufgegeben."

Aniſja Fedorowna ging willig mit ihrem leichten Gange hinaus, um den Auftrag ihres Herrn zu erfüllen, und brachte die Gitarre.

Der Onkel blies, ohne jemand anzuſehen, den Staub davon ab, klopfte mit ſeinen knochigen Fingern auf den Boden der Gitarre, ſtimmte ſie und ſetzte ſich auf ſeinem Stuhle zurecht. Er ergriff mit einer etwas theatraliſchen Gebärde, indem er den linken Ellbogen vom Körper abſpreizte, die Gitarre oben am Halſe und zwinkerte der Wirtſchafterin mit den Augen zu. Aber er ſpielte nicht die „Herrin", ſondern griff einen volltönenden, reinen Akkord und begann dann in ſehr ruhigem, gemeſſenem Tempo, aber feſt und ſicher das bekannte Lied: „Auf der Straße abends ſpät eine Maid nach Waſſer geht." Und gleichzeitig hallte in demſelben Takte, mit derſelben maßvollen Heiterkeit (eben jener Heiterkeit, welche Aniſja Fedorownas ganzes Weſen atmete) die Melodie des Liedes in Nikolais und Nataſchas Herzen wider. Aniſja Fedorowna errötete, lachte, hielt ſich ihr Kopftuch vor das Geſicht und verließ das Zimmer. Der Onkel ſpielte die Melodie mit reinem, akkuratem, kräftigem Vortrage weiter und blickte dabei mit ganz veränderter, entzückter Miene nach der Stelle, von der Aniſja Fedorowna ſoeben weggegangen war. Ein ganz, ganz leiſes Lachen war auf der einen Seite ſeines Geſichtes unter dem grauen Schnurrbart wahrzunehmen, namentlich dann, wenn die Melodie einen beſonderen Schwung annahm, das

Tempo ſchneller wurde und auf einen kunſtvollen Lauf der Schlußakkord folgte.

„Prachtvoll, prachtvoll, Onkelchen; nochmal, nochmal!“ rief Natascha, ſobald er geendet hatte. Sie ſprang von ihrem Platze auf, umarmte den Onkel und küßte ihn. „Nikolai, Nikolai!“ rief ſie, indem ſie ſich nach ihrem Bruder umblickte und dieſen gleichſam fragte, ob das nicht etwas ganz Wunderbares ſei.

Auch dieſem gefiel das Spiel des Onkels außerordentlich gut. Der Onkel ſpielte das Lied zum zweitenmal. Aniſja Fedorownas lächelndes Geſicht erſchien wieder in der Tür, und hinter ihr wurden noch andere Köpfe ſichtbar. „Und der Burſch am Brunnen ſpricht: ‚Schönes Mädchen, eile nicht!‘“ ſpielte der Onkel, vollführte wieder einen geſchickten Lauf mit Schlußakkord und machte ein paar rhythmiſche Bewegungen mit den Schultern.

„Ach ja, ach ja, liebſtes, beſtes Onkelchen!“ bat Natascha in ſo innig flehendem Tone, als ob ihr Leben davon abhinge.

Der Onkel ſtand auf, und nun war es, als ob zwei verſchiedene Menſchen in ihm ſteckten: der eine von ihnen, der ernſthafte, lächelte leiſe über den andern, den luſtigen, und der luſtige machte in einer naiv gewiſſenhaften Weiſe einige einleitende Tanzbewegungen.

„Nun alſo, liebe Nichte!“ rief der Onkel und ſchwenkte die Hand, mit der er ſoeben den letzten Akkord gegriffen hatte, nach Natascha zu.

Natascha warf das Umſchlagetuch ab, in das ſie ſich eingehüllt hatte, lief zum Onkel, ſtellte ſich vor ihn hin, ſtemmte die Hände in die Seiten, machte Bewegungen mit den Schultern und ſtand dann ſtill.

Wo, wie und wann hatte dieſe von einer franzöſiſchen Emigrantin erzogene kleine Komteſſe aus der ruſſiſchen Luft, die ſie atmete, dieſen Geiſt eingeſogen? Wo nahm ſie dieſe Tanzſchritte

her, von denen zu erwarten gewesen wäre, daß der pas de châle sie längst verdrängt hatte? Aber dieser Geist und diese Tanzschritte waren eben jene nicht nachzuahmende, nicht zu erlernende russische Eigenart, die der Onkel denn auch von ihr erwartete. Sobald sie sich hingestellt hatte und feierlich-stolz und zugleich listig-vergnügt lächelte, war die Besorgnis, die sich Nikolais und aller Anwesenden zuerst hatte bemächtigen wollen, die Besorgnis, daß sie die Sache nicht richtig machen würde, verschwunden, und alle blickten auf sie mit neugieriger Bewunderung.

Sie machte alles, wie es sich gehörte, so richtig, so vollkommen richtig, daß Anissja Fedorowna, die ihr sofort das für diesen Tanz erforderliche Tuch gereicht hatte, zugleich lachen und weinen mußte beim Anblicke dieser schlanken, anmutigen, ihr so fremden, in Samt und Seide aufgewachsenen Komtesse, die doch ganz ebenso zu empfinden verstand wie Anissja und Anissjas Vater und Tante und Mutter und wie jeder Russe.

„Na, meine liebe Komtesse, klar und selbstverständlich," sagte vergnügt lachend der Onkel, sobald der Tanz zu Ende war. „So eine Nichte lob ich mir! Da müßte man dir bald einen netten, jungen Mann aussuchen, klar und selbstverständlich!"

„Ist schon ausgesucht," warf Nikolai lächelnd dazwischen.

„Oh!" machte der Onkel verwundert und sah Natascha fragend an. Natascha nickte bejahend mit einem glückseligen Lächeln.

„Und was für einer!" sagte sie. Aber sowie sie das gesagt hatte, tauchte in ihrer Seele eine andere, neue Reihe von Gedanken und Empfindungen auf: „Was bedeutete Nikolais Lächeln, als er sagte: ‚Ist schon ausgesucht'? Freut er sich darüber oder nicht? Er scheint zu denken, daß mein Bolkonski für dieses Vergnügen, das wir uns hier machen, kein Verständnis haben und es nicht billigen würde. Nicht doch, er würde für alles Verständnis haben.

Wo mag er jetzt sein?" dachte Natascha, und ihr Gesicht wurde auf einmal ernsthaft. Aber das dauerte nur eine Sekunde. „Ich will nicht daran denken, darf nicht daran denken," sagte sie zu sich, setzte sich lächelnd wieder zum Onkel hin und bat ihn, noch etwas zu spielen.

Der Onkel spielte noch ein Lied und einen Walzer; dann machte er eine kleine Pause, räusperte sich und stimmte ein Jagdlied an, das er besonders gern mochte:

„Ein Spurschnee ist gefallen,
Das freut mein Jägerherz . . ."

Der Onkel sang so, wie das Volk singt: mit der naiven, festen Überzeugung, daß der eigentliche Wert eines Liedes in den Worten liegt, daß die Melodie sich ganz von selbst dazufindet, und daß eine Melodie ganz ohne Text überhaupt nicht existiert, sondern die Melodie nur so um des besseren Klanges willen da ist. Ebendeshalb wirkte dieses unbewußte Singen des Onkels überaus angenehm, ähnlich wie das Singen eines Vogels. Natascha war von dem Gesange des Onkels ganz entzückt. Sie nahm sich vor, nicht mehr Harfe zu lernen, sondern nur noch Gitarre zu spielen. Sie bat den Onkel um seine Gitarre und suchte sogleich Begleitakkorde für das Lied.

Gegen zehn Uhr trafen, um Natascha und Peter heimzuholen, ein Jagdwagen, ein Kabriolett und drei Reiter ein. Der als Bote hingeschickte Jäger berichtete, der Graf und die Gräfin hätten gar nicht gewußt, wo sie wohl geblieben sein könnten, und sich sehr beunruhigt.

Peter wurde hinausgetragen und wie ein Toter in das Kabriolett gelegt; Natascha und Nikolai setzten sich in den Jagdwagen. Der Onkel hüllte Natascha sorgsam ein und nahm von ihr mit einer ganz neuen Art von Zärtlichkeit Abschied. Er gab ihnen zu Fuß das Geleit bis zu einer Brücke, neben der man durch eine

Furt fahren mußte, und ordnete an, daß einige Jäger mit Laternen voranritten.

„Lebe wohl, liebe Nichte," rief ihr eine Stimme aus der Dunkelheit nach, nicht die Stimme, welche Natascha früher gekannt hatte, sondern die, welche gesungen hatte: „Ein Spurschnee ist gefallen."

In dem Dorfe, durch das sie hindurchfuhren, schimmerte rötlicher Lichtschein durch die Fenster, und es roch angenehm nach Rauch.

„Was ist doch Onkelchen für ein prächtiger Mensch!" sagte Natascha, als sie auf die große Landstraße hinauskamen.

„Ja," antwortete Nikolai. „Ist dir auch nicht kalt?"

„Nein, ich befinde mich ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet. Mir ist sehr wohl," erwiderte Natascha ganz erstaunt.

Lange Zeit schwiegen sie. Die Nacht war dunkel und feucht. Die Pferde waren nicht zu sehen; man hörte nur, wie sie durch den unsichtbaren Schmutz patschten.

Was mochte in dieser kindlichen, empfänglichen Seele vorgehen, die so begierig nach all den mannigfaltigen Eindrücken des Lebens haschte und sie sich zu eigen machte? Wie mochte sich das alles in ihr zurechtlegen? Aber jedenfalls war sie sehr glücklich. Sie näherten sich schon ihrem Hause, da begann sie auf einmal die Melodie des Liedes: „Ein Spurschnee ist gefallen" zu singen, auf die sie sich während der ganzen Fahrt besonnen hatte, und die wiederzufinden ihr nun endlich geglückt war.

„Hast du es herausbekommen?" sagte Nikolai.

„Aber du, woran hast du jetzt gedacht, Nikolai?" fragte Natascha.

Sie fragten einander gern so nach ihren Gedanken.

„Ich?" antwortete Nikolai, sich besinnend. „Ja, jetzt hab ich's; siehst du, zuerst dachte ich, daß Rugai, der rote Hund, doch eigentlich eine große Ähnlichkeit mit dem Onkel hat, und daß, wenn er

ein Menſch wäre, er den Onkel immer bei ſich behalten würde, und wenn er es nicht wegen ſeines guten Reitens tun würde, ſo doch wegen der ſchönen Einheitlichkeit und Harmonie ſeines ganzen Weſens. Denn das kann man doch von dem Onkel ſagen, nicht wahr? Nun, und du?"

„Ich? Warte mal, warte mal. Ja, ich dachte zuerſt: da fahren wir nun und denken, wir werden nach Hauſe kommen, und dabei fahren wir in Wirklichkeit Gott weiß wohin in dieſer Dunkelheit, und auf einmal kommen wir an und ſehen, daß wir nicht in Otradnoje ſind, ſondern in einem Zauberreiche. Und dann dachte ich noch ... Nein, weiter nichts."

„Ich weiß ſchon; gewiß haſt du noch an ihn gedacht," ſagte Nikolai lächelnd, was Nataſcha an dem Tone ſeiner Stimme erkannte.

„Nein," antwortete Nataſcha, wiewohl ſie tatſächlich zugleich auch an den Fürſten Andrei gedacht hatte und daran, wie ihm wohl der Onkel gefallen würde. „Aber dann ſtellte ich mir noch vor, während der ganzen Fahrt ſtellte ich mir vor, wie hübſch das ausſah, als Aniſſja ins Zimmer trat, wie hübſch ..." Nikolai hörte, wie ſie ohne eigentlichen Grund hell und glückſelig lachte. „Aber weißt du," ſetzte ſie plötzlich hinzu, „ich weiß, daß ich nie wieder ſo glücklich und ruhig ſein werde wie jetzt."

„Unſinn, Torheit, dummes Zeug!" erwiderte Nikolai; aber er dachte dabei: „Was für ein prächtiges Mädchen iſt doch meine Nataſcha! Eine zweite ſolche Freundin habe ich nicht und werde ich nie haben. Wozu braucht ſie ſich zu verheiraten? Wir beide ſollten immerzu ſo miteinander fahren!"

„Ein prächtiger Menſch iſt doch dieſer Nikolai," dachte Nataſcha.

„Ach, ſieh nur! Es iſt noch Licht im Salon," ſagte ſie und zeigte auf die Fenſter des Hauſes, die freundlich durch das feuchte, ſamtige Dunkel der Nacht glänzten.

VIII

Graf Ilja Andrejewitſch hatte ſein Amt als Adelsmarſchall niedergelegt, weil es mit allzu großen Ausgaben verknüpft war. Aber ſeine pekuniäre Lage war darum doch nicht beſſer geworden. Häufig ſahen Natascha und Nikolai, daß die Eltern geheime, aufgeregte Unterredungen miteinander hatten, und hörten Äußerungen über einen Verkauf des großen Roſtowſchen Familienhauſes und des bei Moskau gelegenen Landhauſes. Der Graf brauchte jetzt, wo er nicht mehr Adelsmarſchall war, keinen ſo großen Verkehr mehr zu unterhalten wie vorher, und das Leben in Otradnoje verlief ſtiller als in früheren Jahren; aber doch waren das gewaltige Haus und die Nebengebäude noch immer ebenſo voll von allerlei Leuten, und am Tiſche ſaßen auch jetzt noch mehr als zwanzig Perſonen. Es waren dies ſämtlich teils Leute, die zum Hauſe gehörten und ſchon lange im Hauſe lebten und beinah als Familienmitglieder betrachtet wurden, teils ſolche, bei denen es wenigſtens dem Grafen und der Gräfin abſolut notwendig ſchien, ſie im Hauſe wohnen zu laſſen. Dazu gehörten der Muſiker Dömmler mit ſeiner Frau, der Tanzlehrer Vogel mit ſeiner Familie, ein altes Fräulein Bjelowa, und noch viele andere: die Lehrer Peters, zwei ehemalige Gouvernanten der Töchter, und manche Leute, die es einfach für angenehmer oder für vorteilhafter hielten, bei dem Grafen zu leben als in einer eigenen Wohnung. Es kam nicht mehr ganz ſoviel Beſuch von auswärts wie früher; aber der ganze Zuſchnitt der Lebensführung war unverändert geblieben, — in andrer Weiſe konnten ſich der Graf und die Gräfin ihr Leben eben gar nicht vorſtellen. Es beſtand noch derſelbe, von Nikolai ſogar noch vergrößerte Jagdapparat an Hunden und Jägern; es ſtanden immer noch in den Ställen fünfzig Pferde, zu denen fünfzehn Kutſcher ge-

hörten; zu den Namenstagen wurden wie früher teure Geschenke gemacht und großartige Diners gegeben, zu denen die Adligen des ganzen Kreises eingeladen wurden; unverändert geblieben waren auch des Grafen Whist- und Bostonpartien, bei denen er es den Mitspielern, meist Gutsnachbarn, sehr bequem machte, ihm in die Karten zu sehen, und an jedem Spielabende Hunderte von Rubeln verlor, so daß das Recht, mit dem Grafen Ilja Andrejewitsch Karten zu spielen, allgemein als eine sehr vorteilhafte Leibrente angesehen wurde.

Der Graf steckte in seinen Geldnöten wie in einem großen Jägergarn; er wollte nicht glauben, daß er sich darin verstrickt habe, und verstrickte sich doch mit jedem Schritte mehr und mehr, und fühlte sich weder imstande, das Netz, das ihn umschloß, zu zerreißen, noch es vorsichtig und geduldig zu lösen. Der Gräfin mit ihrem liebenden Herzen entging es nicht, daß das Vermögen ihrer Kinder dahinschwand; sie sagte sich jedoch, der Graf trage keine Schuld; er könne nicht anders sein, als wie ihn die Natur gemacht habe, und leide selbst, obwohl er es verberge, unter dem Bewußtsein, daß ihm und seinen Kindern der Ruin drohe. So suchte sie denn Mittel, dem Notstande abzuhelfen. Von ihrem Frauenstandpunkte aus bot sich ihr nur ein einziges Mittel dar: eine Heirat Nikolais mit einem reichen Mädchen. Sie fühlte, daß dies die letzte Möglichkeit war, und daß, wenn Nikolai die Partie ausschlage, die sie für ihn gefunden hatte, sie von der Hoffnung, ihre Lage zu verbessern, auf immer Abschied nehmen müßten. Diese Partie war Julja Karagina, die Tochter trefflicher hochachtbarer Eltern, die seit ihrer Kindheit in der Familie Rostow verkehrte und jetzt durch den Tod ihres letzten Bruders sehr reich geworden war.

Die Gräfin schrieb direkt an Frau Karagina nach Moskau, brachte eine Heirat der beiden Kinder in Anregung und erhielt

von ihr eine freundliche Antwort. Frau Karagina erwiderte, ſie ihrerſeits ſei einverſtanden; es werde davon abhängen, ob ihre Tochter dazu geneigt ſei. Frau Karagina ſprach den Wunſch aus, Nikolai möchte doch nach Moskau kommen.

Nunmehr äußerte ſich die Gräfin ihrem Sohne gegenüber mehrmals mit Tränen in den Augen dahin, jetzt, wo ihre beiden Töchter verſorgt ſeien, habe ſie nur noch den einen Wunſch, ihn verheiratet zu ſehen. Sie ſagte, wenn das geſchehen wäre, würde ſie ſich beruhigt ins Grab legen. Und im Anſchluß daran teilte ſie ihm mit, daß ſie ein vortreffliches Mädchen für ihn ins Auge gefaßt habe, und ſuchte herauszubekommen, wie er über eine Verheiratung denke.

Bei anderen Gelegenheiten lobte ſie Julja und redete ihrem Sohne zu, für die Feiertage nach Moskau zu fahren und ſich dort zu amüſieren. Nikolai merkte, worauf ſolche Reden ſeiner Mutter hinzielten, und forderte ſie einmal bei einem derartigen Geſpräche auf, ganz offen zu ſein. Da ſagte ſie ihm unverhohlen, daß alle Hoffnung auf eine Beſſerung der Verhältniſſe jetzt lediglich auf ſeiner Heirat mit Fräulein Karagina beruhe.

„Aber wenn ich nun ein Mädchen ohne Vermögen liebte, würden Sie dann wirklich von mir verlangen, Mama, daß ich meine Neigung und meine Ehre um des Geldes willen zum Opfer brächte?“ fragte er ſeine Mutter. Für die Grauſamkeit, die in dieſer Frage lag, hatte er keine Empfindung; ihm lag nur daran, ſeine edle Geſinnung ins rechte Licht zu ſtellen.

„Nein, du haſt mich nicht richtig verſtanden,“ erwiderte die Mutter, die nicht recht wußte, wie ſie ſich herausreden ſollte. „Du haſt mich nicht richtig verſtanden, lieber Nikolai. Ich wünſche nur dein Glück,“ fügte ſie hinzu, fühlte aber dabei ſelbſt, daß ſie die Unwahrheit ſagte und ſich verwickelte. Sie fing an zu weinen.

„Liebe Mama, weinen Sie nicht, ſondern ſagen Sie mir nur,

daß Sie das wünschen, und Sie wissen, daß ich mein ganzes Leben und alles, was ich habe, hingeben werde, damit Sie ruhig sein können," sagte Nikolai. „Ich werde alles um Ihretwillen zum Opfer bringen, sogar meine Neigung."

Aber so wollte die Gräfin die Sache nicht aufgefaßt sehen; ein Opfer von seiten ihres Sohnes wünschte sie nicht; vielmehr hätte sie ihm gern selbst Opfer gebracht.

„Nein, du hast mich nicht richtig verstanden; wir wollen nicht weiter davon reden," sagte sie und trocknete ihre Tränen.

„Ja, vielleicht liebe ich wirklich ein armes Mädchen," sagte Nikolai zu sich selbst. „Nun wohl: soll ich dann meine Neigung und meine Ehre um des Geldes willen zum Opfer bringen? Ich wundere mich, daß Mama mir das hat zumuten können. Darf ich deswegen, weil Sonja arm ist, sie nicht lieben, ihre treue, hingebende Liebe nicht erwidern? Und doch werde ich sicherlich mit ihr glücklicher sein als mit irgendwelcher Puppe, wie diese Julja. Für das Wohl meiner Angehörigen meine Neigung zum Opfer zu bringen, das werde ich stets vermögen," sagte er zu sich selbst; „aber ihr befehlen, das kann ich nicht. Wenn ich Sonja liebe, so ist meine Neigung stärker als alles andre und steht mir höher als alles andre."

Nikolai reiste nicht nach Moskau; die Gräfin sprach nicht wieder mit ihm von der Heirat und nahm mit Betrübnis und mitunter sogar mit einer gewissen Erbitterung deutliche Anzeichen einer immer größer werdenden Annäherung zwischen ihrem Sohne und der vermögenlosen Sonja wahr. Sie machte sich deswegen selbst Vorwürfe, konnte sich aber doch nicht enthalten, Sonja mürrisch und zänkisch zu behandeln; oft schnitt sie ihr ohne Ursache das Wort ab und nannte sie „Sie" und „meine Liebe". Am meisten ärgerte sich die gute Gräfin über Sonja deswegen, weil diese arme, schwarzäugige Nichte so sanft, so gut, ihren Wohl-

tätern ſo dankbar ergeben war und an Nikolai mit ſo treuer, unwandelbarer, aufopfernder Liebe hing, daß es nicht möglich war, ihr irgendwelche Vorwürfe zu machen.

Nikolai verlebte ſeinen ganzen Urlaub bei ſeinen Angehörigen. Von dem Bräutigam, dem Fürſten Andrei, traf ein vierter Brief ein, aus Rom, in welchem er ſchrieb, er würde ſchon längſt auf dem Wege nach Rußland ſein, wenn nicht in dem warmen Klima unerwarteterweiſe ſeine Wunde wieder aufgebrochen wäre, was ihn zwinge, ſeine Abreiſe bis zum Anfange des nächſten Jahres zu verſchieben. Natascha war noch ebenſo verliebt in ihren Bräutigam, fühlte ſich in dieſer Liebe noch ebenſo ruhig und ſicher und war noch ebenſo empfänglich für alle Freuden des Lebens; aber gegen Ende des vierten Monats ihrer Trennung von ihrem Bräutigam ſtellte ſich bei ihr doch zuzeiten eine Traurigkeit ein, gegen die ſie vergebens ankämpfte. Sie tat ſich ſelbſt leid; es tat ihr leid, daß ſie dieſe ganze Zeit ſo unnütz, ohne daß jemand etwas davon gehabt hätte, dahinleben mußte, dieſe Zeit, in der ſie ſich doch ſo fähig fühlte, zu lieben und geliebt zu werden.

Es herrſchte im Roſtowſchen Hauſe keine vergnügte Stimmung.

IX

Das Weihnachtsfeſt kam heran; aber außer einem beſonders feierlichen Meßgottesdienſte und den förmlichen, langweiligen Gratulationen der Nachbarn und der Gutsleute, außer den neuen Kleidern, welche alle anhatten, gab es nichts Beſonderes, wodurch ſich dieſe Tage von anderen unterſchieden hätten; und doch machte ſich bei einer windſtillen Kälte von zwanzig Grad, bei dem hellen, blendenden Sonnenſchein am Tage und dem winterlichen Sternenglanz in der Nacht das Bedürfnis fühlbar, in dieſer Zeit irgend etwas Beſonderes zu unternehmen.

Am dritten Festtage hatten sich nach dem Mittagessen die einzelnen Hausgenossen in ihre Zimmer zurückgezogen. Es war dies die allerlangweiligste Zeit des Tages. Nikolai, der am Vormittage zu einigen Nachbarn gefahren war, um ihnen Besuche abzustatten, schlief im Sofazimmer. Der alte Graf ruhte sich in seiner eigenen Stube aus. Im Salon saß Sonja am runden Tische und zeichnete und malte ein Stickmuster ab. Die Gräfin legte sich Karten. Der Narr Nastasja Iwanowna saß mit zwei alten Frauen am Fenster und machte ein betrübtes Gesicht. Natascha kam in den Salon herein, trat zu Sonja und sah zu, was sie machte; dann ging sie zu ihrer Mutter und stellte sich schweigend neben sie.

„Warum läufst du so herum, als ob du gar nicht wüßtest, wo du bleiben sollst?" sagte die Mutter zu ihr. „Was fehlt dir denn?"

„Er fehlt mir ... Sofort, diesen Augenblick will ich ihn hier haben," antwortete Natascha mit blitzenden Augen, ohne zu lächeln.

Die Gräfin hob den Kopf in die Höhe und blickte ihre Tochter aufmerksam prüfend an.

„Sehen Sie mich nicht so an, Mama, sehen Sie mich nicht so an; sonst muß ich gleich losweinen."

„Setz dich her und bleibe ein Weilchen bei mir," sagte die Gräfin.

„Mama, er fehlt mir. Warum muß ich mich so hinquälen, Mama? ..."

Die Stimme versagte ihr, die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und um sie zu verbergen, wandte sie sich schnell ab und verließ das Zimmer.

Sie ging ins Nebenzimmer, stand dort eine Zeitlang, mit ihren Gedanken beschäftigt, und begab sich dann in die Mädchenstube. Dort schalt eine alte Kammerfrau auf ein junges Mädchen, das soeben, ganz außer Atem vor Kälte, vom Wirtschaftshofe hereingerannt gekommen war.

„Du könnteſt nun wohl genug herumgetollt haben," ſagte die Alte. „Alles hat ſeine Zeit."

„Laß ſie doch, Kondratjewna," ſagte Nataſcha. „Geh nur, Mawruſcha, geh nur."

Nachdem ſie ſo Mawruſcha frei gemacht hatte, begab ſich Nataſcha durch den Saal ins Vorzimmer. Dort ſpielten ein alter und zwei junge Diener Karten. Beim Eintritt des gnädigen Fräuleins unterbrachen ſie ihr Spiel und ſtanden auf.

„Was könnte ich wohl mit denen anfangen?" dachte Nataſcha.

„Ach, Nikita, bitte, geh doch hin ..." („Wohin könnte ich ihn nur ſchicken?" dachte ſie.) „Ja, geh doch auf den Wirtſchaftshof und hole mir, bitte, einen Hahn; und du, Michail, bringe mir etwas Hafer."

„Ein bißchen Hafer befehlen Sie?" fragte Michail vergnügt und dienſtfertig.

„So geh doch, mach ſchnell," trieb ihn der Alte an.

„Und du, Fjodor, beſorge mir etwas Kreide."

Als ſie am Büfettzimmer vorbeikam, gab ſie Befehl, den Samowar hereinzubringen, obwohl dazu gar nicht die richtige Zeit war.

Der Büfettdiener Foka war der ärgſte Kribbelkopf im ganzen Hauſe. Nataſcha fand ein beſonderes Vergnügen darin, zu erproben, wieviel Macht ſie über ihn hätte. Er traute ihrem Befehle wegen des Samowars nicht und ging erſt fragen, ob es damit auch ſeine Richtigkeit habe.

„Nein, ſo ein Fräulein!" ſagte Foka vor ſich hin und machte, ſich verſtellend, ein finſteres Geſicht über Nataſcha.

Niemand im ganzen Hauſe ſprengte die Leute ſo viel hin und her und machte ihnen ſo viel Arbeit wie Nataſcha. Sie brachte es nicht fertig, die Leute zu ſehen, ohne ſie irgendwohin zu ſchicken. Sie ſchien probieren zu wollen, ob nicht einer von ihnen über ſie

ärgerlich werden und den Mund ziehen werde; aber niemandes Befehle führten die Dienstboten so gern und willig aus wie Natascha's. „Was soll ich nur anfangen? Wohin soll ich nur gehen?" dachte Natascha, während sie langsam den Korridor entlang ging.

„Nastassja Iwanowna, was werde ich für Kinder bekommen?" fragte sie den Narren, der ihr in seiner Weiberjacke entgegen kam.

„Du wirst Flöhe, Wasserjungfern und Grashüpfer zur Welt bringen," antwortete der Narr.

„Mein Gott, mein Gott, immer ein und dasselbe! Ach, wo soll ich nur bleiben? Was soll ich nur mit mir anfangen?" Schnell lief sie, mit den Füßen trappelnd, die Treppe hinauf zu Herrn Vogel, der mit seiner Frau dort wohnte.

Bei Vogels saßen die beiden Gouvernanten; auf dem Tische standen Teller mit Rosinen, Mandeln und Walnüssen. Die Gouvernanten unterhielten sich darüber, wo man billiger leben könne, in Moskau oder in Odessa. Natascha setzte sich zu ihnen, hörte ihrem Gespräche mit ernstem, nachdenklichem Gesicht eine Weile zu und stand dann wieder auf.

„Die Insel Madagaskar," sagte sie vor sich hin. „Ma-da-gaskar," wiederholte sie, indem sie jede Silbe deutlich aussprach, und ohne auf die Frage der Madame Schoß, was sie damit sagen wolle, zu antworten, ging sie aus dem Zimmer.

Ihr Bruder Peter war ebenfalls oben: er fertigte mit dem Diener, der ihm persönlich zugewiesen war, ein Feuerwerk an, das er am Abend abzubrennen beabsichtigte.

„Peter! Peter!" rief sie ihm zu. „Laß mich herunterreiten!"

Peter kam zu ihr hingelaufen und bot ihr seinen Rücken dar. Sie sprang hinauf, umfaßte den Hals des Bruders mit den Armen, und er lief unter kleinen Sprüngen mit ihr davon.

„Nein, ich mag nicht ... Madagaskar," sagte sie, sprang von Peters Rücken herunter und ging nach unten.

Nachdem sie so gleichsam ihr Reich durchwandert, ihre Macht erprobt und sich überzeugt hatte, daß alle ihr gebührendermaßen gehorchten, das Leben aber trotzdem langweilig war, ging Natascha in den Saal, nahm die Gitarre, setzte sich damit in eine dunkle Ecke hinter einem Schränkchen und griff mit den Fingern an den Baßsaiten umher, um eine Melodie herauszubekommen, an die sie sich aus einer Oper erinnerte, welche sie in Petersburg mit dem Fürsten Andrei zusammen gehört hatte. Fremde Zuhörer würden gemeint haben, daß die Gitarre dabei nur ein sinnloses Getön von sich gebe; aber in Nataschas Phantasie erstand aus diesen Tönen eine ganze Reihe von Erinnerungen. Sie saß hinter dem Schränkchen und richtete die Blicke auf einen Lichtstreif, der durch die offenstehende Tür des Büfettzimmers fiel, horchte auf ihr eigenes Spiel und überließ sich ihren Erinnerungen. Sie befand sich sozusagen in einem Zustande des Erinnerungslebens.

Sonja ging mit einem Glase in der Hand durch den Saal in der Richtung nach dem Büfettzimmer. Natascha blickte nach ihr und nach der Spalte in der Tür des Büfettzimmers hin und glaubte genau den gleichen Vorgang in ihrer Erinnerung vorzufinden: daß das Licht durch eine Spalte in der Tür des Büfettzimmers fiel und Sonja mit einem Glase in der Hand vorbeiging. „Ja, das hat sich schon früher einmal genau ebenso zugetragen," dachte Natascha.

„Sonja, was ist das?" rief Natascha und griff wieder mit den Fingern an der untersten Saite umher.

„Ach, du bist hier!" sagte Sonja zusammenfahrend, trat heran und horchte. „Das kenne ich nicht. Soll es einen Sturm vorstellen?" fügte sie schüchtern hinzu, in Furcht, mit ihrer Deutung fehlzugreifen.

„Na, da haben wir's," dachte Natascha. „Genau ebenso ist sie

ſchon früher einmal zuſammengefahren, genau ebenſo iſt ſie damals herangetreten und hat ſchüchtern gelächelt, damals, als ſich das ſchon früher zutrug, und genau ebenſo ſagte ich mir damals, daß in ihrem ganzen Weſen etwas fehlt."

„Nein, es iſt der Chor aus dem ‚Waſſerträger'; hörſt du es nicht?" Nataſcha ſang die Melodie des Chorliedes zu Ende, um Sonja zum Verſtändnis zu verhelfen. „Wo wollteſt du denn hin?" fragte Nataſcha.

„Ich wollte mir andres Waſſer in das Glas gießen. Ich bin mit dem Austuſchen des Stickmuſters gleich fertig."

„Du beſchäftigſt dich fortwährend, und ich verſtehe das ſo ganz und gar nicht," erwiderte Nataſcha. „Wo iſt denn Nikolai?"

„Ich glaube er ſchläft."

„Geh doch hin, Sonja, und wecke ihn," ſagte Nataſcha. „Sage ihm, ich ließe ihn rufen; er ſolle mit mir ſingen."

Sie ſaß noch eine Zeitlang da und dachte darüber nach, wie das zuſammenhinge, daß das alles ſich ſchon einmal zugetragen habe; aber ohne über dieſe Frage zur Klarheit gekommen zu ſein, und ohne ſich über dieſe Unklarheit weiter zu grämen, verſetzte ſie ſich in ihrer Phantaſie wieder in jene Zeit zurück, als ſie mit ihm zuſammen war und er ſie mit Augen voller Liebe anblickte.

„Ach, wenn er doch recht bald käme. Ich habe ſolche Angſt, daß es nie geſchehen wird! Und was die Hauptſache iſt: ich werde alt; das iſt's! Was jetzt an Empfindungen in mir lebt, wird dann nicht mehr vorhanden ſein. Aber vielleicht kommt er heute, kommt vielleicht im nächſten Augenblick. Vielleicht iſt er ſchon gekommen und ſitzt dort im Salon. Vielleicht iſt er geſtern ſchon gekommen, und ich habe es nur vergeſſen." Sie ſtand auf, legte die Gitarre hin und ging in den Salon.

Alle Familienmitglieder, die Lehrer, die Gouvernanten und die Gäſte ſaßen ſchon am Teetiſch. Die aufwartenden Diener

ſtanden um den Tiſch herum; aber Fürſt Andrei war nicht da. Alles ſah genau ſo aus wie bisher.

„Ah, da iſt ſie ja!“ rief Ilja Andrejewitſch, als er die eintretende Nataſcha bemerkte. „Nun, dann ſetze dich hier zu mir.“ Aber Nataſcha blieb neben der Mutter ſtehen und blickte ſich rings um, als ob ſie etwas ſuchte.

„Mama!“ murmelte ſie. „Geben Sie ihn mir wieder; geben Sie ihn mir recht, recht ſchnell wieder, Mama!“ Sie hielt wieder nur mit Mühe ein Schluchzen zurück.

Sie ſetzte ſich an den Tiſch und hörte den Geſprächen der älteren Leute und Nikolais zu, der ebenfalls zum Tiſche gekommen war. „Mein Gott, mein Gott, dieſelben Geſichter, dieſelben Geſpräche, und Papa hält ſeine Taſſe genau ſo wie immer und bläſt genau ſo wie immer darauf!“ dachte Nataſcha und wurde ſich mit Schrecken bewußt, daß in ihrer Seele ein Widerwille gegen alle ihre Angehörigen heranwuchs, dadurch veranlaßt, daß ſie immer dieſelben blieben.

Nach dem Tee begaben ſich Nikolai, Sonja und Nataſcha in das Sofazimmer, in ihr Lieblingseckchen, wo ſie immer ihre allervertraulichſten Geſpräche führten.

X

„Geht dir das auch manchmal ſo,“ ſagte Nataſcha zu ihrem Bruder, als ſie ſich im Sofazimmer hingeſetzt hatten, „geht dir das auch manchmal ſo: man hat die Vorſtellung, es werde nichts mehr geſchehen, gar nichts, und alles Gute ſei vergangen und vorbei, und es iſt einem nicht ſowohl langweilig als vielmehr traurig zumute?“

„Und ob mir das ſo geht!“ erwiderte er. „Es iſt mir ſchon vorgekommen, daß alles in ſchönſter Ordnung war und alle Leute

vergnügt waren und ich dann auf einmal denken mußte, das sei doch alles furchtbar öde und das beste wäre, wenn alle stürben. Ich war, als ich beim Regiment war, einmal nicht auf die Promenade gegangen, wo die Musik spielte, und da überkam mich plötzlich ein solcher Widerwille ..."

„Ach ja, das kenne ich. Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Natascha. „Ich war noch ganz klein, da begegnete mir das einmal. Erinnerst du dich, ich wurde einmal wegen Pflaumenabpflückens bestraft, und ihr tanztet alle, und ich saß im Unterrichtszimmer und schluchzte; das werde ich nie vergessen: ich war traurig, und alle Menschen taten mir leid, ich selbst und alle; alle taten sie mir leid. Und, was die Hauptsache war, ich war unschuldig gewesen. Erinnerst du dich wohl noch?"

„Jawohl, ich erinnere mich," antwortete Nikolai. „Ich erinnere mich, daß ich nachher zu dir kam und dich trösten wollte, und weißt du: ich hatte ein Gefühl, als müßte ich mich schämen. Wir waren furchtbar komisch. Ich hatte damals ein Spielzeug, ein ausgestopftes Tier, und das wollte ich dir geben. Besinnst du dich noch?"

„Und besinnst du dich noch," sagte Natascha mit gedankenvollem Lächeln, „wie uns vor langer, langer Zeit, wir waren noch ganz klein, der Onkel in sein Zimmer rief, es war noch im alten Hause, und es war dunkel; wir kamen hin, und auf einmal stand da ..."

„Ein Neger," fiel Nikolai mit vergnügtem Lächeln ein. „Wie werde ich mich denn daran nicht erinnern? Ich weiß auch heute noch nicht, ob wirklich ein Neger da war oder wir es nur geträumt haben oder jemand es uns erzählt hat."

„Er war nicht schwarz, sondern grau, erinnerst du dich? und hatte weiße Zähne. Er stand da und sah uns an ..."

„Erinnern Sie sich auch noch daran, Sonja?" fragte Nikolai.

„Ja, ja, ich erinnere mich auch an so etwas Ähnliches," antwortete Sonja schüchtern.

„Ich habe nachher nach diesem Neger Papa und Mama gefragt," sagte Natascha. „Sie sagten, es sei kein Neger dagewesen. Aber du erinnerst dich doch auch daran!"

„Gewiß, ich erinnere mich an seine Zähne, wie wenn es heute gewesen wäre."

„Wie sonderbar das ist; gerade als ob es uns geträumt hätte. So etwas habe ich gern."

„Und erinnerst du dich noch, wie wir einmal im Saale mit Ostereiern trudelten, und auf einmal waren da zwei alte Frauen und drehten sich auf dem Teppich herum? War das nun Wirklichkeit oder nicht? Erinnerst du dich, wie schön es war?"

„Ja. Und erinnerst du dich, wie Papa in seinem blauen Pelze auf der Freitreppe mit der Flinte schoß?"

So durchmusterten sie lächelnd mit dem Genusse, den eine nicht greisenhaft-traurige, sondern jugendlich-poetische Rückerinnerung gewährt, die aus der fernsten Vergangenheit noch haftenden Eindrücke, bei denen Traum und Wirklichkeit zusammenfließen. Und sie lachten leise und freuten sich.

Sonja blieb, wie immer, hinter ihnen zurück, obgleich diese Erinnerungen eigentlich ihnen allen dreien gemeinsam waren.

Sonja konnte sich an vieles von dem nicht erinnern, woran sich die beiden andern erinnerten; und auch das, woran sie sich erinnerte, erregte bei ihr nicht jene poetische Empfindung, welche die andern dabei genossen. Sie hatte ihr Vergnügen nur an der Freude der beiden und bemühte sich, eine ähnliche Freude zu zeigen.

Wirklichen Anteil nahm sie erst dann, als erwähnt wurde, wie sie selbst zuerst zu der Familie gekommen sei. Sonja erzählte, wie

ſie ſich vor Nikolai gefürchtet hätte, weil an ſeinem Jäckchen Schnüre geweſen wären und die Kinderfrau ihr geſagt habe, ſie würde an dieſe Schnüre feſtgenäht werden.

„Und ich erinnere mich: mir ſagten ſie, du wäreſt unter einem Kohlkopf geboren," ſagte Natascha, „und ich erinnere mich, daß ich das damals nicht zu bezweifeln wagte, obwohl ich wußte, daß es nicht wahr ſein konnte; und das war mir ein unheimliches Gefühl."

Während dieſes Geſpräches ſchob ſich durch die hintere Tür des Sofazimmers der Kopf eines Stubenmädchens hindurch.

„Gnädiges Fräulein, der Hahn iſt gebracht worden," meldete das Mädchen flüſternd.

„Ich brauche ihn nicht mehr, Polja, laß ihn nur wieder wegbringen," ſagte Natascha.

Als das Geſpräch im Sofazimmer im beſten Gange war, kam Herr Dümmler herein und ging zu der Harfe, die in einer Ecke ſtand. Er nahm den Überzug ab, wobei das Inſtrument einen häßlichen Klang gab.

„Eduard Karlowitſch, bitte, ſpielen Sie mir doch mein Lieblings-Notturno von Monſieur Field," rief die alte Gräfin aus dem Salon.

Dümmler griff einen Akkord und ſagte, zu Natascha, Nikolai und Sonja gewendet: „Wie nett und friedlich das junge Volk da ſo zuſammenſitzt!"

„Ja, wir philoſophieren," antwortete Natascha, ſich einen Augenblick nach ihm hinwendend, und fuhr dann in dem Geſpräche fort. Es war jetzt von Träumen die Rede.

Dümmler begann zu ſpielen. Natascha ging leiſe, auf den Fußſpitzen, zu dem Tiſche hin, nahm die Kerze, trug ſie hinaus und ſetzte ſich, als ſie zurückkam, ſtill wieder auf ihren Platz. Im Zimmer, und beſonders bei dem Sofa, auf dem ſie ſaßen, war es

dunkel; aber durch die großen Fenster fiel das silberne Licht des Vollmondes auf die Dielen.

„Wißt ihr, ich glaube," flüsterte Natascha, an Nikolai und Sonja näher heranrückend, als Dümmler schon das Musikstück beendet hatte und nun noch dasaß und leise hier und da eine Saite mit den Fingern berührte, augenscheinlich nicht recht wissend, ob er zu spielen aufhören oder etwas Neues anfangen sollte, „ich glaube, wenn man sich so erinnert und erinnert und immer weiter erinnert, dann bringt man es schließlich in der Erinnerung so weit, daß man sich an das erinnert, was geschehen ist, ehe man noch auf der Welt war."

„Das ist die Metempsychose, die Seelenwanderung," sagte Sonja, die in der Schule immer gut gelernt hatte und alles dort Gelernte noch wußte. „Die Ägypter glaubten, unsere Seelen hätten vorher in Tierleibern gesteckt und würden auch wieder in Tierleiber einziehen."

„Nein, weißt du, das glaube ich nicht, daß wir Tiere gewesen sind," erwiderte Natascha, immer noch in demselben Flüsterton, obwohl die Musik schon zu Ende war, „aber ich weiß bestimmt, daß wir einmal Engel waren, dort irgendwo, und daß wir auch hier unten waren, und uns daher an alles erinnern ..."

„Darf ich mich zu Ihnen gesellen?" fragte Herr Dümmler, der leise herangetreten war, und setzte sich zu ihnen hin.

„Wenn wir Engel gewesen wären, wodurch hätten wir es dann verdient, so tief zu fallen?" entgegnete Nikolai. „Nein, das ist nicht möglich!"

„Nicht tief! Wer hat dir gesagt, daß das so tief ist?..." erwiderte Natascha. Und im Tone fester Überzeugung fuhr sie fort: „Und woher ich das weiß, was ich früher gewesen bin? Die Seele ist ja unsterblich ... folglich, wenn ich immer leben werde, so habe ich auch vorher gelebt, von Ewigkeit her gelebt."

„Ja, aber es fällt uns doch schwer, uns die Ewigkeit vorzustellen," bemerkte Dümmler, der zwar ursprünglich mit einem Lächeln freundlicher Geringschätzung zu den jungen Leuten getreten war, nun aber ebenso ruhig und ernst redete wie sie.

„Warum soll es so schwer sein, sich die Ewigkeit vorzustellen?" sagte Natascha. „Sie ist heute, wird morgen sein, wird immer sein und war gestern und vorgestern ..."

„Natascha, jetzt kommst du an die Reihe!" rief die Gräfin. „Sing mir etwas! Was sitzt ihr da alle zusammen wie die Verschwörer?"

„Ach, Mama, ich habe eigentlich gar keine Lust," antwortete Natascha, stand aber doch gleichzeitig auf.

Sie hatten alle, selbst der schon bejahrte Dümmler, keine Lust, das Gespräch abzubrechen und aus dem Eckchen des Sofazimmers herauszukommen; aber Natascha war schon aufgestanden, und Nikolai setzte sich ans Klavier. Natascha stellte sich, wie immer, in die Mitte des Saales, wodurch sie sich den besten Platz für die Resonanz auswählte, und begann das Lieblingslied ihrer Mutter zu singen.

Sie hatte zwar gesagt, daß sie keine Lust zum Singen habe; aber dennoch sang sie lange Zeit vorher und nachher nicht so gut wie gerade an diesem Abende. Graf Ilja Andrejewitsch hörte ihren Gesang von seinem Arbeitszimmer aus, wo er mit dem Geschäftsführer Dmitri eine Besprechung hatte, und wie ein Schüler, der sich beeilt mit seinen Schularbeiten fertig zu werden, um zum Spielen zu gehen, machte er bei den Weisungen, die er dem Geschäftsführer erteilte, lauter Konfusion und schwieg endlich ganz; und Dmitri stand, gleichfalls zuhörend, schweigend und lächelnd vor dem Grafen. Nikolai verwandte kein Auge von seiner Schwester und holte in Übereinstimmung mit ihr Atem.

Sonja dachte beim Zuhören, was für ein gewaltiger Unterſchied doch zwiſchen ihr und ihrer Freundin beſtehe, und daß es ihr ſchlechterdings unmöglich ſei, auch nur für eine kleine Weile eine ſo bezaubernde Wirkung auf andere auszuüben wie ihre Couſine. Die alte Gräfin ſaß mit einem glücklichen und zugleich traurigen Lächeln und mit Tränen in den Augen da und wiegte manchmal den Kopf hin und her. Sie dachte ſowohl an Natalſcha als auch an ihre eigene Jugend und konnte nicht von dem Gedanken loskommen, daß in dieſer bevorſtehenden Verheiratung Natalſchas mit dem Fürſten Andrei etwas Unnatürliches und Beſorgniserregendes liege.

Dümmler hatte ſich neben die Gräfin geſetzt und hörte mit geſchloſſenen Augen zu.

„Nein, Gräfin," ſagte er endlich, „das iſt ja ein Talent, wie man es in ganz Europa nur ſelten findet. Sie braucht nichts mehr hinzuzulernen; dieſe Weichheit, dieſe Zartheit, dieſe Kraft!..."

„Ach, wie ich mich um ſie ängſtige, wie ich mich um ſie ängſtige!" ſagte die Gräfin, ohne zu bedenken, mit wem ſie ſprach. Ihr mütterliches Gefühl ſagte ihr, daß bei Natalſcha irgendeine Art von Übermaß vorhanden ſei und ſie infolgedeſſen nicht glücklich ſein werde.

Natalſcha hatte ihren Geſang noch nicht beendet, als der vierzehnjährige Peter ganz entzückt mit der Nachricht ins Zimmer gelaufen kam, es ſeien Vermummte gekommen.

Natalſcha brach plötzlich ab.

„Dummkopf!" rief ſie ihrem Bruder zu, lief zu einem Stuhle, ließ ſich darauf niederfallen und ſchluchzte dermaßen, daß ſie lange Zeit nicht imſtande war damit aufzuhören.

„Es hat nichts zu bedeuten, Mamachen; es hat wirklich nichts zu bedeuten; es kommt nur davon, daß mich Peter ſo erſchreckt

hat," sagte sie und versuchte zu lächeln; aber die Tränen flossen immer noch, und das Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu.

Die vermummten Gutsleute, welche Bären, Türken, Schankwirte, Damen vorstellten und sämtlich schrecklich und lächerlich anzusehen waren, brachten kalte Luft und Fröhlichkeit mit sich, drängten sich aber zunächst schüchtern im Vorzimmer zusammen; dann allmählich schoben sie sich, einer sich hinter dem andern versteckend, in den Saal hinein und begannen, anfangs verlegen, dann immer lustiger und zuversichtlicher, ihre Gesänge, Tänze, Reigen und Weihnachtsspiele. Die Gräfin begab sich, nachdem sie die einzelnen Vermummten erkannt und ein wenig über sie gelacht hatte, wieder in den Salon. Graf Ilja Andrejewitsch aber blieb mit strahlendem Lächeln im Saale sitzen und spendete den Spielenden Beifall. Die jungen Leute waren verschwunden, niemand wußte, wohin.

Eine halbe Stunde darauf tauchten im Saale unter den andern Vermummten noch einige neue auf: eine alte Dame im Reifrock; dies war Nikolai. Eine Türkin war in Wirklichkeit Peter. Ein Bajazzo; das war Dümmler. Ein Husar: Natascha, und ein Tscherkesse: Sonja, mit Augenbrauen und Schnurrbart, die mit angebranntem Kork gemalt waren.

Nachdem die Nichtverkleideten ein freundliches Staunen gezeigt, die Vermummten eine Zeitlang nicht erkannt und dann die Verkleidungen gebührendermaßen gelobt hatten, fanden die jungen Leute ihre Kostüme so schön, daß sie für nötig erachteten, sie auch sonst noch jemandem zu zeigen.

Nikolai, der bei der vorzüglichen Schlittenbahn große Lust hatte, alle mit seinem Dreigespann zu fahren, machte den Vorschlag, etwa ein Dutzend von den vermummten Gutsleuten mitzunehmen und zum Onkel zu fahren.

„Nein, wozu wollt ihr den alten Mann stören!" sagte die Gräfin.

„Und es iſt auch bei ihm ſo wenig Raum, daß ihr euch kaum umdrehen könntet. Wenn ihr einmal fahren wollt, dann fahrt doch zu Meljukows."

Frau Meljukowa war Witwe und wohnte mit ihren in verſchiedenem Lebensalter ſtehenden Kindern und deren Gouvernanten und Erziehern vier Werſt von Roſtows entfernt.

„Hör mal, meine Liebe, das iſt ein geſcheiter Gedanke von dir," fiel der alte Graf ein, der ganz vergnügt geworden war. „Wißt ihr was? Ich will mich auch ſchnell verkleiden und mit euch fahren. Ich werde Pelagia ſchon amüſieren."

Aber die Gräfin war dagegen und wollte den Grafen nicht weglaſſen, weil er doch alle dieſe Tage her Schmerzen im Beine gehabt habe. Das Schlußreſultat war: Ilja Andrejewitſch ſolle nicht mitfahren; aber wenn Luiſa Iwanowna (das war Madame Schoß) mit von der Partie ſein wolle, dann dürften auch die jungen Mädchen zu Frau Meljukowa fahren. Sonja, die ſonſt immer ſo zaghaft und ſchüchtern war, beſtürmte jetzt dringender als alle andern Luiſa Iwanowna mit Bitten, ihnen das doch nicht abzuſchlagen.

Sonjas Verkleidung war die ſchönſte von allen. Der Schnurrbart und die ſtarken Augenbrauen ſtanden ihr außerordentlich gut. Alle ſagten ihr, ſie ſehe ſehr hübſch aus, und ſie befand ſich in einer ihr ſonſt fremden angeregten, tatenluſtigen Stimmung. Eine innere Stimme ſagte ihr, heute oder nie werde ſich ihr Schickſal entſcheiden, und ſie ſchien in ihrem Männerkoſtüm ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein. Luiſa Iwanowna willigte ein, und eine halbe Stunde darauf fuhren vier Schlitten, jeder mit drei Pferden beſpannt, unter luſtigem Geläut der Glöckchen und Schellen und ſtarkem Quieken und Pfeifen der eiſenbeſchlagenen Kufen auf dem gefrorenen Schnee, vor der Haustür vor.

Natáſcha war die erſte, die den Ton weihnachtlicher Luſtigkeit

anschlug, und diese Lustigkeit, die sich von einem auf den andern übertrug, steigerte sich immer mehr und mehr und war auf den höchsten Grad gelangt, als alle in die Kälte hinaustraten und eifrig miteinander redend und einander zurufend, lachend und schreiend sich in die Schlitten verteilten.

Zwei der Dreigespanne waren gewöhnliche Gutspferde; das dritte Dreigespann, welches das besondere Eigentum des alten Grafen war, hatte einen Orlow-Traber in der Deichsel; das vierte, mit einem kleinen, zottigen Rappen als Deichselpferd, gehörte Nikolai. Nikolai, der über sein Kostüm als alte Dame einen durch einen Gurt zusammengehaltenen Husarenmantel angezogen hatte, stand mitten in seinem Schlitten und hielt die Zügel straff.

Es war so hell, daß er die im Mondlicht blitzenden Metallplatten an den Köpfen der Pferde und die Augen der Pferde sah, die sich erschrocken nach der Reisegesellschaft umschauten, welche unter dem Schutzdache vor der Haustür, wo es dunkel war, einen solchen Lärm vollführte.

In Nikolais Schlitten nahmen Natascha, Sonja, Madame Schoß und zwei Gutsmädchen Platz; in den Schlitten des alten Grafen stiegen Dümmler mit seiner Frau und Peter; die übrigen beiden füllten die vermummten Gutsleute an.

„Fahr voran, Sachar!" rief Nikolai dem Kutscher seines Vaters zu, um die Möglichkeit zu haben, ihn unterwegs zu überholen.

Der Schlitten des alten Grafen, in welchem Dümmler und seine Fahrtgenossen saßen, fuhr mit einem Aufkreischen der Kufen, als ob sie am Schnee angefroren wären, ab; in tiefem Tone klingelte sein Glöckchen. Die Seitenpferde drängten sich an die Gabeldeichsel und sanken tief in den wie Zucker festen, glänzenden Schnee ein, den sie in Menge in die Höhe schleuderten.

Nach dem ersten Schlitten fuhr Nikolai ab; dahinter folgten

klingelnd und knirschend die übrigen. Anfangs fuhren sie in kurzem Trabe auf schmalem Wege. Solange sie am Garten entlang fuhren, legten sich oft die Schatten der kahlen Bäume quer über den Weg und verbargen das helle Licht des Mondes; aber sowie sie über den Garten hinaus gekommen waren, erschloß sich auf allen Seiten die unbeweglich daliegende Schneefläche, die ganz vom Mondlicht überflutet war und wie Diamanten, mit einem bläulichen Schimmer, blitzte. Einmal und noch einmal stieß der vorderste Schlitten rumpelnd in ein ausgefahrenes Loch im Wege; und genau dieselben Stöße wiederholten sich beim folgenden Schlitten und bei den übrigen. So zogen sich die Schlitten in langer Reihe einer hinter dem andern dahin und störten keck die ringsum herrschende tiefe Stille.

„Eine Hasenspur, eine Menge Spuren!" erklang Natascha's Stimme in der vom Froste wie zusammengeschmiedeten Luft.

„Wie deutlich alles zu sehen ist, Nikolai!" sagte Sonja.

Nikolai drehte sich nach Sonja um und beugte sich nieder, um aus größerer Nähe ihr Gesicht unterscheiden zu können. Ein ganz neues, allerliebstes Gesichtchen, mit schwarzen Augenbrauen und schwarzem Schnurrbart, das im Mondlichte nah und fern zugleich erschien, blickte ihm aus dem Zobelpelzwerk entgegen.

„Das war doch früher Sonja?" dachte Nikolai. Er rückte mit seinem Gesichte noch etwas näher heran, um sie genauer zu sehen, und lächelte.

„Was haben Sie, Nikolai?"

„Oh, nichts!" antwortete er und wandte sich wieder zu den Pferden hin.

Als sie auf die vielbefahrene große Landstraße hinauskamen, die von den Schlittenkufen geglättet und, was man im Mondschein deutlich sehen konnte, von den Hufeisendornen ganz zerhackt war, da begannen die Pferde ganz von selbst die Zügel aus-

zuziehen und ihren Lauf zu beschleunigen. Das linke Seitenpferd bog den Kopf nach unten und machte Sprünge, von denen die Stränge jedesmal einen Ruck bekamen. Das Deichselpferd wiegte sich hin und her und bewegte die Ohren, als ob es fragen wollte: „Soll ich nun anfangen, oder ist es noch zu früh?" Vorn, schon weit voraus, sah man deutlich gegen den weißen Schnee das schwarze Dreigespann Sachars. Man hörte das sich immer mehr entfernende tieftönende Glöckchen klingen, und wie die Verkleideten in dem Schlitten schrien und lachten und miteinander redeten.

„Na, nun aber, meine lieben Tierchen!" schrie Nikolai; gleichzeitig zupfte er mit der einen Hand an den Zügeln und streckte die andere Hand mit der Peitsche aus.

Und nur aus dem anscheinend stärker entgegenwehenden Winde und den zuckenden Bewegungen der sich ausstreckenden und immer schneller springenden Seitenpferde war zu merken, wie schnell der Schlitten dahinflog. Nikolai blickte zurück: mit quiekenden Kufen, unter lautem Geschrei der Kutscher, die die Peitschen schwangen und die Deichselpferde zum Galopp antrieben, suchten die anderen Schlitten mitzukommen. Nikolais Deichselpferd wiegte sich ruhig unter dem Joche hin und her und dachte gar nicht daran, in eine andere Gangart überzugehen; indes merkte man ihm an, daß es seine Schnelligkeit noch erheblich steigern könne, wenn es nötig sein sollte.

Nikolai hatte den ersten Schlitten eingeholt. Sie fuhren eine Anhöhe hinunter und kamen auf einen in bedeutender Breite befahrenen Weg, der an einem Flusse hin über eine Wiese führte.

„Wo fahren wir denn eigentlich?" dachte Nikolai. „Doch wohl über die Schräge Wiese. Aber nein, das ist etwas Neues, was ich noch nie gesehen habe. Das ist nicht die Schräge Wiese und nicht die Djomkina-Höhe, sondern Gott weiß was! Das ist etwas ganz

Neues, Zauberhaftes. Na, mag es sein, was es will!" Er schrie die Pferde an und begann den ersten Schlitten zu überholen.

Sachar verhielt seine Pferde ein wenig und wendete sein schon bis an die Brauen mit Reif bedecktes Gesicht zurück.

Nikolai ließ seinen Pferden die Zügel schießen; Sachar streckte beide Arme nach vorn, schnalzte mit der Zunge und ließ auch seinen Pferden volle Freiheit.

„Na, nun nimm dich zusammen, Herr!" rief er.

Noch schneller flogen die Dreigespanne nebeneinander dahin, und geschwind lösten die Beine der galoppierenden Pferde einander ab. Nikolai begann voranzukommen. Sachar hob, ohne die Haltung der ausgestreckten Arme zu verändern, den einen Arm mit den Zügeln in die Höhe.

„Bilde dir nur nichts ein, Herr!" rief er Nikolai zu.

Nikolai ließ nun auch das Mittelpferd in Galopp übergehen und überholte Sachar. Die Pferde überschütteten die Gesichter der Insassen mit feinem, trockenem Schnee; stürmisch ertönte das Läuten und Klingeln; die sich schnell bewegenden Pferdebeine und die Schatten des überholten Dreigespannes bildeten ein wirres Durcheinander. Hier wie dort hörte man die Kufen auf dem Schnee pfeifen und Weiberstimmen kreischen.

Nikolai hielt die Pferde wieder zurück und warf einen Blick um sich. Ringsumher breitete sich immer noch dieselbe, vom Mondlichte tief durchtränkte, zauberhafte Ebene aus, die wie mit Sternen übersät blitzte.

„Sachar ruft, ich solle nach links wenden; aber warum nach links?" dachte Nikolai. „Sind wir denn wirklich auf dem richtigen Wege zu Meljukows, und ist das wirklich Meljukowka? Wir fahren ja Gott weiß wo, und Gott weiß, was mit uns vorgeht — aber das, was mit uns vorgeht, ist sehr seltsam und schön." Er blickte in seinen Schlitten zurück.

„Sieh nur, sein Schnurrbart und seine Wimpern, alles ist ganz weiß," sagte eines der im Schlitten sitzenden sonderbaren, hübschen, fremden Wesen, das einen feinen schwarzen Schnurrbart und schwarze Augenbrauen hatte.

„Das war doch, wie mir scheint, Natascha," dachte Nikolai. „Und das da ist Madame Schoß, aber vielleicht auch nicht; aber wer dieser Tscherkesse mit dem Schnurrbart ist, das weiß ich nicht; aber ich liebe dieses Mädchen."

„Friert euch auch nicht?" fragte er.

Sie antworteten nicht und lachten nur. Dümmler rief etwas von dem hinteren Schlitten her, wahrscheinlich etwas Komisches; aber es war für Nikolai unmöglich, zu verstehen, was er rief.

„Ja, ja," antworteten lachende Stimmen.

Aber das war ja eine Art von Zauberwald, in welchem dunkle Schatten und ein Geglitzer wie von Diamanten durcheinanderflossen, und da war ja eine lange Reihe von Marmorstufen und silberne Dächer zauberhafter Gebäude, und da erscholl ein durchdringendes Kreischen irgendwelcher wilden Tiere. „Aber wenn das wirklich Meljukowka sein sollte, so ist noch seltsamer, daß wir Gott weiß wo gefahren und doch nach Meljukowka gelangt sind," dachte Nikolai.

Es war wirklich Meljukowka, und mit Lichtern in den Händen kamen Mädchen und Diener mit vergnügten Gesichtern vor die Haustür gelaufen.

„Wer ist es denn?" wurde dort gefragt.

„Es sind Vermummte von dem gräflichen Gute; ich sehe es an den Pferden," lautete die Antwort.

XI

Pelagia Danilowna Meljukowa, eine Frau von kräftigem Körperbau und energiſchem Charakter, ſaß, mit einer Brille und in einem offenſtehenden Kapotrock, im Salon, umgeben von ihren Töchtern, denen ſie die Langeweile zu vertreiben ſuchte. Sie goſſen ſtillſchweigend Wachs und betrachteten die Schatten der dabei entſtandenen Figuren; da wurden im Vorzimmer die Schritte und die Stimmen der Ankömmlinge vernehmbar.

Die Huſaren, Damen, Hexen, Bajazzos und Bären machten ſich zuerſt im Vorzimmer zurecht, indem ſie ſich tüchtig räuſperten und ſich die von der Kälte ganz mit Reif bedeckten Geſichter abwiſchten, und traten dann in den Saal, wo eilig die Lichter angezündet wurden. Der Bajazzo Dümmler und die Dame Nikolai eröffneten den Tanz. Umringt von den kreiſchenden Kindern machten die Vermummten, die ihre Geſichter verbargen und ihre Stimmen verſtellten, der Hausfrau ihre Verbeugung und begrüßten ſie; dann verteilten ſie ſich im Saale.

„Ach, aber auch gar nicht zu erkennen! Das iſt ja Natáſcha! Seht nur, wem ſieht ſie ähnlich? Wirklich, ſie erinnert mich an jemand! Und Eduard Karlowitſch, wie ſchön der ausſieht! Ich hatte ihn gar nicht erkannt. Und wie er tanzt! Ach, herrje! auch eine Art Tſcherkeſſe! Wahrhaftig, das Koſtüm ſteht Sonja wundervoll! Und wer iſt denn das noch? Na, da habt ihr uns einmal ein hübſches Vergnügen bereitet! Nikita, Iwan, nehmt doch die Tiſche weg! Und wir ſaßen ſo ſtill und einſam da!“ So redeten die größeren Meljukowſchen Töchter.

„Hahaha!... Nein, der Huſar! Sieh doch nur den Huſaren! Ganz wie ein junger Mann; und die Beine!... Ich kann gar nicht ſehen!...“ riefen die Kinder.

Natascha, die bei den jungen Meljukows ganz besonders beliebt war, verschwand mit ihnen zusammen nach den hinteren Zimmern, wohin sie sich dann einen Kork und verschiedene Herrenschlafröcke und andere Herrenkleider bringen ließen; nackte Mädchenarme nahmen diese Dinge dem Diener durch die nur ein wenig geöffnete Tür ab. Zehn Minuten darauf gesellte sich das ganze junge Volk der Familie Meljukow zu den Vermummten.

Nachdem Pelagia Danilowna alles Erforderliche angeordnet hatte, damit es den Gästen nicht an Raum mangelte und sowohl die Herrschaften als auch die Gutsleute bewirtet würden, ging sie, ohne die Brille abzunehmen, mit einem stillen Lächeln unter den Vermummten umher und sah ihnen aus der Nähe in die Gesichter, aber ohne jemand zu erkennen. Sie erkannte weder die Rostows noch Herrn Dümmler, ja nicht einmal ihre eigenen Töchter, auch nicht die von ihrem seligen Manne herrührenden Schlafröcke und Uniformen, welche sie anhatten.

„Wer ist denn eigentlich die da?" sagte sie, zu ihrer Gouvernante gewendet, indem sie ihrer eigenen Tochter ins Gesicht blickte, die einen Kasanschen Tataren vorstellte. „Doch wohl eine der Rostowschen Damen. Nun, und Sie, Herr Husar, in welchem Regimente dienen Sie?" sagte sie zu Natascha. „Reiche dem Türken Obstmarmelade," sagte sie zu dem Diener, der den Gästen Erfrischungen präsentierte. „Das ist ihnen durch ihr Gesetz nicht verboten."

Manchmal, wenn sie die sonderbaren, komischen Pas ansah, die die Tänzer ausführten, welche sich ein für allemal gesagt hatten, sie seien Vermummte und würden von niemand erkannt, und daher keine Verlegenheit fühlten, dann hielt sich Pelagia Danilowna das Taschentuch vor das Gesicht, und ihr ganzer wohlgenährter Körper wurde von jenem unaufhaltsamen, gutmütigen Lachen erschüttert, wie es alten Damen eigen ist.

„Nein, meine Alexandra! Nun sehen Sie nur meine Alexandra!“ rief sie.

Nachdem die russischen Tänze und Reigen vorgeführt waren, ließ Pelagia Danilowna alle, die Gutsleute und die Herrschaften, zusammen einen großen Kreis bilden; ein Ring, ein langer Bindfaden und ein Rubelstück wurden gebracht, und es wurden gemeinsame Spiele gespielt.

Nach Verlauf einer Stunde waren die sämtlichen Kostüme verdrückt und in Unordnung. Die mit Kork gemalten Schnurrbärte und Augenbrauen hatten sich auf den mit Schweiß bedeckten, erhitzten, lustigen Gesichtern verwischt. Pelagia Danilowna begann die Vermummten zu erkennen, erging sich in Äußerungen des Entzückens darüber, wie geschickt die Kostüme hergestellt seien, wie schön sie namentlich den jungen Damen ständen, und dankte allen dafür, daß sie ihr so viel Lustigkeit ins Haus gebracht hätten. Die Gäste wurden zum Abendessen in den Salon gebeten, im Saale wurden Einrichtungen für die Bewirtung der Gutsleute getroffen.

„Nein, im Badehäuschen das Orakel zu befragen, das ist entsetzlich!“ bemerkte beim Abendessen ein altes Fräulein, das bei Meljukows wohnte.

„Wieso denn?“ fragte die älteste Tochter der Frau Meljukowa.

„Nun, ihr werdet doch nicht hingehen; dazu gehört viel Mut ...“

„Ich gehe hin,“ erklärte Sonja.

„Erzählen Sie doch, wie es dem jungen Fräulein ging,“ bat die zweite Meljukowsche Tochter.

„Nun ja, da ging also ein Fräulein hin,“ erzählte die alte Jungfer, „sie nahm einen Hahn mit und Tischgerät für zwei Personen, alles, wie es sein muß, und setzte sich hin. So saß sie eine Weile; auf einmal hört sie, es kommt etwas gefahren, ein Schlitten kommt mit Glöckchen und Schellen; sie hört Schritte. Es kommt

jemand herein, ganz in Menſchengeſtalt, wie ein wirklicher Offizier; er trat zu ihr heran und ſetzte ſich neben ſie, zu dem freien Gedeck."

„Ah, Ah!" rief Natascha und riß vor Schrecken die Augen weit auf.

„Und was tat er dann weiter? Redete er auch?"

„Ja, wie ein Menſch, alles, wie es ſich gehört; und er ſuchte ſie zu bereden; aber ſie hätte ihn mit Geſprächen bis zum Hahnenſchrei beſchäftigen müſſen; aber ſie bekam es mit der Angſt, und in der Angſt bedeckte ſie das Geſicht mit den Händen. Er griff auch wirklich ſchon nach ihr. Es war nur gut, daß in dieſem Augenblicke Mädchen aus dem Hauſe dazugelaufen kamen . . ."

„Aber wozu erſchrecken Sie mir das junge Volk!" ſchalt Pelagia Danilowna.

„Mamachen, Sie haben doch ſelbſt einmal das Orakel befragt . . ." ſagte eine der Töchter.

„Und wie befragt man denn das Orakel im Speicher?" fragte Sonja.

„Das iſt ſo: man geht, etwa ſo wie jetzt, auf den Speicher und horcht. Was man nun gerade hört: wenn es klopft und pocht, das iſt ſchlecht; aber wenn es klingt, als ob Getreide geſchaufelt wird, das bedeutet etwas Gutes; und das trifft dann auch ein."

„Mamachen, erzählen Sie doch, was Sie im Speicher erlebt haben."

Pelagia Danilowna lächelte.

„Ach was! Das habe ich ſchon vergeſſen . . ." antwortete ſie. „Von euch geht ja doch niemand hin."

„Doch! Ich gehe hin. Pelagia Danilowna, erlauben Sie es mir; ich möchte hingehen," ſagte Sonja.

„Nun meinetwegen, wenn du dich nicht fürchteſt."

„Luiſa Iwanowna, darf ich?" fragte Sonja.

Ob ſie nun mit dem Ringe, dem Bindfaden oder dem Rubelſtück ſpielten oder ſich wie jetzt mit Geſprächen unterhielten: Nikolai wich nicht von Sonjas Seite und betrachtete ſie mit ganz neuen Augen. Dank dieſem mit Kork aufgemalten Schnurrbarte ſchien es ihm, daß er ſie heute zum erſten Male vollſtändig kennen lernte. Sonja war an dieſem Abend wirklich ſo heiter, lebhaft und hübſch, wie Nikolai ſie noch nie vorher geſehen hatte.

„Alſo ſo ein Mädchen iſt ſie, und was bin ich für ein Dummkopf geweſen!“ dachte er, während er ihre glänzenden Augen und das glückſelige, entzückte Lächeln betrachtete, bei dem ſich unter dem aufgemalten Schnurrbarte Grübchen auf den Wangen bildeten; ein ſolches Lächeln hatte er an ihr noch nie geſehen.

„Ich fürchte mich vor nichts,“ ſagte Sonja. „Kann ich jetzt gleich hingehen?“ Sie ſtand auf.

Man beſchrieb ihr, wo der Speicher war, gab ihr Anweiſung, wie ſie ſich ſchweigend hinſtellen und horchen müſſe, und reichte ihr einen Pelz. Sie zog ihn ſich über den Kopf und warf dabei einen Blick nach Nikolai hin.

„Wie reizend dieſes Mädchen iſt!“ dachte er. „Wie konnte ich nur bisher Bedenken haben!“

Sonja ging auf den Korridor hinaus, um ſich nach dem Speicher zu begeben. Nikolai trat ſchnell durch die vordere Haustür auf die dortige Freitreppe, nachdem er vorher geäußert hatte, es ſei ihm gar zu heiß. Und es war tatſächlich in den Zimmern eine drückende Schwüle von den vielen Menſchen, die ſich darin drängten.

Draußen herrſchte noch immer dieſelbe ſtarre Kälte, und derſelbe Mondſchein überflutete alles; nur war er noch heller geworden. Die Helligkeit war ſo ſtark, und es blitzten ſo viel Sterne auf dem Schnee, daß man gar keine Luſt hatte nach dem Himmel zu blicken und die wirklichen Sterne dagegen unſcheinbar aus-

sahen. Am Himmel war es dunkel und öde; auf der Erde war es lustig.

„Ich Dummkopf! O ich Dummkopf! Worauf habe ich bis jetzt gewartet?“ dachte Nikolai, lief die Freitreppe hinunter und bog um die Hausecke auf dem Steige, der nach der hinteren Freitreppe führte. Er wußte, daß Sonja hier herauskommen mußte. Auf der Hälfte des Weges nach dem Speicher standen aufgeschichtete Klafter Brennholz, die mit Schnee bedeckt waren und dunklen Schatten warfen; über sie hinweg und seitwärts von ihnen fiel in wirrer Verästelung der Schatten alter, kahler Lindenbäume auf den Schnee und den Steig. Dieser Steig führte zum Speicher. Die Balkenwand des Speichers und das mit Schnee bedeckte Dach desselben glänzten im Mondscheine, wie wenn sie aus irgendwelchem Edelsteine geschnitten wären. Im Garten bekam ein Baum mit lautem Knacken einen Riß; dann war alles wieder völlig still. Die Brust schien nicht Luft einzuatmen, sondern gleichsam ewig junge Kraft und Freude.

Auf den Stufen der Freitreppe, die von dem Mädchenzimmer herkam, ertönten Schritte; sie knirschten laut auf der letzten Stufe, die beschneit war. Nikolai hörte, wie das alte Fräulein sagte:

„Immer geradeaus, immer geradeaus, hier den Steig hinunter, gnädiges Fräulein. Sie dürfen sich nur nicht umsehen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete Sonjas Stimme, und auf dem Steige in der Richtung auf Nikolai zu kamen quietschend und pfeifend Sonjas Füßchen in den feinen Schuhen über den Schnee.

Sonja schritt, in ihren Pelz fest vermummt, dahin. Sie war nur noch zwei Schritte von Nikolai entfernt, als sie ihn erblickte; auch sie erblickte ihn nicht in der Gestalt, in der sie ihn sonst zu sehen gewohnt war, und in der er ihr immer ein wenig Bangig-

keit eingeflößt hatte. Er trug jetzt Frauenkleider; das Haar war ihm wirr und unordentlich geworden, und er lächelte mit einem glückseligen Ausdruck, der für Sonja etwas ganz Neues war. Sie trat schnell an ihn heran.

„Sie ist so ganz verändert, und doch dieselbe," dachte Nikolai, als er in ihr Gesicht blickte, das vom Mondlichte hell beschienen war. Er schob die Hände unter den Pelz, der ihren Kopf verhüllte, umfaßte diesen, zog ihn an sich heran und küßte sie auf die Lippen, über denen der Schnurrbart gemalt war und die nach gebranntem Kork rochen. Sonja küßte ihn mitten auf den Mund; sie machte ihre kleinen Hände aus dem Pelze los und faßte ihn von beiden Seiten an die Backen.

„Sonja!" ... „Nikolai!" weiter sagten sie nichts. Sie liefen zusammen zum Speicher hin und kehrten dann ins Haus zurück, ein jeder durch die Tür, durch die er gekommen war.

XII

Als alle sich anschickten, von Pelagia Danilowna wieder nach Hause zu fahren, richtete Natascha, die immer alles sah und bemerkte, es beim Platznehmen so ein, daß Luisa Iwanowna und sie in den Schlitten zu Herrn Dümmler stiegen, Sonja aber zu Nikolai und den Gutsmädchen.

Nikolai veranstaltete jetzt auf dem Rückwege nicht wieder ein Wettfahren, sondern fuhr gleichmäßig dahin, betrachtete bei dem seltsamen Mondscheine fortwährend Sonja und suchte bei diesem alles verändernden Lichte hinter den falschen Brauen und dem Schnurrbarte jene seine frühere und seine jetzige Sonja zu finden, von der er sich nie mehr zu trennen beschlossen hatte. Er betrachtete sie, und als er erkannte, daß sie ganz dieselbe und doch ganz verändert sei, und als der Korkgeruch, den er noch zu spüren meinte

und der sich mit der Empfindung des Kusses verbunden hatte, ihn an das kurz vorher Geschehene erinnerte, da zog er mit ganzer Brust die kalte Winterluft in sich hinein; und als er die hinter ihn zurückweichende Erde und den gestirnten Himmel ansah, fühlte er sich wieder in ein Zauberland versetzt.

„Sonja, ist dir wohl?" fragte er ab und zu.

„Ja," antwortete Sonja, „und dir?"

Auf der Hälfte des Weges übergab Nikolai dem Kutscher das Amt, die Pferde zu lenken; er selbst aber lief für einen Augenblick zu Natascha's Schlitten hin und stellte sich auf das Trittbrett.

„Natascha," flüsterte er ihr auf französisch zu, „weißt du, ich bin in betreff Sonjas zu einem Entschlusse gelangt."

„Hast du es ihr gesagt?" fragte Natascha. Ihr ganzes Gesicht strahlte plötzlich vor Freude.

„Ach, wie sonderbar du mit diesem Schnurrbart und diesen Augenbrauen aussiehst, Natascha! Freust du dich?"

„Ich freue mich sehr; sehr freue ich mich! Ich war auf dich schon ordentlich böse. Ich wollte es dir nicht sagen; aber du hast schlecht an ihr gehandelt. Sie hat ein so goldenes Herz, Nikolai. Wie ich mich freue! Ich bin manchmal recht garstig," fuhr Natascha fort, „aber ich habe mir doch ein Gewissen daraus gemacht, daß ich allein so glücklich war und Sonja nicht. Jetzt bin ich so froh! Nun laufe aber nur wieder zu ihr hin."

„Nein, laß mich noch einen Augenblick hierbleiben; wie komisch du aussiehst!" sagte Nikolai, der sie immerzu betrachtete und auch an seiner Schwester etwas Neues, Ungewohntes, Liebliches, Entzückendes fand, das er früher an ihr nicht gesehen hatte. „Natascha, es ist alles so zauberhaft, nicht wahr?"

„Ja," antwortete sie, „du hast sehr recht getan."

„Hätte ich Natascha früher so gesehen, wie sie jetzt ist," dachte Nikolai, „so hätte ich sie längst gefragt, was ich tun sollte, und

hätte alles getan, was ſie mich hätte tun heißen, und alles wäre gut geweſen."

„Alſo du freuſt dich, und ich habe recht getan?"

„Ach ja, ſehr recht! Ich habe mich neulich mit Mama darüber geſtritten. Mama ſagte, Sonja wolle dich kapern. Wie kann man nur ſo etwas ſagen? Ich hätte mich mit Mama beinahe ernſtlich gezankt. Und ich werde nie dulden, daß jemand etwas Schlechtes von ihr ſagt oder denkt; denn in ihrer Seele wohnt nichts als Gutes."

„Alſo ich habe recht getan?" fragte Nikolai noch einmal und betrachtete noch einmal prüfend den Geſichtsausdruck ſeiner Schweſter, um ſicher zu ſein, ob es auch wahr wäre; dann ſprang er mit knarrenden Stiefeln von dem Trittbrett herunter und lief wieder zu ſeinem Schlitten hin. Dort ſaß immer noch derſelbe glückſelig lächelnde Tſcherkeſſe mit dem Schnurrbärtchen und den glänzenden Augen und blickte unter der Zobelkappe hervor ihn an; und dieſer Tſcherkeſſe war Sonja, und dieſe Sonja war mit Sicherheit ſeine künftige glückliche, liebende Frau.

Als ſie nach Hauſe gekommen waren und alle drei der Mutter erzählt hatten, wie ſie die Zeit bei Meljukows verbracht hatten, begaben ſich die beiden jungen Mädchen auf ihr Zimmer. Nachdem ſie ſich ausgezogen hatten, ohne jedoch die mit Kork gemalten Schnurrbärte wegzuwiſchen, ſaßen ſie noch lange da und redeten miteinander von ihrem Glücke. Sie ſprachen davon, wie ſie nach der Verheiratung leben würden, und wie ihre Männer miteinander Freundſchaft ſchließen würden, und wie glücklich ſie als Frauen ſein würden. Auf Natáſchas Tiſche ſtanden noch vom Abend her zwei Spiegel, die Dunjaſcha da bereitgeſtellt hatte.

„Aber wann, wann wird das alles geſchehen? Ich fürchte, niemals ... Es wäre gar zu ſchön!" ſagte Natáſcha, ſtand auf und trat zu den Spiegeln hin.

„Setz dich hin, Natascha; vielleicht wirst du ihn sehen," sagte Sonja.

Natascha zündete die Kerzen an und setzte sich.

„Ich sehe jemand mit einem Schnurrbart," sagte Natascha, die ihr eigenes Gesicht sah.

„Man darf dabei nicht lachen, gnädiges Fräulein," ermahnte Dunjascha.

Natascha fand mit Hilfe Sonjas und des Stubenmädchens die richtige Stellung der Spiegel heraus; ihr Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und sie verstummte. Lange saß sie so da, blickte auf die Reihe der sich immer weiter entfernenden Kerzen in den Spiegeln und erwartete, auf Grund früher gehörter Erzählungen, in diesem letzten, verschwimmenden, undeutlichen Rechteck bald einen Sarg, bald ihn, den Fürsten Andrei, zu sehen. Aber trotz aller ihrer Bereitwilligkeit, den kleinsten Fleck für das Bild eines Menschen oder auch eines Sarges zu nehmen, sah sie schlechthin gar nichts. Sie begann häufig mit den Augen zu zwinkern und trat von den Spiegeln zurück.

„Warum sehen andere etwas, und ich sehe nichts?" sagte sie. „Nun, setz du dich hin, Sonja; heute mußt du es unbedingt tun," fuhr sie fort. „Tu es nur für mich. Mir ist heute so bange!"

Sonja setzte sich an die Spiegel, brachte die Stellung in Ordnung und begann hineinzusehen.

„Ja, Fräulein Sonja wird ganz bestimmt etwas sehen," flüsterte Dunjascha. „Aber Sie lachen ja immer."

Sonja hörte diese Worte und hörte auch, wie Natascha flüsternd sagte:

„Ich bin auch überzeugt, daß sie etwas sehen wird; sie hat auch im vorigen Jahre etwas gesehen."

Etwa drei Minuten lang schwiegen sie alle. „Ganz bestimmt ..."

flüsterte Natascha, brachte aber den begonnenen Satz nicht zu Ende, da Sonja plötzlich denjenigen Spiegel, den sie hielt, wegstieß und die Augen mit der Hand bedeckte.

„Ach, Natascha!" sagte sie.

„Hast du etwas gesehen? Hast du etwas gesehen? Was hast du gesehen?" rief Natascha und fing schnell den Spiegel auf, so daß er nicht hinfiel.

Sonja hatte überhaupt nichts gesehen; als sie Natascha sagen hörte: „Ganz bestimmt ...", hatte sie gerade mit den Augen blinzeln und aufstehen wollen. Denn sie hatte Dunjascha und Natascha nicht dadurch, daß sie tat, als sähe sie etwas, täuschen wollen, und es war ihr lästig geworden, so dazusitzen. Sie wußte selbst nicht, wie und infolge wovon ihr der Schrei entfahren war, als sie die Augen mit der Hand bedeckte.

„Hast du ihn gesehen?" fragte Natascha und ergriff ihre Hand.

„Ja. Warte mal ... ich ... ich habe ihn gesehen," antwortete Sonja unwillkürlich, wiewohl sie noch nicht einmal wußte, wen Natascha mit dem Worte „ihn" meinte, ob den Fürsten Andrei oder Nikolai.

„Aber warum soll ich denn nicht sagen, daß ich etwas gesehen habe?" ging es ihr schnell durch den Kopf. „Es sehen ja doch andere Mädchen etwas! Und wer kann mir beweisen, ob ich etwas gesehen habe oder nicht?"

„Ja, ich habe ihn gesehen," sagte sie.

„Wie denn, wie denn? Stand er oder lag er?"

„Nein, ich sah ... Anfangs war lange nichts da, und auf einmal sah ich, daß er dalag."

„Andrei lag da? Er ist also krank?" fragte Natascha erschrocken und blickte ihre Freundin mit starren Augen an.

„Nein, im Gegenteil, im Gegenteil, sein Gesicht war heiter,

und er wandte sich zu mir um." Und in dem Augenblicke, wo sie sprach, glaubte sie selbst, das, was sie berichtete, gesehen zu haben.

„Nun, und dann, Sonja?"

„Dann konnte ich nichts mehr deutlich erkennen; es war etwas Blaues und Rotes da . . ."

„Sonja! Wann wird er zurückkommen? Wann werde ich ihn wiedersehen? Mein Gott, wie ich mich ängstige, daß ihm oder mir etwas zustößt; um alles ängstige ich mich . . ." rief Natascha, und ohne auf Sonjas Tröstungen zu antworten, legte sie sich ins Bett und lag noch lange, nachdem das Licht ausgelöscht war, mit offenen Augen, ohne sich zu rühren, da und blickte nach dem kalten Lichte des Mondes, das durch die befrorenen Fensterscheiben drang.

XIII

Einige Tage darauf machte Nikolai seiner Mutter Mitteilung von seiner Liebe zu Sonja und von seinem festen Entschlusse, sie zu heiraten. Die Gräfin, die schon längst bemerkt hatte, was zwischen Sonja und Nikolai vorging, und diese Mitteilung erwartet hatte, hörte ihren Sohn schweigend an und erwiderte ihm dann, er könne heiraten, wen er wolle; aber weder sie noch der Vater würden ihm zu einer solchen Ehe ihren Segen geben. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte Nikolai, daß seine Mutter mit ihm unzufrieden sei und trotz all ihrer Liebe zu ihm nicht nachgeben werde. Mit kühler Miene, und ohne ihren Sohn anzusehen, ließ sie ihren Mann rufen; als dieser gekommen war, wollte sie ihm kurz und in kaltem Tone in Nikolais Gegenwart mitteilen, um was es sich handelte; aber sie vermochte sich doch nicht zu beherrschen, brach in Tränen des Ingrimms aus und

verließ das Zimmer. Der alte Graf begann, in unſicherer Art Nikolai zu ermahnen und ihn zu bitten, er möge doch dieſe Abſicht wieder aufgeben. Nikolai erwiderte, er könne ſein gegebenes Wort nicht brechen, und der Vater, der augenſcheinlich verlegen war, hörte ſehr bald mit dem Zureden auf und ging zur Gräfin. Bei allen Differenzen mit ſeinem Sohne konnte der Graf das Bewußtſein nicht loswerden, daß er dieſem gegenüber durch die von ihm verſchuldete Zerrüttung der Vermögensverhältniſſe ſich vergangen habe, und er war daher außerſtande, dem Sohne zu zürnen, wenn dieſer ſich weigerte, ein reiches Mädchen zu heiraten, und die mittgiftloſe Sonja wählte; es kam ihm bei dieſem Anlaſſe nur noch deutlicher zum Gefühl, daß, wenn die Verhältniſſe nicht ſo zerrüttet wären, ſich gar keine beſſere Frau für Nikolai wünſchen ließe als gerade Sonja, und daß an dieſer Zerrüttung der Verhältniſſe nur er allein die Schuld trage, wegen ſeines Dmitri und wegen ſeiner Lebensgewohnheiten, die aufzugeben er nicht die Kraft beſitze.

Vater und Mutter redeten über dieſe Angelegenheit nicht mehr mit dem Sohne; aber einige Tage darauf ließ die Gräfin Sonja zu ſich rufen und machte mit einer Härte, die nicht nur dieſer überraſchend kam, ſondern deren auch die Gräfin ſelbſt ſich nicht für fähig gehalten hätte, ihrer Nichte den Vorwurf, Nikolai verlockt und dadurch ihnen mit Undank gelohnt zu haben. Sonja hörte ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen die harten Worte der Gräfin an und verſtand gar nicht, was dieſe nun eigentlich von ihr verlangte. Sie war bereit, für ihre Wohltäter jedes Opfer zu bringen, wie denn überhaupt der Gedanke der Selbſtaufopferung ihre Lieblingsidee war; aber in dieſem Falle war ſie nicht imſtande zu begreifen, wem ſie ein Opfer bringen und worin es beſtehen ſolle. Es war ihr gar nicht anders möglich, als die Gräfin und die ganze Familie Roſtow zu lieben; aber auch die Liebe

zu Nikolai konnte sie sich nicht aus dem Herzen reißen, und sie war fest überzeugt, daß sein Glück von dieser Liebe abhing. So schwieg sie denn traurig und antwortete nicht auf die ihr gemachten Vorwürfe.

Nikolai war, wie er meinte, nicht imstande, diesen Zustand länger zu ertragen, und ging zu seiner Mutter, um sich mit dieser darüber auszusprechen. Zuerst bat er seine Mutter inständig, ihm und Sonja zu verzeihen und in ihre Ehe zu willigen; dann drohte er der Mutter, wenn sie nicht aufhöre, Sonja zu peinigen, so werde er sich mit ihr sofort heimlich verheiraten.

Die Gräfin antwortete ihm mit einer Kälte, die er an ihr noch nie kennen gelernt hatte: er sei mündig; Fürst Andrei wolle ja ebenfalls ohne die Einwilligung seines Vaters heiraten, und so könne er ja dasselbe tun; aber sie werde diese Intrigantin niemals als Schwiegertochter anerkennen.

Empört über den Ausdruck „Intrigantin", erwiderte Nikolai seiner Mutter mit erhobener Stimme, er habe nicht gedacht, daß sie ihm zumuten werde, seine Gefühle für Geld zu verkaufen; wenn dem aber doch so sei, so sage er zum letzten Male ... Aber er kam nicht dazu, jenes entscheidende Wort auszusprechen, das seine Mutter nach seinem Gesichtsausdrucke mit Schrecken erwartete, und welches vielleicht für immer als peinliche Erinnerung zwischen ihnen gestanden hätte. Er kam nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen, weil in diesem Augenblicke Natascha, die an der Tür gehorcht hatte, mit ernstem, blassem Gesichte ins Zimmer trat.

„Lieber Nikolai, du redest Unsinn; sei still, sei still! Ich sage dir, sei still!..." rief sie, fast schreiend, um seine Stimme zu übertönen.

„Mama, liebste, teuerste Mama, die Sache hängt ja ganz anders zusammen ... Beste Mama, Sie arme ..." wandte sie sich an

die Mutter, welche in dem Gefühle, daß ein unheilbarer Bruch unmittelbar bevorstehe, ihren Sohn voll Entsetzen ansah, aber aus Hartnäckigkeit und Kampfeseifer nicht nachgeben wollte und konnte.

„Lieber Nikolai, ich will es dir nachher gleich erklären, geh jetzt hinaus; hören Sie mich an, beste Mama!“ sagte sie zu der Mutter.

Ihre Worte waren ja sinnlos; aber sie erzielten die Wirkung, die sie mit ihnen beabsichtigte.

Die Gräfin verbarg, krampfhaft aufschluchzend, ihr Gesicht an der Brust der Tochter; Nikolai aber stand auf, griff sich an den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Natascha machte es sich zur Aufgabe, das Werk der Versöhnung durchzuführen, und brachte es dahin, daß Nikolai von der Mutter das Versprechen erhielt, Sonja werde rücksichtsvoll behandelt werden, und selbst versprach, nichts ohne Vorwissen der Eltern zu unternehmen.

Mit dem festen Vorsatze, sobald er seine Angelegenheiten beim Regimente geordnet haben würde, den Abschied zu nehmen, nach Hause zurückzukehren und Sonja zu heiraten, reiste Nikolai, in ernster, trüber Stimmung wegen der Mißhelligkeit mit seinen Eltern, aber, wie es ihm wenigstens vorkam, leidenschaftlich verliebt, Anfang Januar wieder zu seinem Regimente.

Nach Nikolais Abreise wurde es im Rostowschen Hause trauriger als je vorher. Die Gräfin erkrankte infolge der seelischen Erregungen.

Sonja war niedergeschlagen, sowohl infolge der Trennung von Nikolai als auch in noch höherem Grade infolge des feindseligen Tones, dessen sich die Gräfin im Verkehr mit ihr nicht enthalten konnte. Der Graf steckte tiefer als je in Sorgen wegen des üblen Zustandes seiner Angelegenheiten, zu dessen Behebung irgend-

welche entscheidenden Maßregeln erforderlich waren. Es mußten notwendig das Haus in Moskau und das Landhaus bei Moskau verkauft werden, und um diesen Verkauf zu bewerkstelligen, mußten sie nach Moskau fahren. Aber der Gesundheitszustand der Gräfin veranlaßte, daß die Abreise von einem Tage zum andern verschoben wurde.

Natascha, welche die erste Zeit der Trennung von ihrem Bräutigam leicht und sogar fröhlich überstanden hatte, wurde jetzt mit jedem Tage aufgeregter und unruhiger. Der Gedanke, daß ihre beste Lebenszeit, die sie auf die Liebe zu ihm hätte verwenden können, nun so unnütz und zwecklos verloren ging, ohne daß jemand etwas davon hatte, dieser Gedanke quälte sie unaufhörlich. Seine Briefe verstimmten sie meistens. Es war ihr kränkend, denken zu müssen, daß, während sie nur in dem Gedanken an ihn lebte, er ein wahres, volles Leben führte, neue Orte und neue Menschen sah, die ihn interessierten. Je frischer und lebhafter seine Briefe waren, um so mehr Verdruß erregten sie ihr. Ihre eigenen Briefe an ihn gewährten ihr keinen Trost, sondern bildeten für sie nur eine widerwärtige Pflicht, bei deren Erfüllung sie sich nicht so geben konnte, wie es ihre Natur war. Sie verstand nicht zu schreiben, weil sie es nicht für möglich hielt, in einem Briefe wahrheitsgemäß auch nur den tausendsten Teil dessen zum Ausdruck zu bringen, was sie mit der Stimme, dem Lächeln und dem Blicke auszudrücken gewohnt war. Sie schrieb ihm schematisch einförmige, trockene Briefe, denen sie selbst keinen Wert beimaß, und bei denen die Gräfin ihr im Unreinen die orthographischen Fehler korrigierte.

Das Befinden der Gräfin wollte sich immer noch nicht bessern; aber ein weiterer Aufschub der Reise nach Moskau war nicht mehr möglich. Es mußte die Aussteuer beschafft und das Haus verkauft werden; dazu kam noch, daß sich erwarten ließ, Fürst

Andrei werde sich zuerst in Moskau aufhalten, wo in diesem Winter Fürst Nikolai Andrejewitsch wohnte; ja, Natascha war sogar davon überzeugt, daß ihr Bräutigam bereits dort angekommen sei.

So blieb denn die Gräfin auf dem Lande, während der Graf Ende Januar nach Moskau reiste und Sonja und Natascha mitnahm.

Achter Teil

I

Pierre hatte nach der Verlobung des Fürſten Andrei mit Natascha auf einmal ohne jeden ſichtbaren Grund die Empfindung, daß er ſein bisheriges Leben nicht fortſetzen könne. Wie feſt er auch von den Wahrheiten überzeugt war, die ihm ſein Freund und Wohltäter eröffnet hatte, wie freudenreich ihm auch jene erſte Zeit der Begeiſterung für die innerliche Arbeit der Selbſtvervollkommnung geweſen war, eine Arbeit, der er ſich mit dem größten Eifer gewidmet hatte: nach der Verlobung des Fürſten Andrei mit Natascha und nach dem Tode Oſip Alexejewitſchs (er erhielt beide Nachrichten faſt zu gleicher Zeit) war der ganze Reiz dieſes bisherigen Lebens für ihn plötzlich dahin. Was ihm vom Leben blieb, war gleichſam nur ein trockenes Skelett: ſein Haus mit der ſchönen Frau, die eine ſo glänzende Stellung einnahm und ſich jetzt der Gunſt einer ſehr hohen Perſönlichkeit erfreute, die Bekanntſchaft mit ganz Petersburg und der Kammerherrndienſt mit ſeinen langweiligen Formalitäten. Und dieſes bisherige Leben erſchien ihm plötzlich und unerwartet als etwas Garſtiges, Widerwärtiges. Er hörte auf, ſein Tagebuch zu führen, mied die Geſellſchaft ſeiner Brüder, der Freimaurer, begann wieder den Klub zu beſuchen, fing wieder an ſtark zu trinken, verkehrte wieder in den Kreiſen von Junggeſellen und begann ein ſolches Leben zu führen, daß die Gräfin Jelena Waſiljewna für nötig hielt, ihm ernſte Vorhaltungen zu machen. Pierre fühlte, daß ſie recht hatte, und um ſeine Frau nicht zu kompromittieren, ſiedelte er nach Moskau über.

Sobald er in Moskau wieder in ſein gewaltiges Haus mit den vertrockneten und vertrocknenden Prinzeſſinnen und der großen Dienerſchaft eingezogen war; ſobald er bei einer Fahrt durch

die Stadt die Iberiſche Kapelle mit den zahlloſen brennenden Kerzen vor den goldſtrotzenden Heiligenbildern und den Kremlplatz mit der unzerfahrenen Schneefläche und die Droſchkenkutſcher und die elenden, kleinen Hütten in der Siwzew-Wraſchek-Straße geſehen hatte; als er die alten Moskauer Herren wiederſah, die nichts weiter wünſchten und erſtrebten und in größter Seelenruhe ihren Lebensabend verbrachten, und die betagten Moskauer adligen Damen und die Moskauer Bälle und den Moskauer Engliſchen Klub: da hatte er die Empfindung, daß er daheim ſei, im ſtillen Hafen. Er fühlte ſich in Moskau ruhig, warm und behaglich wie in einem alten, ſchmutzigen Schlafrock.

Die geſamte Moskauer Geſellſchaft, von den alten Damen bis herunter zu den Kindern, nahm ihn wie einen altbekannten, längſt erwarteten Gaſt auf, für den ein Platz immer reſerviert und bereitgehalten war. Für die beſſeren Kreiſe Moskaus war Pierre ein ſehr liebenswürdiger, braver, verſtändiger, heiterer, hochherziger Sonderling, ein zerſtreuter, herzensguter ruſſiſcher Edelmann vom alten Schlage. Seine Geldbörſe war immer leer, weil ſie für alle offen war.

Billette zu Benefizvorſtellungen, ſchlechte Gemälde und Statuen, Wohltätigkeitsvereine, Zigeuner, Schulen, Subſkriptionsliſten für Diners und Gelage, Freimaurer, Kirchen, Bücher: für niemand und für nichts hatte er eine abſchlägige Antwort, und wenn nicht zwei ſeiner Freunde, die viel Geld von ihm borgten, ihn gewiſſermaßen unter ihre Vormundſchaft genommen hätten, ſo hätte er alles weggegeben. Im Klub fand kein Diner und kein Abendeſſen ſtatt, ohne daß er dabei geweſen wäre. Sobald er nach zwei Flaſchen Margaux ſich auf ſeinem gewöhnlichen Sofaplatze hingeräkelt hatte, ſammelte ſich ein Kreis von Bekannten um ihn; man plauderte, diſputierte und ſcherzte. Entſtand ein ernſtlicher Streit, ſo ſtellte er ſchon allein

durch ſein gutmütiges Lächeln und durch ein wohlangebrachtes Scherzwort den Frieden wieder her. Die maureriſchen Tafellogen waren öde und langweilig, wenn er nicht daran teilnahm.

Wenn er nach einem Junggeſellenſouper, den Bitten der luſtigen Geſellſchaft nachgebend, ſich mit ſeinem gutmütigen, angenehmen Lächeln erhob, um mit ihnen, man kann leicht denken, wohin, zu fahren, ſo brachen die jungen Leute in ein frohes Jubelgeſchrei aus. Auf Bällen tanzte er, wenn es an Herren mangelte. Die jungen Frauen und Mädchen mochten ihn gern, weil er nicht einer einzelnen den Hof machte, ſondern gegen alle in gleicher Weiſe liebenswürdig war, namentlich nach dem Souper. „Il est charmant; il n'a pas de sexe," ſagten ſie von ihm.

Pierre war ein Kammerherr a. D., der in Moskau harmlos dahinlebte, ein Mann, wie es deren dort Hunderte gab.

Was hätte er für einen Schreck bekommen, wenn ihm ſieben Jahre vorher, als er ſoeben aus dem Auslande heimgekehrt war, jemand geſagt hätte, er brauche gar nichts Neues zu ſuchen und zu erſinnen, er werde in dem längſt ausgefahrenen, ihm von Ewigkeit her vorausbeſtimmten Geleiſe dahinleben und werde, wie auch immer er ſich drehen und wenden möge, doch genau ebenſo ein Menſch ſein, wie alle in ſeiner Lage. Das wäre ihm ganz unglaublich erſchienen! Hatte er denn nicht von ganzem Herzen gewünſcht, in Rußland die Republik einzuführen, oder ſelbſt ein Napoleon zu werden, oder ein Philoſoph, oder ein Feldherr, der durch ſeine überlegene Taktik dieſen Napoleon beſiegte? Hatte er denn nicht den leidenſchaftlichen, ihm erfüllbar ſcheinenden Wunſch gehegt, eine Wiedergeburt des laſterhaften Menſchengeſchlechtes herbeizuführen und ſich ſelbſt zur höchſten Stufe der Vollkommenheit zu bringen? Hatte er denn nicht Schulen und Krankenhäuſer gegründet und ſeinen Leibeigenen die Freiheit geſchenkt?

Und ſtatt alles deſſen, was war er nun? Der reiche Gatte einer untreuen Ehefrau, ein Kammerherr a. D., ein Mann, der gern gut aß und trank und, wenn er ſich nach Tiſche den Rock aufgeknöpft hatte, gern ein wenig über die Regierung ſchimpfte, Mitglied des Moskauer Engliſchen Klubs und allgemein beliebtes Mitglied der Moskauer Geſellſchaft. Er konnte ſich lange Zeit nicht mit dem Gedanken befreunden, daß er nun gerade ſo ein Moskauer Kammerherr a. D. ſei wie andere, eine Menſchenklaſſe, die er vor ſieben Jahren ſo tief verachtet hatte.

Manchmal tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß er dieſe Lebensweiſe ja nur für eine kleine Weile, nicht für die Dauer, führen werde; aber dann erſchreckte ihn ein anderer Gedanke: daß bereits unzählige Leute, genau ſo wie er, nur für eine kleine Weile, nicht für die Dauer, mit ſämtlichen Zähnen im Munde und dichtem Haar auf dem Kopfe in dieſe Lebensweiſe und in dieſen Klub eingetreten und ſo lange darin geblieben waren, bis ſie keine Zähne und keine Haare mehr hatten.

Wenn er in Augenblicken des Stolzes über ſeine Lage nachdachte, ſo wollte es ihm ſcheinen, daß er ein ganz andersartiger und von denjenigen, die er früher verachtet hatte, grundverſchiedener Kammerherr a. D. ſei; jenes ſeien geringwertige, dumme Menſchen, die mit ihrer Lage zufrieden ſeien und ſich in ihr ganz wohl befänden; „aber ich," ſagte er ſich in ſolchen Augenblicken des Stolzes, „ich bin auch jetzt ſtets unzufrieden und habe ſtets den Wunſch, etwas für die Menſchheit zu tun." In Augenblicken der Beſcheidenheit jedoch ſagte er ſich: „Aber vielleicht haben auch jene meine Schickſalsgenoſſen alle, ganz ebenſo wie ich, gerungen und einen neuen, individuellen Lebensweg geſucht und ſind dann, ebenſo wie ich, durch die Gewalt der Umſtände, der geſellſchaftlichen Verhältniſſe und ihrer Herkunft, durch jene elementare Gewalt, gegen die der Menſch

nichts auszurichten vermag, ebendahin geführt worden wie ich." Und nachdem er eine Weile in Moskau gelebt hatte, verachtete er jene seine Schicksalsgenossen nicht mehr, sondern begann sie gern zu haben, sie zu achten und sie ebenso wie sich selbst zu bedauern.

Es kamen jetzt nicht mehr über ihn wie früher Augenblicke der Verzweiflung, der Schwermut und des Ekels vor dem Leben; aber jene Krankheit, die sich früher in scharfen Anfällen bekundet hatte, war nur nach innen zurückgedrängt und wich keinen Augenblick von ihm. „Wie geht es in der Welt zu? Warum und wozu das alles?" so fragte er sich verständnislos mehrmals im Laufe jedes Tages, wenn er unwillkürlich über Sinn und Wert der einzelnen Erscheinungen des Lebens nachzudenken anfing; aber da er aus Erfahrung wußte, daß es auf diese Fragen keine Antworten gab, so suchte er eilig von ihnen loszukommen, griff nach einem Buche oder machte, daß er in den Klub oder zu Apollon Nikolajewitsch kam, um dort Stadtklatsch anzuhören und darüber mitzureden.

„Jelena Wasiljewna, die niemals etwas anderes geliebt hat als ihren eigenen Körper und eines der dümmsten Frauenzimmer auf der ganzen Welt ist," meditierte Pierre, „gilt den Leuten als der Gipfel der Klugheit und des feinen Geschmackes, und alles beugt sich vor ihr. Napoleon Bonaparte wurde von allen geringgeschätzt, solange er ein wahrhaft großer Mann war, und nachdem er ein kläglicher Komödiant geworden ist, beeifert sich Kaiser Franz, ihm seine Tochter als illegitime Gemahlin anzubieten. Die Spanier senden durch die katholische Geistlichkeit Dankgebete zu Gott empor, weil sie am vierzehnten Juni die Franzosen besiegt haben, und die Franzosen senden durch dieselbe katholische Geistlichkeit Dankgebete empor, weil sie am vierzehnten Juni die Spanier besiegt haben. Meine Brüder, die Frei-

maurer, ſchwören einen feierlichen Eid, daß ſie ſtets bereit ſein werden, alles für den Nächſten zum Opfer zu bringen; aber bei den Kollekten für die Armen bezahlen ſie pro Monat nicht einmal einen Rubel; und Aſträa intrigiert gegen die Mannaſucher, und ſie reißen ſich um einen echten ſchottiſchen Teppich und um ein Schriftſtück, deſſen Sinn nicht einmal der verſteht, der es verfaßt hat, und von dem niemand einen Nutzen hat. Wir alle bekennen das chriſtliche Gebot, das uns befiehlt, Beleidigungen zu verzeihen und unſern Nächſten zu lieben, ein Gebot, demzufolge wir in Moskau unzählige Kirchen errichtet haben; aber geſtern iſt ein Deſerteur mit der Knute zu Tode geprügelt worden, und ein Diener eben dieſes Geſetzes der Liebe und Vergebung, ein Geiſtlicher, hat dem Soldaten vor der Exekution das Kreuz zum Küſſen hingehalten." So meditierte Pierre; und dieſe ganze, allgemein verbreitete, von allen zugegebene Lüge und Unwahrhaftigkeit ſetzte ihn, wie ſehr er auch an ſie gewöhnt war, dennoch jedesmal wie etwas Neues in Erſtaunen. „Ich erkenne dieſe Lüge und Verwirrung," dachte er, „aber wie ſoll ich es anfangen, den Menſchen alles das, was ich erkenne, darzulegen? Ich habe es verſucht und habe dann immer gefunden, daß auch ſie in der Tiefe ihrer Seele dasſelbe erkennen wie ich, ſich aber bemühen, dieſe Lüge und Unwahrhaftigkeit nicht zu ſehen. Alſo iſt da nichts zu ändern. Aber ich, wie ſoll ich mich nun dazu ſtellen?" fragte ſich Pierre. Er beſaß die unglückliche Eigenſchaft vieler Menſchen (und ſie iſt in Rußland beſonders häufig): an die Möglichkeit des Guten und der Wahrheit zu glauben und das Böſe und die Lüge im Leben zu deutlich zu erkennen, als daß man es über ſich gewinnen könnte, an dieſem Leben ernſthaften Anteil zu nehmen. Jedes Arbeitsgebiet war in ſeinen Augen mit Schlechtigkeit und Betrug verbunden. Was auch immer er zu ſein verſuchen mochte, zu welcher Tätigkeit auch immer er greifen mochte, Schlechtigkeit

und Lüge ſtießen ihn überall ab und verſperrten ihm alle Wege des Wirkens. Aber dabei mußte er doch leben, mußte irgendwie beſchäftigt ſein. Es war eine gar zu ſchreckliche Empfindung, unter dem ſteten Drucke dieſer ungelöſten Lebensfragen zu ſtehen, und ſo ergab er ſich den erſten beſten Vergnügungen, um nur jene Fragen zu vergeſſen. Er beſuchte alle möglichen Geſellſchaften, trank viel, kaufte Gemälde und baute; und vor allen Dingen las er viel.

Er las, und zwar las er alles, was ihm in die Hände kam, und las mit ſolcher Gier, daß, wenn er abends nach Hauſe kam und die Diener ihn noch auskleideten, er ſchon zum Buche griff und las. Und von der Lektüre ging er zum Schlafe über, und vom Schlafe zum Geplauder in den Salons und im Klub, vom Geplauder zum Schlemmen und zu den Weibern, vom Schlemmen wieder zum Geplauder, zur Lektüre und zum Weine. Das Weintrinken wurde ihm mehr und mehr zu einem phyſiſchen und zugleich zu einem geiſtigen Bedürfnis. Trotzdem ihm die Ärzte ſagten, daß ihm bei ſeiner Korpulenz der Weingenuß gefährlich ſei, trank er ſehr viel. Völlig wohl wurde ihm erſt dann, wenn er, ohne ſich deſſen ſelbſt recht bewußt zu werden, in ſeinen großen Mund mehrere Gläſer Wein hineingeſtürzt hatte; dann empfand er eine angenehme Wärme im Körper, eine Zärtlichkeit gegen alle, mit denen er in Berührung kam, und eine Bereitwilligkeit, ſich mit jedem Gedanken in oberflächlicher Weiſe abzufinden, ohne auf den eigentlichen Kern desſelben einzugehen. Erſt nachdem er eine und noch eine zweite Flaſche Wein getrunken hatte, gelangte er zu der verſchwommenen Vorſtellung, daß jener wirre, furchtbare Knoten des Lebens, der ihn vorher erſchreckt hatte, doch nicht ſo furchtbar ſei, wie es ihm vorgekommen war. Er ſah dieſen Knoten zwar auch im Zuſtande leiſer Berauſchtheit unaufhörlich von der einen oder andern Seite, mochte er nun

plaudern oder Geſpräche mitanhören oder nach dem Mittageſſen und Abendeſſen leſen; aber unter der Einwirkung des Weines ſagte er ſich dann: „Das hat nichts weiter auf ſich. Das werde ich ſchon entwirren. Ich weiß ſchon, wie ich alles löſen werde; aber jetzt habe ich keine Zeit; ſpäter werde ich das alles überdenken!" Aber dieſes „Später" kam eben niemals.

Frühmorgens, ehe er etwas genoſſen hatte, erſchienen ihm dann alle dieſe Fragen wieder ebenſo unlösbar und furchtbar wie früher; und er griff eilig nach einem Buche und freute ſich, wenn jemand zu ihm kam.

Manchmal erinnerte ſich Pierre an eine eigentümliche Beobachtung, von der er früher einmal gehört hatte: daß im Kriege die Soldaten, wenn ſie in einer Poſition beſchoſſen werden und dagegen nichts tun können, ſich abſichtlich irgendeine Beſchäftigung ſuchen, um die Gefahr leichter zu ertragen. Und es wollte ihm ſcheinen, daß es alle Menſchen ähnlich machten wie ſolche Soldaten: ſie ſuchten ſich vor den ſchweren Fragen des Lebens zu retten, der eine durch Ehrgeiz, ein anderer durch Kartenſpiel, ein anderer durch Abfaſſen von Geſetzen, ein anderer durch Weiber, ein anderer durch Spielereien, ein anderer durch Pferde, ein anderer durch die Politik, ein anderer durch den Wein, ein anderer durch Amtstätigkeit. „Da iſt nichts wertlos und nichts wichtig; es iſt alles gleich: wenn ich mich nur vor jenen ſchweren Fragen rette, ſo gut ich es vermag!" dachte Pierre. „Wenn ich ſie nur nicht ſehe, dieſe furchtbaren Dinge!"

II

Zu Anfang des Winters war Fürſt Nikolai Andrejewitſch Bolkonſki mit ſeiner Tochter nach Moskau übergeſiedelt. Wegen ſeiner Vergangenheit, ſeines Verſtandes und ſeiner Originalität,

besonders aber infolge des damaligen Abflauens der Begeisterung für die Regierung Kaiser Alexanders und infolge der franzosenfeindlichen, patriotischen Richtung, die damals in Moskau herrschte, wurde Fürst Nikolai Andrejewitsch alsbald ein Gegenstand besonderer Verehrung für die Moskauer und der eigentliche Mittelpunkt der Moskauer Opposition gegen die Regierung.

Der Fürst war im letzten Jahre recht alt geworden. Es traten bei ihm in scharfer Deutlichkeit die Anzeichen des Greisenalters hervor: häufiges, unerwartetes Einschlafen, Vergeßlichkeit für zeitlich ganz naheliegende Ereignisse und ein gutes Gedächtnis für weit zurückliegende, dazu die kindische Eitelkeit, mit der er die Rolle eines Führers der Moskauer Opposition übernommen hatte. Aber trotz alledem: wenn der alte Mann, namentlich bei Abendgesellschaften in seinem Hause, zum Tee in seinem Pelze und mit seiner gepuderten Perücke erschien und, von jemand dazu angeregt, in bruchstückartiger, zerhackter Manier aus der Vergangenheit erzählte oder in noch kürzerer Form scharf tadelnde Urteile über die Gegenwart abgab, so rief er bei all seinen Gästen das gleiche Gefühl respektvoller Verehrung hervor. Den Besuchern bot dieses gesamte altertümliche Haus ein Schauspiel dar, das ebenso großartig wie angenehm wirkte: mit den gewaltigen Wandspiegeln, mit dem aus einer längst vergangenen Zeit stammenden Mobiliar, mit diesen gepuderten Dienern, mit ihm selbst, diesem barschen, klugen Greise, der dem vorigen Jahrhunderte angehörte, und mit seiner sanften Tochter und der hübschen Französin, die in Ehrerbietung vor ihm vergingen. Aber die Besucher bedachten nicht, daß außer den zwei bis drei Stunden, während deren sie mit den Hausgenossen zusammen waren, der Tag noch etwa zweiundzwanzig Stunden hatte, in denen das verborgene, innere Leben des Hauses weiterging.

Dieses innere Leben war in der letzten Zeit, während des Auf-

enthaltes in Moskau, für die Prinzeſſin Marja recht drückend geworden. Sie entbehrte hier in Moskau ihre beiden beſten Freuden: die Geſpräche mit den Gottesleuten und die Einſamkeit. Beides hatte in Lyſyja-Gory dazu geholfen, ſie friſch zu erhalten; von dem hauptſtädtiſchen Leben dagegen hatte ſie keinen Vorteil und keine Freude. In Geſellſchaft ging ſie nicht: alle wußten, daß ihr Vater ſie nicht von ſich ließ, ſelbſt aber wegen ſeiner Kränklichkeit keine Geſellſchaften außer dem Hauſe beſuchen konnte; und ſo lud man ſie denn gar nicht mehr zu Diners und Soupers ein. Die Hoffnung, ſich zu verheiraten, hatte Prinzeſſin Marja ganz aufgegeben. Sie ſah, wie kalt und grimmig Fürſt Nikolai Andrejewitſch die jungen Männer aufnahm und abfertigte, die manchmal in ihrem Hauſe erſchienen und vielleicht als Bewerber auftreten konnten. Freundinnen hatte Prinzeſſin Marja keine: während dieſes Aufenthaltes in Moskau hatte ſie an denjenigen beiden, die ihr am nächſten geſtanden hatten, Enttäuſchungen erlebt. Mademoiſelle Bourienne, mit der ſie auch früher ſchon nicht völlig offenherzig hatte verkehren können, war ihr jetzt geradezu zuwider geworden, und ſie zog ſich aus gewiſſen Gründen immer mehr von ihr zurück. Und was Julja betraf, die in Moskau wohnte und mit welcher Prinzeſſin Marja fünf Jahre lang einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhalten hatte, ſo ſtellte ſich jetzt, als Prinzeſſin Marja wieder perſönlich mit ihr zuſammenkam, heraus, daß ſie ihr ganz fremd, ein grundverſchiedenes Weſen geworden war. Julja, die nun infolge des Todes ihrer Brüder eine der reichſten Partien in ganz Moskau geworden war, überließ ſich ganz und gar dem Strudel der geſellſchaftlichen Vergnügungen. Sie ſah ſich ſtets von jungen Männern umringt, die, wie ſie meinte, auf einmal zur Erkenntnis ihres wahren Wertes gelangt waren. Julja befand ſich in jener Lebensperiode eines bereits alternden Mädchens, in welcher ein

ſolches fühlt, daß jetzt die letzte Möglichkeit einer Verheiratung da iſt, und daß ſich ſein Schickſal jetzt oder nie entſcheiden muß. Mit trübem Lächeln dachte Prinzeſſin Marja an jedem Donnerstage daran, daß ſie jetzt an niemand zu ſchreiben hatte, da Julja (dieſe Julja, von deren Anweſenheit ſie keine Freude hatte) mit ihr an demſelben Orte war und ſie einander jede Woche ſahen. Es ging ihr ähnlich wie jenem alten Emigranten, der darauf verzichtete, die Dame zu heiraten, bei der er mehrere Jahre lang ſeine Abende verlebt hatte: Prinzeſſin Marja bedauerte, daß Julja mit ihr in derſelben Stadt wohnte und ſie nun niemand hatte, an den ſie ſchreiben konnte. Prinzeſſin Marja hatte in Moskau niemand, mit dem ſie hätte offen reden und dem ſie ihr Leid hätte anvertrauen können, und es war damals viel neues Leid zu dem alten noch hinzugekommen.

Der in Ausſicht genommene Termin für die Rückkehr des Fürſten Andrei und für ſeine Verheiratung rückte heran, und der Auftrag, den er ihr erteilt hatte, den Vater darauf vorzubereiten, war nicht ausgeführt worden; ja, die Sache ſchien im Gegenteil ganz ſchlimm zu ſtehen, da ſchon die bloße Erwähnung der Komteſſe Roſtowa ausreichte, um den alten Fürſten, der ſowieſo ſchon faſt immer übler Laune war, ganz außer ſich zu bringen.

Als eine neue Quelle des Leides waren in letzter Zeit für die Prinzeſſin Marja noch die Unterrichtsſtunden hinzugekommen, die ſie ihrem ſechsjährigen Neffen erteilte. Bei ihrem Verkehr mit Nikolenka nahm ſie mit Schrecken an ſich ſelbſt jene Reizbarkeit wahr, die ein Charakterzug ihres Vaters war. Sie ſagte ſich immer von neuem, ſie müſſe ſich beim Unterrichte ihres Neffen beherrſchen und dürfe nicht hitzig werden; aber faſt jedesmal, wenn ſie ſich mit der franzöſiſchen Fibel und dem Zeigeſtifte hingeſetzt hatte, geriet ſie in einen ſolchen Eifer, ihr eigenes Wiſſen

möglichſt ſchnell und möglichſt leicht gleichſam in das Kind hinüberzugießen, welches von vornherein in Angſt war, die Tante würde im nächſten Augenblick zornig werden — ſie geriet in einen ſolchen Eifer, daß ſie bei der geringſten Unaufmerkſamkeit von ſeiten des Knaben zuſammenzuckte, haſtig und hitzig wurde, die Stimme erhob und ihn manchmal am Ärmchen ſchüttelte und in die Ecke ſtellte. Wenn ſie ihn nun in die Ecke geſtellt hatte, ſo begann ſie ſelbſt über ihren böſen, ſchlechten Charakter zu weinen, und Nikolenka, der in unwillkürlichem Nachahmungstriebe ebenfalls ſchluchzte, kam dann ohne Erlaubnis aus ſeiner Ecke heraus, ging zu ihr hin, zog ihr die tränenfeuchten Hände vom Geſichte und tröſtete ſie.

Aber den größten, allergrößten Kummer bereitete der Prinzeſſin die Reizbarkeit ihres Vaters, die ſich immer gegen die Tochter richtete und in der letzten Zeit geradezu zur Grauſamkeit ausgeartet war. Hätte er ſie gezwungen, ganze Nächte lang vor den Heiligenbildern unter tiefen Verbeugungen zu beten, hätte er ſie geſchlagen, hätte er ihr befohlen, Holz und Waſſer zu ſchleppen, ſo wäre es ihr nicht in den Sinn gekommen, ihre Lage für drückend zu halten; aber dieſer liebende Peiniger, deſſen Grauſamkeit eben daher rührte, daß er ſie liebte und zur Strafe dafür ſich und ſie peinigte, legte es nicht nur abſichtlich darauf an, ſie zu kränken und zu demütigen, ſondern er ſuchte ihr auch noch jedesmal zu beweiſen, daß ſie immer und an allem ſchuld ſei. In der letzten Zeit war bei ihm eine neue Abſonderlichkeit hervorgetreten, die der Prinzeſſin Marja mehr Qual bereitete als alles andere: das war ſeine immer mehr wachſende Zuneigung zu Mademoiſelle Bourienne. Als er ſeinerzeit zuerſt von der Abſicht ſeines Sohnes, ſich wieder zu verheiraten, gehört hatte, da war ihm im erſten Augenblicke wie eine Art von Witz der Gedanke gekommen, wenn Andrei heirate, ſo könne auch er ſelbſt Made-

moiſelle Bourienne zu ſeiner Frau machen; aber dieſer Gedanke gefiel ihm offenbar mit der Zeit immer beſſer, und in der letzten Zeit legte er mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit und, wie es der Prinzeſſin Marja ſchien, lediglich mit der Abſicht, ſie zu kränken, eine ganz beſondere Freundlichkeit gegen Mademoiſelle Bourienne an den Tag und brachte ſeine Unzufriedenheit mit ſeiner Tochter dadurch zum Ausdruck, daß er dieſer Mademoiſelle ſeine Zuneigung bezeigte.

Eines Tages während des Aufenthaltes in Moskau küßte der alte Fürſt in Gegenwart der Prinzeſſin Marja (ſie war der Anſicht, der Vater tue es abſichtlich in ihrer Gegenwart) der Mademoiſelle Bourienne die Hand, zog ſie an ſich heran und umarmte ſie zärtlich. Prinzeſſin Marja wurde dunkelrot und lief aus dem Zimmer. Einige Minuten darauf trat Mademoiſelle Bourienne lächelnd bei ihr ein und erzählte mit ihrer wohlklingenden Stimme irgend etwas Luſtiges. Prinzeſſin Marja wiſchte ſich ſchnell die Tränen ab, ging feſten Schrittes auf die Franzöſin zu und ſchrie ſie, offenbar ohne ſich deſſen ſelbſt bewußt zu werden, mit zorniger Stimme und in einer ſich überſtürzenden Haſt an: „Das iſt gemein, unwürdig, herzlos, eine Schwäche ſo zu mißbrauchen ...“ Sie ließ ihre Scheltrede unvollendet. „Gehen Sie hinaus aus meinem Zimmer!“ ſchrie ſie und brach in Schluchzen aus.

Am andern Tage ſagte der Fürſt zu ſeiner Tochter kein einziges Wort; aber es fiel ihr auf, daß er beim Mittageſſen befahl, die Speiſen ſollten zuerſt der Mademoiſelle Bourienne präſentiert werden. Und als zu Ende des Mittageſſens der Diener den Kaffee herumreichte und nach früherer Gewohnheit wieder bei der Prinzeſſin anfing, geriet der Fürſt plötzlich in Wut, warf mit ſeinem Krückſtock nach Philipp und ordnete ſofort an, er ſolle unter die Soldaten geſteckt werden.

„Er hört nicht ... zweimal habe ich es gesagt! ... er hört nicht! Sie ist die Erste in diesem Hause; sie ist meine beste Freundin," schrie der Fürst. „Und wenn du", schrie er zornig, indem er zum erstenmal an diesem Tage Prinzessin Marja anredete, „und wenn du dir noch einmal erlaubst, wie du dich gestern erdreistet hast, dich ihr gegenüber zu vergessen, so werde ich dir zeigen, wer Herr im Hause ist. Hinaus! Ich will dich nicht eher wieder sehen, ehe du sie nicht um Verzeihung gebeten hast!"

Prinzessin Marja bat ihre Gesellschafterin, ihr zu vergeben, und ebenso bat sie den Vater um Verzeihung für sich und den Diener Philipp, der sie angefleht hatte, ein gutes Wort für ihn einzulegen.

In solchen Augenblicken bildete sich in der Seele der Prinzessin Marja ein Gefühl heraus, das wie eine Art von Stolz auf das von ihr gebrachte Opfer aussah. Und dann traf es sich plötzlich, daß unmittelbar nach einer solchen Szene in ihrer Gegenwart dieser Vater, dessen Benehmen sie innerlich als hart und ungerecht verurteilte, seine Brille suchte, indem er neben ihr umhertastete, ohne sie zu sehen, oder etwas vergaß, was soeben geschehen war, oder mit seinen schwach gewordenen Beinen einen unsicheren Schritt tat und sich umsah, ob auch niemand seine Schwäche bemerkt habe, oder, was das Schlimmste war, beim Mittagessen, wenn keine Gäste da waren, die ihn sonst munter erhielten, plötzlich einschlummerte, die Serviette hinfallen ließ und sich mit seinem zitternden Kopfe über den Teller neigte. „Er ist alt und schwach, und ich erdreiste mich, ihn zu verurteilen!" dachte sie in solchen Augenblicken, mit Abscheu gegen sich selbst.

III

Im Jahre 1810 lebte in Moskau ein franzöſiſcher Arzt namens Métivier, der ſchnell Mode geworden war. Er war ein ſchöner Mann, von ſehr hohem Wuchſe, liebenswürdig wie alle Franzoſen und, wie man in Moskau allgemein ſagte, als Arzt außerordentlich tüchtig. Er verkehrte in den vornehmſten Häuſern nicht als Arzt, ſondern wie ein Gleichgeſtellter.

Fürſt Nikolai Andrejewitſch ſpottete zwar über die mediziniſche Wiſſenſchaft, hatte aber dennoch in der letzten Zeit auf Mademoiſelle Bouriennes Rat dieſen Arzt zu ſich kommen laſſen und ſich dann an ihn gewöhnt. Métivier kam etwa zweimal wöchentlich zum Fürſten.

Am Nikolaustage, dem Namenstage des Fürſten, ſtellte ſich ganz Moskau am Portale ſeines Hauſes ein; aber er hatte Befehl gegeben, niemand anzunehmen und nur einige wenige, von denen er der Prinzeſſin Marja ein Verzeichnis eingehändigt hatte, zum Mittageſſen einzuladen.

Métivier, der am Morgen zum Gratulieren kam, hielt ſich in ſeiner Eigenſchaft als Arzt für berechtigt, die Abſperrung zu durchbrechen, wie er zu der Prinzeſſin Marja ſagte, und ging zu dem Fürſten hinein. Es traf ſich, daß der alte Fürſt gerade am Morgen dieſes Namenstages beſonders ſchlechter Laune war. Er wanderte den ganzen Morgen durch das Haus, ſuchte mit allen, die er traf, Händel und ſtellte ſich, als ob er nicht verſtände, was ſie zu ihm ſagten, und als ob ſie ihn nicht verſtänden. Prinzeſſin Marja kannte dieſen Zuſtand ſtiller, verbiſſener Knurrigkeit, der gewöhnlich mit einem Wutausbruche endete, ganz genau und ging den ganzen Morgen über umher, wie wenn eine geladene Flinte mit aufgezogenen Hähnen auf ſie gerichtet wäre und ſie den unausbleiblichen Schuß erwartete. Die Stunden

vor der Ankunft des Arztes waren glücklich vorübergegangen. Nachdem Prinzeſſin Marja den Arzt hereingelaſſen hatte, ſetzte ſie ſich im Salon mit einem Buche in die Nähe der Tür, von wo aus ſie alles hören konnte, was im Zimmer ihres Vaters vorging.

Zuerſt hörte ſie nur die Stimme Métiviers, dann die Stimme ihres Vaters; dann ſprachen beide Stimmen zugleich; beide Flügel der Tür wurden heftig aufgeſtoßen, und auf der Schwelle erſchien Métivier mit ſeinem vollen, ſchwarzen Haare, auf dem ſchönen Geſichte den Ausdruck der Beſtürzung, und der Fürſt in Nachtmütze und Schlafrock mit wutentſtelltem Geſichte und rollenden Augen.

„Du verſtehſt mich nicht?“ ſchrie der Fürſt. „Aber ich durchſchaue dich! Du franzöſiſcher Spion, Sklave Bonapartes, du Spion, hinaus aus meinem Hauſe! Hinaus, ſage ich!...“ Er ſchlug die Tür zu.

Métivier trat, die Achſeln zuckend, zu Mademoiſelle Bourienne, die auf das Geſchrei aus dem Nebenzimmer herbeigelaufen kam.

„Der Fürſt iſt nicht ganz wohl,“ ſagte er. „Galle und Blutandrang nach dem Gehirn. Beruhigen Sie ſich; ich komme morgen wieder mit heran.“ Er legte einen Finger an die Lippen und entfernte ſich eilig.

Durch die geſchloſſene Tür konnte man hören, wie der Fürſt in ſeinen Pantoffeln hin und her ging und ſchrie: „Spione, Verräter, überall Verräter! Im eigenen Hauſe hat man keinen Augenblick Ruhe!“

Nach Métiviers Weggang rief der alte Fürſt ſeine Tochter zu ſich, und nun brach die ganze Wucht ſeines Zornes über ſie herein. Sie ſei daran ſchuld, daß der Spion zu ihm gelaſſen ſei. Er habe doch geſagt, habe ihr geſagt, es ſolle niemand vorgelaſſen und nur diejenigen, die auf der Liſte ſtänden, zum Mittageſſen eingeladen werden. Warum ſei nun dieſer Schurke doch herein-

gelaſſen? Sie ſei an allem ſchuld. Wenn er mit ihr zuſammenlebe, habe er keinen Augenblick Ruhe und könne nicht ruhig ſterben. So zeterte er.

„Nein, mein Kind, wir müſſen uns trennen, müſſen uns trennen! Das mögen Sie wiſſen, das mögen Sie wiſſen! Ich kann das nicht länger ertragen!“ rief er und ging aus dem Zimmer. Und als ob er fürchtete, ſie könnte die Sache irgendwie nicht ernſt genug nehmen, kehrte er noch einmal zu ihr zurück und fügte, indem er eine ruhige Miene anzunehmen ſuchte, hinzu: „Glauben Sie nicht, daß ich das nur ſo in einem Augenblick des Zornes zu Ihnen ſage; ich bin ganz ruhig und habe es mir wohl überlegt. Und es wird auch geſchehen; wir müſſen uns trennen; ſuchen Sie ſich einen andern Ort zum Wohnen!...“ Aber er konnte ſich doch nicht länger beherrſchen, und mit jener Bosheit, deren nur ein Menſch fähig iſt, der ſein Opfer doch liebt, ſchüttelte er, offenbar ſelbſt unter ſeiner Handlungsweiſe leidend, die Fäuſte und ſchrie ihr zu:

„Wenn ſie doch irgendeinen Dummkopf fände, der ſie heiratete!“ Er ſchlug die Tür hinter ſich zu; dann ſteckte er noch einmal den Kopf hindurch und rief Mademoiſelle Bourienne zu ſich, und nun wurde es in ſeinem Zimmer ſtill.

Um zwei Uhr trafen die ſechs Perſonen ein, die für das Diner auserwählt waren.

Die Gäſte — nämlich der bekannte Graf Raſtoptſchin, Fürſt Lopuchin mit ſeinem Neffen, General Tſchatrow, ein alter Kriegskamerad des Fürſten, und zwei jüngere Leute: Pierre und Boris Drubezkoi — erwarteten den alten Fürſten im Salon.

Boris, der vor kurzem auf Urlaub nach Moskau gekommen war, hatte den lebhaften Wunſch gehabt, dem Fürſten Nikolai Andrejewitſch vorgeſtellt zu werden, und es dermaßen verſtanden, ſich deſſen Gunſt zu erwerben, daß der Fürſt, während

er ſonſt unverheiratete junge Männer in ſeinem Hauſe nicht verkehren ließ, mit ihm eine Ausnahme machte.

Das Haus des Fürſten nahm nicht eigentlich am geſellſchaftlichen Leben teil; aber es kam dort ein kleiner Kreis von Männern zuſammen, von dem zwar in der Stadt nicht viel geſprochen wurde, zu welchem zugelaſſen zu werden aber beſonders ſchmeichelhaft war. Das hatte auch Boris vor einer Woche gemerkt, als in ſeiner Gegenwart der Oberkommandierende den Grafen Raſtoptſchin auf den Nikolaustag zum Diner eingeladen und dieſer ihm erwidert hatte, er könne nicht kommen:

„An dieſem Tage begebe ich mich immer zu den Gebeinen des Fürſten Nikolai Andrejewitſch, um ihnen meine Verehrung zu erweiſen."

„Ach ja, ja, richtig," hatte der Oberkommandierende geantwortet. „Was macht er denn?"

Die kleine Geſellſchaft, die ſich vor dem Diner in dem altmodiſchen, hohen, mit alten Möbeln ausgeſtatteten Salon verſammelt hatte, machte den Eindruck eines feierlichen Gerichtstribunals. Alle ſchwiegen, und wenn ſie redeten, ſo taten ſie es nur in gedämpftem Tone. Nun trat Fürſt Nikolai Andrejewitſch ein, ernſt und ſchweigſam. Prinzeſſin Marja ſchien noch ſtiller und ſchüchterner zu ſein als gewöhnlich. Die Gäſte redeten ſie nur ungern an, weil ſie ſahen, daß ſie keine Neigung hatte ſich mit ihnen zu unterhalten. Graf Raſtoptſchin hielt ganz allein das Geſpräch im Gange, indem er die letzten Neuigkeiten aus der Stadt und aus der Politik erzählte. Lopuchin und der alte General beteiligten ſich am Geſpräche nur ab und zu.

Fürſt Nikolai Andrejewitſch hörte zu, ſo wie ein höherer Richter die Berichte anhört, die ihm erſtattet werden, und bekundete nur von Zeit zu Zeit durch eine ſtumme Gebärde oder durch ein kurzes Wort, daß er das, was ihm berichtet wurde, zur Kenntnis

nahm. Aus dem Tone des Geſpräches war zu entnehmen, daß keiner das billigte, was im politiſchen Leben vorging. Es wurden Ereigniſſe erzählt, welche deutlich zeigten, daß alles einen immer ſchlechteren Gang nahm; aber bei jeder Erzählung und Kritik war auffallend, daß der Redende jedesmal an demjenigen Punkte entweder ſelbſt innehielt oder von einem andern angehalten wurde, wo die Kritik ſich auf die Perſon des Kaiſers zu beziehen begann.

Bei Tiſche kam das Geſpräch auf die letzte politiſche Neuigkeit: die Annexion der Länder des Herzogs von Oldenburg durch Napoleon und die gegen Napoleon gerichtete Note, welche die ruſſiſche Regierung an alle europäiſchen Höfe geſandt hatte.

„Bonaparte verfährt mit Europa wie ein Pirat mit einem eroberten Schiffe," bemerkte Graf Raſtoptſchin und wiederholte damit eine Wendung, deren er ſich an anderen Stellen bereits mehrmals bedient hatte. „Man kann ſich nur über die Langmut oder die Verblendung der Herrſcher wundern. Jetzt kommt nun der Papſt an die Reihe: Bonaparte, der ſich vor nichts mehr zu ſcheuen ſcheint, will das Oberhaupt der katholiſchen Kirche ſtürzen — und alle ſchweigen dazu! Der einzige, der gegen die Einziehung der Beſitzungen des Herzogs von Oldenburg proteſtiert hat, iſt unſer Kaiſer, und das . . ." Hier brach Graf Raſtoptſchin ab, da er merkte, daß er an die Grenze gelangt war, bei der die Kritik Halt zu machen hatte.

„Es ſind ihm andere Beſitzungen an Stelle des Herzogtums Oldenburg angeboten worden," ſagte Fürſt Nikolai Andrejewitſch. „Gerade wie ich Bauern von Lyſyja-Gory nach Bogutſcharowo und den Rjaſanſchen Gütern verſetzt habe, ſo macht er es mit Herzögen."

„Der Herzog von Oldenburg erträgt ſein Unglück mit einer bewundernswerten Charakterſtärke und Ergebung," beteiligte ſich Boris reſpektvoll an dem Geſpräche.

Er ſagte das deswegen, weil er auf der Fahrt von Petersburg die Ehre gehabt hatte, dem Herzoge vorgeſtellt zu werden. Fürſt Nikolai Andrejewitſch ſah den jungen Mann ſo an, als wollte er ihm etwas darauf erwidern; aber er beſann ſich eines andern, da er ihn dafür denn doch für zu jung erachtete.

„Ich habe unſeren Proteſt in der oldenburgiſchen Angelegenheit geleſen und bin über die ſchlechte Form, in der die Note abgefaßt iſt, erſtaunt geweſen," ſagte Graf Raſtoptſchin in dem läſſigen Tone eines Mannes, der über eine Sache urteilt, mit der er gut Beſcheid weiß.

Pierre blickte den Grafen Raſtoptſchin mit naiver Verwunderung an und begriff nicht, warum ihn die ſchlechte Faſſung der Note ſo verdrießen könne.

„Iſt es denn nicht ganz gleich, wie die Note geſchrieben iſt, Graf," ſagte er, „wenn nur ihr Inhalt kräftig und energiſch iſt?"

„Mein Lieber, mit unſeren fünfmalhunderttauſend Mann Soldaten iſt es eigentlich leicht, einen guten Stil zu ſchreiben," erwiderte Graf Raſtoptſchin.

Pierre begriff nun, was dem Grafen Raſtoptſchin an der Faſſung der Note mißfiel.

„Die Sorte der ſchlechten Schreiber ſcheint ſich gewaltig vermehrt zu haben," ſagte der alte Fürſt. „Da in Petersburg ſchreibt jeder Menſch, und nicht nur Noten; ſie ſchreiben auch neue Geſetze. Mein Andrei hat für Rußland einen ganzen Band neuer Geſetze zuſammengeſchrieben. Heutzutage ſchreibt eben jeder!" Er lachte in gekünſtelter Art.

Das Geſpräch verſtummte einen Augenblick; dann zog der alte General dadurch, daß er ſich räuſperte, die Aufmerkſamkeit auf ſich.

„Haben Sie ſchon von den Vorfällen bei den letzten Paraden in Petersburg gehört? Der neue franzöſiſche Geſandte hat ſich in einer unerhörten Weiſe benommen!"

„Ja, ich habe etwas davon gehört; er hat in Gegenwart Seiner Majestät etwas Ungehöriges gesagt."

„Seine Majestät lenkte bei der vorletzten Parade die Aufmerksamkeit des Gesandten auf die Grenadierdivision und ihren Parademarsch," fuhr der General fort, „aber der Gesandte soll gar nicht danach hingesehen, sondern gesagt haben: ‚Wir legen bei uns in Frankreich auf solche nutzlosen Äußerlichkeiten keinen Wert.' Der Kaiser hat ihm darauf nichts erwidert. Aber bei der folgenden Parade hat er ihn, wie es heißt, nicht ein einziges Mal angeredet."

Alle schwiegen; über diese Tatsache, die auf den Kaiser persönlich Bezug hatte, durfte keinerlei Kritik ausgesprochen werden.

„Eine freche Sorte!" sagte der Fürst. „Kennen Sie Métivier? Ich habe ihn heute aus meinem Hause gejagt. Er war hier; man hatte ihn zu mir hereingelassen, obwohl ich angeordnet hatte, niemandem den Eintritt zu gestatten," fügte er mit einem zornigen Blick auf seine Tochter hinzu.

Und nun erzählte er sein ganzes Gespräch mit dem französischen Arzte und führte die Gründe an, die ihn zu der Überzeugung gebracht hatten, daß Métivier ein Spion sei. Obgleich diese Gründe sehr unzulänglich und unklar waren, wandte dennoch niemand etwas dagegen ein.

Nach dem Braten wurde Champagner gereicht. Die Gäste erhoben sich von ihren Plätzen und beglückwünschten den alten Fürsten. Auch Prinzessin Marja trat zu ihm.

Er sah sie mit einem kalten, grimmigen Blicke an und hielt ihr seine runzelige, rasierte Backe zum Kusse hin. Der gesamte Ausdruck seines Gesichtes sagte ihr, daß er das Gespräch vom Vormittage keineswegs vergessen habe, daß sein Entschluß in voller Kraft bestehen bleibe, und daß er ihr das nur mit Rücksicht auf die Anwesenheit der Gäste nicht mit Worten ausspreche.

Als alle aus dem Speisezimmer wieder zum Kaffee in den Salon gegangen waren, setzten sich die alten Herrn zusammen. Fürst Nikolai Andrejewitsch wurde nun lebhafter und legte seine Ansicht über den bevorstehenden Krieg dar.

Er sagte, unsere Kriege mit Bonaparte würden so lange einen unglücklichen Verlauf nehmen, als wir Bündnisse mit den Deutschen suchten und uns in die europäischen Angelegenheiten einmischten, in die uns der Tilsiter Friede hineingezogen habe. Wir dürften weder für Österreich noch gegen Österreich Krieg führen. Unsere Politik habe sich ganz auf den Osten zu beschränken, und was Bonaparte beträfe, so sei das einzig Richtige eine starke Truppenmacht an der Grenze und eine feste, energische Politik; dann werde er nie wieder wagen, die russische Grenze zu überschreiten, wie im Jahre 1807.

„Aber wie wäre es denn möglich, daß wir mit den Franzosen Krieg führten, Fürst!" entgegnete Graf Rastoptschin. „Können wir denn gegen unsere Lehrmeister und Abgötter die Waffen erheben? Sehen Sie nur unsere Jugend an, sehen Sie nur unsere Damen an! Die Franzosen sind unsere Abgötter, und Paris ist unser Himmelreich."

Er begann lauter zu sprechen, offenbar damit alle ihm zuhören möchten:

„Wir tragen französische Kleider, wir denken und fühlen wie Franzosen! Da haben Sie nun diesen Métivier mit einem Fußtritt hinausspediert, weil er ein Franzose und ein Nichtswürdiger ist; aber unsere Damen rutschen vor ihm auf den Knien herum. Gestern war ich auf einer Abendgesellschaft; da waren unter fünf anwesenden Damen drei Katholikinnen, die sich vom Papste besonderen Dispens haben geben lassen, am Sonntag auf Kanevas zu sticken; aber dabei saßen sie beinahe nackt da, wie die Figuren auf den Aushängeschildern der öffentlichen Badehäuser, mit Er-

laubnis zu sagen. Ach, wenn ich so unsere jungen Leute ansehe, Fürst, da möchte ich am liebsten den alten Stock Peters des Großen aus der Kunstkammer nehmen und ihnen auf russische Manier den Buckel vollhauen; da sollte ihnen ihre Narrheit wohl vergehen!"

Alle schwiegen. Der alte Fürst sah Rastoptschin lächelnd an und wiegte beifällig den Kopf hin und her.

„Nun, dann leben Sie wohl, Euer Durchlaucht, und halten Sie sich alle Krankheit vom Leibe," sagte Rastoptschin, indem er mit den ihm eigenen schnellen Bewegungen aufstand und dem Fürsten die Hand hinstreckte.

„Lebe wohl, mein Bester; deine Tonart höre ich immer mit großer Freude!" sagte der alte Fürst; er hielt die Hand Rastoptschins in der seinigen fest und hielt ihm die Backe zum Kusse hin. Gleichzeitig mit Rastoptschin hatten sich auch die andern erhoben.

IV

Prinzessin Marja, die mit im Salon gesessen und diese Gespräche und tadelnden Urteile der alten Herren mit angehört hatte, hatte von dem Gehörten nichts verstanden; sie hatte immer nur gedacht, ob auch die Gäste die feindliche Stimmung des Vaters ihr gegenüber nicht bemerkten. Sie hatte nicht einmal die besonderen Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten bemerkt, die Drubezkoi, der schon zum dritten Male bei ihnen im Hause war, während der ganzen Zeit, als sie bei Tische saßen, ihr erwiesen hatte.

Prinzessin Marja wandte sich mit einem zerstreuten, fragenden Blicke zu Pierre, der als letzter der Gäste mit dem Hute in der Hand lächelnd zu ihr trat, als der Fürst bereits hinausgegangen war und sie beide allein im Salon zurückgeblieben waren.

„Darf ich mich noch einen Augenblick zu Ihnen ſetzen?“ fragte er, indem er ſeinen dicken Körper bequem in einen Seſſel neben der Prinzeſſin Marja ſinken ließ.

„Bitte ſehr,“ antwortete ſie; aber ihr Blick fragte: „Sie haben nichts bemerkt?“

Pierre befand ſich in der angenehmen Stimmung, die ihn oft nach dem Mittageſſen überkam. Er blickte vor ſich hin und lächelte leiſe.

„Kennen Sie dieſen jungen Mann ſchon lange, Prinzeſſin?“ fragte er.

„Welchen jungen Mann?“

„Drubezkoi.“

„Nein, lange kenne ich ihn noch nicht.“

„Nun, und gefällt er Ihnen?“

„O ja, er iſt ein angenehmer, junger Mann ... Warum fragen Sie mich danach?“ erwiderte Prinzeſſin Marja, dachte aber dabei immer noch an das Geſpräch, das ſie am Vormittag mit dem Vater gehabt hatte.

„Weil ich eine Beobachtung gemacht habe: die jungen Männer, die von Petersburg auf Urlaub nach Moskau gehen, verfolgen gewöhnlich nur den Zweck, ein reiches Mädchen zu heiraten.“

„Haben Sie das beobachtet?“ fragte Prinzeſſin Marja.

„Ja,“ antwortete Pierre lächelnd, „und dieſer junge Mann hat es ſich jetzt offenbar zum Grundſatz gemacht, überall da zu ſein, wo ein reiches heiratsfähiges Mädchen iſt. Ich leſe in ihm wie in einem Buche. Er iſt jetzt noch unentſchloſſen, gegen wen er ſeine Attacke richten ſoll, ob gegen Sie oder gegen Mademoiſelle Julja Karagina. Er iſt ſehr hinter ihr her.“

„Er verkehrt bei Karagins?“

„Ja, und recht viel. Und kennen Sie auch die neueſte Art, wie man einer Dame den Hof macht?“ fragte Pierre mit vergnüg-

tem Lächeln; er befand ſich augenſcheinlich in jener heiteren Stimmung gutmütiger Spottluſt, die er ſich in ſeinem Tagebuche ſo oft zum Vorwurf gemacht hatte.

„Nein," antwortete Prinzeſſin Marja.

„Man muß jetzt, um den Moskauer jungen Damen zu gefallen, melancholiſch ſein. Und er iſt im Umgange mit Mademoiſelle Karagina ſehr melancholiſch," ſagte Pierre.

„Wirklich?" erwiderte Prinzeſſin Marja; ſie ſah dabei in Pierres gutes Geſicht und dachte unaufhörlich an ihren Kummer. „Es würde mir leichter ums Herz werden," dachte ſie, „wenn ich mich entſchlöſſe, jemandem all das anzuvertrauen, was mich quält. Und gerade dieſem Pierre möchte ich gern alles ſagen. Er iſt ſo gut und hat eine edle Geſinnung. Es würde mir leichter ums Herz werden. Er würde mir einen Rat geben!"

„Würden Sie ihn heiraten?" fragte Pierre.

„Ach, mein Gott, Graf, es gibt Augenblicke, wo ich bereit wäre, jeden Beliebigen zu heiraten," erwiderte Prinzeſſin Marja; die Antwort war ihr wider ihren Willen entfahren, und man hörte ihrer Stimme an, daß ihr die Tränen nahe waren. „Ach, wie ſchmerzlich iſt es, wenn man jemand, der einem naheſteht, liebt und ſich dabei ſagen muß, daß ..." fuhr ſie mit zitternder Stimme fort, „... daß man für ihn weiter nichts tun kann als ſich grämen; wenn man weiß, daß man nichts ändern kann. Dann iſt das einzige, was einem übrigbleibt, fortzugehen; aber wohin ſoll ich gehen?"

„Was haben Sie? Was iſt Ihnen, Prinzeſſin?"

Aber die Prinzeſſin brach, ohne zu Ende zu ſprechen, in Tränen aus.

„Ich weiß nicht, was mit mir heute iſt. Hören Sie nicht auf mich; vergeſſen Sie, was ich Ihnen geſagt habe."

Pierres ganze Heiterkeit war verſchwunden. Er drang mit teil-

nahmsvollen Fragen in die Prinzessin, bat sie, alles auszusprechen, ihm ihr Leid anzuvertrauen: aber sie wiederholte nur, sie bitte ihn, zu vergessen, was sie gesagt habe; sie erinnere sich selbst des Gesagten nicht und habe keinen andern Kummer als den, welchen er kenne: den Kummer darüber, daß die Heirat des Fürsten Andrei Vater und Sohn miteinander zu entzweien drohe.

„Haben Sie etwas von der Familie Rostow gehört?" fragte sie, um den Gegenstand des Gespräches zu wechseln. „Es ist mir gesagt, sie würden bald herkommen. Auch meinen Bruder erwarte ich alle Tage. Es wäre mir lieb, wenn das erste Wiedersehen hier stattfände."

„Und wie sieht er jetzt die Sache an?" fragte Pierre, wobei er unter „er" den alten Fürsten verstand.

Prinzessin Marja schüttelte den Kopf.

„Aber was läßt sich dagegen tun? Von dem Jahre, bis zu dessen Ablauf der Vater die Hochzeit verschoben wissen wollte, sind nur noch einige Monate übrig. Und ich sehe noch gar keine Möglichkeit. Könnte ich meinem Bruder nur über die ersten Augenblicke der Wiederbegegnung mit dem Vater hinweghelfen. Es wäre mir lieb, wenn die Rostows noch vor Andrei hier einträfen. Ich hoffe, daß ich mit ihr gut harmonieren werde. Sie kennen die Familie ja schon lange; sagen Sie mir, Hand aufs Herz, die ganze, lautere Wahrheit: was ist sie für ein Mädchen, und wie finden Sie sie? Aber die ganze Wahrheit; denn Sie begreifen wohl: wenn Andrei das gegen den Willen seines Vaters tut, so setzt er so viel aufs Spiel, daß ich gern wissen möchte . . ."

Ein unklares, instinktives Gefühl sagte Pierre, daß in diesen vorausgeschickten Redewendungen und den wiederholten Bitten, die ganze Wahrheit zu sagen, eine Abneigung der Prinzessin Marja gegen ihre künftige Schwägerin zum Ausdruck kam, und

daß ſie im ſtillen wünſchte, Pierre möchte die Wahl des Fürſten Andrei nicht gutheißen. Aber Pierre antwortete aufrichtig, und zwar ſprach er mehr ſeine Empfindung als ein Urteil aus.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre Frage beantworten ſoll," erwiderte er und errötete dabei, ohne ſelbſt zu wiſſen warum. „Ich weiß ſchlechterdings nicht, was ſie für ein Mädchen iſt, und bin nicht imſtande, ihren Charakter in ſeinen Einzelheiten zu ſchildern. Sie iſt entzückend; aber woher das eigentlich kommt, das weiß ich nicht. Das iſt alles, was ich über ſie ſagen kann."

Prinzeſſin Marja ſeufzte, und ihre Miene beſagte: „Ja, das hatte ich erwartet und gefürchtet."

„Iſt ſie klug?" fragte Prinzeſſin Marja.

Pierre überlegte.

„Ich glaube: nein," antwortete er; „übrigens doch, ja. Sie legt nur keinen Wert darauf, klug zu ſein ... Aber ſie iſt entzückend, weiter nichts als entzückend."

Prinzeſſin Marja ſchüttelte wieder mißfällig den Kopf.

„Ach, ich wünſche ſo ſehr, ſie liebzugewinnen! Sagen Sie ihr das nur, wenn Sie ſie früher ſehen ſollten als ich."

„Wie ich gehört habe, werden ſie in den nächſten Tagen hier eintreffen," ſagte Pierre.

Prinzeſſin Marja teilte ihm nun noch ihren Plan mit, wie ſie, ſobald Roſtows würden angekommen ſein, mit ihrer künftigen Schwägerin in nähere Beziehung treten und ſich auch bemühen werde, den alten Fürſten an ſie zu gewöhnen.

V

In Petersburg war es Boris nicht gelungen, eine reiche Frau zu bekommen, und ſo war er denn in derſelben Abſicht nach Moskau gereiſt. In Moskau ſchwankte er, welches von zwei ſehr

reichen Mädchen er wählen sollte, ob Julja oder Prinzessin Marja. Obgleich ihm Prinzessin Marja trotz ihres unschönen Äußeren anziehender erschien als Julja, fand er es schwierig, ihr den Hof zu machen. Als er das letztemal mit ihr zusammengewesen war, am Namenstage des alten Fürsten, hatte sie bei allen seinen Versuchen, mit ihr von Gefühlen zu reden, schiefe Antworten gegeben und offenbar auf das, was er sagte, gar nicht hingehört.

Im Gegensatze dazu nahm Julja seine Liebenswürdigkeiten gern entgegen, wiewohl auf eine besondere, ihr eigene Manier.

Julja war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt. Durch den Tod ihrer Brüder war sie sehr reich geworden. Sie war jetzt geradezu unschön; aber sie meinte nicht nur ebenso hübsch wie früher, sondern noch weit anziehender zu sein. In diesem Irrtum erhielten sie zwei Umstände: erstens war sie eine sehr reiche Partie geworden, und zweitens war sie, je älter sie wurde, um so ungefährlicher für die Männer, und um so unbefangener konnten diese mit ihr verkehren und, ohne irgendwelche Verpflichtungen auf sich zu nehmen, die Soupers, die Soireen und die muntere Gesellschaft genießen, die sich im Karaginschen Hause zu versammeln pflegte. Viele Männer, die sich zehn Jahre vorher gescheut hätten, täglich ein Haus zu besuchen, wo eine siebzehnjährige Tochter war, um sie nicht zu kompromittieren und sich nicht zu binden, kamen jetzt dreist täglich zu ihr und verkehrten mit ihr nicht wie mit einem heiratsfähigen Fräulein, sondern wie mit einer guten Bekannten, die „kein Geschlecht hat".

Das Karaginsche Haus war in diesem Winter eines der angenehmsten, gastfreiesten Häuser in ganz Moskau. Abgesehen von den Soupers und Diners, zu denen Einladungen ergingen, versammelte sich jeden Abend bei Karagins eine große Gesellschaft, namentlich von Herren; es wurde um Mitternacht soupiert, und

man ſaß dann noch bis gegen drei Uhr zuſammen. Es fand kein Schlittenkorſo, kein Ball, keine Theatervorſtellung ſtatt, woran Julja nicht teilgenommen hätte. Sie trug immer die modernſten Toiletten. Aber trotzdem ſchien Julja von allem enttäuſcht zu ſein und ſagte jedem, ſie glaube weder an Freundſchaft noch an Liebe, noch an irgendwelche Lebensfreuden mehr und erhoffe Ruhe nur im Jenſeits. Sie hatte ſich den Ton eines Mädchens zu eigen gemacht, das eine große Enttäuſchung zu ertragen gehabt hat, eines Mädchens, das etwa einen geliebten Mann verloren hat oder von ihm grauſam betrogen worden iſt. Obgleich ihr nichts dergleichen zugeſtoßen war, ſahen ihre Bekannten ſie doch als eine ſolche Schwergeprüfte an, und ſie glaubte ſogar ſelbſt, ſie habe im Leben viel gelitten. Aber dieſe Melancholie war weder ihr ſelbſt hinderlich, ſich auf alle mögliche Art zu amüſieren, noch bildete ſie für die jungen Leute, die bei Karagins verkehrten, ein Hindernis, die Zeit vergnüglich zu verbringen. Jeder Gaſt, der zu ihnen kam, entrichtete zunächſt der melancholiſchen Stimmung der Tochter vom Hauſe ſeinen Tribut und vergnügte ſich dann an Geſprächen, wie ſie in der Geſellſchaft üblich ſind, am Tanze, an Spielen, bei denen Verſtand und Witz zur Geltung kamen, und an Reimturnieren, wie ſie bei Karagins Mode waren. Nur einige junge Männer, zu denen auch Boris gehörte, gingen tiefer auf Juljas melancholiſche Stimmung ein, und mit dieſen jungen Männern führte ſie dann längere, einſame Geſpräche über die Eitelkeit alles irdiſchen Treibens und zeigte ihnen ihre Albums, welche bildliche Darſtellungen traurigen Inhalts, ſowie Sinnſprüche und Verſe gleicher Art enthielten.

Gegen Boris war Julja beſonders freundlich: ſie bedauerte ihn, weil ihn das Leben ſo früh ſchon enttäuſcht habe, bot ihm jene Tröſtungen der Freundſchaft an, die ſie in der Lage war ihm anzubieten, da ſie ſelbſt im Leben ſchon ſo viel gelitten hatte, und

ließ ihn ihre Albums sehen. Boris zeichnete ihr in eines derselben zwei Bäume und schrieb in französischer Sprache dazu: „Ihr Bäume der ländlichen Flur, eure dunklen Zweige schütten Finsternis und Schwermut auf mich herab."

An einer andern Stelle zeichnete er ein Grabmal mit der Beischrift:

„La mort est secourable et la mort est tranquille.
Ah! contre les douleurs il n'y a pas d'autre asile."[1]

Julja sagte, das sei wunderschön.

„Es liegt etwas so Entzückendes in dem Lächeln der Schwermut," äußerte sie einmal im Gespräche mit Boris; es war dies eine Stelle, die sie sich wörtlich so aus einem französischen Buche abgeschrieben hatte. „Dieses Lächeln ist ein Lichtstrahl in der Dunkelheit, ein Mittelding zwischen dem Schmerze und der Verzweiflung, welches auf die Möglichkeit eines Trostes hindeutet."

Daraufhin schrieb Boris ihr folgende Verse ein:

„Aliment de poison d'une âme trop sensible,
Toi, sans qui le bonheur me serait impossible,
Tendre mélancolie, ah, viens me consoler,
Viens calmer les tourments de ma sombre retraite
Et mêle une douceur secrète
A ces pleurs que je sens couler."[2]

---

[1] Ein Helfer ist der Tod, ein stiller Ruheport;
Er ist für Gram und Leid der einz'ge Zufluchtsort.

[2] Du, Gift zugleich und Kost für Seelen voll Gefühl,
Die du mich mehr beglückst als eitles Weltgewühl,
O sanfte Schwermut, komm, und lindre meinen Schmerz,
In düstrer Einsamkeit erfreue du mein Herz,
Und mit geheimer Lust versüße
Die Tränenflut, die ich vergieße.

Julja ſpielte ihm auf der Harfe die traurigſten Notturnos. Boris las ihr „Die arme Liſa“[1] vor und mußte mehrmals im Vorleſen innehalten, da ihm die innere Erregung den Atem benahm. Wenn ſie einander in großer Geſellſchaft begegneten, ſo betrachteten Julja und Boris einander als die einzigen Menſchen auf der Welt, welche gleichgeſtimmte Seelen hatten und ſich wechſelſeitig verſtanden.

Anna Michailowna, welche Karagins häufig beſuchte, ſpielte mit der Mutter Karten und ſtellte dabei die genaueſten Erkundigungen darüber an, was Julja mitbekommen ſollte (ſie ſollte die beiden Güter im Gouvernement Penſa und Wälder im Gouvernement Niſchni-Nowgorod als Mitgift erhalten). Mit Ergebung in den Willen der Vorſehung und mit inniger Rührung beobachtete Anna Michailowna den feinfühligen Kummer, welcher ein Band zwiſchen ihrem Sohne und der reichen Julja bildete.

„Unſere liebe Julja iſt doch immer ebenſo ſchwermütig wie liebenswürdig,“ ſagte ſie zu der Tochter. — „Boris ſagt, daß ihm in Ihrem Hauſe die Seele aufgeht; er hat ſo viele Enttäuſchungen zu tragen gehabt und hat ein ſo tief empfindendes Gemüt,“ ſagte ſie zu der Mutter. — „Ach, lieber Sohn,“ ſagte ſie zu Boris, „welch eine herzliche Zuneigung habe ich in der letzten Zeit für Julja gefaßt; ich kann es dir gar nicht mit Worten ſchildern! Und wer ſollte ſie auch nicht lieb haben? Sie iſt eine Art von überirdiſchem Weſen! Ach, Boris, Boris!“ Sie ſchwieg einen Augenblick. „Und wie leid mir ihre Mama tut,“ fuhr ſie fort; „heute zeigte ſie mir Abrechnungen und Berichte, die ſie von ihren Verwaltern aus dem Penſaſchen erhalten hat (Karagins beſitzen dort

[1] Eine ſentimentale Novelle von Karamſin, erſchienen im Jahre 1792. Anmerkung des Überſetzers.

ſehr große Güter), und ſie, die Armſte, muß das alles ſelbſt erledigen und ſteht ſo ganz allein da: da wird ſie gewaltig betrogen."

Boris lächelte ganz leiſe, als er ſeine Mutter ſo ſprechen hörte. Ihre naive Schlauheit amüſierte ihn; aber er hörte doch ſolche Mitteilungen immer aufmerkſam mit an und erkundigte ſich mehrmals mit Intereſſe nach den Beſitzungen in den Gouvernements Penſa und Niſchni-Nowgorod.

Julja erwartete ſchon lange einen Antrag von ſeiten ihres melancholiſchen Verehrers und war bereit, den Antrag anzunehmen; aber ein gewiſſes geheimes Gefühl der Abneigung gegen ſie und gegen ihren leidenſchaftlichen Wunſch ſich zu verheiraten und gegen das Gekünſtelte ihres ganzen Weſens, ſowie ein Gefühl des Schreckens vor dem Verzichte auf die Möglichkeit einer wahren Liebe hielten Boris immer noch zurück. Sein Urlaub näherte ſich bereits ſeinem Ende. Jeden Tag, den Gott werden ließ, brachte Boris von früh bis ſpät bei Karagins zu, und an jedem Tage ſagte er, wenn er abends beim Schlafengehen die Angelegenheit für ſich allein durchdachte, zu ſich: „Morgen will ich meinen Antrag machen." Aber wenn er dann am andern Tage wieder bei Julja war und ihr rotes Geſicht ſah und ihr faſt immer gepudertes Kinn und ihre feuchten Augen und ihren geſpannten Geſichtsausdruck, der deutlich beſagte, daß er jeden Augenblick bereit war aus der Melancholie ſofort in eine erkünſtelte Schwärmerei für das Eheglück überzugehen: dann fühlte ſich Boris außerſtande, das entſcheidende Wort zu ſprechen, trotzdem er ſich in ſeinen Gedanken ſchon längſt als den Eigentümer der Penſaſchen und Niſchni-Nowgoroder Beſitzungen betrachtete und über die Verwendung der Einkünfte daraus ſeine Dispoſitionen getroffen hatte. Julja bemerkte ſeine Unſchlüſſigkeit, und mitunter kam ihr der Gedanke, ſie müſſe ihm wohl zuwider ſein; aber der übliche Selbſtbetrug der Frauen

ſpendete ihr dann immer ſogleich wieder Troſt, und ſie ſagte ſich, er ſei nur aus Liebe ſo ſchüchtern. Jedoch begann ihre Melancholie ſchon in Nervoſität überzugehen, und kurz vor dem Termine, an welchem Boris abreiſen mußte, brachte ſie einen energiſchen Plan zur Ausführung. Gerade zu dieſer Zeit, wo Boris' Urlaub zu Ende ging, erſchien Anatol Kuragin in Moskau und ſelbſtverſtändlich auch im Salon der Karaginſchen Damen, und Julja gab auf einmal ihre Melancholie auf, wurde ſehr heiter und benahm ſich gegen Kuragin ſehr liebenswürdig.

„Lieber Sohn," ſagte Anna Michailowna zu Boris, „ich weiß aus guter Quelle, daß Fürſt Waſili ſeinen Sohn nach Moskau geſchickt hat, damit er Julja heirate. Ich habe Julja ſo lieb, daß ſie mir leid tun würde. Wie denkſt du darüber, lieber Sohn?"

Der Gedanke, leer auszugehen und ausgelacht zu werden und dieſen ganzen Monat ſchweren melancholiſchen Minnedienſtes bei Julja ohne jeden Nutzen verloren zu haben und all die Einkünfte von den Penſaſchen und Niſchni-Nowgoroder Beſitzungen, die er in ſeinen ſtillen Überlegungen bereits für dieſen und jenen Zweck ordnungsmäßig beſtimmt und verwendet hatte, in den Händen eines andern und ganz beſonders in den Händen des dummen Anatol zu ſehen, dieſer Gedanke verſetzte Boris in Entrüſtung. Er fuhr zu Karagins mit dem feſten Vorſatze, ſeinen Antrag zu machen. Julja empfing ihn mit heiterer, unbefangener Miene, redete in läſſiger Manier davon, wie gut ſie ſich auf dem geſtrigen Balle amüſiert habe, und fragte ihn, wann er abreiſe. Obgleich Boris mit der Abſicht gekommen war, von ſeiner Liebe zu reden, und daher vorhatte, zärtlich zu ſein, begann er doch in gereiztem Tone von der Unbeſtändigkeit der Frauen zu ſprechen: die Frauen brächten es mit Leichtigkeit fertig, von Traurigkeit zu Freude überzugehen, und ihre Gemütsſtimmung hänge nur davon ab, wer ihnen gerade den Hof mache. Julja nahm das

übel und erwiderte, da habe er ganz recht; eine Frau brauche Abwechſelung, und immer ein und dasſelbe würde einer jeden langweilig.

„Zu dieſem Zwecke würde ich Ihnen raten ..." begann Boris in der Abſicht, ihr eine Bosheit zu ſagen; aber in dieſem Augenblicke fuhr ihm der peinliche Gedanke durch den Kopf, er könne in die Lage kommen, aus Moskau abreiſen zu müſſen, ohne trotz ſo vieler aufgewendeter Mühe ſeinen Zweck erreicht zu haben (was ihm noch nie auf irgendwelchem Gebiete begegnet war).

Er hielt mitten im Satze inne, ſchlug die Augen nieder, um den unfreundlichen, gereizten, wankelmütigen Ausdruck ihres Geſichtes nicht zu ſehen, und ſagte:

„Ich bin ganz und gar nicht in der Abſicht hergekommen, mit Ihnen zu ſtreiten. Im Gegenteil ..."

Er warf ihr einen Blick zu, um ſich zu überzeugen, ob er fortfahren dürfe. All ihre Gereiztheit war mit einem Schlage verſchwunden, und ihre unruhigen, fragenden Augen waren in begieriger Erwartung auf ihn gerichtet. „Ich werde es ja immer ſo einrichten können, daß ich ſie nur ſelten ſehe," dachte Boris. „Aber ich habe die Sache einmal in Angriff genommen und muß ſie nun auch durchführen!" Er wurde dunkelrot, hob die Augen zu ihr auf und ſagte:

„Sie kennen meine Gefühle für Sie!"

Mehr zu ſagen war eigentlich nicht erforderlich; denn auf Juljas Geſicht ſtrahlte bereits ein Lächeln des Triumphes und des befriedigten Ehrgeizes. Aber ſie zwang Boris dazu, ihr alles zu ſagen, was bei ſolchen Gelegenheiten geſagt zu werden pflegt, ihr zu ſagen, daß er ſie liebe und nie ein Weib mehr geliebt habe als ſie. Sie wußte, daß ſie das für die Güter im Gouvernement Penſa und die Waldungen im Gouvernement Niſchni-Nowgorod verlangen konnte, und ſie erhielt, was ſie verlangte.

Als Braut und Bräutigam dachten sie nicht mehr an die Bäume, welche Dunkelheit und Schwermut über sie herabschütteten, sondern entwarfen Pläne über die künftige Einrichtung eines glänzenden Hauses in Petersburg, machten Visiten und trafen alle Vorbereitungen für eine prunkvolle Hochzeit.

VI

Graf Ilja Andrejewitsch traf Ende Januar mit Natascha und Sonja in Moskau ein. Die Gräfin kränkelte dauernd und konnte nicht mitfahren; und auf ihre Genesung zu warten war nicht möglich: Fürst Andrei wurde täglich in Moskau erwartet; ferner mußte die Aussteuer eingekauft werden; es war notwendig, das Landhaus bei Moskau zu verkaufen, und endlich mußte die Anwesenheit des alten Fürsten in Moskau benutzt werden, um ihm seine künftige Schwiegertochter vorzustellen. Das Rostowsche Haus in Moskau war ungeheizt; auch kamen sie nur auf kurze Zeit, und die Gräfin war nicht mit dabei: aus diesen Gründen entschloß sich Ilja Andrejewitsch, in Moskau bei Marja Dmitrijewna Achrosimowa abzusteigen, die ihm schon lange ihre Gastfreundschaft angeboten hatte.

Spät abends kamen die vier Rostowschen Schlitten auf Marja Dmitrijewnas Hof in der Staraja-Konjuschennaja-Straße gefahren. Marja Dmitrijewna wohnte allein: ihre Tochter war schon verheiratet, und ihre Söhne befanden sich sämtlich in dienstlichen Stellungen.

Sie hielt sich immer noch ebenso aufrecht wie früher, sagte immer noch ebenso geradeheraus, laut und entschieden allen Leuten ihre Meinung und machte gewissermaßen durch ihr ganzes Wesen anderen Menschen Vorwürfe wegen all der Schwächen, Leidenschaften und törichten Neigungen, deren

Exiſtenzberechtigung ſie nicht anerkannte. Vom frühen Morgen an beſchäftigte ſie ſich in einer bequemen Jacke mit der Hauswirtſchaft. Darauf fuhr ſie an Feſttagen zur Meſſe und von der Meſſe nach den Gefängniſſen und Kerkern, wo ſie eine Tätigkeit ausübte, von der ſie zu niemand ſprach; an Werktagen empfing ſie, nachdem ſie ſich angekleidet hatte, bei ſich zu Hauſe Bittſteller der verſchiedenſten Lebensſtellungen, deren ſich täglich eine Menge bei ihr einfand. Dann aß ſie zu Mittag; an ihrem kräftigen, wohlſchmeckenden Mittageſſen nahmen ſtets drei bis vier Gäſte teil; nach dem Mittageſſen ſpielte ſie eine Partie Boſton; vor dem Schlafengehen ließ ſie ſich die Zeitungen und neue Bücher vorleſen, während ſie ſelbſt ſtrickte. Beſuche machte ſie nur ganz ſelten und ausnahmsweiſe, und wenn ſie es tat, dann nur bei den vornehmſten Perſönlichkeiten in der Stadt.

Sie hatte ſich noch nicht hingelegt, als Roſtows eintrafen und im Vorzimmer die Rolle der Tür knarrte, durch welche Roſtows und deren Dienerſchaft aus der kalten Luft hereinkamen. Marja Dmitrijewna ſtand mit ihrer Brille, die ſie tief auf die Naſe hinabgeſchoben hatte, und mit zurückgelegtem Kopfe in der Saaltür und blickte die Eintretenden mit ernſter, ſtrenger Miene an. Man hätte denken können, ſie ſei über die Ankömmlinge ärgerlich und werde ſie ſogleich wieder wegjagen, wenn ſie nicht gleichzeitig ihren Dienſtboten ſorgfältige Anweiſungen über die Unterbringung der Gäſte und ihres Gepäckes gegeben hätte.

„Iſt das hier das Gepäck des Grafen? Das trage dorthin," ſagte ſie, ohne jemand zu begrüßen, indem ſie auf die Koffer wies. „Die Fräulein kommen dorthin, nach links. Na, was macht ihr da für unnütze Komplimente!" rief ſie den Dienſtmädchen zu. „Zündet den Samowar an! Du biſt voller und hübſcher geworden," bemerkte ſie und zog die von der Kälte gerötete Natáſcha an der Pelzkappe zu ſich heran. „Hu, wie kalt biſt du!"

Und dem Grafen, der herantreten wollte, um ihr die Hand zu küssen, schrie sie zu: „So zieh dir doch nur schnell erst den Pelz aus! Du bist ja wohl ganz durchfroren. Stellt zum Tee Rum auf den Tisch! Bon jour, Sonja!“ sagte sie zu dieser und deutete durch diese französische Begrüßung ihre bei aller Freundlichkeit doch ein wenig geringschätzige Gesinnung gegen Sonja an.

Nachdem alle Ankömmlinge ihre winterlichen Reisehüllen abgelegt und sich von der Reise wieder in Ordnung gebracht hatten, erschienen sie zum Tee, und nun küßte Marja Dmitrijewna alle der Reihe nach.

„Ich freue mich von ganzem Herzen, daß ihr nach Moskau gekommen seid und daß ihr bei mir logiert,“ sagte sie. „Es ist hohe Zeit,“ fuhr sie mit einem bedeutsamen Blicke auf Natascha fort. „Der Alte ist hier, und der Sohn wird von Tag zu Tag erwartet. Ihr müßt euch unter allen Umständen mit dem Alten bekannt machen. Na, darüber reden wir später noch,“ fügte sie hinzu, indem sie Sonja mit einem Blicke streifte, welcher besagte, daß sie in deren Gegenwart nicht darüber reden möge. „Nun höre,“ wandte sie sich an den Grafen, „was hast du denn für morgen für Wünsche? Wen soll ich dir einladen? Schinschin?“ sie bog einen Finger ein. „Die weinerliche Anna Michailowna? Zwei. Sie hat jetzt ihren Sohn hier bei sich und verschafft ihm eine Frau! Dann Besuchow, nicht wahr? Der ist auch mit seiner Frau hier. Er war ihr weggelaufen; aber sie ist ihm schleunigst nachgereist. Er ist Mittwoch bei mir zu Tisch gewesen. Na, und diese beiden,“ sie zeigte auf die jungen Damen, „die werde ich morgen in die Iberische Kapelle führen, und dann wollen wir zu der Ober-Schelmin fahren. Ihr werdet euch ja doch wohl lauter neue Garderobe machen lassen? Nach mir könnt ihr euch darin nicht richten; jetzt werden Ärmel getragen — so! von der Größe! Neulich besuchte mich die junge Prinzessin Irina Wasiljewna: es

sah ganz verdreht aus; als ob sie sich zwei Fässer über die Arme gezogen hätte. Es ist ja jetzt alle Tage eine andere Mode. Na, und du, was hast du für Geschäfte?" wandte sie sich mit strenger Miene zum Grafen.

„Es ist auf einmal alles zusammengekommen," antwortete der Graf. „Plunderzeug muß ich einkaufen, und dann habe ich hier einen Käufer für das Landhaus vor der Stadt und für das Stadthaus in Aussicht. Wenn Ihre Güte mir das gestatten sollte, so würde ich mir eine passende Zeit aussuchen und auf einen Tag nach Marinskoje hinausfahren und Ihnen so lange meine Mädchen aufpacken."

„Gut, gut; sie werden bei mir wohlbehütet sein. Bei mir sind sie wie im Vormundschaftsrat selbst. Ich werde sie ausführen, wohin es nötig ist, und werde sie nach Bedarf schelten und streicheln," sagte Marja Dmitrijewna und tippte mit ihrer großen Hand Natascha, die ihr Liebling und Patenkind war, an die Wange.

Am andern Tage führte Marja Dmitrijewna vormittags die beiden jungen Mädchen in die Iberische Kapelle und zu Madame Auber-Chalmé, die vor Marja Dmitrijewna solche Angst hatte, daß sie ihr ihre Putzsachen und Kostüme immer mit Verlust abließ, nur um diese resolute Kundin möglichst schnell wieder loszuwerden. Marja Dmitrijewna bestellte dort fast die ganze Aussteuer. Als sie wieder nach Hause gekommen waren, trieb sie alle außer Natascha aus dem Zimmer und forderte ihren Liebling auf, sich dicht neben ihren Lehnstuhl zu setzen.

„Na, also jetzt wollen wir ein bißchen miteinander reden. Ich wünsche dir Glück zu deinem Bräutigam. Da hast du dir einen recht braven Menschen geangelt! Ich freue mich um deinetwillen; ich kenne ihn von der Zeit her, wo er noch so klein war" (sie zeigte etwa zwei Fuß von der Erde). Natascha errötete vor

Freude. „Ich habe ihn und seine ganze Familie sehr gern. Nun höre zu. Du weißt ja, der alte Fürst Nikolai ist sehr dagegen, daß sein Sohn sich wieder verheiratet. Ein wunderlicher alter Mann! Es versteht sich von selbst: Fürst Andrei ist kein Kind und kann ohne Zustimmung seines Vaters tun, was er will; aber wenn du gegen den Willen des Vaters in die Familie einträtest, so wäre das doch ein übles Ding. Das muß in Frieden und Freundschaft geschehen. Du bist ja klug und wirst wissen, wie du dich zu benehmen hast. Benimm dich herzlich und verständig. Dann wird schon alles gut werden."

Natascha schwieg, wie Marja Dmitrijewna meinte, aus Schüchternheit; aber in Wirklichkeit war es ihr unangenehm, daß sich jemand in ihr und des Fürsten Andrei Liebesverhältnis einmischte. Dieses Verhältnis erschien ihr als etwas von allen andern menschlichen Verhältnissen derart Verschiedenes, daß, nach ihrer Auffassung, niemand dafür ein Verständnis haben konnte. Sie liebte und kannte nur den Fürsten Andrei, und er liebte sie und mußte in den nächsten Tagen eintreffen und sie holen. Von weiteren Dingen wollte sie nichts wissen.

„Siehst du wohl, ich kenne ihn schon lange, und auch deine Schwägerin Marja habe ich sehr gern. Man sagt sonst: Schwägerin, Verklägerin; aber diese tut keiner Fliege etwas zuleide. Sie hat mich gebeten, sie mit dir bekannt zu machen. Du wirst morgen mit deinem Vater zu ihr fahren; da schmeichle dich nur recht artig ein: du bist jünger als sie. Wenn dann dein Bräutigam kommt, so sieht er, daß du schon mit seiner Schwester und mit seinem Vater bekannt bist und sie dich liebgewonnen haben. Hab ich recht oder nicht? So ist es doch wohl am besten?"

„Gewiß, so ist es am besten," antwortete Natascha ohne rechte Herzensfreudigkeit.

VII

Am folgenden Tage fuhr Graf Ilja Andrejewitsch auf Marja Dmitrijewnas Rat mit Natascha zu dem Fürsten Nikolai Andrejewitsch. Der Graf schickte sich in recht mißvergnügter Stimmung zu diesem Besuche an: es war ihm bänglich zumute. Er mußte an seine letzte Begegnung mit dem Fürsten anläßlich der Einberufung der Landwehr denken, wo ihm als Antwort auf seine Einladung zum Diner von dem Fürsten ein sehr scharfer Verweis zuteil geworden war, weil er seine Mannschaften nicht gestellt hatte. Natascha dagegen, die ihr schönstes Kleid angelegt hatte, befand sich in heiterster Gemütsverfassung. „Es ist ja unmöglich, daß sie mich nicht liebgewinnen sollten," dachte sie; „bis jetzt haben mich immer alle Leute gern gehabt. Und ich bin von Herzen bereit, ihnen alles zuliebe zu tun, was sie nur wünschen mögen, bin willens, ihn zu lieben, weil er der Vater, und sie, weil sie die Schwester ist, so daß sie keinen Grund haben werden, mir ihre Liebe zu verweigern!"

Sie fuhren bei dem alten, finsterblickenden Hause in der Wosdwischenka-Straße vor und traten in den Flur.

„Nun, Gott gebe uns seinen Segen!" sagte der Graf halb im Scherz, halb im Ernst; aber Natascha bemerkte, daß ihr Vater nicht mit seiner sonstigen Ruhe und Gemächlichkeit in das Vorzimmer trat und schüchtern mit leiser Stimme fragte, ob der Fürst und die Prinzessin zu Hause seien.

Nach der Meldung von ihrer Ankunft war bei der Dienerschaft des Fürsten eine gewisse Unruhe und Bestürzung wahrzunehmen. Der Diener, der hineingeeilt war, um die Meldung abzustatten, wurde auf dem Rückwege von einem andern, alten Diener im Saale angehalten, und sie flüsterten miteinander. Auch kam ein Stubenmädchen in den Saal gelaufen und sagte hastig etwas,

worin der Name der Prinzessin vorkam. Endlich kam der alte Diener mit ernster, strenger Miene in das Vorzimmer, in dem die beiden Rostows warteten, und meldete ihnen, der Fürst könne sie nicht empfangen, aber die Prinzessin lasse bitten, auf ihr Zimmer zu kommen.

Die erste, die die Gäste begrüßte, war Mademoiselle Bourienne. Sie befleißigte sich gegen Vater und Tochter ganz besonderer Höflichkeit und führte sie zu der Prinzessin. Die Prinzessin, mit aufgeregtem, erschrockenem, von roten Flecken überdecktem Gesichte, kam mit ihren schweren Schritten ihren Gästen entgegen, indem sie den vergeblichen Versuch machte, unbefangen und erfreut zu erscheinen. Natascha machte beim ersten Blick auf Prinzessin Marja keinen angenehmen Eindruck; sie kam ihr zu geputzt, leichtfertig und eitel vor. Prinzessin Marja war sich dessen nicht bewußt, daß sie schon, ehe sie ihre künftige Schwägerin noch erblickt hatte, aus mehreren Gründen schlecht gegen sie gestimmt gewesen war: weil sie sie unwillkürlich wegen ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihres Glückes beneidete, und weil sie ihr aus Eifersucht die Liebe ihres Bruders nicht gönnte. Abgesehen von diesem unüberwindlichen Gefühle der Abneigung gegen Natascha war Prinzessin Marja in diesem Augenblicke auch noch dadurch aufgeregt, daß der Fürst bei der Meldung von der Ankunft der Rostows geschrien hatte, er wolle von ihnen nichts wissen; wenn Prinzessin Marja wolle, so möge sie sie empfangen; in sein Zimmer aber sollten sie nicht hereingelassen werden. Prinzessin Marja hatte bei der Meldung gesagt, sie wolle Rostows empfangen, fürchtete nun aber jeden Augenblick, der Fürst könne irgendwelchen Akt der Unhöflichkeit und Feindseligkeit begehen, da ihn die Ankunft der beiden Rostows sehr aufgeregt zu haben schien.

„Nun, liebe Prinzessin, da habe ich Ihnen also meine kleine

Heidelerche gebracht," sagte der Graf mit einer Verbeugung und blickte sich dabei unruhig um, als fürchtete er, der alte Fürst könnte eintreten. „Ich freue mich außerordentlich, daß Sie einander kennen lernen ... Schade, schade, daß der Fürst immer noch unpäßlich ist ..." Und nachdem er noch einige allgemeine Redensarten gemacht hatte, stand er auf. „Wenn Sie erlauben, Prinzessin, überlasse ich Ihnen meine Natascha auf ein Viertelstündchen; ich möchte gern hier ganz in der Nähe einen Besuch machen, auf dem Sobatschja-Platz, bei Anna Semjonowna, und hole meine Tochter dann wieder von hier ab."

Ilja Andrejewitsch hatte diesen diplomatischen Trick ersonnen, um den künftigen Schwägerinnen eine bessere Möglichkeit zu geben, sich ungeniert miteinander auszusprechen (diesen Grund teilte er nachher seiner Tochter mit), und dann auch, um eine mögliche Begegnung mit dem Fürsten zu vermeiden, vor dem er sich fürchtete. Dies sagte er seiner Tochter nicht; aber Natascha merkte den Grund der ängstlichen Unruhe ihres Vaters und empfand das als eine Kränkung. Sie errötete über die Situation ihres Vaters, ärgerte sich noch mehr eben darüber, daß sie errötet war, und sah nun die Prinzessin mit einem dreisten, herausfordernden Blicke an, welcher besagen sollte, sie fürchte sich vor niemand. Die Prinzessin sagte zu dem Grafen, sie freue sich sehr und bitte ihn, nur recht lange bei Anna Semjonowna zu bleiben. Ilja Andrejewitsch entfernte sich.

Prinzessin Marja, welche mit Natascha gern unter vier Augen gesprochen hätte, warf Mademoiselle Bourienne unruhige Blicke zu; aber diese ging trotzdem nicht aus dem Zimmer und plauderte unentwegt von den Moskauer Theatern und sonstigen Vergnügungen. Natascha fühlte sich gekränkt durch die Verlegenheit des Dienstpersonals, die sie vom Vorzimmer aus gemerkt hatte, durch die Unruhe ihres Vaters und durch den gezwungenen

Ton der Prinzessin, die ihr (wenigstens schien es Natascha so) eine Gnade damit zu erweisen glaubte, daß sie sie empfing. Und daher war ihr alles zuwider. Prinzessin Marja gefiel ihr nicht; sie kam ihr sehr häßlich in ihrer äußeren Erscheinung, sowie heuchlerisch und herzlos vor. Natascha zog sich auf einmal, in geistigem Sinne gesagt, zusammen und nahm unwillkürlich einen lässigen Ton an, dessen Wirkung nur sein konnte, Prinzessin Marja noch mehr abzustoßen. Nachdem das mühsam sich hinschleppende, gekünstelte Gespräch fünf Minuten gedauert hatte, hörten sie, wie sich schnelle Schritte in Pantoffeln näherten. Auf dem Gesichte der Prinzessin Marja malte sich ein jähes Erschrecken; die Tür des Zimmers öffnete sich, und der Fürst, in weißer Nachtmütze und weißem Schlafrock, trat herein.

„Ah, gnädiges Fräulein," begann er, „gnädiges Fräulein, Komtesse ... Komtesse Rostowa, wenn ich nicht irre ... ich bitte um Verzeihung, bitte um Verzeihung ... Ich wußte nicht, gnädiges Fräulein, bei Gott, ich wußte nicht, daß Sie uns mit Ihrem Besuche beehrten; ich wollte in diesem Kostüm nur zu meiner Tochter kommen. Bitte um Verzeihung ... bei Gott, ich wußte nicht," sagte er noch einmal, das Wort „Gott" stark betonend, in so unnatürlicher, unangenehmer Weise, daß Prinzessin Marja mit niedergeschlagenen Augen dastand und weder ihren Vater noch Natascha anzublicken wagte.

Natascha, welche aufgestanden war und einen Knicks gemacht hatte, wußte ebenfalls nicht, was sie tun sollte. Nur Mademoiselle Bourienne lächelte freundlich.

„Ich bitte um Verzeihung, bitte um Verzeihung; bei Gott, ich wußte nicht ..." brummte der Alte, und nachdem er Natascha vom Kopfe bis zu den Füßen gemustert hatte, ging er wieder hinaus.

Mademoiselle Bourienne war die erste, die nach diesem Er-

ſcheinen des Fürſten die Faſſung wiedergewann und über die Krankheit des Fürſten zu ſprechen anfing. Nataſcha und Prinzeſſin Marja ſahen einander ſchweigend an, und je länger ſie einander ſo anblickten, ohne das zu ſagen, was ſie eigentlich doch gern geſagt hätten, um ſo unfreundlicher dachten ſie beide voneinander.

Als der Graf wiederkam, freute ſich Nataſcha in unhöflicher Weiſe über ſeine Rückkehr und hatte es eilig mit dem Aufbruch: ſie hatte in dieſem Augenblicke beinahe einen Haß auf die alte, trockene Prinzeſſin, die ihr eine ſo unbehagliche Situation bereitet und es fertiggebracht hatte, mit ihr eine halbe Stunde lang zuſammenzuſein, ohne ein Wort über den Fürſten Andrei zu ſagen. „Ich meinerſeits konnte doch in Gegenwart dieſer Franzöſin nicht anfangen von ihm zu ſprechen," dachte Nataſcha. Gleichzeitig quälte Prinzeſſin Marja ſich mit ganz demſelben Gedanken. Sie hatte gewußt, was ſie zu Nataſcha ſagen mußte; aber ſie hatte es nicht über ſich gewinnen können, dies zu tun, einerſeits weil ihr Mademoiſelle Bourienne im Wege war, und dann, weil es ihr, ohne daß ſie ſelbſt recht gewußt hätte warum, ſo überaus peinlich war, von dieſer Ehe zu ſprechen. Als der Graf bereits aus dem Zimmer heraus war, trat Prinzeſſin Marja mit ſchnellen Schritten an Nataſcha heran, ergriff ihre Hand und ſagte mit einem ſchweren Seufzer:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick; ich möchte . . ."

Nataſcha blickte mit einem ſpöttiſchen Lächeln (ſie wußte ſelbſt nicht warum) Prinzeſſin Marja an.

„Liebe Natalja," ſagte Prinzeſſin Marja, „ich möchte Ihnen noch ſagen, wie ſehr ich mich darüber freue, daß mein Bruder in Ihnen ſein Glück gefunden hat . . ."

Sie ſtockte, da ſie fühlte, daß ſie die Unwahrheit ſprach. Nataſcha bemerkte dieſes Stocken und erriet deſſen Urſache.

„Ich glaube, Prinzessin, daß jetzt keine gelegene Zeit ist, um darüber zu sprechen," erwiderte Natascha, äußerlich gemessen und kühl, aber sie fühlte die nahen Tränen in der Kehle.

„Was habe ich gesagt, was habe ich getan!" dachte sie, sowie sie das Zimmer verlassen hatte.

An diesem Tage ließ Natascha beim Mittagessen sehr lange auf sich warten. Sie saß in ihrem Zimmer und weinte wie ein kleines Kind, schluchzend und sich häufig die Nase putzend. Sonja stand neben ihr, beugte sich über sie und küßte sie auf das Haar.

„Natascha, worüber weinst du denn?" sagte sie. „Was gehen dich diese Leute an? Es geht alles vorüber, Natascha."

„Nein, wenn du wüßtest, wie kränkend es war ... als ob ich ..."

„Sprich nicht mehr davon, Natascha; du kannst ja nichts dafür; also was kümmert es dich? Gib mir einen Kuß!" tröstete Sonja.

Natascha hob den Kopf in die Höhe, küßte ihre Freundin auf die Lippen und drückte ihr feuchtes Gesicht an deren Körper.

„Ich kann gar nicht sagen, wie es gekommen ist; ich weiß es nicht," sagte Natascha. „Niemand anders kann dafür; ich bin allein daran schuld. Aber es ist ein furchtbarer Schmerz. Ach, warum kommt er nicht! ..."

Mit geröteten Augen kam sie endlich zu Tisch. Marja Dmitrijewna, welche bereits gehört hatte, wie die beiden Rostows vom Fürsten empfangen waren, tat, als bemerke sie Nataschas verstörtes Gesicht nicht, und scherzte in ihrer energischen, lauten Art bei Tische mit dem Grafen und den andern Gästen.

VIII

Am Abend dieses Tages fuhren Rostows in die Oper, zu welcher Marja Dmitrijewna ihnen Billette besorgt hatte. Natascha hatte eigentlich gar keine Lust hinzufahren; aber sie

durfte Marja Dmitrijewnas Freundlichkeit, die ausſchließlich ihr galt, nicht ablehnen. Als ſie fertig angekleidet in den Saal kam, um dort auf ihren Vater zu warten, und, ſich in dem großen Spiegel betrachtend, ſah, daß ſie hübſch, ſehr hübſch war, da wurde ihr noch trauriger zumute; aber mit der Traurigkeit paarte ſich eine ſüße Liebesſehnſucht.

„O Gott, wenn er jetzt hier wäre, dann würde ich ihn nicht ſo umarmen wie früher, wo ich mich dummerweiſe, ich weiß nicht wovor, ſcheute, ſondern in einer neuen Art, einfach und natürlich, und ich würde mich an ihn ſchmiegen und ihn dazu bringen, mich mit jenen ſuchenden, forſchenden Augen anzuſehen, mit denen er mich ſo oft angeſehen hat, und dann würde ich ihn dazu bringen, ſo zu lachen, wie er damals lachte. Und ſeine Augen! Wie ich ſie vor mir ſehe, dieſe Augen!“ dachte Natascha. „Und was gehen mich ſein Vater und ſeine Schweſter an: ich liebe ihn, nur ihn, ihn, mit dieſem Geſichte und dieſen Augen, mit ſeinem zugleich männlichen und kindlichen Lächeln ... Nein, ich will lieber nicht an ihn denken, will dieſe Zeit über nicht an ihn denken, ihn vergeſſen, ganz vergeſſen. Sonſt ertrage ich dieſen Zuſtand des Wartens nicht, ich fange gleich an loszuſchluchzen.“ Sie trat vom Spiegel weg, indem ſie ſich Gewalt antat, nicht in Tränen auszubrechen. „Wie bringt es Sonja nur fertig, Nikolai ſo ruhig und gleichmäßig zu lieben und ſo lange und mit ſolcher Geduld zu warten!“ dachte ſie, als ſie Sonja erblickte, die, gleichfalls in Toilette, mit dem Fächer in der Hand, eintrat. „Nein, ſie hat eine ganz andere Natur als ich. Ich kann das nicht!“

Natascha fühlte ſich in dieſem Augenblicke ſo weich und zärtlich geſtimmt, daß es ihr nicht genügte, zu lieben und ſich geliebt zu wiſſen; ſie ſehnte ſich danach, jetzt, jetzt gleich den geliebten Mann zu umarmen und ihm die Liebesworte zu ſagen, von denen ihr

Herz voll war, und ebensolche Worte von ihm zu hören. Während sie, neben ihrem Vater sitzend, im Wagen dahinrollte und gedankenvoll nach der befrorenen Fensterscheibe hinblickte, hinter der die Lichter der Laternen flimmernd vorbeihuschten, fühlte sie sich noch stärker von Liebessehnsucht und Traurigkeit ergriffen und vergaß ganz, mit wem und wohin sie fuhr. Der Wagen, in welchem Rostows fuhren, schwenkte nun in die lange Reihe von Equipagen ein und rückte, langsam mit den Rädern über den Schnee hinknirschend, bis zum Theater vor. Hurtig sprangen Natascha und Sonja, ihre Kleider zusammenraffend, heraus; auch der Graf stieg, von den Dienern unterstützt, aus, und zwischen den hineingehenden Damen und Herren und den Zettelverkäufern hindurch begaben sie sich alle drei in den Korridor der Parkettlogen. Durch die angelehnten Türen hindurch waren schon die Klänge der Musik zu hören.

„Natascha, dein Haar ..." flüsterte Sonja.

Der Logenschließer glitt höflich und eilig vor den Damen her und öffnete die Tür der Loge. Die Musik wurde deutlicher vernehmbar; im Rahmen der Tür zeigten sich die strahlend hell erleuchteten Reihen der Logen mit den entblößten Schultern und Armen der Damen und das lärmende, von Uniformen glänzende Parkett. Eine Dame, die in die Nachbarloge eintrat, richtete einen frauenhaft neidischen Blick auf Natascha. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen; es wurde erst die Ouvertüre gespielt. Natascha schritt, nachdem sie noch ihr Kleid geordnet hatte, mit Sonja durch die Tür, setzte sich und betrachtete die erleuchteten Reihen der gegenüberliegenden Logen. Das Bewußtsein, welches sie seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatte, daß Hunderte von Blicken sich auf ihre nackten Arme und auf ihren nackten Hals richteten, dieses Bewußtsein erregte bei ihr jetzt auf einmal eine halb angenehme, halb unangenehme Empfindung und rief einen

Schwarm damit in Zuſammenhang ſtehender Erinnerungen, Wünſche und unruhiger Gedanken hervor.

Die beiden auffällig hübſchen Mädchen, Nataſcha und Sonja, nebſt dem Grafen Ilja Andrejewitſch, den man in Moskau lange nicht geſehen hatte, zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Außerdem hatten alle eine wenn auch unſichere Kenntnis von Nataſchas Verlobung mit dem Fürſten Andrei, wußten, daß Roſtows ſeitdem auf dem Lande gelebt hatten, und betrachteten nun neugierig die Braut eines der beſten Heiratskandidaten in ganz Rußland.

Nataſcha war, wie ihr alle Bekannten geſagt hatten, auf dem Lande noch ſchöner geworden, und an dieſem Abend erſchien ſie infolge der innerlichen Erregung ganz beſonders ſchön. Sie überraſchte durch ihre Lebhaftigkeit und Schönheit, im Verein mit einer großen Gleichgültigkeit gegen ihre ganze Umgebung. Ihre ſchwarzen Augen blickten auf die Menſchenmenge, ohne irgendeinen einzelnen zu ſuchen, und während der dünne, bis über den Ellbogen entblößte Arm auf der ſamtenen Brüſtung ruhte, ſchloß und öffnete ſich offenbar unbewußt ihre Hand nach dem Takte der Ouvertüre und zerknitterte den Theaterzettel.

„Sieh mal, da iſt Fräulein Alenina," ſagte Sonja; „ich glaube, mit ihrer Mutter."

„Herrje! Michail Kirillowitſch iſt noch dicker geworden!" rief der alte Graf erſtaunt.

„Seht nur, da iſt unſere Anna Michailowna, und mit was für einer Toque!"

„Frau Karagina iſt da, mit Julja, und Boris iſt auch bei ihnen. Daraus kann man doch gleich ſehen, daß die beiden Braut und Bräutigam ſind."

„Drubezkoi hat ſeinen Antrag gemacht. Es iſt ſicher, ich habe es

heute erfahren," sagte Schinschin, der in die Rostowsche Loge hereingekommen war.

Natascha schaute nach der Richtung, nach der ihr Vater hinsah, und erblickte Julja, die, eine Perlenschnur um den dicken, roten (wie Natascha wußte: gepuderten) Hals, mit glückstrahlendem Gesichte neben ihrer Mutter dasaß. Hinter ihnen war der glatt frisierte Kopf des schönen Boris sichtbar; Boris lächelte und beugte sich mit dem Ohre zu Juljas Munde hinab. Unter der Stirn hervor blickte er nach Rostows hin und sagte lächelnd etwas zu seiner Braut.

„Sie sprechen von uns, von meiner früheren Beziehung zu ihm!" dachte Natascha. „Boris beschwichtigt gewiß die Eifersucht seiner Braut auf mich; sie machen sich unnütze Sorgen! Wenn sie wüßten, wie gleichgültig sie mir alle sind!"

Dahinter saß, eine grüne Toque auf dem Kopfe, mit glücklicher, feierlicher Miene, welche ihre Ergebung in den Willen Gottes zum Ausdrucke brachte, Anna Michailowna. In dieser Loge herrschte offenbar jene Stimmung, die durch die Anwesenheit eines Brautpaares hervorgerufen zu werden pflegt, eine Stimmung, welche Natascha so gut kannte und so sehr liebte. Sie wandte sich ab, und plötzlich kam ihr all das Demütigende in den Sinn, das der von ihr am Vormittag gemachte Besuch für sie gehabt hatte.

„Was hat er für ein Recht, meiner Aufnahme in seine Familie zu widerstreben? Ach, das beste ist, gar nicht daran zu denken, nicht daran zu denken, ehe er nicht angekommen ist!" sagte sie zu sich selbst und begann nun, die bekannten und unbekannten Gesichter im Parkett zu mustern. Vorn im Parkett, gerade in der Mitte, mit dem Rücken sich gegen die Rampe lehnend, stand Dolochow mit seinem gewaltigen, nach oben hinaufgekämmten Schopf krauser Haare, in persischem Kostüm. Er stand an der

sichtbarsten Stelle des ganzen Theaters; aber obwohl er wußte, daß er die Aufmerksamkeit des gesamten Publikums auf sich zog, stand er geradeso ungeniert da, wie wenn er sich in seinem eigenen Zimmer befände. Um ihn standen in dichtem Schwarme die vornehmsten jungen Lebemänner Moskaus, und er nahm unter ihnen augenscheinlich die Stelle des Matadors ein.

Graf Ilja Andrejewitsch stieß lachend die errötende Sonja an, indem er auf ihren ehemaligen Verehrer zeigte.

„Hast du ihn erkannt?" fragte er sie. Dann wandte er sich an Schinschin: „Von wo mag der sich hier wieder angefunden haben? Er war ja ganz verschwunden, irgendwohin weit weg."

„Ganz richtig," antwortete Schinschin. „Er war im Kaukasus; aber er desertierte dort, wurde, wie es heißt, Minister bei irgendeinem regierenden Fürsten in Persien und ermordete dort den Bruder des Schahs: na, die Moskauer Damen sind wie verrückt nach ihm! Der Perser Dolochow, das ist jetzt der clou. Das dritte Wort heißt bei uns jetzt immer Dolochow: man betrachtet ihn als Ideal; man ladet, wie auf einen Sterlet, Gäste auf ihn ein. Dolochow und Anatol Kuragin haben bei uns allen Damen geradezu die Köpfe verdreht."

In die benachbarte Loge trat eine schöne Frau von hohem Wuchse, mit einer außerordentlich starken Haarflechte, die volle, weiße Büste sehr tief dekolletiert; um den Hals trug sie eine doppelte Schnur großer Perlen. Es dauerte lange, bis sie, mit ihrem starren seidenen Kleide raschelnd, zum Sitzen kam.

Natascha betrachtete unwillkürlich diesen Hals, diese Schultern, diese Perlen, diese Frisur und bewunderte die Schönheit der Schultern und der Perlen. Während sie bereits zum zweitenmal die Dame musterte, wandte diese sich um, und als ihre Blicke denen des Grafen Ilja Andrejewitsch begegneten, nickte sie ihm zu und lächelte. Dies war die Gräfin Besuchowa, Pierres Frau. Ilja

Andrejewitsch, der alle Leute auf der Welt kannte, bog sich hinüber und knüpfte ein Gespräch mit ihr an.

„Sind Sie schon lange in Moskau, Gräfin?" fragte er. „Ich werde mir erlauben herumzukommen und Ihnen die Hand zu küssen. Ich bin in geschäftlichen Angelegenheiten nach Moskau gekommen und habe meine Mädchen mitgebracht. Die Semjonowa soll ja unvergleichlich spielen," redete er weiter. „Graf Peter Kirillowitsch hat sich unser immer freundlich erinnert. Ist er hier?"

„Ja, er wollte herkommen," erwiderte Helene und musterte Natascha mit großer Aufmerksamkeit.

Graf Ilja Andrejewitsch setzte sich wieder auf seinen Platz.

„Sie ist schön, nicht wahr?" fragte er Natascha flüsternd.

„Ganz wunderschön!" erwiderte Natascha. „In die kann sich einer schon verlieben!"

In diesem Augenblicke erklangen die letzten Akkorde der Ouvertüre, und der Stab des Kapellmeisters klopfte auf. Im Parkett begaben sich einige Herren, die sich verspätet hatten, eilig auf ihre Plätze, und der Vorhang ging in die Höhe.

Sowie der Vorhang in die Höhe ging, wurde in den Logen und im Parkett alles still, und alle Herren, alte und junge, in Uniformen und in Fracks, alle Damen mit kostbaren Steinen an den nackten Körperteilen richteten in lebhafter Spannung ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Bühne. Natascha blickte ebenfalls dorthin.

IX

Auf der Bühne war in der Mitte ein ebener Bretterboden; auf beiden Seiten standen bemalte Pappwände, welche Bäume darstellten; hinten war senkrecht auf dem Bretterboden eine Leinwand ausgespannt. In der Mitte der Bühne saßen

Mädchen in roten Miedern und weißen Röcken. Ein sehr dickes Mädchen in einem weißseidenen Kleide saß für sich allein auf einem niedrigen Bänkchen, an welches von hinten eine grüne Pappe angeklebt war. Alle sangen irgend etwas. Als sie mit ihrem Gesange fertig waren, trat die im weißen Kleide an den Souffleurkasten, und zu ihr trat ein Mann in seidenen Hosen, die ihm sehr straff auf den dicken Beinen saßen, mit einer Feder auf dem Hute und einem Dolche im Gürtel, und fing an zu singen und mit den Händen zu gestikulieren.

Nachdem der Mann in den straff sitzenden Hosen gesungen hatte, sang sie. Dann schwiegen sie beide, die Musik spielte, und der Mann berührte mit den Fingern die Hand des Mädchens im weißen Kleide; er wartete offenbar wieder auf den Takt, um nun seinen Part mit ihr zusammen zu beginnen. Sie sangen nun zu zweien, und alle im Theater fingen an zu klatschen und zu schreien; der Mann und das Mädchen auf der Bühne aber, welche Verliebte darstellten, lächelten, gestikulierten mit den Armen und verbeugten sich.

Nach dem Aufenthalte auf dem Lande und bei der ernsten Stimmung, in der sich Natascha befand, erschien ihr dies alles sonderbar und verwunderlich. Sie war nicht imstande, dem Gange der Handlung zu folgen, ja nicht einmal ordentlich auf die Musik zu hören; sie sah nur bemalte Pappwände und seltsam ausstaffierte Männer und Frauen, die sich in heller Beleuchtung sonderbar bewegten und sonderbar redeten und sangen; sie wußte zwar, was dies alles vorstellen sollte; aber dies alles war so verschnörkelt, gekünstelt und unnatürlich, daß sie sich halb für die Schauspieler schämte, halb über sie lachen mußte. Sie blickte um sich herum nach den Gesichtern der Zuschauer und suchte auf ihnen dasselbe Gefühl des Spottes und der Verwunderung, welches sie erfüllte; aber alle Gesichter waren aufmerksam auf das

gerichtet, was auf der Bühne vorging, und drückten ein, wie es ihr vorkam, gemachtes Entzücken aus. „Gewiß muß das alles so sein," dachte Natascha. Sie betrachtete abwechselnd bald diese langen Reihen pomadisierter Köpfe im Parkett, bald die halbnackten Damen in den Logen, namentlich ihre Nachbarin Helene, die, fast vollständig unbekleidet, mit stillem, ruhigem Lächeln unverwandt nach der Bühne blickte; und zugleich kam ihr die starke Helligkeit, die durch den ganzen Saal ausgegossen war, und die hohe Temperatur der von der Menschenmenge erwärmten Luft zum Bewußtsein. Natascha geriet allmählich in einen der Berauschtheit ähnlichen Zustand hinein, in dem sie sich seit langer Zeit nicht mehr befunden hatte. Sie wußte nicht mehr, wer sie war und wo sie war und was vor ihren Augen geschah. Sie sah und dachte, und die sonderbarsten Gedanken huschten ihr überraschend und ohne jede Verknüpfung durch den Kopf. Bald kam ihr der Einfall, auf die Rampe zu springen und die Arie, welche die Sängerin da sang, selbst zu singen, bald fühlte sie sich gelockt, einen nicht weit von ihr sitzenden alten Herrn mit dem Fächer anzustoßen, bald sich zu Helene hinüberzubiegen und sie zu kitzeln.

In einem Augenblicke, als gerade auf der Bühne alles still geworden war, da eine Arie beginnen sollte, knarrte die Eingangstür des Parketts auf der Seite, wo die Rostowsche Loge war, und es wurden die Schritte eines Herrn, der sich verspätet hatte, hörbar. „Da ist er, Kuragin!" flüsterte Schinschin. Die Gräfin Besuchowa wandte sich um und lächelte dem Eintretenden zu. Natascha schaute dahin, wohin die Augen der Gräfin Besuchowa gerichtet waren, und erblickte einen ungewöhnlich schönen Adjutanten, der mit selbstbewußter, aber zugleich weltmännisch höflicher Miene sich der Loge näherte, in der sie mit den Ihrigen saß. Es war Anatol Kuragin, den sie vor langer Zeit einmal auf

einem Balle in Petersburg gesehen und bemerkt hatte. Er trug jetzt die Adjutantenuniform mit Epauletten und Achselschnüren. Seine langsame, forsche Art zu gehen hätte etwas Komisches gehabt, wenn er nicht eine so schöne Erscheinung gewesen wäre und wenn nicht auf seinem hübschen Gesichte ein solcher Ausdruck gutmütiger Zufriedenheit und Heiterkeit gelegen hätte. Trotzdem auf der Bühne gespielt wurde, schritt er ohne Eile, leise mit den Sporen und dem Säbel klirrend, den schönen, parfümierten Kopf frei und hoch tragend, über den Teppich des Ganges dahin. Als er Natascha erblickte, trat er zu seiner Schwester heran, legte die in einem Glacéhandschuh steckende Hand auf die Brüstung ihrer Loge, nickte ihr mit dem Kopfe zu, beugte sich zu ihr und fragte sie etwas, wobei er nach Natascha hinwies.

„Ganz allerliebst!" sagte er offenbar mit Bezug auf Natascha, was diese nicht sowohl hörte als aus der Bewegung seiner Lippen abnahm. Dann ging er weiter zur ersten Reihe und setzte sich neben Dolochow, indem er diesen selben Dolochow, gegen den sich andere so liebedienerisch benahmen, freundschaftlich und lässig mit dem Ellbogen anstieß. Er zwinkerte ihm vergnügt zu, lächelte ihn an und stemmte den Fuß gegen die Rampe.

„Wie ähnlich Bruder und Schwester einander sind!" sagte der Graf. „Und wie schön alle beide!"

Schinschin begann dem Grafen halblaut ein Skandalgeschichtchen von einer Liebesaffäre zu erzählen, die Kuragin in Moskau gehabt hatte. Natascha hörte auf die Erzählung besonders deshalb hin, weil Anatol von ihr „Ganz allerliebst!" gesagt hatte.

Der erste Akt war zu Ende; im Parkett standen alle auf, mischten sich untereinander, gingen und kamen.

Boris kam in die Rostowsche Loge, nahm in sehr ruhiger Art die Glückwünsche entgegen, richtete mit emporgezogenen Brauen

und einem zerstreuten Lächeln an Natascha und Sonja die Bitte seiner Braut aus, sie möchten doch zu ihrer Hochzeit kommen, und ging wieder weg. Natascha hatte heiter und kokett gelächelt, während sie mit eben jenem Boris plauderte und ihm zu seiner Verlobung gratulierte, in den sie früher verliebt gewesen war. In dem Zustande des Berauschtseins, in welchem sie sich befand, erschien ihr das alles als etwas ganz Einfaches und Natürliches.

Die halbnackte Helene saß neben ihr und lächelte allen in gleicher Weise zu, und genau in derselben Weise hatte Natascha Boris zugelächelt.

Helenens Loge füllte sich mit Besuchern und wurde auch von der Parkettseite her von den vornehmsten und geistreichsten Männern umringt, welche, wie es schien, miteinander wetteiferten, aller Welt zu zeigen, daß sie mit ihr bekannt seien.

Kuragin stand während dieses ganzen Zwischenaktes mit Dolochow vorn an der Rampe und blickte nach der Rostowschen Loge hin. Natascha wußte, daß er von ihr sprach, und dies machte ihr Vergnügen. Sie drehte sich sogar so, daß er ihr Profil in der, nach ihrer Ansicht, vorteilhaftesten Stellung sehen konnte. Vor dem Beginn des zweiten Aktes erschien im Parkett auch die schwerfällige Gestalt Pierres, welchen Rostows seit ihrer Ankunft noch nicht zu sehen bekommen hatten. Sein Gesicht trug einen schwermütigen Ausdruck, und er war noch dicker geworden, seit ihn Natascha zum letzten Male gesehen hatte. Ohne jemand zu beachten, ging er bis zu den vordersten Reihen hindurch. Anatol trat zu ihm und begann mit ihm ein Gespräch, wobei er nach der Rostowschen Loge hinblickte und hindeutete. Sowie Pierre Natascha erblickte, wurde sein Wesen lebhafter, und er ging eilig durch die Bankreihen zu ihrer Loge hin. Als er zu den Rostows hingelangt war, lehnte er sich mit dem Ellbogen auf die Brüstung und redete lange lächelnd mit Natascha. Während ihrer

Unterhaltung mit Pierre hörte Natascha in der Loge der Gräfin Besuchowa eine Männerstimme und erkannte, ohne zu wissen woran, daß es Kuragin war. Sie sah sich um und begegnete seinem Blicke. Er sah ihr mit einem so entzückten, freundlichen, beinahe lächelnden Blicke in die Augen, daß es ihr sonderbar erschien, ihm so nah zu sein, ihn so anzusehen, so sicher zu wissen, daß sie ihm gefiel, und doch nicht mit ihm bekannt zu sein.

Im zweiten Akte stellten die Pappwände Grabmäler vor, und es war ein Loch in der Leinewand, das den Mond vorstellte, und das Licht der Lampen an der Rampe war durch hochgeschobene Schirme gedämpft, und die Trompeten und Kontrabässe spielten in tiefen Tönen, und von rechts und von links kamen viele Leute in schwarzen Mänteln. Diese Leute schwenkten die Arme hin und her und hatten eine Art von Dolchen in den Händen; dann kamen noch einige Leute herbeigelaufen und schickten sich an, jenes Mädchen wegzuschleppen, das vorher ein weißes Kleid angehabt hatte und jetzt ein himmelblaues trug. Sie schleppten sie aber nicht sofort weg, sondern sangen lange mit ihr, und dann schleppten sie sie wirklich weg, und hinter den Kulissen wurde dreimal auf etwas Metallisches geschlagen, und alle fielen auf die Knie und sangen ein Gebet. Mehrmals wurden alle diese Handlungen von begeisterten Beifallsrufen der Zuschauer unterbrochen.

Jedesmal, wenn Natascha während dieses Aktes ins Parkett blickte, sah sie Anatol Kuragin, wie er den Arm über die Rücklehne seines Sessels gelegt hatte und sie betrachtete. Es war ihr eine angenehme Empfindung, zu sehen, daß sie ihn so fesselte, und es kam ihr gar nicht der Gedanke, daß darin etwas Schlechtes liegen könne.

Als der zweite Akt zu Ende war, stand die Gräfin Besuchowa auf, wendete sich nach der Rostowschen Loge hin (ihre Brust war

vollständig entblößt), winkte mit einem behandschuhten Finger den alten Grafen zu sich heran, ohne sich um die Herren zu kümmern, die zu ihr in die Loge gekommen waren, und begann, liebenswürdig lächelnd, eine Unterhaltung mit ihm.

„Machen Sie mich doch mit Ihren reizenden jungen Damen bekannt," sagte sie. „Die ganze Stadt redet von ihnen, und ich kenne sie nicht."

Natascha stand auf und machte der schönen Gräfin einen Knicks. Das Lob von seiten dieser glänzenden Schönheit machte ihr so viel Vergnügen, daß sie vor Freude errötete.

„Ich will jetzt ebenfalls eine Moskauerin werden," fuhr Helene fort. „Machen Sie sich denn gar kein Gewissen daraus, solche Perlen in der Einsamkeit des Landlebens zu verbergen?"

Die Gräfin Besuchowa stand verdientermaßen in dem Rufe, eine bezaubernde Frau zu sein. Sie besaß die Fähigkeit, das, was sie gar nicht dachte, doch in einer Vertrauen erweckenden Weise auszusprechen und namentlich in einer ganz schlicht und natürlich aussehenden Art Schmeicheleien zu sagen.

„Ja, lieber Graf, erlauben Sie mir, mich Ihrer jungen Damen anzunehmen. Ich bin freilich jetzt nur auf kurze Zeit hier, ebenso wie Sie; aber ich werde mir Mühe geben, Ihre Damen zu amüsieren." Und mit ihrem gleichmäßigen, schönen Lächeln sagte sie zu Natascha: „Ich habe schon in Petersburg viel von Ihnen gehört und sehr gewünscht, Sie kennen zu lernen. Ich habe von Ihnen sowohl durch meinen Pagen Drubezkoi gehört (Sie wissen wohl schon, daß er sich verlobt hat?), als auch durch einen Freund meines Mannes, Bolkonski, den Fürsten Andrei Bolkonski." Sie legte auf diesen Namen einen besonderen Nachdruck und deutete damit an, daß sie sein Verhältnis zu Natascha kenne. Sie bat noch, der Graf möge, damit sie besser miteinander bekannt würden, einer der jungen Damen erlauben, während des noch übrigen

Teiles der Vorstellung bei ihr in ihrer Loge zu sitzen. So ging denn Natascha zu ihr herum.

Im dritten Akte war auf der Bühne ein Palast dargestellt, in dem viele Kerzen brannten und Bilder hingen, welche Ritter mit kleinen Bärten darstellten. In der Mitte standen zwei Personen, wahrscheinlich der König und die Königin. Der König gestikulierte mit dem rechten Arme, sang etwas, aber schlecht, offenbar weil er ängstlich war, und setzte sich dann auf seinen karmoisinroten Thron. Das Mädchen, das anfangs ein weißes, dann ein himmelblaues Kleid angehabt hatte, war jetzt im bloßen Hemde, mit aufgelöstem Haar, und stand bei dem Throne. Sie sang, zur Königin gewendet, irgend etwas Kummervolles; aber der König winkte streng mit der Hand, und von rechts und links kamen Männer mit nackten Beinen und Frauen mit nackten Beinen herein und fingen alle zusammen an zu tanzen. Dann spielten die Geigen in sehr hohen Tönen sehr lustig; eines der Mädchen, welches recht dicke nackte Beine und magere Arme hatte, sonderte sich von den andern ab, ging halb hinter die Kulissen, schob ihr Mieder zurecht, trat dann in die Mitte und begann zu springen und schnell mit einem Bein an das andere zu schlagen. Alle Leute im Parkett klatschten in die Hände und schrien Bravo. Dann stellte sich einer der Männer zunächst in eine Ecke. Im Orchester begannen die Zimbeln und Trompeten sehr laut zu spielen, und nun fing dieser nackbeinige Mann an allein sehr hoch zu springen und mit den Füßen zu trippeln. (Dieser Mann war Duport, der für diese Kunst jährlich sechzigtausend Rubel erhielt.) Alle Leute im Parkett, in den Logen und auf der Galerie klatschten und schrien aus Leibeskräften, und der Mann blieb stehen, lächelte und verbeugte sich nach allen Seiten. Dann tanzten wieder andere Menschen mit nackten Beinen, Männer und Frauen; dann rief wieder der König etwas mit Musikbegleitung, und alle

fingen an zu ſingen. Aber plötzlich brach ein Sturm los; im Orcheſter erklangen chromatiſche Tonleitern und Akkorde in der kleinen Septime, und alle fingen an zu laufen und ſchleppten wieder einen von den Anweſenden hinter die Kuliſſen, und der Vorhang wurde heruntergelaſſen. Wieder erhob ſich unter den Zuſchauern ein furchtbarer Lärm und Tumult, und alle ſchrien mit entzückten Geſichtern: „Duport! Duport! Duport!“ Nataſcha fand das jetzt nicht mehr ſonderbar. Vergnügt und fröhlich lächelnd blickte ſie um ſich.

„Iſt Duport nicht bewundernswert?“ fragte Helene, ſich zu ihr wendend.

„O gewiß!“ antwortete Nataſcha.

X

In der Pauſe drang auf einmal ein kalter Luftzug in Helenens Loge; die Tür öffnete ſich, und mit gebücktem Kopfe und bemüht, niemand anzuſtoßen, trat Anatol herein.

„Geſtatten Sie mir, Ihnen meinen Bruder vorzuſtellen,“ ſagte Helene; ihre Augen liefen unruhig zwiſchen Nataſcha und Anatol hin und her.

Nataſcha wandte über ihre nackte Schulter hinweg ihr hübſches Köpfchen zu dem ſchönen Manne hin und lächelte. Anatol, der in der Nähe ebenſo ſchön war wie von weitem, ſetzte ſich zu ihr und ſagte, er habe ſchon längſt gewünſcht, dieſes Vergnügen zu haben, ſchon ſeit dem Balle in Petersburg, bei dem er die ihm unvergeßliche Freude gehabt habe, ſie zu ſehen. Kuragin benahm ſich im Verkehr mit Frauen weit verſtändiger und natürlicher als in Männergeſellſchaft. Er redete einfach und ohne Scheu, und Nataſcha fühlte ſich ſeltſam und angenehm dadurch überraſcht, daß an dieſem Manne, von dem ſo viel Arges erzählt wurde,

nichts Furchtbares zu bemerken war, sondern daß er im Gegenteil in durchaus harmloser, heiterer, gutmütiger Weise lächelte.

Kuragin fragte sie, welchen Eindruck die Vorstellung auf sie mache, und erzählte ihr, bei der vorigen Aufführung sei die Semjonowa während des Spieles hingefallen.

„Wissen Sie, Komtesse," sagte er, indem er auf einmal zu ihr in einem Tone redete, als wäre sie eine gute, alte Bekannte, „es wird jetzt in unserm Kreise ein Karussell in Kostümen arrangiert; daran sollten Sie teilnehmen: es wird sehr lustig dabei zugehen. Wir kommen alle immer bei Karagins zusammen. Bitte, kommen Sie auch hin; Sie werden doch? Nicht wahr?" bat er.

Während er das sagte, wendete er seine lächelnden Augen keinen Augenblick von Natascha Gesichte, Halse und entblößten Armen ab. Natascha wußte mit voller Sicherheit, daß er von ihr entzückt war. Das war ihr eine angenehme Empfindung; aber trotzdem rief seine Gegenwart bei ihr ein unklares Gefühl der Bangigkeit und Beklommenheit hervor. Wenn sie ihn auch nicht ansah, so fühlte sie doch, daß er ihre Schultern betrachtete, und unwillkürlich suchte sie seinen Blick aufzufangen, damit er ihr lieber in die Augen sehen möchte. Aber wenn sie ihm dann in die Augen sah, so wurde sie sich mit Schrecken bewußt, daß zwischen ihm und ihr jene Schranke der Schamhaftigkeit gar nicht mehr vorhanden war, die sie immer zwischen sich und andern Männern fühlte. Sie fühlte, daß sie (sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war) in fünf Minuten diesem Menschen erschreckend nahe getreten war. Wenn sie sich abwandte, so fürchtete sie, er könne sie von hinten an den nackten Armen fassen oder sie auf den Hals küssen. Sie redeten von den allergewöhnlichsten Dingen, aber sie fühlte, daß sie ihm so nahe stand, wie sie nie einem Manne gestanden hatte. Natascha sah sich nach Helene und nach ihrem Vater um, als ob sie diese beiden fragen wollte, was das alles zu bedeuten

habe; aber Helene war im Gespräche mit einem General begriffen und antwortete nicht auf ihren Blick, und der Blick des Vaters sagte ihr nichts, als was er immer sagte: „Du bist vergnügt; nun, das freut mich."

Mitunter traten Augenblicke peinlichen Stillschweigens ein, während deren Anatol mit weitgeöffneten Augen sie ruhig und unverwandt betrachtete; in einem solchen Augenblicke fragte ihn Natascha, um das Stillschweigen zu unterbrechen, wie ihm Moskau gefalle. Sowie sie das gefragt hatte, errötete sie. Es schien ihr beständig, als tue sie etwas Unpassendes, wenn sie ihn anrede. Anatol lächelte, wie wenn er sie ermutigen wollte.

„Anfangs gefiel es mir wenig; denn was eine Stadt angenehm macht, das sind ja doch hübsche Frauen, nicht wahr? Nun, aber jetzt gefällt es mir sehr," antwortete er und sah sie bedeutsam an. „Kommen Sie zu unserem Karussell, Komtesse? Bitte, kommen Sie," fuhr er fort, und indem er die Hand nach ihrem Bukett ausstreckte und die Stimme senkte, fügte er hinzu: „Sie werden die Schönste sein. Kommen Sie, liebe Komtesse, und als Unterpfand geben Sie mir diese Blume."

Natascha verstand das, was er sagte, nicht in demselben Sinne wie er; aber sie fühlte, daß hinter seinen ihr unverständlichen Worten eine ungehörige Absicht steckte. Sie wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, und wandte sich ab, als ob sie das, was er gesagt hatte, nicht gehört hätte. Aber kaum hatte sie sich abgewandt, so mußte sie wieder denken, daß er da war, hinter ihr, so nahe bei ihr.

„Was macht er jetzt? Ist er verlegen? Aufgebracht? Muß ich mein Benehmen wieder gutmachen?" fragte sie sich selbst. Sie konnte es nicht lange aushalten, so dazusitzen, ohne sich umzuwenden. Sie blickte ihm gerade in die Augen, und seine Nähe und sein ruhiges Selbstgefühl und sein gutmütiges, freundliches

Lächeln beſiegten ſie. Sie lächelte ganz ebenſo wie er, während ſie ihm gerade in die Augen ſah. Und wieder fühlte ſie mit Schrecken, daß zwiſchen ihm und ihr keine Schranke mehr vorhanden war.

Der Vorhang ging wieder in die Höhe. Anatol verließ mit ruhiger, heiterer Miene die Loge. Natascha kehrte zu ihrem Vater in deſſen Loge zurück, ſchon vollſtändig im Banne der Welt, in der ſie ſich jetzt befand. Alles, was vor ihren Augen vorging, erſchien ihr jetzt bereits als etwas ganz Natürliches; alle früheren Gedanken dagegen, die Gedanken an ihren Bräutigam, an Prinzeſſin Marja, an das Leben auf dem Lande, kamen ihr nicht ein einziges Mal mehr in den Sinn, als ob das alles einer weit, weit zurückliegenden Vergangenheit angehörte.

Im vierten Akte kam ein Teufel vor, welcher ſo lange ſang und die Arme umherſchwenkte, bis unter ihm ein Brett weggezogen wurde und er verſank. Das war das Einzige, was Natascha vom ganzen vierten Akte ſah: ſie fühlte ſich erregt und unruhig, und die Urſache dieſer Unruhe war Kuragin, den ſie unwillkürlich beobachtete. Als Roſtows das Theater verließen, trat Anatol zu ihnen, rief ihren Wagen heran und half ihnen beim Einſteigen. Als er Natascha dieſen Dienſt leiſtete, drückte er ihr den Arm oberhalb des Ellbogens. Natascha blickte ſich, aufgeregt und errötend, nach ihm um. Er ſah ſie zärtlich lächelnd mit glänzenden Augen an.

★

Erſt als ſie nach Hauſe gekommen waren, war Natascha imſtande, alles das, was ihr begegnet war, klar zu überdenken, und als ihr dabei Fürſt Andrei einfiel, bekam ſie auf einmal einen furchtbaren Schreck; in Gegenwart aller ſtöhnte ſie am Teetiſch, um den ſich alle nach dem Theater verſammelt hatten, laut auf und lief errötend aus dem Zimmer.

„Mein Gott, ich bin verloren!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Wie konnte ich es nur dahin kommen laſſen?“ Lange ſaß ſie da, das glühende Geſicht mit den Händen bedeckend, und ſuchte ſich klare Rechenſchaft von dem zu geben, was ihr begegnet war, konnte aber weder das, was ihr begegnet war, noch ihre eigenen Empfindungen begreifen. Alles erſchien ihr dunkel, undeutlich und furchtbar. Dort in jenem gewaltig großen, hell erleuchteten Saale, wo Duport in einem kurzen mit Flittern beſetzten Jäckchen auf den feuchten Brettern nach dem Klange der Muſik mit ſeinen nackten Beinen herumgeſprungen war und junge Mädchen und alte Männer und dieſe halbnackte Helene mit ihrem ruhigen, ſtolzen Lächeln voll Entzücken Bravo gerufen hatten, dort, in der Atmoſphäre dieſer Helene, dort war das alles klar und natürlich geweſen; aber jetzt, wo ſie mit ſich ſelbſt allein war, erſchien es ihr unbegreiflich. „Was hat das zu bedeuten? Was bedeutet dieſe Furcht, die ich vor ihm empfand? Was bedeuten dieſe Gewiſſensbiſſe, die ich jetzt ſpüre?“ fragte ſie ſich.

Nur der alten Gräfin, ihrer Mutter, hätte Nataſcha bei Nacht in deren Bette alles mitteilen können, was ihr Herz bewegte. Sonja (das wußte ſie), Sonja mit ihrer ſtrengen, reinen Anſchauungsweiſe würde entweder gar nichts davon begreifen oder über ihr Geſtändnis einen gewaltigen Schreck bekommen. So ſuchte denn Nataſcha für ſich allein über das, was ſie quälte, zur Klarheit zu gelangen.

„Bin ich der Liebe des Fürſten Andrei unwürdig geworden oder nicht?“ fragte ſie ſich und gab ſich mit einem Lächeln der Beruhigung die Antwort: „Was bin ich für eine Törin, ſo zu fragen! Was iſt denn mit mir geſchehen? Nichts. Ich habe nichts getan, habe dieſen Mann in keiner Weiſe herausgefordert. Niemand wird etwas erfahren, und ich werde ihn nie mehr wiederſehen,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Somit iſt klar, daß nichts geſchehen iſt, und daß

ich nichts zu bereuen habe, und daß Fürſt Andrei mich auch ſo, wie ich jetzt bin, lieben kann. Aber wie bin ich denn jetzt? In welchem Zuſtande befinde ich mich? Ach mein Gott, mein Gott, warum iſt er nicht hier?" Natascha beruhigte ſich für einen Augenblick; aber dann ſagte ihr wieder eine Art von inſtinktivem Gefühl, daß das zwar alles wahr ſei und ſich nichts begeben habe, daß aber doch die volle frühere Reinheit ihrer Liebe zum Fürſten Andrei dahin ſei. Und nun wiederholte ſie ſich wieder in Gedanken ihr ganzes Geſpräch mit Kuragin und vergegenwärtigte ſich das Geſicht und die Gebärden und das zärtliche Lächeln dieſes ſchönen, kecken Menſchen in dem Augenblicke, wo er ihr den Arm drückte.

XI

Anatol Kuragin lebte in Moskau, weil ihn ſein Vater aus Petersburg weggeſchickt hatte, wo er die ihm gewährten zwanzigtauſend Rubel jährlich verausgabt und noch ebenſoviel Schulden dazu gemacht hatte, deren Bezahlung die Gläubiger dann von dem Vater verlangten.

Der Vater hatte dem Sohne erklärt, er wolle zum letzten Male die Hälfte ſeiner Schulden bezahlen, aber nur unter der Bedingung, daß er nach Moskau gehe, dort eine Stellung als Adjutant des Oberkommandierenden übernehme, die er ihm durch ſeine Bemühungen verſchafft hatte, und ſich ebendort bemühe, endlich eine gute Partie zu machen. Er hatte ihn auf Prinzeſſin Marja und auf Julja Karagina hingewieſen.

Anatol hatte ſich damit einverſtanden erklärt, war nach Moskau gereiſt und hatte ſich dort bei Pierre einquartiert. Pierre hatte ihn zwar zuerſt nur ungern bei ſich aufgenommen, ſich aber dann an ihn gewöhnt. Manchmal fuhr er mit Anatol zu deſſen Ge-

lagen mit und gab ihm auch, unter dem unzutreffenden Namen eines Darlehens, Geld.

Anatol hatte, wie Schinschin ganz richtig von ihm gesagt hatte, seit er nach Moskau gekommen war, allen Moskauer Damen die Köpfe verdreht, und zwar namentlich dadurch, daß er sie vernachlässigte und ihnen unverhohlen Zigeunerinnen und französische Schauspielerinnen vorzog, mit deren renommiertester, Mademoiselle Georges, er, wie es hieß, nähere Beziehungen unterhielt. Er ließ kein Gelage bei Danilow und anderen lebenslustigen Patronen Moskaus unbesucht, trank ganze Nächte hindurch, trank alle unter den Tisch und war auf allen Soireen und Bällen der vornehmsten Gesellschaftskreise zu finden. Es wurden mehrere pikante Liebesaffären erzählt, die er mit Moskauer verheirateten Damen gehabt hatte, und er machte auch auf den Bällen einigen den Hof; aber mit den jungen Mädchen, und namentlich mit den reichen in heiratsfähigem Alter, die größtenteils häßlich waren, ließ er sich nicht näher ein, um so weniger, da er, was nur seine nächsten Freunde wußten, sich vor zwei Jahren verheiratet hatte.

Vor zwei Jahren, als Anatols Regiment in Polen stand, hatte ihn ein unbemittelter polnischer Gutsbesitzer gezwungen, seine Tochter zu heiraten. Anatol hatte seine Frau sehr bald wieder verlassen; er hatte sich verpflichtet, seinem Schwiegervater zu bestimmten Terminen Geld zu schicken, und sich dafür das Recht ausbedungen, als ledig zu gelten.

Anatol war stets mit seiner Lage, mit sich selbst und mit den anderen Menschen zufrieden. Er war instinktiv in tiefster Seele davon überzeugt, daß es ihm unmöglich sei, anders zu leben, als er wirklich lebte, und daß er nie in seinem Leben etwas Schlechtes getan habe. Er war nicht imstande, zu überlegen, weder welche Wirkungen seine Handlungen auf andere Menschen

ausüben könnten, noch was aus der einen oder andern seiner Handlungen hervorgehen könne. Er war überzeugt, daß, wie die Ente für das Leben im Wasser geschaffen sei, so auch er von Gott so geschaffen sei, daß er eine Jahreseinnahme von dreißigtausend Rubeln haben und stets eine glänzende Stellung einnehmen müsse. Daran glaubte er so fest, daß auch andere, wenn sie ihn ansahen, derselben Überzeugung wurden und ihm weder eine glänzende Stellung in der Gesellschaft noch Geld verweigerten, das er, augenscheinlich ohne die Rückzahlung in Aussicht zu nehmen, dem ersten besten, der ihm in den Wurf kam, abborgte.

Er war kein Spieler; wenigstens kam es ihm nie darauf an, zu gewinnen. Er war nicht eitel; mochte man von ihm denken, was man wollte: ihm war das völlig gleichgültig. Noch weniger konnte man ihn des Ehrgeizes beschuldigen; er hatte mehrmals seines Vaters Bemühungen zu dessen großem Verdrusse dadurch vereitelt, daß er sich seine Karriere verdarb, und machte sich über alle Ehren und Würden lustig. Er war nicht geizig und schlug nie eine an ihn gerichtete Bitte um Geld ab. Das einzige, was er liebte, war das Vergnügen und die Frauen; und da nach seiner Anschauung in diesen Neigungen nichts Unedles lag und er nicht imstande war, zu erwägen, welche Folgen für andere Menschen die Befriedigung dieser seiner Neigungen hatte, so hielt er sich in seinem Herzen für einen tadellosen Menschen, hegte eine aufrichtige Verachtung gegen Schurken und schlechte Kerle und trug mit ruhigem Gewissen seinen Kopf hoch.

Die vergnügungssüchtigen Lebemänner, diese sozusagen männlichen Magdalenen, haben im stillen, gerade wie die weiblichen Magdalenen, die Vorstellung, daß sie frei von Schuld seien, und diese Vorstellung gründet sich bei beiden auf die Hoffnung, daß ihnen Vergebung werde zuteil werden. „Ihr wird alles vergeben, weil sie viel geliebt hat," heißt es im Evangelium, und so denkt

auch der Lebemann, es werde ihm alles vergeben werden, weil er sich viel vergnügt habe.

Dolochow, der nach seiner Verbannung und seinen persischen Abenteuern im Laufe des letzten Jahres wieder in Moskau erschienen war und ein luxuriöses Leben führte, dessen wesentliche Bestandteile Hasardspiel und Gelage bildeten, war in nähere Beziehung zu seinem alten Petersburger Kameraden Kuragin getreten und bediente sich dieser Bekanntschaft zu seinen Zwecken.

Anatol hatte eine aufrichtige Zuneigung zu Dolochow, weil ihm dessen Klugheit und Bravour imponierten. Dolochow dagegen, welchem Anatols Name, Stand und Verbindungen sehr willkommen waren, um reiche junge Leute in seinen Spielzirkel hineinzulocken, nutzte die Bekanntschaft mit Kuragin aus, ohne es diesen merken zu lassen. Auch diente ihm Kuragin, von dem praktischen Zwecke ganz abgesehen, als amüsantes Spielzeug; denn einen fremden Willen bald so bald so zu lenken, diese Tätigkeit war ihm schon an sich ein Genuß, eine Gewohnheit und ein Bedürfnis.

Natascha hatte auf Kuragin einen starken Eindruck gemacht. Als er nach dem Theater mit Dolochow soupierte, setzte er diesem in der kunstgemäßen Manier eines Kenners die Schönheit ihrer Arme, ihrer Schultern, ihrer Füße und ihres Haares auseinander und erklärte, er habe vor, eine regelrechte Attacke auf sie zu machen. Was ein solches Benehmen für Folgen haben konnte, das zu überlegen und zu begreifen war Anatol nicht imstande, wie er sich denn niemals darüber klar war, was aus dieser oder jener seiner Handlungen hervorgehen werde.

„Hübsch ist sie, Bruder; aber sie ist nichts für uns," bemerkte Dolochow.

„Ich will meiner Schwester sagen, sie möchte sie zum Diner einladen," sagte Anatol. „Was meinst du?"

„Warte lieber, bis sie verheiratet ist ..."

„Du weißt," erwiderte Anatol, „was man so ‚ein junges Blut' nennt, ist meine besondere Passion; so eine ist immer gleich ganz hin."

„Du bist schon einmal mit so einem jungen Blut hereingefallen," entgegnete Dolochow, der von Anatols Heirat Kenntnis hatte. „Sieh dich vor!"

„Na, zweimal kann es ja doch nicht passieren! Nicht wahr?" sagte Anatol, gutmütig lachend.

XII

An dem Tage nach diesem Theaterbesuche fuhren Rostows nirgendshin, und es kam auch niemand zu ihnen. Marja Dmitrijewna hatte mit dem Grafen Ilja Andrejewitsch eine Unterredung, deren Gegenstand sie vor Natascha zu verheimlichen suchte. Indes erriet diese, daß sie von dem alten Fürsten gesprochen und irgendwelchen Plan ersonnen hatten, und dies beunruhigte sie und verletzte ihr Ehrgefühl. Sie erwartete jeden Augenblick den Fürsten Andrei und schickte zweimal im Laufe dieses Tages den Hausknecht nach der Wosdwischenka-Straße, um in Erfahrung zu bringen, ob er nicht vielleicht schon angekommen sei. Er war nicht angekommen. Ihre Stimmung war jetzt bedrückter als in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft. Zu der Ungeduld und dem trüben Sehnen nach ihrem Bräutigam gesellten sich noch die unangenehme Erinnerung an die Begegnung mit der Prinzessin Marja und mit dem alten Fürsten, sowie eine Angst und Unruhe, deren Ursache ihr nicht bekannt war. Sie hatte immer die Empfindung, als ob entweder ihr Bräutigam überhaupt nie wiederkommen oder ihr noch vor seiner Ankunft irgend etwas Schlimmes widerfahren werde. Sie war nicht wie früher

imſtande, wenn ſie für ſich allein war, ruhig und lange an ihn zu denken. Sobald ſie ihre Gedanken auf ihn richtete, miſchten ſich in die Erinnerung an ihn die Erinnerung an den alten Fürſten, an die Prinzeſſin Marja und an die letzte Opernvorſtellung und an Kuragin. Es drängte ſich ihr wieder die Frage auf, ob ſie ſich auch nicht etwas habe zuſchulden kommen laſſen, ob ſie nicht bereits die Treue gegen den Fürſten Andrei verletzt habe, und immer wieder ertappte ſie ſich darauf, wie ſie ſich bis in die kleinſten Einzelheiten jedes Wort, jede Geſtikulation, jede Nüance des Mienenſpieles auf dem Geſichte dieſes Mannes ins Gedächtnis zurückrief, der in ihrer Seele ein ihr unbegreifliches, furchtbares Gefühl zu erwecken verſtanden hatte. Nach der Anſicht ihrer Hausgenoſſen zeigte ſich Natáſcha jetzt lebhafter als ſonſt; aber in Wirklichkeit war ſie bei weitem nicht ſo ruhig und glücklich wie früher.

Am Sonntag vormittag forderte Marja Dmitrijewna ihre Gäſte auf, mit ihr zur Meſſe in ihre Pfarrkirche, die Kirche zu Mariä Himmelfahrt auf dem Gottesacker, zu gehen.

„Ich kann dieſe modernen Kirchen nicht leiden," ſagte ſie, offenbar ſtolz auf ihr ſelbſtändiges Urteil. „Gott iſt überall ein und derſelbe. Wir haben bei uns einen ſehr braven Popen, der den Gottesdienſt in anſtändiger Art abhält, ſo recht würdig; und der Diakonus auch. Verleiht denn das der Sache eine größere Heiligkeit, wenn auf dem Chore ganze Geſangskonzerte veranſtaltet werden? Ich kann das nicht leiden; das ſind törichte Poſſen, weiter nichts!"

Marja Dmitrijewna hatte die Sonntage gern und verſtand es, ſie zu feiern. Sonnabends wurde ihr ganzes Haus geſcheuert und geſäubert; am Sonntage arbeitete weder ſie ſelbſt noch das Geſinde; alle waren feſttäglich gekleidet, und alle wohnten der Meſſe bei. Dem Mittageſſen der Herrſchaft wurden einige Gerichte

hinzugefügt, und das Geſinde erhielt Branntwein und Gänſebraten oder Ferkelbraten. Aber an nichts im ganzen Hauſe war der Feiertag ſo deutlich zu merken wie an Marja Dmitrijewnas breitem, ernſtem Geſichte, das an dieſem Tage einen unveränderlichen, feierlichen Ausdruck annahm.

Als ſie nach der Meſſe im Salon, wo von den Möbeln die Überzüge abgenommen waren, Kaffee getrunken hatten, erhielt Marja Dmitrijewna von einem Diener die Meldung, daß der Wagen bereit ſei. Mit ernſter Miene erhob ſie ſich, legte ihr Gala-Umſchlagetuch an, welches ſie immer bei Viſiten trug, und erklärte, ſie fahre zu dem Fürſten Nikolai Andrejewitſch Bolkonſki, um mit ihm eine Ausſprache über Natalſcha zu haben.

Nachdem Marja Dmitrijewna weggefahren war, ſtellte ſich bei Roſtows eine Gehilfin von Madame Chalmé ein, und Natalſcha, ſehr zufrieden über dieſe Ablenkung ihrer Gedanken, beſchäftigte ſich in dem Zimmer neben dem Salon mit dem Anprobieren neuer Kleider, nachdem ſie die Verbindungstür nach dem Salon zugemacht hatte. Als ſie gerade eine vorläufig nur zuſammengeheftete, noch ärmelloſe Taille angezogen hatte und mit zurückgedrehtem Kopfe im Spiegel prüfte, wie das Rückenteil ſaß, da hörte ſie im Salon die Stimme ihres Vaters in lebhaftem Geſpräch mit einer anderen, weiblichen Stimme, die ihr das Blut ins Geſicht trieb. Dies war Helenens Stimme. Natalſcha hatte noch nicht Zeit gehabt, die Taille, die ſie anprobierte, auszuziehen, als die Tür aufging und die Gräfin Besuchowa ins Zimmer trat, mit einem ſtrahlenden, freundlich-wohlwollenden Lächeln auf dem Geſichte, in einem dunkellila Samtkleide mit hohem Kragen.

„Ah, mein liebes Kind, wie entzückend!“ ſagte ſie zu der errötenden Natalſcha. „Allerliebſt! Nein, das wäre ja unerhört, mein lieber Graf,“ wandte ſie ſich zu dem hinter ihr eintreten-

den Ilja Andrejewitſch. „Wie kann man in Moskau wohnen und nirgends hingehen? Nein, ich laſſe mir von Ihnen keine abſchlägige Antwort geben! Heute abend deklamiert bei mir Mademoiſelle Georges, und es kommen dazu ein paar Bekannte. Wenn Sie da nicht Ihre ſchönen jungen Damen zu mir bringen, von denen Mademoiſelle Georges in den Schatten geſtellt werden wird, dann kündige ich Ihnen die Freundſchaft auf. Mein Mann iſt nicht da; er iſt nach Twer gefahren; ſonſt hätte ich den hergeſchickt, um Sie einzuladen. Sie müſſen unbedingt kommen, unbedingt; bitte zwiſchen acht und neun Uhr."

Sie nickte der ihr bekannten Modiſtin zu, die ihr einen reſpektvollen Knicks machte, und ſetzte ſich auf einen Seſſel neben dem Spiegel, wobei ſie dem Rocke ihres Samtkleides einen maleriſchen Faltenwurf verlieh. Sie hörte nicht auf, freundlich und heiter zu plaudern, und erging ſich fortwährend in Ausdrücken des Entzückens über Natajchas Schönheit. Sie muſterte ihre Kleider und lobte ſie; auch rühmte ſie eines ihrer eigenen Kleider, ein Kleid aus Metallgaze, das ſie ſich aus Paris hatte kommen laſſen, und riet Natajcha, ſich auch ſo eines machen zu laſſen.

„Indeſſen, Ihnen ſteht ja alles gut, meine reizende Kleine,' ſagte ſie.

Ein Lächeln froher Befriedigung wich während dieſes ganzen Geſpräches nicht von Natajchas Geſichte. Sie fühlte ſich glücklich und blühte gleichſam auf unter den Lobſprüchen dieſer liebenswürdigen Gräfin Besuchowa, die ihr früher als eine ſo unnahbare, große Dame erſchienen war und die ihr jetzt ſo viel Wohlwollen bezeigte. Natajcha war ganz vergnügt geworden und hatte ſich beinahe verliebt in dieſe ſo ſchöne, ſo gutherzige Frau. Helene ihrerſeits war wirklich von Natajcha entzückt und wünſchte ihr ein Vergnügen zu bereiten. Anatol hatte ſie gebeten, ihm ein

Zuſammenſein mit Natascha in ihrem Hauſe zu ermöglichen, und zu dieſem Zwecke war ſie zu Roſtows gekommen. Der Gedanke, ihren Bruder mit Natascha zuſammenzubringen, amüſierte ſie.

Obwohl ſie früher gegen Natascha von einem gewiſſen Groll erfüllt geweſen war, weil dieſe ihr in Petersburg den netten Boris abſpenſtig gemacht hatte, dachte ſie jetzt daran überhaupt nicht mehr und wünſchte in ihrer Weiſe Natascha von ganzem Herzen Gutes. Als ſie von Roſtows wieder wegfahren wollte, rief ſie ihren Schützling beiſeite.

„Geſtern war mein Bruder bei uns zum Mittageſſen," ſagte ſie. „Mein Mann und ich, wir haben uns halb totgelacht: er aß nichts und ſeufzte immer nach Ihnen, mein reizendes Kind. Er iſt närriſch, geradezu närriſch verliebt in Sie, meine Teure."

Natascha wurde dunkelrot, als ſie dies hörte.

„Wie ſie rot wird, wie ſie rot wird, die allerliebſte Kleine!" fuhr Helene fort. „Sie müſſen unbedingt kommen. Wenn Sie jemand lieben, Sie entzückendes Weſen, ſo iſt das noch kein Grund, ſich wie eine Nonne von der Welt abzuſchließen. Und ſelbſt wenn Sie verlobt ſind, bin ich überzeugt, daß Ihr Bräutigam es lieber ſehen würde, daß Sie in ſeiner Abweſenheit in Geſellſchaft gehen, als daß Sie vor Langeweile umkommen."

„Alſo weiß ſie," dachte Natascha, „daß ich verlobt bin; ſie und ihr Mann, Pierre, dieſer rechtlich denkende Pierre, haben alſo davon geſprochen und darüber gelacht. Alſo iſt weiter nichts dabei." Und wieder erſchien ihr das, was ihr vorher ſchrecklich vorgekommen war, unter Helenens Einwirkung als etwas ganz Einfaches und Natürliches. „Und ſie, eine ſo große Dame, iſt ſo liebenswürdig gegen mich und hat mich offenbar ganz in ihr Herz geſchloſſen," dachte Natascha. „Und warum ſollte ich mir auch nicht ein Amüſement gönnen?" dachte ſie weiter und blickte Helenen mit bewundernden, weitgeöffneten Augen an.

Zum Mittageſſen kehrte Marja Dmitrijewna zurück, ernſt und ſchweigſam: ſie hatte augenſcheinlich bei dem alten Fürſten eine Niederlage erlitten. Sie war von dem ſtattgefundenen Kampfe noch zu erregt, als daß ſie imſtande geweſen wäre, das Geſchehene ruhig zu berichten. Auf die Frage des Grafen antwortete ſie, es ſtehe alles gut und ſie werde morgen das Nähere mitteilen. Als ſie hörte, daß die Gräfin Besuchowa dageweſen ſei und Roſtows zum Abend eingeladen habe, bemerkte ſie:

„Mit der Besuchowa verkehre ich nicht gern und rate auch euch nicht dazu; na aber," fügte ſie, zu Natalſcha gewendet, hinzu, „wenn du es einmal verſprochen haſt, dann fahre nur hin; es wird für dich eine Zerſtreuung ſein."

XIII

Graf Ilja Andrejewitſch fuhr mit ſeinen beiden jungen Damen zu der Gräfin Besuchowa. Es waren ziemlich viel Gäſte bei der Abendgeſellſchaft; aber Natalſcha kannte faſt niemand von ihnen. Graf Ilja Andrejewitſch bemerkte mit großem Mißvergnügen, daß dieſe Geſellſchaft vorzugsweiſe aus ſolchen Herren und Damen beſtand, die durch ihre freien Umgangsformen bekannt waren. Mademoiſelle Georges ſtand, von jungen Männern umringt, in einer Ecke des Salons. Auch einige Franzoſen waren da, und unter ihnen Métivier, der ſeit Helenens Ankunft bei ihr als Hausfreund verkehrte. Graf Ilja Andrejewitſch nahm ſich vor, ſich nicht an den Kartentiſch zu ſetzen, nicht von ſeinen Mädchen zu weichen und, ſowie Mademoiſelle Georges ihren Vortrag beendet haben würde, wieder wegzufahren.

Anatol hatte auf die Ankunft der Roſtows augenſcheinlich an der Tür gewartet. Sowie er den Grafen begrüßt hatte, trat er

sogleich zu Natascha und ging dann hinter ihr her. Bei seinem Anblicke hatte sich Natascha wieder jenes selbe Gefühl bemächtigt wie im Theater, ein Gefühl eitler Freude darüber, daß sie ihm gefiel, und ängstlicher Beklemmung wegen des Fehlens der moralischen Schranken zwischen ihr und ihm.

Helene empfing Natascha sehr herzlich und sprach laut ihr Entzücken über deren Schönheit und Toilette aus. Bald nach der Ankunft der Rostows verließ Mademoiselle Georges das Zimmer, um sich umzukleiden. Im Salon wurden die Stühle in halbkreisförmige Reihen gestellt, und man setzte sich. Anatol rückte für Natascha einen Stuhl zurecht und wollte sich neben sie setzen; aber der Graf, der kein Auge von Natascha verwandte, kam ihm zuvor und nahm den Platz neben ihr selbst ein. Anatol setzte sich hinter sie.

Mademoiselle Georges erschien wieder: ihre dicken Arme mit den Grübchen darin waren nackt; über die eine Schulter hatte sie einen roten Schal geworfen. Sie trat in den für sie freigelassenen Raum zwischen den Sesseln und blieb dort in einer unnatürlichen Haltung stehen. Ein Flüstern des Entzückens ging durch die Reihen der Anwesenden.

Mademoiselle Georges ließ einen strengen, düsteren Blick über ihr Publikum gleiten und begann französische Verse zu sprechen, in denen von ihrer verbrecherischen Liebe zu ihrem Sohne die Rede war. An einzelnen Stellen erhob sie die Stimme; an anderen flüsterte sie, indem sie den Kopf feierlich in die Höhe hob; wieder an anderen hielt sie inne, röchelte und preßte die Augen heraus.

„Staunenswert, himmlisch, entzückend!" erscholl es von allen Seiten.

Natascha blickte nach der dicken Georges hin; aber sie hörte nichts, sah nichts und verstand nichts von dem, was vor ihr vor-

ging; sie fühlte sich nur wieder von neuem unwiederbringlich in jene seltsame, sinnlose Welt hineinversetzt, die so weit von der Welt entfernt war, in der sie früher gelebt hatte, in jene Welt, in der man nicht wissen konnte, was gut und was böse war, was vernünftig und was unvernünftig. Hinter ihr saß Anatol; sie empfand seine Nähe und erwartete ängstlich irgend etwas.

Nach dem ersten Monologe stand die ganze Gesellschaft auf, umringte Mademoiselle Georges und sprach ihr in begeisterten Ausdrücken ihr Entzücken aus.

„Wie schön sie ist!" sagte Natascha zu ihrem Vater, der mit den anderen zugleich aufgestanden war und durch den Schwarm hindurch zu der Schauspielerin hinstrebte.

„Das finde ich nicht, wenn ich Sie ansehe," sagte Anatol, der hinter Natascha herging. Er sagte dies in einem Augenblicke, wo nur sie ihn hören konnte. „Sie sind reizend ... Von dem Augenblicke an, wo ich Sie erblickte, habe ich unaufhörlich ..."

„Komm her, komm her, Natascha!" rief der Graf, der zurückkehrte, um weiter auf seine Tochter zu achten. „Ja, sie ist sehr schön."

Natascha trat, ohne ein Wort zu sagen, zu ihrem Vater hin und sah ihn mit erstaunt fragenden Augen an.

Nachdem Mademoiselle Georges mehrere Stücke deklamiert hatte, fuhr sie wieder weg, und die Gräfin Besuchowa lud die Gesellschaft ein, in den Saal zu gehen.

Der Graf wollte aufbrechen; aber Helene bat ihn inständig, ihr nicht den improvisierten Ball zu verderben. Rostows blieben. Anatol forderte Natascha zum Walzer auf und sagte ihr während des Walzers, indem er ihre Taille und ihre Hand drückte, sie sei bezaubernd schön und er liebe sie. Bei der Ekossaise, die sie wieder mit ihm tanzte, sagte er, während sie miteinander allein waren, nichts zu ihr, sondern sah sie nur an. Natascha war in Zweifel, ob

ſie das, was er ihr beim Walzer geſagt hatte, nicht etwa nur geträumt habe. Am Schluſſe der erſten Tour drückte er ihr wieder die Hand. Natascha hob ihre ängſtlichen Augen zu ihm auf; aber in ſeinem freundlich lächelnden Blicke lag ein Ausdruck ſolcher Zuverſichtlichkeit und Zärtlichkeit, daß ſie nicht imſtande war, das, was ſie ihm zu ſagen beabſichtigte, auszuſprechen, während ſie ihn anſah. Sie ſchlug die Augen nieder.

„Sagen Sie ſo etwas nicht zu mir; ich bin verlobt und liebe einen andern," ſtieß ſie ſchnell heraus. Dann ſah ſie ihn wieder an.

Anatol war durch das, was ſie zu ihm geſagt hatte, weder in Verwirrung geſetzt, noch zeigte er ſich gekränkt.

„Reden Sie mir nicht davon. Was geht es mich an?" erwiderte er. „Ich ſage weiter nichts, als daß ich wahnſinnig, ganz wahnſinnig in Sie verliebt bin. Was kann ich dafür, daß Sie ſo bezaubernd ſchön ſind? Aber wir müſſen die zweite Tour anfangen."

Erregt und unruhig blickte Natascha mit weit geöffneten, ängſtlichen Augen um ſich und machte den Eindruck, als ob ſie heiterer als ſonſt ſei. Faſt nichts von dem, was an dieſem Abend geſchah, kam ihr zum rechten Bewußtſein. Es wurde Ekoſſaiſe und Großvater getanzt; ihr Vater redete ihr zu, aufzubrechen; ſie bat ihn, noch zu bleiben. Wo auch immer ſie war, mit wem auch immer ſie ſprach, ſie fühlte Anatols Blick auf ſich gerichtet. Sie erinnerte ſich ſpäter, daß ſie ihren Vater um Erlaubnis gebeten hatte, in das Garderobenzimmer zu gehen, um etwas an ihrem Kleide in Ordnung zu bringen; daß Helene ihr dorthin gefolgt war und lachend zu ihr von der Liebe ihres Bruders geſprochen hatte, und daß ſie in dem kleinen Sofazimmer wieder mit Anatol zuſammengetroffen war; daß Helene ſich unbemerkt entfernt hatte und ſie beide miteinander allein geblieben waren und Anatol ihre Hand ergriffen und in zärtlichem Tone geſagt hatte:

„Ich kann nicht zu Ihnen in Ihre Wohnung kommen; aber ſoll

ich Sie denn wirklich niemals mehr wiederſehen? Ich liebe Sie bis zum Wahnſinn. Wirklich niemals?" Er vertrat ihr den Weg und näherte ſein Geſicht dem ihrigen.

Seine großen, glänzenden Männeraugen waren den ihrigen ſo nahe, daß ſie nichts ſah als dieſe Augen.

„Natalja?!" flüſterte ſeine Stimme in fragendem Tone, und Natascha fühlte, daß er ihr ſchmerzhaft die Hand drückte. „Natalja?!"

„Ich verſtehe Sie nicht; ich habe Ihnen nichts zu ſagen," antwortete ihr Blick.

Heiße Lippen drückten ſich auf ihre Lippen; im ſelben Augenblicke fühlte ſie ſich wieder frei und hörte an dem Geräuſche von Schritten und dem Raſcheln eines Kleides, daß Helene wieder ins Zimmer trat. Natascha blickte ſich nach ihr um; dann richtete ſie, errötend und zitternd, einen erſchrockenen, fragenden Blick auf Anatol und ging zur Türe.

„Nur noch ein Wort, hören Sie nur noch ein einziges Wort, um Gottes willen!" bat Anatol.

Sie blieb ſtehen. Sie wünſchte ſehnlich, daß er ihr dieſes Wort ſagen möchte, das ihr zum Verſtändnis des Vorgefallenen verhülfe und worauf ſie ihm dann antworten könnte.

„Natalja, nur noch ein Wort, ein einziges Wort!" ſagte er noch einmal; er wußte offenbar nicht, was er ſagen ſollte, und wiederholte dieſe Worte ſo lange, bis Helene zu ihnen herantrat.

Helene kehrte mit Natascha zuſammen wieder in den Salon zurück. Roſtows blieben nicht zum Souper da, ſondern empfahlen ſich vorher.

Natascha konnte, als ſie nach Hauſe gekommen war, die ganze Nacht nicht ſchlafen; es quälte ſie die ungelöſte Frage, wen ſie nun eigentlich liebe, den Fürſten Andrei oder Anatol. Den Fürſten Andrei liebte ſie; ſie erinnerte ſich klar, wie ſtark ihre

Liebe zu ihm gewesen war. Aber auch diesen Anatol liebte sie; das stand außer Zweifel. „Hätte dies alles denn sonst geschehen können?" dachte sie. „Wenn ich nach dem Vorgefallenen, beim Abschiede von ihm, sein Lächeln mit einem Lächeln erwidern konnte, wenn ich es bis dahin kommen lassen konnte, so folgt daraus, daß ich ihn vom ersten Augenblicke an liebgewonnen habe, und daß er ein guter, schöner, edler Mensch ist, und daß es gar nicht anders möglich war, als daß ich ihn liebgewann. Was soll ich aber nun anfangen, wenn ich ihn liebe und zugleich auch den andern liebe?" fragte sie sich, ohne auf diese furchtbare Frage eine Antwort zu finden.

XIV

Der Morgen kam heran und brachte das gewöhnliche geschäftige Treiben. Alle standen auf, bewegten sich durcheinander und redeten miteinander; wieder kamen Modistinnen, und wie immer erschien Marja Dmitrijewna und rief zum Tee. Natascha sah mit weit geöffneten Augen, wie wenn sie jeden auf sie gerichteten Blick auffangen wollte, unruhig einen nach dem andern an und gab sich Mühe, so zu scheinen, wie sie immer gewesen war.

Nach dem Frühstück (dies war ihr die angenehmste Zeit) setzte sich Marja Dmitrijewna in ihren Lehnstuhl und ließ Natascha und den alten Grafen zu sich rufen.

„Na also, meine Freunde," begann sie, „jetzt habe ich die ganze Sache überdacht, und nun sollt ihr meinen Rat haben. Wie ihr wißt, war ich gestern bei dem Fürsten Nikolai; na ja, ich habe mit ihm geredet ... Er ließ sich beikommen, mich anzuschreien. Aber überschreien lasse ich mich nicht! Ich habe ihm gehörig meine Meinung gesagt!"

„Und wie hat er sich dazu gestellt?" fragte der Graf.

„Wie er sich dazu gestellt hat? Er ist ein Querkopf, will auf nichts hören; na, aber wozu sollen wir weiter darüber reden; wir haben das arme Mädchen so schon genug gequält," sagte Marja Dmitrijewna. „Mein Rat ist nun aber der: erledigt hier eure Geschäfte und fahrt nach Hause, nach Otradnoje, und wartet dort das weitere ab..."

„Ach nein!" rief Natascha.

„Doch, doch! Fahrt nach Hause und wartet dort das weitere ab," sagte Marja Dmitrijewna noch einmal. „Wenn der Bräutigam jetzt während eurer Anwesenheit hier eintrifft, so ist ein arger Zank unvermeidlich; wenn er aber mit dem Alten hier allein ist, so kann er alles mit ihm besprechen und dann zu euch kommen."

Ilja Andrejewitsch stimmte diesem Vorschlage bei, da er ihn sofort als einen durchaus verständigen erkannte. Wenn der alte Fürst sich milder stimmen ließ, so konnten sie später mit besserer Aussicht auf Erfolg entweder wieder nach Moskau oder auch nach Lysyja-Gory zu ihm fahren; wenn nicht, so konnte eine wider seinen Willen stattfindende Trauung nur in Otradnoje vollzogen werden.

„Das ist durchaus richtig," sagte er. „Es tut mir nur leid, daß ich ihn überhaupt hier aufgesucht und ihm meine Tochter zugeführt habe."

„Nicht doch! Das brauchst du dir nicht leid sein zu lassen. Da ihr einmal hier wart, mußtet ihr ihm notwendig eure Aufwartung machen. Aber wenn er nun nicht will, so ist das seine Sache," erwiderte Marja Dmitrijewna, während sie etwas in ihrem Ridikül suchte. „Die Aussteuer ist ja auch in der Hauptsache fertig; worauf wollt ihr noch warten? Und was noch nicht fertig ist, das schicke ich euch hin. Es tut mir zwar leid, euch nicht länger bei mir zu haben; aber es ist das beste; also reist mit Gott."

Als ſie in ihrem Ridikül gefunden hatte, was ſie ſuchte, reichte ſie es Natascha hin; es war ein Brief von Prinzeſſin Marja.

„Sie ſchreibt an dich. Wie ſie ſich mit ihren Gedanken quält, die Ärmſte! Sie fürchtet, du könnteſt denken, daß ſie dich nicht lieb hätte."

„Sie hat mich auch nicht lieb," entgegnete Natascha.

„Unſinn! Rede nicht ſo etwas!" rief Marja Dmitrijewna.

„Das ſoll mir niemand einreden; ich weiß, daß ſie mich nicht lieb hat," erwiderte Natascha dreiſt, indem ſie den Brief hinnahm, und ihr Geſicht nahm den Ausdruck einer kalten, ingrimmigen Entſchloſſenheit an, wodurch ſich Marja Dmitrijewna veranlaßt ſah, ſie ſchärfer anzublicken und die Stirn zu runzeln.

„So darfſt du nicht antworten, mein Kind," ſagte ſie. „Was ich ſage, iſt die Wahrheit. Du mußt ihr auf ihren Brief eine Erwiderung ſchreiben."

Natascha antwortete nicht und ging auf ihr Zimmer, um den Brief der Prinzeſſin Marja zu leſen.

Prinzeſſin Marja ſchrieb, ſie ſei in Verzweiflung über das zwiſchen ihnen vorgefallene Mißverſtändnis. Welches auch die Gefühle ihres Vaters ſein möchten, ſchrieb Prinzeſſin Marja, ſo bäte ſie doch Natascha zu glauben, daß ihr Herz ſie antreibe, ſie als die Auserwählte ihres Bruders zu lieben, für deſſen Glück ſie jedes Opfer zu bringen bereit ſei.

„Glauben Sie übrigens nicht," ſchrieb ſie, „daß mein Vater Ihnen abgeneigt wäre. Er iſt ein kranker, alter Mann, mit dem man Nachſicht haben muß; aber er iſt gut und großherzig und wird diejenige, die ſeinen Sohn glücklich macht, lieben." Ferner bat Prinzeſſin Marja, Natascha möchte eine Zeit beſtimmen, wo ſie einander wiederſehen könnten.

Nachdem Natascha den Brief durchgeleſen hatte, ſetzte ſie ſich

an den Schreibtisch, um eine Antwort zu schreiben. Schnell und mechanisch schrieb sie die Überschrift „Teure Prinzessin!" hin; aber dann hielt sie inne. Was konnte sie nach dem, was gestern geschehen war, noch weiter schreiben? „Ja, ja, das ist alles einmal gewesen, und jetzt ist alles anders," dachte sie, während sie über den angefangenen Brief gebeugt dasaß. „Ich muß ihm eine Absage schreiben. Muß ich das wirklich? Es ist furchtbar! ..." Und um von diesen entsetzlichen Gedanken loszukommen, ging sie zu Sonja und suchte mit ihr Stoffmuster aus.

Nach dem Mittagessen begab sich Natascha wieder auf ihr Zimmer und nahm von neuem den Brief der Prinzessin Marja zur Hand. „Ist alles wirklich jetzt schon zu Ende?" dachte sie. „Hat sich das alles wirklich so schnell zugetragen und alles Frühere vernichtet?" Sie rief sich ihre Liebe zum Fürsten Andrei in all ihrer früheren Kraft ins Gedächtnis zurück und wurde sich gleichzeitig bewußt, daß sie Kuragin liebte. Sie stellte es sich lebhaft vor, wie sie die Frau des Fürsten Andrei sein würde; sie vergegenwärtigte sich das Bild des Glückes an seiner Seite, das ihre Einbildungskraft ihr so oft schon vorgeführt hatte; und gleichzeitig erinnerte sie sich, vor Aufregung erglühend, an alle Einzelheiten ihres gestrigen Zusammenseins mit Anatol.

„Aber warum könnte nicht beides zugleich sein?" fragte sie sich ab und zu in völliger Geistesverwirrung. „Nur dann würde ich ganz glücklich sein; aber jetzt muß ich wählen und kann nicht glücklich sein, wenn ich einen von beiden entbehren muß. Aber", dachte sie weiter, „das Geschehene dem Fürsten Andrei zu sagen und es ihm zu verbergen, ist gleich unmöglich. Nur daß, wenn ich es ihm verberge, noch nichts verdorben ist. Kann ich denn wirklich auf immer von diesem Glücke der Liebe des Fürsten Andrei Abschied nehmen, von diesem Glücke, von dem ich so lange gelebt habe?"

„Gnädiges Fräulein," sagte ein Dienstmädchen, das ins Zimmer trat, flüsternd mit geheimnisvoller Miene. „Ein Mann hat mir gesagt, ich möchte Ihnen das hier übergeben." Das Mädchen reichte ihr einen Brief. „Ich sollte es Ihnen nur ja heimlich ..." fügte das Mädchen noch hinzu, während Natascha schon gedankenlos mit einer mechanischen Bewegung das Siegel erbrach und den Brief, einen Liebesbrief Anatols, zu lesen anfing, von dem sie, ohne den Inhalt der Worte zu fassen, nur das eine verstand, daß es ein Brief von ihm war, von dem Manne, den sie liebte. „Ja, ich liebe ihn," sagte sie sich. „Wie hätte sich auch sonst das ereignen können, was sich ereignet hat? Könnte ich etwa sonst einen Liebesbrief von ihm in den Händen halten?"

Mit zitternden Händen hielt Natascha diesen leidenschaftlichen Liebesbrief, welchen Dolochow für Anatol verfaßt hatte, und glaubte beim Lesen in ihm einen Widerhall aller ihrer eigenen Gefühle zu finden.

„Am gestrigen Abend", begann der Brief, „hat sich mein Geschick entschieden: ich muß Ihre Liebe gewinnen oder sterben. Einen anderen Ausweg gibt es für mich nicht." Weiter schrieb Anatol, er wisse, daß ihre Angehörigen sie ihm nicht geben würden; es seien dafür geheime Gründe vorhanden, die er nur ihr allein enthüllen könne; aber wenn sie ihn liebe, so brauche sie nur das eine Wort „Ja" zu sagen, und keine menschliche Macht werde sie beide hindern, glücklich zu sein. Die Liebe überwinde alles. Er werde sie entführen und mit ihr bis ans Ende der Welt gehen.

„Ja, ja, ich liebe ihn!" dachte Natascha, als sie den Brief zum zwanzigsten Male las und in jedem Worte einen besonderen tiefen Sinn suchte.

An diesem Abende fuhr Marja Dmitrijewna auf Besuch zu

Archarows und forderte die beiden jungen Mädchen auf mitzukommen. Aber Natascha blieb unter dem Vorwande, daß sie Kopfschmerzen habe, zu Hause.

XV

Als Sonja spät am Abend zurückkam und in Nataschas Zimmer trat, fand sie diese zu ihrer Verwunderung unausgekleidet auf dem Sofa schlafend. Neben ihr auf dem Tische lag Anatols geöffneter Brief. Sonja nahm ihn in die Hand und begann ihn zu lesen.

Sie las und blickte die schlafende Natascha an, um auf deren Gesichte eine Erklärung für das, was sie da las, zu suchen, fand aber eine solche Erklärung nicht. Nataschas Gesicht sah still, sanft und glücklich aus. Blaß, vor Angst und Aufregung zitternd, griff sich Sonja nach der Brust, um nicht zu ersticken, setzte sich auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

„Wie ist es nur möglich, daß ich nichts davon gemerkt habe? Wie konnte die Sache sich so weit entwickeln? Hat sie wirklich aufgehört, den Fürsten Andrei zu lieben? Und wie konnte sie diesen Kuragin so weit kommen lassen? Er ist ein Betrüger, ein Schurke; das liegt auf der Hand. Was wird Nikolai, der gute, edle Nikolai, sagen, wenn er das erfährt? Das bedeutete also ihre aufgeregte, entschlossene, gekünstelte Miene vorgestern, gestern und heute!" dachte Sonja. „Aber es ist unmöglich, daß sie diesen Menschen lieben sollte! Gewiß hat sie diesen Brief erbrochen, ohne zu wissen, von wem er kam. Gewiß hat sie sich verletzt gefühlt. Das kann sie nicht tun!"

Sonja wischte sich die Tränen ab, trat wieder zu Natascha hin und betrachtete ihr Gesicht.

„Natascha!" sagte sie kaum hörbar.

Natascha wachte auf und blickte Sonja an.

„Nun, bist du zurückgekommen?"

Sie umarmte ihre Freundin mit jener energischen Zärtlichkeit, wie sie den ersten Augenblicken nach dem Aufwachen eigen ist; aber als sie den Ausdruck der Bestürzung auf Sonjas Gesichte gewahrte, malte sich auch auf ihrem Gesichte Bestürzung und Argwohn.

„Hast du den Brief gelesen, Sonja?" fragte sie.

„Ja," antwortete Sonja leise.

Natascha lächelte schwärmerisch.

„Nein, ich kann es nicht mehr vor dir verbergen, Sonja!" sagte sie. „Ich kann es nicht mehr vor dir verbergen. Du weißt nun, daß wir uns lieben! ... Sonja, liebste Sonja, er schreibt ... Sonja ..."

Sonja blickte, als traute sie ihren Ohren nicht, Natascha mit weitgeöffneten Augen an.

„Und Bolkonski?" fragte sie.

„Ach, Sonja, ach, wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin!" sagte Natascha. „Du weißt nicht, was Liebe ist ..."

„Aber Natascha, ist denn das Frühere alles zu Ende?"

Natascha blickte Sonja mit großen Augen an, als ob sie ihre Frage gar nicht verstände.

„Wie? Du willst dich von dem Fürsten Andrei lossagen?" fragte Sonja.

„Ach, du verstehst ja gar nichts davon; rede doch keine Dummheiten, hör nur mal zu!" rief Natascha, plötzlich ärgerlich werdend.

„Nein, ich kann es nicht glauben," sagte Sonja wieder. „Ich begreife es nicht. Wie hast du nur ein ganzes Jahr lang einen Mann lieben können, und auf einmal ... Du hast ja diesen Menschen nur dreimal gesehen. Natascha, ich glaube dir nicht; du machst Scherz. In drei Tagen alles zu vergessen und so ..."

„In drei Tagen!“ erwiderte Natascha. „Mir ist, als liebte ich ihn seit hundert Jahren! Mir ist, als hätte ich vor ihm nie einen Menschen geliebt! Du kannst das eben nicht verstehen. Warte mal, Sonja, setz dich her.“ Natascha umarmte und küßte sie.

„Ich habe mir sagen lassen, daß dergleichen manchmal vorkommt, und du hast davon gewiß auch gehört; aber erst jetzt habe ich diese Liebe an mir selbst kennen gelernt. Es ist etwas ganz anderes, als was ich früher kannte. Sowie ich ihn erblickte, fühlte ich, daß er mein Herr ist und ich seine Sklavin, und daß ich gar nicht anders kann als ihn lieben. Ja, seine Sklavin! Was er mir befiehlt, das tue ich. Du hast dafür kein Verständnis. Was soll ich machen? Was soll ich machen, Sonja?“ fragte Natascha mit glückseliger und dabei doch ängstlicher Miene.

„Aber bedenke doch, was du tust,“ erwiderte Sonja. „Ich kann das nicht so geschehen lassen. Diese geheime Korrespondenz ... Wie konntest du ihn nur so weit kommen lassen?“ sagte sie erschrocken und mit einem Abscheu, den sie nur mit Mühe verbarg.

„Ich habe dir schon gesagt,“ entgegnete Natascha, „daß ich keinen eigenen Willen mehr habe. Kannst du denn das nicht verstehen: ich liebe ihn!“

„Aber ich werde das nicht so weitergehen lassen, ich werde es erzählen!“ rief Sonja, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Um Gottes willen, was redest du da! Wenn du es erzählst, bist du meine Feindin!“ rief Natascha. „Du willst mein Unglück; du willst, daß man uns trennt ...“

Als Sonja diese Angst Natascha sah, flossen ihr die Tränen noch stärker, aus Scham für ihre Freundin und aus Mitleid mit ihr.

„Aber was ist denn zwischen euch beiden vorgegangen?“ fragte

sie. „Was hat er zu dir gesagt? Warum kommt er nicht hierher ins Haus?"

Natascha gab auf ihre Fragen keine Antwort.

„Um Gottes willen, Sonja, sage es niemandem, quäle mich nicht," bat sie. „Du mußt doch wissen, daß man sich in solche Dinge nicht mischen darf. Ich habe es dir offenbart . . ."

„Aber wozu diese Heimlichkeit? Warum kommt er nicht hierher ins Haus?" fragte Sonja nochmals. „Warum bewirbt er sich nicht offen um deine Hand? Fürst Andrei hat dir ja für solche Fälle völlige Freiheit gelassen. Aber ich traue diesem Menschen nicht: Natascha, hast du wohl auch überlegt, was das für geheime Gründe sein können?"

Natascha blickte Sonja mit erstaunten Augen an. Offenbar trat ihr diese Frage zum ersten Male entgegen, und sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Was das für Gründe sind, weiß ich nicht. Aber Gründe sind jedenfalls vorhanden!"

Sonja seufzte und wiegte argwöhnisch den Kopf hin und her.

„Wenn Gründe vorhanden wären . . ." begann sie.

Aber Natascha, die ihr Mißtrauen erriet, unterbrach sie erschrocken.

„Sonja, an ihm zu zweifeln ist Sünde! Sünde, Sünde, verstehst du wohl?" rief sie.

„Liebt er dich?"

„Ob er mich liebt?" wiederholte Natascha die Frage mit einem Lächeln des Bedauerns über die geringe Fassungskraft ihrer Freundin. „Du hast ja den Brief gelesen und hast ihn selbst gesehen."

„Aber wenn er ein unehrenhafter Mensch ist?"

„Er! . . . Er ein unehrenhafter Mensch? Wenn du ihn kenntest!" erwiderte Natascha.

„Wenn er ein ehrenhafter Menſch wäre, ſo müßte er entweder ſeine Abſicht offen kundtun oder darauf verzichten, mit dir weiter zuſammenzukommen; und was ich tun werde, wenn du es nicht ſelbſt tun willſt, iſt dies: ich werde an ihn ſchreiben und werde es deinem Papa ſagen," erklärte Sonja in entſchloſſenem Tone.

„Aber ich kann ohne ihn nicht leben!" rief Natascha.

„Natascha, ich verſtehe dich gar nicht. Was redeſt du nur! So denke doch an deinen Vater und an Nikolai!"

„Ich will von niemandem etwas wiſſen; ich liebe niemand als ihn. Wie darfſt du ſagen, er ſei unehrenhaft? Weißt du denn nicht, daß ich ihn liebe?" rief Natascha. „Geh hinaus, Sonja! Ich möchte mich mit dir nicht überwerfen, geh hinaus, um Gottes willen geh hinaus; du ſiehſt, wie ſchwer ich leide!" rief Natascha gereizt, obwohl ſie ſich bemühte, ihren zornigen, verzweiflungsvollen Ton zu mäßigen. Aufſchluchzend ſtürzte Sonja aus dem Zimmer hinaus.

Natascha ſetzte ſich an den Schreibtiſch, und ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, ſchrieb ſie an Prinzeſſin Marja jenen Antwortbrief, den ſie den ganzen Vormittag über nicht hatte ſchreiben können. In dieſem Briefe teilte ſie der Prinzeſſin Marja kurz mit, alle Mißverſtändniſſe zwiſchen ihnen ſeien beendet; ſie wolle von der hochherzigen Erlaubnis des Fürſten Andrei Gebrauch machen, der ihr bei ſeiner Abreiſe volle Freiheit zu handeln gelaſſen habe, und bitte ſie, alles Vorgefallene zu vergeſſen und ihr zu verzeihen, wenn ſie ihr ein Unrecht zugefügt habe; aber ſie könne nicht die Frau des Fürſten Andrei werden. Alles dies erſchien ihr in dieſem Augenblicke ſo leicht und einfach und klar.

*

Auf den Freitag war die Heimreiſe der Roſtows nach ihrem Gute angeſetzt; am Mittwoch aber fuhr der Graf mit einem Käufer nach ſeinem Landhauſe in der Nähe der Stadt.

Für den Tag, an dem der Graf abreiſte, waren Sonja und Nataſcha zu einem großen Diner bei Karagins eingeladen, und Marja Dmitrijewna begleitete ſie. Bei dieſem Diner traf Nataſcha wieder mit Anatol zuſammen, und Sonja bemerkte, daß Nataſcha einmal mit ihm redete und ſich dabei bemühte, von andern nicht gehört zu werden, und daß ſie während des ganzen Diners noch aufgeregter war als vorher. Als ſie nach Hauſe zurückgekehrt waren, begann Nataſcha von ſelbſt ihrer Freundin die Eröffnung zu machen, welche dieſe erwartete.

„Siehſt du wohl, Sonja, du haſt allerlei törichtes Zeug über ihn geſagt," begann Nataſcha in ſanftem Tone, in dem Tone, in dem Kinder reden, wenn ſie gern gelobt werden möchten. „Wir haben uns heute miteinander ausgeſprochen."

„Nun, wie ſteht es denn alſo? Was hat er geſagt? Wie freue ich mich, Nataſcha, daß du nicht auf mich böſe biſt! Sage mir alles, die ganze Wahrheit. Was hat er geſagt?"

Nataſcha überließ ſich einen Augenblick ihren Gedanken.

„Ach, Sonja, wenn du ihn ſo kennteſt, wie ich ihn kenne! Er ſagte ... Er fragte mich, in welcher Form ich mit Bolkonſki verlobt wäre, und freute ſich, als er hörte, daß es von mir abhinge, wieder zurückzutreten."

Sonja ſtieß einen traurigen Seufzer aus.

„Aber du haſt doch an Bolkonſki keine Abſage geſchickt?" ſagte ſie.

„Vielleicht habe ich es wirklich getan! Vielleicht iſt mit Bolkonſki alles zu Ende. Warum denkſt du, daß meine Handlungsweiſe ſchlecht iſt?"

„Ich denke gar nichts; ich verſtehe nur nicht ..."

„Warte, Sonja, du wirst alles verstehen. Du wirst sehen, was er für ein Mann ist. Denke nichts Schlechtes, weder von mir noch von ihm."

„Ich denke von niemandem Schlechtes; ich habe euch alle lieb und bin betrübt, wenn euch Schlimmes begegnet. Aber was soll ich tun?"

Sonja ging nicht auf den zärtlichen Ton ein, in welchem Natascha zu ihr redete. Je weicher und schmeichelnder Taschas Miene war, um so ernster und strenger wurde Sonjas Gesichtsausdruck.

„Natascha," sagte sie, „du hast mich gebeten, nicht mit dir darüber zu sprechen, und ich habe es auch nicht getan; jetzt hast du selbst davon angefangen. Natascha, ich traue ihm nicht. Wozu diese Heimlichkeit?"

„Also doch wieder, doch wieder!" unterbrach Natascha sie.

„Natascha, ich ängstige mich um dich."

„Was fürchtest du denn?"

„Ich fürchte, daß du dich ins Verderben stürzest," antwortete Sonja in festem Tone und erschrak selbst über das, was sie gesagt hatte.

Taschas Gesicht nahm wieder einen zornigen Ausdruck an.

„Nun, wenn ich mich denn in mein Verderben stürze, dann will ich es so schnell wie möglich tun. Das ist nicht eure Sache. Den Schaden davon werdet nicht ihr haben, sondern ich. Laß mich, laß mich. Ich hasse dich!"

„Natascha!" rief Sonja erschrocken.

„Ich hasse dich, ich hasse dich! Du bist fürs ganze Leben meine Feindin!"

Natascha lief aus dem Zimmer.

Natascha sprach nicht mehr mit Sonja und wich ihr aus. Sie ging, immer mit dem gleichen Ausdruck aufgeregten Staunens

und bedrückenden Schuldbewußtseins, durch die Zimmer und griff bald nach dieser, bald nach jener Beschäftigung, um sie sofort wieder hinzuwerfen.

So schwer es Sonja auch wurde, so beobachtete sie doch ihre Freundin fortwährend, ohne ein Auge von ihr wegzuwenden.

An dem Tage, der demjenigen vorausging, an welchem der Graf zurückerwartet wurde, bemerkte Sonja, daß Natascha den ganzen Vormittag über im Salon am Fenster saß, als ob sie auf etwas wartete, und daß sie einem vorbeireitenden Offizier, in welchem Sonja Anatol zu erkennen glaubte, ein Zeichen machte.

Sonja begann, ihre Freundin noch schärfer zu beobachten, und bemerkte, daß Natascha während des ganzen Mittagessens und Abends sich in einem seltsamen, unnatürlichen Gemütszustande befand: sie gab auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, schiefe Antworten, begann Sätze, ohne sie zu Ende zu sprechen, und lachte über alles.

Nach dem Tee sah Sonja, daß ein verlegenes Stubenmädchen an Nataschas Tür auf diese wartete. Sonja ließ beide unbehelligt hineingehen, horchte dann aber an der Tür und vernahm, daß wieder ein Brief abgegeben wurde.

Und plötzlich wurde es ihr klar, daß Natascha irgendeinen furchtbaren Plan für den heutigen Abend vorhatte. Sonja klopfte bei ihr an; aber Natascha ließ sie nicht ein.

„Sie will mit ihm fliehen!" dachte Sonja. „Sie ist zu allem fähig. Heute hatte ihr Gesicht einen besonders trüben, entschlossenen Ausdruck. Und als sie gestern von dem Onkel Abschied nahm, brach sie in Tränen aus," erinnerte sich Sonja. „Ja, es ist sicher, sie will mit ihm fliehen, — aber was soll ich tun?" dachte Sonja, die sich jetzt alle Anzeichen ins Gedächtnis zurückrief, aus denen deutlich hervorging, daß Natascha irgend etwas Schreck-

liches vorhaben müsse. „Der Onkel ist nicht da. Was soll ich tun: an Kuragin schreiben und von ihm eine Erklärung verlangen? Aber wer zwingt ihn, zu antworten? Oder soll ich an Pierre schreiben, wie mir das Fürst Andrei im Falle eines Unglücks aufgetragen hat?... Aber vielleicht hat sie dem Fürsten Andrei wirklich schon eine Absage geschrieben (sie hat gestern einen Brief an Prinzessin Marja abgeschickt)..." Es Marja Dmitrijewna zu sagen, die so große Stücke von Natascha hielt, das war für Sonja ein gar zu schrecklicher Gedanke. „Aber ob nun so oder anders," dachte Sonja, während sie auf dem dunklen Korridor stand, „jetzt oder nie ist der Augenblick gekommen, wo ich zeigen muß, daß ich die von der Familie empfangenen Wohltaten in dankbarem Gedächtnisse bewahre und Nikolai liebe. Nein, und wenn ich drei Nächte lang nicht schlafen sollte, ich weiche nicht aus diesem Korridor und hindere sie mit Gewalt und dulde nicht, daß Schande über die Familie gebracht werde."

XVI

Anatol war vor einiger Zeit zu Dolochow übergesiedelt. Der Plan, die Komtesse Rostowa zu entführen, war schon vor einigen Tagen von Dolochow entworfen und vorbereitet worden, und an dem Tage, als Sonja an Nataschas Tür gelauscht und beschlossen hatte, ihre Freundin zu überwachen, sollte dieser Plan zur Ausführung gebracht werden. Natascha hatte versprochen, um zehn Uhr zu Kuragin an die Hintertür hinauszukommen. Kuragin sollte sie in einen bereitstehenden dreispännigen Schlitten setzen und mit ihr sechzig Werst weg von Moskau nach dem Dorfe Kamenka fahren, wo ein abgesetzter Pope bereit stand, der sie beide trauen sollte. In Kamenka waren Relaispferde bestellt, mit denen sie an die Warschauer Chaussee

fahren wollten, und von dort wollten sie sich mit Postpferden so schnell wie möglich ins Ausland begeben.

Anatol besaß einen Paß und einen Reiseschein für die Post, ferner zehntausend Rubel, die ihm seine Schwester gegeben, und zehntausend, die er sich durch Dolochows Vermittelung geborgt hatte.

Die beiden Trauzeugen, ein ehemaliger Gerichtsschreiber Chwostikow, von dessen Beihilfe Dolochow beim Spiele Gebrauch machte, und ein entlassener Husar, namens Makarin, ein gutmütiger, schwacher Mensch, der mit grenzenloser Liebe an Kuragin hing, saßen im vordersten Zimmer und tranken Tee.

In seinem großen Wohnzimmer, dessen Wände von unten bis oben mit persischen Teppichen, Bärenfellen und Waffen geschmückt waren, saß Dolochow, mit Stiefeln und in einer Reisejoppe, vor dem offenen Schreibtisch, auf welchem ein Blatt mit Zahlen und mehrere Banknotenpäckchen lagen. Anatol kam in aufgeknöpfter Uniform aus dem Zimmer, in welchem die Trauzeugen saßen, und ging durch das Wohnzimmer hindurch nach der Hinterstube, wo sein französischer Kammerdiener mit Hilfe anderer Bedienter die letzten Sachen einpackte. Dolochow zählte Geld und machte Notizen.

„Na also," sagte er. „Diesem Chwostikow müssen wir zweitausend Rubel geben."

„Na, dann gib sie ihm," erwiderte Anatol.

„Makarin geht ohne Entgelt für dich durchs Feuer. Na, dann ist die Berechnung fertig," sagte Dolochow und hielt ihm das Blatt mit den Zahlen hin. „Einverstanden?"

„Ja, selbstverständlich einverstanden," antwortete Anatol, der offenbar gar nicht nach Dolochow hinhörte und mit einem steten, unveränderlichen Lächeln vor sich hinblickte.

Dolochow ſchlug die Klappe des Schreibtiſches zu und wandte ſich mit einem ſpöttiſchen Lächeln zu Anatol.

„Weißt du was?“ ſagte er. „Gib dieſe ganze Geſchichte auf. Noch iſt es Zeit!“

„Du Dummkopf!“ erwiderte Anatol. „Rede nicht ſolchen Unſinn. Wenn du wüßteſt ... Weiß der Teufel, ich habe diesmal doch eine ganz eigene Empfindung!“

„Im Ernſte, laß es bleiben,“ ſagte Dolochow. „Mein Rat iſt vernünftig. Meinſt du etwa, daß das, was du da eingefädelt haſt, ein Spaß iſt?“

„Ach, dieſe ewigen Hänſeleien! Geh zum Teufel!“ rief Anatol, ärgerlich die Stirn runzelnd. „Ich bin wirklich nicht in der Stimmung, deine albernen Späße anzuhören!“ Er verließ das Zimmer.

Dolochow lächelte mit einer Art von nachſichtiger Geringſchätzung, als Anatol hinausging.

„Warte mal,“ rief er ihm nach, „ich ſcherze nicht; ich rede im Ernſt. Komm mal her!“

Anatol kam wieder ins Zimmer und blickte, bemüht, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand zu konzentrieren, Dolochow unverwandt an, deſſen Willen er ſich offenbar unwillkürlich fügte.

„Hör mir mal zu, ich ſage es dir zum letzten Male. Warum ſollte ich denn mit dir Scherz treiben? Habe ich dir etwa bei dieſer Sache etwas in den Weg gelegt? Wer hat alles für dich arrangiert, einen Popen ausfindig gemacht, dir einen Paß beſorgt und Geld beſchafft? Alles habe ich getan, ich.“

„Na, dafür bin ich dir auch dankbar. Meinſt du, daß ich das nicht anerkenne?“ Anatol ſeufzte und umarmte Dolochow.

„Ich bin dir behilflich geweſen; aber bei alledem muß ich dir doch die Wahrheit ſagen: es iſt ein gefährliches und, genau beſehen, ein dummes Unternehmen. Na alſo, du entführſt ſie, gut.

Wird man dir das so einfach durchgehen lassen? Es wird herauskommen, daß du schon verheiratet bist. Vors Kriminalgericht wirst du gestellt werden ..."

„Ach, Dummheiten, Dummheiten!" rief Anatol und runzelte wieder die Stirn. „Ich habe dir die Sache ja doch schon auseinandergesetzt, nicht wahr?" Und mit jener besonderen Vorliebe, welche beschränkte Menschen häufig für logische Schlüsse haben, zu denen ihr Verstand noch gerade ausreicht, wiederholte er die Beweisführung, die er seinem Freunde Dolochow schon hundertmal vorgetragen hatte: „Ich habe dir die Sache ja doch schon auseinandergesetzt; ich sage so: wenn die jetzt zu schließende Ehe ungültig ist," (hier bog er einen Finger ein), „dann habe ich natürlich nichts zu verantworten; na, und wenn sie gültig ist, dann ist es auch ganz egal, denn im Ausland wird niemand etwas davon wissen. Na, das ist doch richtig? Dagegen ist doch nichts zu sagen!"

„Im Ernst, laß die Sache bleiben! Du bindest dich nur ..."

„Scher dich zum Teufel!" rief Anatol; sich in die Haare greifend ging er in das andere Zimmer, kam aber gleich wieder zurück und setzte sich Dolochow nahe gegenüber auf einen Lehnstuhl, auf den er auch die Beine hinaufzog. „Weiß der Teufel, was ich diesmal für eine Empfindung habe! Was meinst du dazu? Fühle mal, wie mein Herz schlägt!" Er faßte Dolochows Hand und legte sie sich auf das Herz. „Ach! Was für ein Füßchen, lieber Freund, und was für ein Blick! Eine Göttin!! Nicht wahr?"

Dolochow lächelte kalt, und seine schönen, frechen Augen begannen eigentümlich zu glänzen; so blickte er Anatol an, und es war klar, daß er sich noch weiter über ihn amüsieren wollte.

„Na, und wenn das Geld zu Ende ist, was dann?"

„Was dann?" wiederholte Anatol mit ungeheuchelter Ver-

wunderung bei diesem Gedanken an die Zukunft. „Ja, was dann? Das weiß ich nicht zu sagen ... Na, wozu sollen wir solchen Unsinn reden!“ Er sah nach der Uhr. „Es ist Zeit!“

Er trat in die Tür nach der Hinterstube.

„Na, wird's bald? Ihr trödelt ja hier ewig!“ schrie er die Diener an.

Dolochow räumte das Geld vom Tische weg, gab einem Diener den Befehl, ihnen vor der Abfahrt noch etwas zu essen und zu trinken zu geben, und ging dann in das Zimmer, wo Chwostikow und Makarin saßen.

Anatol legte sich im Wohnzimmer auf das Sofa, stützte sich auf den Ellbogen, lächelte in Gedanken versunken und flüsterte mit seinen schönen Lippen zärtliche Worte vor sich hin.

„Komm her und iß etwas! Und trink auch einen Schluck!“ rief ihm Dolochow vom andern Zimmer her zu.

„Ich mag nicht!“ antwortete Anatol, ohne sein Lächeln zu unterbrechen.

„Komm nur! Balaga ist auch schon da.“

Anatol stand auf und ging in das Eßzimmer. Balaga war ein bekannter Fuhrherr, der schon seit sechs Jahren mit Dolochow und Anatol in Geschäftsverbindung stand und ihnen mit seinen Wagen zu Diensten war. Oftmals war er mit Anatol, als dessen Regiment noch in Twer stand, abends aus Twer abgefahren, hatte ihn um die Morgendämmerung nach Moskau gebracht und ihn dann in der folgenden Nacht wieder zurückgefahren. Oftmals hatte er Dolochow durch schnelle Fahrt vor Verfolgung in Sicherheit gebracht. Oftmals hatte er sie mit Zigeunern und „sonen Damen“, wie Balaga sich ausdrückte, in der Stadt herumkutschiert. Oftmals hatte er bei solchen Fahrten Menschen überfahren und Droschken umgestoßen, und immer hatten ihm dann „seine Herren“, wie er sie nannte, aus der Klemme geholfen.

Gar manches Pferd hatte er, wenn er sie fuhr, zu Tode gejagt. Oftmals hatten sie ihn geprügelt, oftmals ihm Champagner und (sein Lieblingsgetränk!) Madeira zu trinken gegeben, und er wußte von jedem der beiden manchen schlimmen Streich, der einem gewöhnlichen Menschen schon längst die Verbannung nach Sibirien eingetragen hätte. Zu ihren Gelagen zogen sie Balaga häufig mit heran und ließen ihn bei den Zigeunern mittrinken und mittanzen; sie behandelten ihn dabei als Vertrauensmann, und manches Tausend Rubel ihres Geldes war schon durch seine Hände gegangen. Wenn er sie fuhr, riskierte er zwanzigmal im Jahre seine Haut und sein Leben, und die Pferde, die er in ihrem Dienste zugrunde richtete, waren mehr wert, als was sie ihm für die Fahrten bezahlten. Aber er hatte die beiden Herren gern und liebte dieses unsinnige Fahren, achtzehn Werst in der Stunde, und hatte seine Freude daran, eine Droschke umzustoßen und einen Fußgänger zu überfahren und in vollem Galopp durch die Straßen Moskaus dahinzujagen. Es machte ihm Vergnügen, hinter sich den wilden Ruf seiner betrunkenen Fahrgäste: „Schneller, schneller!" zu hören, wo doch eine Steigerung der Geschwindigkeit überhaupt nicht mehr möglich war; es war ihm eine Lust, dem Bauer, der so schon halbtot vor Schreck zur Seite sprang, einen kräftigen Peitschenhieb über den Nacken zu versetzen. „Echte Herren!" dachte er.

Anatol und Dolochow ihrerseits hatten Balaga ebenfalls gern, sowohl wegen seines meisterhaften Fahrens, als auch weil er dieselben Passionen hatte wie sie. Mit anderen Leuten einigte sich Balaga vorher über den Preis, nahm fünfundzwanzig Rubel für eine zweistündige Fahrt und fuhr mit anderen nur selten persönlich, sondern schickte meistens seine Kutscher. Aber mit seinen Herren, wie er sie nannte, fuhr er immer selbst und stellte nie eine Forderung für seine Leistung. Nur kam er so etwa alle paar

Monate einmal, wenn er durch die Kammerdiener erfahren hatte, daß Geld vorhanden war, frühmorgens in nüchternem Zustande zu ihnen und bat unter tiefen Verbeugungen, ihm aus der Not zu helfen. Die Herren nötigten ihn dabei immer zum Sitzen.

„Helfen Sie mir, Väterchen Fjodor Iwanowitsch," oder: „Euer Durchlaucht," sagte er. „Ich habe so gut wie gar keine Pferde mehr. Schießen Sie mir vor, soviel Sie gerade können, damit ich auf dem Jahrmarkt welche kaufen kann."

Und dann gaben ihm Anatol und Dolochow, wenn sie bei Gelde waren, jeder tausend oder zweitausend Rubel.

Balaga hatte dunkelblondes Haar, ein rotes Gesicht und namentlich einen roten, dicken Hals, eine untersetzte Gestalt, eine aufgestülpte Nase, glänzende kleine Augen und ein kleines Bärtchen; sein Lebensalter mochte etwa siebenundzwanzig Jahre betragen. Er trug einen feinen, blauen, mit Seide gefütterten langen Rock, den er über seinen Halbpelz angezogen hatte.

Er bekreuzte sich vor dem Heiligenbilde in der Ecke des Zimmers und trat auf Dolochow zu, indem er ihm seine kleine, schwarze Hand entgegenstreckte.

„Ergebenster Diener, Fjodor Iwanowitsch," sagte er mit einer Verbeugung.

„Guten Abend, Bruder. Nun, da ist er ja auch."

„Guten Abend, Euer Durchlaucht," sagte Balaga zu dem eintretenden Anatol und reichte ihm ebenfalls die Hand.

„Ich frage dich, Balaga," begann Anatol, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. „Hast du mich lieb oder nicht? Wie? Du sollst mir jetzt einen großen Dienst erweisen ... Mit welchen Pferden bist du hergekommen?"

„Wie der Bote bestellt hat, mit euren, mit den wilden Durchgängern," antwortete Balaga.

„Na, dann höre mal, Balaga! Peitſche das ganze Dreigeſpann zu Tode; aber ſorge dafür, daß wir in drei Stunden da ſind. Verſtanden?"

„Wenn ich die Pferde totpeitſche, womit ſollen wir dann fahren?" erwiderte Balaga, mit den Augen zwinkernd.

„Na, mach keine Späße, ſonſt zerſchlage ich dir die Schnauze!" ſchrie Anatol auf einmal, ihn grimmig anblickend.

„Wie werde ich denn Späße machen!" ſagte der Fuhrherr lächelnd. „Habe ich denn jemals für meine Herren die Pferde geſchont? Wir werden fahren, ſo ſchnell ſie nur irgend laufen können."

„So iſt's recht!" erwiderte Anatol. „Na, ſetz dich."

„Jawohl, ſetz dich hin!" ſagte auch Dolochow.

„Ich kann ja ſtehen, Fjodor Iwanowitſch."

„Unſinn, ſetz dich hin und trink!" ſagte Anatol und goß ihm ein großes Glas Madeira ein.

Mit glitzernden Augen ſah der Fuhrherr nach dem Weine hin. Nachdem er zuerſt um des Anſtandes willen abgelehnt hatte, trank er ihn aus und wiſchte ſich mit einem rotſeidenen Taſchentuche, das er in ſeiner Mütze liegen hatte, den Mund ab.

„Nun alſo, wann fahren wir, Euer Durchlaucht?"

„Wir wollen jetzt gleich fahren," erwiderte Anatol nach einem Blick auf die Uhr. „Gib dir rechte Mühe, Balaga. Wirſt du auch zur beſtimmten Zeit hinkommen?"

„Das kommt auf die Abfahrt an; wenn wir glücklich abfahren, warum ſollten wir nicht zur rechten Zeit hinkommen? Als wir einmal von hier nach Twer fuhren, habe ich dich in ſieben Stunden hingebracht. Erinnerſt du dich wohl noch, Euer Durchlaucht?"

„Weißt du, ich fuhr einmal zu Weihnachten von Twer nach einem Gute," ſagte Anatol, deſſen Geſicht bei dieſer Erinnerung

ein Lächeln überzog, zu Makarin, der ihn voller Rührung unverwandt anblickte. „Kannst du es glauben, Makarin, der Atem verging uns, so schnell flogen wir dahin. Wir fuhren in einen Zug Bauernschlitten hinein; über zwei Fuhren setzten wir hinüber. Was sagst du dazu?"

„Ja, das waren mal Pferde!" setzte Balaga die Erzählung fort. „Ich hatte damals zwei junge Seitenpferde zu dem hellbraunen Deichselpferd eingespannt," wandte er sich an Dolochow. „Kannst du es glauben, Fjodor Iwanowitsch, sechzig Werst sausten die Biester nur so dahin; gar nicht zu halten waren sie; die Hände wurden mir starr, denn es war kalt. Ich warf die Zügel hin. ‚Halte du sie, Euer Durchlaucht!' sagte ich; ich selbst fiel nur so in den Schlitten zurück. Von Antreiben war gar nicht die Rede: bis zum Ziele waren sie nicht zu halten. In drei Stunden brachten sie uns hin, die Teufelskanaillen. Nur das linke Seitenpferd krepierte davon."

XVII

Anatol ging aus dem Zimmer und kehrte einige Minuten darauf in einem Pelze zurück, der von einem silbernen Gurte zusammengehalten wurde; auf dem Kopfe trug er eine Zobelmütze, die, in kecker Art schief aufgesetzt, sehr gut zu seinem hübschen Gesichte paßte. Er besah sich im Spiegel, trat dann in derselben Haltung, die er vor dem Spiegel eingenommen hatte, vor Dolochow hin und ergriff ein Glas Wein.

„Na, Fjodor, leb wohl; ich danke dir für alles; leb wohl!" sagte Anatol. „Na, ihr Freunde und Kameraden . . ." wandte er sich an Makarin und die andern und überlegte, was er weiter sagen sollte, „Freunde meiner Jugend, lebt wohl!"

Obgleich sie alle mit ihm mitfahren sollten, wollte Anatol offenbar doch diese Anrede an seine Kameraden zu einem rührenden,

feierlichen Akte gestalten. Er sprach langsam, mit lauter Stimme, drückte die Brust heraus und schlenkerte mit dem einen Beine.

„Nehmt alle die Gläser in die Hand; auch du, Balaga. Nun, ihr Kameraden und Freunde meiner Jugend, wir haben lustig gelebt, das Leben genossen, wir haben lustig gelebt. Aber wann werden wir uns jetzt wiedersehen? Ich reise ins Ausland. Wir haben das Leben genossen; lebt wohl, Kinder! Auf euer Wohl! Hurra!..." sagte er, trank sein Glas aus und warf es auf den Boden.

„Bleibe gesund," sagte Balaga, trank ebenfalls sein Glas aus und wischte sich den Mund mit seinem Taschentuche.

Makarin umarmte seinen geliebten Anatol mit Tränen in den Augen.

„Ach, Fürst, ich bin so traurig, daß ich von dir scheiden soll," sagte er.

„Abfahren, abfahren!" rief Anatol.

Balaga wollte aus dem Zimmer gehen.

„Nein, warte noch!" sagte Anatol. „Mach die Tür zu; wir müssen uns noch einmal hinsetzen. Seht mal: so!"

Die Tür wurde zugemacht, und alle setzten sich.

„Na, nun vorwärts, Kinder!" sagte Anatol, indem er aufstand.

Der Kammerdiener Joseph reichte ihm den Säbel und ein Reisetäschchen, und alle gingen in das Vorzimmer hinaus.

„Aber wo ist der Pelz?" rief Dolochow. „He, Ignati! Geh schnell zu Matrona Matwejewna und laß dir den Pelz geben, die Zobelsaloppe. Ich habe mir sagen lassen, wie man es bei Entführungen machen muß," fuhr er fort, indem er die Augen zusammenkniff. „Sie stürzt also mehr tot als lebendig aus der Haustür, bloß in den Kleidern, die sie im Hause angehabt hat. Wenn man nun da einen Augenblick zögert, dann sind gleich die Tränen da, und sie seufzt nach Papachen und Mamachen und

friert und will wieder zurück. Da muß man sie sofort in einen Pelz wickeln und in den Schlitten tragen."

Der Diener brachte eine Frauensaloppe von Fuchspelz.

„Dummkopf, ich habe dir doch gesagt: den Zobelpelz. He, Matrona! Den Zobelpelz!" schrie er so laut, daß seine Stimme weithin durch alle Zimmer tönte.

Eine schöne, magere, blasse Zigeunerin mit glänzenden, schwarzen Augen und schwarzem, bläulich schimmerndem, krausem Haare kam mit einer Zobelsaloppe über dem Arme herbeigelaufen.

„Schön, schön, ich gebe sie gern her, nimm sie!" sagte sie; es war deutlich, daß es ihr leid tat, die Saloppe hingeben zu sollen, daß sie aber vor ihrem Herrn Angst hatte.

Dolochow nahm, ohne ihr zu antworten, den Pelz hin, hing ihn ihr um und wickelte sie darin ein.

„Siehst du, so mußt du es machen!" sagte er zu Anatol. „Und dann so!" fuhr er fort, indem er ihr den Kragen rings um den Kopf in die Höhe schlug, so daß nur vor dem Gesichte eine kleine Stelle offen blieb. „Und dann so! Siehst du wohl?" Dabei schob er Anatols Kopf an die Öffnung im Kragen heran, aus welcher Matronas Gesicht mit strahlendem Lächeln hervorlugte.

„Na, leb wohl, Matrona," sagte Anatol und küßte sie. „Ach, mein fideles Leben hier ist nun zu Ende! Grüße Stjoschka von mir. Na, leb wohl! Leb wohl, Matrona; wünsche mir Glück zu meinem Unternehmen."

„Nun, Gott möge dir viel Glück geben, Fürst!" sagte Matrona mit ihrem zigeunerhaften Beiklang.

Vor der Haustür standen zwei dreispännige Schlitten; zwei junge Kutscher hielten die Pferde. Balaga setzte sich auf den vordersten Schlitten und begann, die Ellbogen hoch in die Höhe hebend, ohne Übereilung die Zügel zu ordnen. Anatol und Dolo-

chow ſtiegen zu ihm ein. Makarin, Chwoſtikow und der Kammerdiener ſetzten ſich in den andern Schlitten.

„Fertig? Ja?“ fragte Balaga.

„Los!“ rief er, indem er ſich die Zügel um die Hand wickelte, und der Schlitten ſchoß den Nikitſki-Boulevard hinunter.

„Brr! He, weg da! ... Brr! ...“ riefen Balaga und der junge Gehilfe neben ihm auf dem Kutſcherſitz; weiter wurde nichts geſprochen. Auf dem Arbatſkaja-Platze ſtieß der Schlitten an eine Equipage, ein Krachen ertönte, man hörte einen Schrei, und der Schlitten flog die Arbat-Straße entlang.

Balaga fuhr den Podnowinſki-Boulevard entlang und wieder zurück, mäßigte dabei den Lauf der Pferde und hielt auf der Rückfahrt bei der Kreuzung der Staraja Konjuſchennaja-Straße an.

Der Gehilfe ſprang hinab, um die Pferde am Zaum zu halten; Anatol und Dolochow traten auf das Trottoir. Als ſie ſich dem Tore genähert hatten, pfiff Dolochow. Ein Pfiff antwortete ihm, und gleich darauf kam das Stubenmädchen herausgelaufen.

„Kommen Sie herein auf den Hof; hier könnten Sie geſehen werden. Sie wird gleich herauskommen,“ ſagte ſie.

Dolochow blieb am Tore ſtehen. Anatol folgte dem Stubenmädchen auf den Hof, bog um eine Ecke und lief die Stufen zur Hintertür hinauf.

Gawriil, Marja Dmitrijewnas Wagenlakai, ein Menſch von gewaltigem Wuchſe, trat ihm entgegen.

„Bitte, ſich zur gnädigen Frau zu bemühen!“ ſagte der Diener mit tiefer Stimme und vertrat dem Eingetretenen den Rückweg nach der Tür.

„Zu welcher gnädigen Frau? Und wer biſt du?“ fragte Anatol flüſternd mit ſtockendem Atem.

„Bitte, kommen Sie; ich habe Befehl, Sie hinzuführen.“

„Kuragin! Zurück!" rief Dolochow. „Verrat! Zurück!"

Dolochow rang bei dem Pförtchen am Tore, wo er stehen geblieben war, mit dem Hausknecht, welcher hinter dem eingetretenen Anatol das Pförtchen zuzuschließen versuchte. Mit äußerster Anstrengung stieß Dolochow den Hausknecht zurück, faßte Anatol, der über den Hof gelaufen kam, am Arme, zog ihn durch das Pförtchen hindurch auf die Straße und lief mit ihm zum Schlitten zurück.

XVIII

Marja Dmitrijewna hatte die verweinte Sonja auf dem Korridor getroffen und sie gezwungen, ihr alles zu gestehen. Nachdem sie ein Billett Natascha aufgefangen und gelesen hatte, ging sie mit dem Billette in der Hand zu Natascha in deren Zimmer.

„Schändliche, Schamlose!" sagte sie zu ihr. „Ich will gar nichts weiter hören!"

Sie stieß Natascha, die sie mit erschrockenen, aber tränenlosen Augen ansah, zurück, schloß sie ein, befahl dem Hausknecht, die Männer, die heute abend kommen würden, ins Tor herein, aber nicht wieder hinauszulassen, und dem Diener, diese Männer zu ihr zu führen, und setzte sich dann im Salon hin und erwartete die Entführer.

Als Gawriil mit der Meldung zu ihr kam, daß die beiden angekommenen Männer entronnen seien, stand sie mit finster zusammengezogenen Brauen auf, ging, die Hände auf den Rücken gelegt, lange in den Zimmern auf und ab und überlegte, was nun zu tun sei. Um Mitternacht fühlte sie nach dem Schlüssel in ihrer Tasche und ging nach Natascha Zimmer. Sonja saß schluchzend auf dem Korridor. „Marja Dmitrijewna," bat sie, „um Gottes willen, lassen Sie mich zu ihr!" Marja Dmitrijewna schloß, ohne

ihr zu antworten, die Tür auf. „Eine garstige, widerwärtige Geschichte!“ dachte sie. „In meinem Hause ... So eine schändliche Dirne! ... Mir tut nur der Vater leid!“ Aber sie gab sich Mühe, ihren Zorn zu mäßigen. „So schwer es auch ist, werde ich doch allen befehlen, davon zu schweigen, und dem Grafen die ganze Sache verheimlichen.“ Maria Dmitrijewna trat mit festen Schritten ins Zimmer. Natascha lag auf dem Sofa, das Gesicht mit den Händen verbergend, und rührte sich nicht. Sie lag noch in derselben Haltung da, in welcher Marja Dmitrijewna sie verlassen hatte.

„Eine nette Person bist du ja, eine sehr nette Person!“ sagte Marja Dmitrijewna. „Gibt sich in meinem Hause Rendezvous mit Liebhabern! Daß du dich verstellst, hat keinen Zweck. Höre zu, wenn ich mit dir rede.“ Marja Dmitrijewna faßte sie an den Arm. „Höre zu, wenn ich rede. Du hast dich entehrt wie die niedrigste Dirne. Ich würde mit dir verfahren, wie du es verdienst, wenn mir nicht dein Vater leid täte. Ich werde die Sache nicht bekannt werden lassen.“

Natascha änderte ihre Lage nicht; nur begann ihr ganzer Körper infolge eines lautlosen, krampfhaften Schluchzens zu zucken, das sie zu ersticken drohte. Marja Dmitrijewna blickte sich nach Sonja um und setzte sich neben Natascha auf das Sofa.

„Sein Glück, daß er mir entgangen ist; aber ich werde ihn schon noch zu finden wissen,“ sagte sie mit ihrer derben, kräftigen Stimme. „Hörst du auch wohl, was ich sage?“

Sie schob ihre große Hand unter Natschas Kopf und drehte ihn mit dem Gesicht zu sich hin. Sowohl Marja Dmitrijewna als auch Sonja erschraken, als sie Natschas Gesicht erblickten. Ihre Augen waren glänzend und trocken, die Lippen zusammengepreßt, die Wangen eingefallen.

„Lassen Sie mich ... was wollen Sie von mir ... ich sterbe ...“

murmelte ſie, riß ſich mit einer heftigen Anſtrengung von Marja Dmitrijewna los und nahm wieder ihre frühere Lage ein.

„Natalja!...“ ſagte Marja Dmitrijewna. „Ich meine es gut mit dir. Bleib nur liegen; bleib meinetwegen ſo liegen, wie du liegſt; ich will dich nicht anrühren; nur höre zu... Ich will dir nicht vorhalten, wie ſchwer du dich vergangen haſt. Das weißt du ſelbſt. Na, aber morgen kommt dein Vater zurück; was ſoll ich dem ſagen? Wie?“

Nataſchas Körper krümmte ſich wieder vor Schluchzen.

„Na, wenn er es nun erfährt und dein Bruder und dein Bräutigam...“

„Ich habe keinen Bräutigam; ich habe ihm abgeſchrieben,“ rief Nataſcha.

„Ganz gleich,“ fuhr Marja Dmitrijewna fort. „Na alſo, wenn die es erfahren, was meinſt du, werden ſie die Sache ſo hingehen laſſen? Deinen Vater kenne ich ja; wenn der nun dieſen Burſchen zum Duell fordert, iſt denn das ſchön und gut? Wie?“

„Ach, laſſen Sie mich doch in Ruhe; warum haben Sie uns gehindert! Ja, warum? warum? Wer hat Sie darum gebeten?“ rief Nataſcha, indem ſie ſich auf dem Sofa aufrichtete und Marja Dmitrijewna zornig anblickte.

„Aber was wollteſt du denn eigentlich?“ rief Marja Dmitrijewna, die nun wieder hitzig wurde. „Hielten wir dich denn etwa eingeſperrt? Na, wer hinderte ihn denn, in unſerem Hauſe einen Beſuch zu machen? Wozu brauchte er dich denn wie ſo eine Zigeunerin zu entführen?... Na, und wenn er dich nun entführt hätte, meinſt du denn, daß ſie ihn nicht gefunden hätten? Dein Vater oder dein Bruder oder dein Bräutigam. Aber er iſt ein Schurke, ein Nichtswürdiger, das iſt die Sache!“

„Er iſt beſſer als ihr alle!“ ſchrie Nataſcha, ſich wieder auf-

richtend. „Wenn ihr uns nicht in den Weg gekommen wäret... Ach, mein Gott, warum, warum! Sonja, womit habe ich das um dich verdient? Geht hinaus!..."

Und sie begann so verzweifelt zu schluchzen, wie die Menschen nur bei solchem Leide weinen, das sie sich bewußt sind selbst verschuldet zu haben. Marja Dmitrijewna wollte noch etwas sagen; aber Natascha rief: „Geht hinaus, geht hinaus! Ihr haßt mich alle, ihr verachtet mich!" Und sie ließ sich wieder auf das Sofa zurücksinken.

Marja Dmitrijewna fuhr noch eine Weile fort, auf Natascha einzureden und ihr auseinanderzusetzen, daß die ganze Sache vor dem Grafen geheimgehalten werden müsse, und daß niemand etwas davon erfahren werde, wenn sich nur Natascha anheischig mache, alles aus ihrem Gedächtnisse auszulöschen und allen eine Miene zu zeigen, als ob nichts vorgefallen sei. Natascha antwortete nicht. Sie schluchzte auch nicht mehr; aber sie hatte Fieberfrost und Zittern. Marja Dmitrijewna schob ihr ein Kissen unter den Kopf, deckte sie mit zwei Decken zu und brachte ihr selbst Lindenblütentee; aber Natascha blieb alledem gegenüber völlig teilnahmlos.

„Na, mag sie schlafen!" sagte Marja Dmitrijewna und ging aus dem Zimmer in der Meinung, daß sie eingeschlafen sei.

Aber Natascha schlief nicht und blickte mit starren, weitgeöffneten Augen aus dem blassen Gesichte gerade vor sich hin. Diese ganze Nacht über fand sie keinen Schlaf und weinte nicht und redete nicht mit Sonja, die mehrmals aufstand und zu ihr herankam.

Am andern Tage zur Frühstückszeit kam Graf Ilja Andrejewitsch, wie er versprochen hatte, von seinem Landhause vor der Stadt zurück. Er war sehr vergnügt: das Geschäft mit dem Käufer war glücklich erledigt, und nichts hielt ihn jetzt mehr in

Moskau zurück, wo er die Trennung von seiner Gattin recht schmerzlich empfand. Marja Dmitrijewna begrüßte ihn und teilte ihm mit, Natascha sei am vorhergehenden Tage ernstlich erkrankt; sie hätten den Arzt holen lassen; aber heute gehe es ihr besser. Natascha blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer. Mit zusammengepreßten, aufgesprungenen Lippen und trockenen, starren Augen saß sie am Fenster, blickte unruhig nach den Passanten auf der Straße und wendete sich hastig um, wenn jemand zu ihr ins Zimmer trat. Augenscheinlich wartete sie auf Nachrichten von ihm; sie wartete darauf, daß er entweder selbst kommen oder ihr schreiben werde.

Als der Graf zu ihr hereinkam, drehte sie sich beim Schalle seiner Männerschritte unruhig um, und ihr Gesicht nahm den früheren kalten, ja bösen Ausdruck wieder an. Sie stand nicht einmal auf, um ihm entgegenzugehen.

„Was ist dir, mein Engel? Bist du krank?" fragte der Graf.

Natascha schwieg eine Weile.

„Ja, ich bin krank," antwortete sie dann.

Auf die besorgten Fragen des Grafen, warum sie so niedergeschlagen sei, und ob auch nichts mit dem Bräutigam vorgefallen wäre, versicherte sie ihm, es sei nichts geschehen, und bat ihn, sich nicht zu beunruhigen. Marja Dmitrijewna bestätigte dem Grafen Nataschas Angabe, daß nichts vorgefallen sei. Der Graf zog zwar aus der angeblichen Krankheit und dem verstörten Gemütszustande seiner Tochter, sowie aus Sonjas und Marja Dmitrijewnas verlegenen Gesichtern seine Schlüsse und sah klar, daß sich doch in seiner Abwesenheit etwas zugetragen haben müsse; aber der Gedanke, es könne sich mit seiner geliebten Tochter etwas Schimpfliches ereignet haben, war ihm so furchtbar und er liebte so sehr seine heitere Ruhe, daß er es vermied, weitere Fragen zu stellen, sich Mühe gab zu glauben, es sei nichts

Besonderes geschehen, und nur bedauerte, daß sie wegen Natascha Unpäßlichkeit die Rückreise nach ihrem Gute aufschieben mußten.

XIX

Schon seit dem Tage, wo seine Frau nach Moskau gekommen war, hatte Pierre vorgehabt, irgendwohin zu verreisen, nur um nicht mit ihr zusammen zu sein. Bald nach der Ankunft der Rostows in Moskau veranlaßte ihn der Eindruck, welchen Natascha auf ihn machte, die Ausführung seiner Absicht zu beschleunigen. Er fuhr nach Twer zu Osip Alexejewitschs Witwe, die schon vor längerer Zeit versprochen hatte, ihm die Papiere ihres verstorbenen Gatten zu übergeben.

Als Pierre nach Moskau zurückkehrte, fand er in seiner Wohnung einen Brief von Marja Dmitrijewna vor, die ihn ersuchte, in einer sehr wichtigen, den Fürsten Andrei und dessen Braut betreffenden Angelegenheit zu ihr zu kommen. Pierre hatte bisher Natascha vermieden. Er war der Meinung, daß er für sie eine stärkere Zuneigung empfinde, als sie ein verheirateter Mann für die Braut seines Freundes hegen dürfe. Und nun führte eine Art von Schicksalsfügung ihn doch beständig mit ihr zusammen.

„Was mag nur vorgefallen sein? Und warum wenden sie sich gerade an mich?" fragte er sich, während er sich anzog, um zu Marja Dmitrijewna zu fahren. „Wenn nur Fürst Andrei recht bald ankäme und sie heiratete!" dachte er auf der Fahrt zu Frau Achrosimowa.

Auf dem Twerskoi-Boulevard rief ihn jemand an.

„Pierre! Bist du schon lange wieder hier?" rief ihm eine bekannte Stimme zu. Pierre hob den Kopf in die Höhe. In einem Schlitten mit zwei grauen Trabern, die das Vorderteil des Schlittens mit Schnee bewarfen, flog Anatol mit seinem steten

Begleiter Makarin vorüber. Anatol saß gerade aufgerichtet, in der von der Mode vorgeschriebenen Haltung eines militärischen Elegants: den unteren Teil des Gesichtes von dem Biberkragen verhüllt und den Kopf ein wenig nach vorn geneigt. Sein Gesicht war frisch und rosig; der Hut mit dem weißen Federbusch war schräg aufgesetzt und ließ das gekräuselte, pomadisierte und mit feinem Schnee bestreute Haar sehen.

„Wahrhaftig, der da, das ist der wahre Weise!" fuhr es Pierre durch den Kopf. „Er richtet seinen Blick lediglich auf das Vergnügen des gegenwärtigen Augenblicks, ohne darüber hinauszusehen; durch nichts läßt er sich aufregen, und daher ist er immer heiter, zufrieden und ruhig. Was würde ich darum geben, ein solcher Mensch zu sein, wie er!" dachte Pierre nicht ohne Neid.

In Marja Dmitrijewnas Vorzimmer sagte der Diener, der ihm den Pelz abnahm, die gnädige Frau lasse ihn zu sich in ihr Schlafzimmer bitten.

Als Pierre die Tür nach dem Saal öffnete, erblickte er Natascha, die mit hagerem, blassem, finsterem Gesichte am Fenster saß. Sie sah sich nach ihm um, zog die Augenbrauen zusammen und verließ mit einer Miene kalter Würde das Zimmer.

„Was ist denn geschehen?" fragte Pierre, als er zu Marja Dmitrijewna hereintrat.

„Nette Geschichten!" antwortete Marja Dmitrijewna. „Achtundfünfzig Jahre bin ich schon auf der Welt; aber eine solche Schande habe ich noch nicht erlebt."

Und nachdem sie Pierre das Ehrenwort abgenommen hatte, über alles, was er erfahren werde, zu schweigen, teilte ihm Marja Dmitrijewna mit, daß Natascha ihrem Bräutigam ohne Wissen ihrer Eltern abgeschrieben habe, und daß die Ursache dieser Absage Anatol Kuragin sei, mit dem Pierres Frau sie zusammengebracht habe und mit dem sie während der Abwesen-

heit ihres Vaters habe entfliehen wollen, um sich heimlich mit ihm trauen zu lassen.

Mit offenem Munde und mit hinaufgezogenen Schultern hörte Pierre an, was ihm Marja Dmitrijewna erzählte, und wollte seinen Ohren nicht trauen. Die Braut des Fürsten Andrei, die die leidenschaftliche Liebe ihres Bräutigams besaß, diese früher so allerliebste Natascha Rostowa, gibt einen solchen Bräutigam hin für den Narren Anatol, der schon verheiratet ist (Pierre wußte von dieser geheimen Ehe), und verliebt sich in ihn so, daß sie einwilligt, mit ihm davonzugehen, — das konnte Pierre sich nicht vorstellen und nicht begreifen.

Das liebliche Bild, das er von der ihm seit ihrer Kindheit bekannten Natascha in seiner Seele getragen hatte, vermochte er mit der neuen Vorstellung von ihrer niedrigen Denkart, ihrer Torheit und Herzlosigkeit nicht zu vereinigen. Er mußte an seine Frau denken. „Sie sind doch alle von derselben Sorte!" urteilte er im stillen und sagte sich, daß er nicht der einzige sei, dem das unglückliche Los zuteil geworden wäre, mit einer unwürdigen Frau verbunden zu sein. Aber dennoch bemitleidete er den Fürsten Andrei so tief, daß er hätte weinen mögen; wie schwer mußte sich dieser in seinem Stolze verletzt fühlen! Und je mehr er seinen Freund bemitleidete, mit um so größerer Geringschätzung, ja Empörung dachte er an diese Natascha, die mit einem solchen Ausdrucke kalter Würde soeben an ihm vorbei durch den Saal gegangen war. Er wußte nicht, daß Nataschas Seele übervoll war von den Gefühlen der Verzweiflung, Scham und Zerknirschung, und daß sie nichts dafür konnte, wenn ihr Gesicht wider ihren Willen den Ausdruck starrer, kalter Würde zeigte.

„Wie hätte sie sich denn mit ihm trauen lassen können?" erwiderte Pierre auf Marja Dmitrijewnas Mitteilungen. „Trauen lassen konnte er sich nicht; er ist schon verheiratet."

„Immer beſſer, immer großartiger!“ rief Marja Dmitrijewna. „Ein nettes Bürſchchen! So ein Schurke! Und ſie wartet auf Nachricht von ihm, wartet ſeit zwei Tagen! Wenigſtens wird ſie nun aufhören zu warten; das muß ich ihr mitteilen.“

Nachdem Marja Dmitrijewna von Pierre Näheres über Anatols Heirat gehört und ihrem Zorne über dieſen Menſchen durch kräftige Schimpfworte Luft gemacht hatte, eröffnete ſie ihm, warum ſie ihn habe rufen laſſen. Sie fürchtete, der Graf oder Bolkonſki, der jeden Augenblick eintreffen konnte, würden die Sache, obgleich ſie ſie ihnen zu verheimlichen beabſichtigte, doch erfahren und dann Kuragin zum Duell fordern; und darum richtete ſie an Pierre die Bitte, er möchte in ihrem Namen ſeinem Schwager befehlen, aus Moskau zu verſchwinden und es nicht zu wagen, ihr wieder unter die Augen zu kommen. Pierre verſprach ihr, ihren Wunſch zu erfüllen; er hatte erſt jetzt die Gefahr begriffen, die ſowohl dem alten Grafen als auch Nikolai und dem Fürſten Andrei drohte. Kurz und klar ſetzte Marja Dmitrijewna ihm auseinander, was ſie von Anatol Kuragin verlangte, und entließ ihn dann mit der Aufforderung, in den Salon zu gehen.

„Nimm dich nur recht in acht; der Graf weiß nichts von der Geſchichte. Tu, als ob du nichts wüßteſt,“ ſagte ſie zu ihm. „Und ich werde jetzt hingehen und ihr ſagen, daß das Warten keinen Zweck hat. Bleib doch zum Mittageſſen hier, wenn du magſt!“ rief ſie ihm noch nach.

Pierre fand im Salon den alten Grafen. Dieſer war verlegen und verſtört. An dieſem Vormittage hatte ihm Natalſcha geſagt, daß ſie die Verlobung mit Bolkonſki aufgelöſt habe.

„Es iſt ein Leiden, ein wahres Leiden, lieber Freund!“ ſagte er zu Pierre. „Es iſt ein Leiden mit ſolchen jungen Mädchen, wenn die Mutter nicht dabei iſt; es tut mir ſchon leid, ſehr leid, daß ich mit ihnen hergereiſt bin. Ich will gegen Sie ganz offenherzig

ſein. Haben Sie es ſchon gehört: ſie hat ihrem Bräutigam abgeſchrieben, ohne irgend jemand vorher zu fragen. Nun ja, allerdings, ich habe mich über dieſe in Ausſicht ſtehende Heirat nie ſonderlich gefreut. Freilich, er iſt ein guter, braver Menſch; na, aber gegen den Willen des Vaters wäre es doch kein Glück geweſen, und Nataſcha findet leicht andere Freier. Aber trotzdem, die Sache hatte nun ſchon ſo lange gedauert; und wie konnte ſie überhaupt ohne Vorwiſſen ihres Vaters und ihrer Mutter einen ſolchen Schritt tun! Jetzt iſt ſie nun krank, und Gott weiß was ſonſt noch dahinter ſteckt! Ja, es iſt eine ſchlimme Aufgabe für einen Vater, junge Mädchen zu hüten, wenn die Mutter abweſend iſt ..."

Pierre ſah, daß der alte Graf ſehr niedergeſchlagen war, und verſuchte, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken; aber der alte Mann kam doch wieder auf ſeinen Kummer zurück.

Sonja trat mit aufgeregter Miene in den Salon.

„Nataſcha iſt nicht ganz wohl," ſagte ſie. „Sie iſt auf ihrem Zimmer und würde gern mit Ihnen ſprechen. Marja Dmitrijewna iſt bei ihr und bittet Sie ebenfalls, hinzukommen."

„Ja, Sie ſind ja mit Bolkonſki ſehr befreundet; gewiß will ſie Sie bitten, ihm etwas zu beſtellen oder zu übergeben," ſagte der alte Graf. „Ach mein Gott, mein Gott! Wie ſchön und gut war doch alles vorher!"

Er griff mit den Händen in ſein dünnes, graues Haar an den Schläfen und ging aus dem Zimmer.

Marja Dmitrijewna hatte Nataſcha davon in Kenntnis geſetzt, daß Anatol bereits verheiratet ſei. Aber Nataſcha hatte ihr nicht glauben wollen und eine Beſtätigung dieſer Angabe aus Pierres eigenem Munde verlangt. Sonja teilte dies Pierre mit, während ſie ihn über den Korridor zu Nataſchas Zimmer führte.

Nataſcha ſaß mit bleichem, tiefernſtem Geſichte neben Marja

Dmitrijewna und richtete auf Pierre, schon als dieser noch an der Tür war, aus ihren fieberhaft glänzenden Augen einen fragenden Blick. Sie lächelte nicht zur Begrüßung und winkte ihm nicht zu, sondern blickte ihn nur starr und unverwandt an, und in ihrem Blicke lag nur die eine Frage, ob er in bezug auf ihr Verhältnis zu Anatol ihr Freund oder, wie die andern alle, ihr Feind sei. Als eigene Persönlichkeit existierte Pierre für sie offenbar gar nicht.

„Er weiß alles," sagte Marja Dmitrijewna, zu Natascha gewendet, indem sie auf Pierre zeigte. „Mag er dir sagen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe."

Wie ein angeschossenes, verfolgtes Wild auf die sich nähernden Hunde und Jäger blickt, so blickte Natascha bald den einen, bald den andern an.

„Natalja Iljinitschna," begann Pierre mit niedergeschlagenen Augen, da er ein tiefes Mitleid mit ihr und einen starken Widerwillen gegen die von ihm zu vollziehende Operation empfand, „ob das wahr oder unwahr ist, das sollte Ihnen eigentlich ganz gleich sein, da . . ."

„Also ist es unwahr, daß er verheiratet ist!"

„Nein, es ist die Wahrheit."

„Er ist verheiratet, und schon lange?" fragte sie. „Ihr Ehrenwort?"

Pierre gab ihr sein Ehrenwort.

„Ist er noch hier?" fragte sie schnell.

„Ja, ich habe ihn vorhin eben gesehen."

Sie war offenbar außerstande zu sprechen und machte mit den Händen Zeichen, daß sie sie allein lassen möchten.

XX

Pierre blieb nicht zum Mittageſſen, ſondern fuhr, nachdem er Nataſchas Zimmer verlaſſen hatte, ſofort weg. Er fuhr in der Stadt umher, um Anatol Kuragin zu ſuchen; der Gedanke an dieſen Menſchen ließ ihm alles Blut zum Herzen ſtrömen und machte es ihm ſchwer, Atem zu holen. In den Vergnügungslokalen auf den Sperlingsbergen, bei den Zigeunern, bei Comoneno war er nicht. Pierre fuhr in den Klub. Im Klub ging alles in der gewohnten Ordnung: die Gäſte, die ſich zum Diner verſammelten, ſaßen gruppenweiſe zuſammen, begrüßten Pierre und unterhielten ſich von Stadtneuigkeiten. Der Diener, der ihn gleichfalls begrüßte und mit ſeinem Bekanntenkreiſe und ſeinen Gewohnheiten vertraut war, meldete ihm, es ſei ein Platz für ihn im kleinen Speiſeſaal reſerviert; Fürſt Michail Sacharowitſch befinde ſich in der Bibliothek, aber Pawel Timofjejewitſch ſei noch nicht gekommen. Einer von Pierres Bekannten fragte ihn mitten in einem Geſpräche über das Wetter, ob er von der Entführung der Komteſſe Roſtowa durch Kuragin gehört habe; es werde viel in der Stadt darüber geſprochen; ob etwas Wahres daran ſei. Pierre lachte laut auf und erwiderte, es ſei der reine Unſinn; er komme eben von Roſtows. Er erkundigte ſich bei allen ſeinen Bekannten nach Anatol; der eine ſagte ihm, Anatol ſei noch nicht gekommen, ein anderer, er werde heute hier im Klub dinieren. Es war für Pierre eine ſeltſame Empfindung, auf dieſe ruhige, gleichmütige Menſchenmenge hinzublicken, die keine Ahnung davon hatte, was in ſeiner Seele vorging. Er ſchlenderte durch den Saal, wartete, bis ſich alle eingefunden hatten, die im Klub dinieren wollten, und da Anatol nicht erſchienen war, ſo blieb auch er nicht zum Eſſen da, ſondern fuhr nach ſeiner Wohnung.

Anatol, den er suchte, speiste an diesem Tage bei Dolochow und beriet mit ihm darüber, wie sich wohl das mißglückte Unternehmen mit besserem Erfolge wiederholen lasse. Unbedingt notwendig erschien ihm zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft mit der Komtesse Rostowa. So fuhr er denn am Abend zu seiner Schwester, um mit ihr zu besprechen, wie eine solche Zusammenkunft zu ermöglichen sei. Als Pierre, nachdem er vergeblich in ganz Moskau umhergefahren war, nach Hause zurückkehrte, meldete ihm sein Kammerdiener, Fürst Anatol Wasiljewitsch sei bei der Gräfin. Der Salon der Gräfin war voll von Gästen.

Pierre begab sich in den Salon und ging, als er Anatol erblickte, auf diesen zu, ohne seine Frau zu begrüßen, die er nach seiner Rückkehr aus Twer noch nicht wieder gesehen hatte (sie war ihm in diesem Augenblicke verhaßter als je zuvor).

„Ah, Pierre," sagte die Gräfin, zu ihrem Manne herankommend. „Du ahnst nicht, in welcher Gemütsverfassung sich unser Anatol befindet ..."

Sie hielt inne, da sie an dem niedergebeugten Kopfe ihres Mannes, an seinen funkelnden Augen und an seinem entschlossenen Gange den ihr wohlbekannten furchtbaren Ausdruck jener Wut und Kraft wahrnahm, die sie nach dem Duell mit Dolochow an sich selbst erfahren hatte.

„Wo Sie sind, da ist Sittenlosigkeit und Unheil," sagte Pierre zu seiner Frau. „Kommen Sie, Anatol, ich habe mit Ihnen zu reden," sagte er zu diesem auf französisch.

Anatol blickte seine Schwester an, erhob sich gehorsam und war bereit, Pierre zu folgen. Dieser faßte ihn am Arme, zog ihn zu sich heran und ging zur Tür.

„Wenn Sie sich erlauben, in meinem Salon ..." flüsterte ihm Helene noch zu; aber Pierre verließ das Zimmer, ohne ihr zu antworten.

Anatol ging in seinem gewöhnlichen, flotten Gange hinter ihm her. Aber auf seinem Gesichte war doch eine gewisse Unruhe wahrzunehmen.

Als sie in Pierres Arbeitszimmer gekommen waren, machte dieser die Tür zu und wandte sich zu Anatol, jedoch ohne ihn anzublicken.

„Haben Sie der Komtesse Rostowa die Ehe versprochen und sie entführen wollen?"

„Mein Lieber," antwortete Anatol auf französisch, und das ganze Gespräch wurde nun in dieser Sprache geführt, „ich halte mich nicht für verpflichtet, auf Fragen zu antworten, die mir in solchem Tone gestellt werden."

Pierres Gesicht, das schon vorher blaß gewesen war, verzerrte sich nun vor Wut. Er packte mit seiner großen Hand Anatol am Kragen der Uniform und schüttelte ihn so lange von einer Seite zur andern, bis Anatols Gesicht einen genügenden Ausdruck von Angst angenommen hatte.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mit Ihnen zu reden habe ..." stieß Pierre heraus.

„Na, aber, das ist doch ein törichtes Benehmen; nicht?" sagte Anatol und fühlte nach dem Kragenknopfe, der mitsamt dem Tuche losgerissen war.

„Sie sind ein Schurke und ein Nichtswürdiger, und ich weiß nicht, was mich abhält, mir das Vergnügen zu bereiten, Ihnen mit diesem Gegenstande hier den Kopf zu zerschmettern," sagte Pierre, der sich so gekünstelt ausdrückte, weil er französisch sprach.

Er hatte einen schweren Briefbeschwerer in die Hand genommen und drohend in die Höhe gehoben, legte ihn aber eilig wieder auf seinen Platz.

„Haben Sie ihr die Ehe versprochen?"

„Ich ... ich ... ich habe daran überhaupt nicht gedacht; übrigens habe ich es schon deswegen nie versprochen, weil ..."

Pierre unterbrach ihn:

„Haben Sie Briefe von ihr? Haben Sie Briefe?" fragte er und trat dabei dicht an Anatol heran.

Anatol sah ihn an, fuhr sogleich mit der Hand in die Tasche und holte seine Brieftasche heraus.

Pierre nahm den ihm hingereichten Brief und ließ sich, einen ihm im Wege stehenden Tisch wegstoßend, auf das Sofa sinken.

„Ich werde nichts Gewalttätiges begehen; fürchten Sie nichts!" bemerkte er als Antwort auf eine ängstliche Gebärde Anatols.

„Erstens die Briefe," sagte er dann, wie wenn er für sich eine auswendig gelernte Lektion repetierte. „Zweitens," fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, indem er wieder aufstand und hin und her zu gehen begann, „zweitens müssen Sie morgen Moskau verlassen."

„Aber wie kann ich denn ..."

„Drittens," fuhr Pierre, ohne auf ihn zu hören, fort, „dürfen Sie nie ein Wort über das, was zwischen Ihnen und der Komtesse vorgefallen ist, verlauten lassen. Ich weiß, daß ich Sie daran nicht hindern kann; aber wenn Sie noch einen Funken von Gewissen besitzen ..." Pierre durchmaß einige Male schweigend das Zimmer.

Anatol saß an einem Tische, zog finster die Brauen zusammen und biß sich auf die Lippen.

„Sie sollten doch endlich einmal begreifen, daß außer Ihrem Vergnügen auch das Glück und die Ruhe anderer Menschen eine gewisse Daseinsberechtigung haben, und daß Sie ein ganzes Leben zerstören, nur um sich zu amüsieren. Vertreiben Sie sich

die Zeit mit solchen Weibern wie meine Frau; denen gegenüber sind Sie dazu berechtigt; die wissen, was Sie von ihnen verlangen, und besitzen auch dieselbe Erfahrung im Laster wie Sie und können diese Erfahrung als Waffe gegen Sie gebrauchen. Aber einem unschuldigen jungen Mädchen die Ehe zu versprechen, ... sie zu betrügen, zu entführen ... Sie müßten doch begreifen, daß das ebenso gemein ist, wie wenn jemand einen Greis oder ein kleines Kind mißhandelt! ..."

Pierre hielt inne und blickte Anatol nicht mehr zornig, sondern nur fragend an.

„Das weiß ich nicht," erwiderte Anatol, der in demselben Maße mutiger wurde, wie Pierre seinen Zorn bemeisterte. „Das weiß ich nicht und will ich auch gar nicht wissen," sagte er, ohne Pierre anzusehen, mit einem leisen Zittern des Unterkiefers. „Aber Sie haben mir gegenüber Ausdrücke gebraucht wie ‚gemein' und dergleichen, und solche Ausdrücke kann ich mir als Mann von Ehre von niemandem gefallen lassen."

Pierre sah ihn erstaunt an und konnte nicht begreifen, was er eigentlich wollte.

„Und wenn es auch unter vier Augen war," fuhr Anatol fort, „so kann ich doch nicht ..."

„Ach so, Sie wünschen Satisfaktion?" fragte Pierre spöttisch.

„Wenigstens könnten Sie Ihre Ausdrücke wieder zurücknehmen. Nicht wahr? Wenn Sie wollen, daß ich Ihre Wünsche erfülle ... Nicht wahr?"

„Ich nehme sie zurück, ich nehme sie zurück," murmelte Pierre, „und ich bitte Sie um Entschuldigung." Pierre blickte unwillkürlich nach dem losgerissenen Knopfe hin. „Und wenn Sie Geld für die Reise nötig haben ..."

Anatol lächelte. Dieses blöde, gemeine Lächeln, das Pierre von seiner Frau her kannte, versetzte ihn in Empörung.

„Eine gemeine, herzloſe Sorte!“ ſagte er vor ſich hin und ging aus dem Zimmer.

Am andern Tage reiſte Anatol nach Petersburg ab.

XXI

Pierre fuhr zu Marja Dmitrijewna, um ihr von der Erfüllung ihrer Forderungen, namentlich von der Ausweiſung Kuragins aus Moskau, Mitteilung zu machen. Er fand das ganze Haus in Angſt und Unruhe. Nataſcha war ſehr krank; wie Marja Dmitrijewna ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitteilte, hatte ſie, nachdem ſie erfahren hatte, daß Anatol ſchon verheiratet ſei, in der Nacht ſich mit Arſenik vergiftet, den ſie ſich heimlich zu verſchaffen gewußt hatte. Aber als ſie ein wenig davon hintergeſchluckt hatte, war ihr doch ſo bange geworden, daß ſie Sonja geweckt und ihr von dem Getanen Kenntnis gegeben hatte. So hatten denn noch rechtzeitig gegen das Gift die nötigen Mittel angewendet werden können, und ſie war jetzt außer Gefahr; aber ſie war doch ſo ſchwach, daß an eine Rückreiſe aufs Land nicht zu denken war; man hatte lieber einen Boten hingeſchickt, um die Gräfin herzurufen. Pierre ſah den verſtörten Grafen und die verweinte Sonja; aber Nataſcha bekam er nicht zu ſehen.

Er ſpeiſte an dieſem Tage zu Mittag im Klub, hörte dort von allen Seiten Geſpräche über einen mißglückten Verſuch, die Komteſſe Roſtowa zu entführen, und widerſprach dieſen Behauptungen mit großer Energie, indem er allen verſicherte, es ſei weiter nichts geſchehen, als daß ſein Schwager der Komteſſe Roſtowa einen Antrag gemacht und von ihr einen Korb bekommen habe. Pierre hielt es für ſeine Pflicht, die ganze Angelegenheit zu verheimlichen und den guten Ruf der Komteſſe Roſtowa wiederherzuſtellen.

Mit Bangigkeit wartete er auf die Heimkehr des Fürſten Andrei und fuhr, um ſich danach zu erkundigen, täglich zu dem alten Fürſten mit heran.

Fürſt Nikolai Andrejewitſch hatte durch Mademoiſelle Bourienne von all den Gerüchten, die in der Stadt umgingen, Kenntnis und hatte auch den Brief Nataſchas an Prinzeſſin Marja geleſen, in welchem Natascha von der Verlobung zurücktrat. Er erſchien heiterer als ſonſt und wartete mit großer Ungeduld auf die Ankunft ſeines Sohnes.

Einige Tage nach Anatols Abreiſe erhielt Pierre ein Billett von dem Fürſten Andrei, der ihm ſeine Ankunft mitteilte und ihn um ſeinen Beſuch bat.

Fürſt Andrei hatte gleich im erſten Augenblicke nach ſeinem Eintreffen in Moskau von ſeinem Vater Nataſchas Brief an Prinzeſſin Marja erhalten, in welchem ſie ihrem Bräutigam abſagte (dieſen Brief hatte Mademoiſelle Bourienne der Prinzeſſin Marja entwendet und dem Fürſten übergeben), und von dem Vater die Geſchichte von Nataſchas Entführung mit allerlei Zuſätzen zu hören bekommen.

Am Abend war Fürſt Andrei angekommen, und am Vormittage des folgenden Tages fuhr Pierre zu ihm. Pierre erwartete, ihn etwa in derſelben Gemütsverfaſſung anzutreffen, in der ſich Natascha befand, und war daher höchſt erſtaunt, als er beim Eintritt in den Salon aus dem Arbeitszimmer des alten Herrn die laute Stimme des Fürſten Andrei hörte, der lebhaft über irgendeine Petersburger politiſche Intrige ſprach. Der alte Fürſt und noch jemand, welchen Pierre an der Stimme nicht erkannte, unterbrachen ihn mitunter. Prinzeſſin Marja kam in den Salon, um Pierre zu begrüßen. Sie ſeufzte und deutete mit den Augen nach der Tür des Arbeitszimmers, in welchem Fürſt Andrei ſich befand, wodurch ſie offenbar ihr Mitgefühl mit ſeinem Kummer

zum Ausdruck bringen wollte; aber Pierre sah an dem Gesichte der Prinzessin Marja, daß sie sich freute, und zwar sowohl über das Geschehene, als auch über die Art, wie ihr Bruder die Nachricht von der Untreue seiner Braut aufgenommen hatte.

„Er hat gesagt, das habe er erwartet," sagte sie. „Ich weiß, daß sein Stolz ihm nicht erlaubt, seine Gefühle sichtbar werden zu lassen; aber er hat es doch besser, weit besser ertragen, als ich erwartet hatte. Es hat offenbar so sein sollen ..."

„Aber ist denn wirklich alles ganz zu Ende?" fragte Pierre.

Prinzessin Marja sah ihn erstaunt an. Sie begriff gar nicht, wie jemand überhaupt noch so fragen konnte. Pierre ging in das Arbeitszimmer hinein. Fürst Andrei, der sehr verändert aussah und augenscheinlich gesünder geworden war, aber eine neue Querfalte zwischen den Brauen bekommen hatte, stand in Zivilkleidung vor seinem Vater und dem Fürsten Meschtscherski und debattierte mit großer Lebhaftigkeit und unter energischen Handbewegungen. Es war von Speranski die Rede; die Nachricht von seiner plötzlichen Verbannung und seiner angeblichen Verräterei war soeben nach Moskau gelangt.

„Jetzt beschuldigen und verdammen ihn alle diejenigen, die noch vor einem Monat für ihn begeistert waren," sagte Fürst Andrei, „und nicht minder diejenigen, die nicht imstande waren, seine Ziele zu begreifen. Es ist sehr leicht, über einen in Ungnade Gefallenen den Stab zu brechen und ihm alle von anderen begangenen Fehler zuzuschieben; aber ich sage: wenn unter der jetzigen Regierung etwas Gutes geschaffen ist, so ist es alles von ihm geschaffen, einzig und allein von ihm ..."

Er hielt inne, da er Pierre erblickte. Sein Gesicht zuckte und nahm sogleich einen finsteren Ausdruck an.

„Und die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen," schloß er und wandte sich dann sofort zu Pierre.

„Nun, wie geht es dir? Du wirst ja immer dicker," sagte er lebhaft; aber die neu entstandene Falte hatte sich noch tiefer in seine Stirn eingegraben. „Ja, ich bin gesund," antwortete er auf Pierres Frage und lächelte dabei.

Pierre war sich darüber klar, daß dieses Lächeln besagte: „Ich bin gesund; aber ob ich gesund bin oder nicht, das hat für niemand Interesse."

Er sprach mit Pierre ein paar Worte über die scheußlichen Wege von der polnischen Grenze an, und daß er in der Schweiz mit Bekannten von Pierre zusammengetroffen sei, und über einen Herrn Dessalles, den er als Erzieher für seinen Sohn aus dem Auslande mitgebracht habe, und nahm dann wieder mit großem Eifer an dem Gespräche über Speranski teil, das die beiden alten Herren inzwischen fortgesetzt hatten.

„Hätte er wirklich Verrat begangen und lägen Beweise vor, daß er mit Napoleon geheime Beziehungen unterhalten hätte, so würde man diese Beweise vor der ganzen Welt veröffentlichen," sagte er schnell und in lebhafter Erregung. „Ich persönlich liebe Speranski nicht und habe ihn nie geliebt; aber ich liebe die Gerechtigkeit."

Pierre erkannte jetzt an seinem Freunde eine ihm nur zu wohl bekannte Eigenheit wieder: das Bestreben, sich aufzuregen und über eine ihn nicht tiefer berührende Sache zu streiten, lediglich um seine allzu schmerzlichen seelischen Erregungen zu übertäuben.

Sobald sich Fürst Meschtscherski empfohlen hatte, faßte Fürst Andrei Pierre unter den Arm und lud ihn ein, mit ihm in das Zimmer zu gehen, das für ihn eingerichtet war. In dem Zimmer war ein Bett aufgeschlagen; geöffnete Koffer und Mantelsäcke standen auf dem Fußboden. Fürst Andrei trat an einen Koffer heran und holte eine Schatulle hervor. Aus der Schatulle nahm

er ein in Papier geschlagenes Päckchen heraus. Alles dies tat er schweigend und sehr schnell. Er richtete sich gerade und räusperte sich. Sein Gesicht war finster, die Lippen zusammengepreßt.

„Verzeihe mir, wenn ich dich mit einem Auftrage belästige."

Pierre merkte, daß Fürst Andrei von Natascha reden wollte, und sein breites Gesicht nahm einen Ausdruck von Mitgefühl und Teilnahme an. Aber über diesen Gesichtsausdruck seines Freundes ärgerte sich Fürst Andrei; er fuhr mit fester, lauter Stimme in unfreundlichem Tone fort:

„Ich habe von der Komtesse Rostowa eine Absage erhalten, und es sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen von einer Bewerbung deines Schwagers um ihre Hand, oder von etwas Ähnlichem. Ist das wahr?"

„Wahr und auch nicht wahr," begann Pierre; aber Fürst Andrei unterbrach ihn.

„Da sind ihre Briefe und ihr Porträt," sagte er.

Er nahm das Päckchen vom Tische und übergab es Pierre.

„Gib es der Komtesse, wenn du sie siehst."

„Sie ist sehr krank," sagte Pierre.

„Also ist sie noch hier?" fragte Fürst Andrei. „Und Fürst Kuragin?" fügte er schnell hinzu.

„Der ist schon lange abgereist. Sie war dem Tode nahe ..."

„Ich bedauere ihre Krankheit außerordentlich," sagte Fürst Andrei. Er lächelte in einer unangenehmen Art, kalt und böse, wie sein Vater.

„Also hat Herr Kuragin die Komtesse Rostowa nicht seiner Hand gewürdigt?" fragte Fürst Andrei.

Er schnob in der Manier seines Vaters mehrmals hörbar mit der Nase.

„Er konnte sie nicht heiraten, weil er schon verheiratet ist," erwiderte Pierre.

Fürſt Andrei lachte in unangenehmer Weiſe auf, wodurch er wieder an ſeinen Vater erinnerte.

„Und wo befindet er ſich jetzt, dein Schwager? Darf ich das erfahren?“ fragte er.

„Er iſt nach Petersburg gereiſt ... oder vielmehr, ich weiß es nicht,“ antwortete Pierre.

„Nun, es iſt ja auch ganz gleichgültig,“ ſagte Fürſt Andrei. „Beſtelle alſo der Komteſſe Roſtowa von mir, daß ſie vollkommene Freiheit hatte und hat, zu handeln, wie ſie will, und daß ich ihr alles Gute wünſche.“

Pierre nahm das Päckchen mit den Briefen in Empfang. Fürſt Andrei ſah ihn mit ſtarrem Blicke an, als beſänne er ſich, ob er nicht noch irgend etwas zu ſagen habe, oder als wartete er, ob Pierre nicht noch etwas ſagen wolle.

„Hören Sie, erinnern Sie ſich noch an einen Streit, den wir einmal in Petersburg hatten?“ ſagte Pierre. „Erinnern Sie ſich an ...“

„Ich erinnere mich,“ unterbrach ihn Fürſt Andrei haſtig. „Ich ſagte, man müſſe einer gefallenen Frau verzeihen; aber ich habe nicht geſagt, daß ich dazu imſtande wäre. Ich kann es nicht.“

„Laſſen ſich denn dieſe beiden Dinge auf eine Stufe ſtellen?...“ begann Pierre.

Fürſt Andrei fiel ihm ins Wort, indem er in ſcharfem Tone rief:

„Ja, von neuem um ihre Hand bitten, ſich großmütig zeigen und mehr von der Art ... Ja, das wäre ſehr edel; aber ich bin nicht dazu fähig, der Nachfolger dieſes Herrn zu werden. Wenn du mein Freund bleiben willſt, ſo ſprich nie wieder von dieſer ... von dieſem ganzen Erlebnis. Bitte, laß mich jetzt allein. Alſo du wirſt es abgeben ...“

Pierre ging hinaus und begab sich zu dem alten Fürsten und zur Prinzessin Marja.

Der Alte zeigte sich lebhafter als sonst. Prinzessin Marja war genau dieselbe wie immer; aber hinter ihren Äußerungen des Mitgefühls mit ihrem Bruder spürte Pierre doch ihre Freude darüber, daß die Heirat ihres Bruders sich zerschlagen hatte. Indem Pierre so den alten Mann und die Tochter beobachtete, kam er zu der Erkenntnis, welch eine Geringschätzung und welch einen Ingrimm sie beide gegen die Familie Rostow hegten, und daß es ganz unmöglich war, in ihrer Gegenwart auch nur den Namen des Mädchens zu erwähnen, das imstande gewesen war, den Fürsten Andrei um irgendeines andern willen aufzugeben.

Beim Mittagessen kam die Rede auf den Krieg, dessen Herannahen schon nicht mehr zweifelhaft schien. Fürst Andrei sprach fortwährend und stritt bald mit dem Vater, bald mit dem Schweizer Erzieher Desfalles und legte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit an den Tag, deren seelische Ursache Pierre aber nur zu wohl kannte.

XXII

Am Abende dieses selben Tages fuhr Pierre zu Rostows, um seinen Auftrag auszurichten. Natascha lag zu Bett; der Graf war im Klub; so ging denn Pierre, nachdem er die Briefe Sonja übergeben hatte, zu Marja Dmitrijewna, welche darauf gespannt war, zu erfahren, wie Fürst Andrei die Nachricht aufgenommen habe. Zehn Minuten darauf trat Sonja bei Marja Dmitrijewna ein.

„Natascha will durchaus mit dem Grafen Peter Kirillowitsch sprechen," sagte sie.

„Aber wie soll denn das gemacht werden? Sollst du ihn etwa

zu ihr führen? Das Zimmer ist ja gar nicht aufgeräumt," erwiderte Marja Dmitrijewna.

„Nein, sie hat sich angezogen und ist in den Salon gegangen," sagte Sonja.

Marja Dmitrijewna zuckte nur mit den Achseln.

„Wenn nur erst die Gräfin da wäre!" wandte sie sich an Pierre. „Dieses Mädchen hat mich ganz heruntergebracht. Sei du nur auf deiner Hut und sage ihr nicht alles. Ich habe auch nicht den Mut, sie zu schelten: sie ist in einer gar zu kläglichen Verfassung!"

Abgemagert, mit blassem, tiefernstem Gesichte (aber ganz und gar nicht beschämt, wie es Pierre erwartet hatte) stand Natascha mitten im Salon. Als Pierre in der Tür erschien, machte sie ein paar hastige Bewegungen, offenbar im Zweifel, ob sie ihm entgegengehen oder ihn dort erwarten sollte.

Pierre ging eilig auf sie zu. Er glaubte, sie werde ihm, wie sonst immer, die Hand reichen; sie aber blieb, nachdem sie nun doch nahe an ihn herangetreten war, schwer atmend stehen und ließ die Arme matt herunterhängen, genau in derselben Haltung, in der sie früher in die Mitte des Saales zu treten pflegte, um zu singen, aber jetzt mit völlig anderem Gesichtsausdrucke.

„Peter Kirillowitsch," begann sie; sie sprach sehr hastig, „Fürst Bolkonski war Ihr Freund; er ist auch noch Ihr Freund," verbesserte sie sich (sie hatte die Vorstellung, als ob alles der Vergangenheit angehöre und nichts unverändert geblieben sei). „Er sagte mir damals, ich sollte mich an Sie wenden ..." Pierre blickte sie schweigend an und atmete heftig, so daß man seine Nase hörte. Er hatte ihr bisher in seinem Herzen Vorwürfe gemacht und sich bemüht, sie zu verachten; aber jetzt tat sie ihm so leid, daß in seinem Herzen für Vorwürfe kein Raum blieb.

„Er ist jetzt hier; sagen Sie ihm ... er möchte mir ver... verzeihen."

Sie hielt inne und begann noch ſchneller zu atmen, weinte aber nicht.

„Ja ... ich will es ihm ſagen," antwortete Pierre, „aber ..."

Er wußte nicht, was er weiter ſagen ſollte.

Nataſcha erſchrak, offenbar weil ihr einfiel, auf welchen Gedanken Pierre vielleicht kommen konnte.

„Nein, ich weiß, daß alles zu Ende iſt," ſagte ſie haſtig. „Nein, das iſt für immer unmöglich. Mich quält nur das Böſe, das ich ihm getan habe. Sagen Sie ihm nur, ich bäte ihn, mir zu verzeihen, mir zu verzeihen, mir alles zu verzeihen, was ..."

Sie zitterte am ganzen Leibe und ſetzte ſich auf einen Stuhl.

Ein Gefühl des Mitleides, ſo ſtark, wie er es noch nie empfunden hatte, erfüllte Pierres ganze Seele.

„Ich werde es ihm ſagen, ich werde ihm alles noch einmal ſagen," erwiderte Pierre. „Aber ... eines möchte ich gern wiſſen ..."

„Was möchten Sie wiſſen?" fragte Natašchas Blick.

„Ich möchte gern wiſſen, ob Sie dieſen ..." Pierre wußte nicht, wie er Anatol nennen ſollte, und errötete bei dem Gedanken an ihn, „ob Sie dieſen ſchlechten Menſchen geliebt haben."

„Nennen Sie ihn nicht ſchlecht," erwiderte Nataſcha. „Aber ich weiß nichts, gar nichts ..."

Sie brach in Tränen aus. Und das Gefühl des Mitleides, der Zärtlichkeit und der Liebe ergriff Pierre nach ſtärker. Er ſpürte, wie ihm hinter der Brille die Tränen aus den Augen quollen, und hoffte, daß Nataſcha es nicht bemerken werde.

„Wir wollen nicht weiter davon reden, liebe Freundin," ſagte er.

Durch ſeinen ſanften, zärtlichen, von Herzen kommenden Ton fühlte ſich Nataſcha ganz ſeltſam berührt.

„Wir wollen nicht davon reden, liebe Freundin; ich werde ihm alles sagen; aber um eines bitte ich Sie: halten Sie mich für Ihren Freund; und wenn Sie Hilfe oder Rat brauchen oder einfach jemanden, dem Sie Ihr Herz ausschütten möchten — nicht jetzt, sondern wenn es in Ihrer Seele wieder wird hell und klar geworden sein —, dann erinnern Sie sich an mich." Er ergriff ihre Hand und küßte sie. „Ich werde glücklich sein, wenn ich imstande sein sollte . . ."

Pierre wurde verlegen.

„Reden Sie nicht so mit mir; das verdiene ich nicht!" rief Natascha und wollte aus dem Zimmer eilen; aber Pierre hielt sie an der Hand zurück.

Er hatte das Gefühl, daß er ihr noch etwas sagen müsse. Aber als er es sagte, war er selbst über seine eigenen Worte erstaunt.

„Fassen Sie wieder Mut; das ganze Leben liegt noch vor Ihnen," sagte er zu ihr.

„Vor mir? Nein! Für mich ist alles verloren," erwiderte sie voll Scham und Zerknirschung.

„Alles verloren?" entgegnete er. „Wäre ich nicht der, der ich bin, sondern der schönste, klügste, beste Mensch auf der Welt, und wäre ich dabei frei, dann würde ich in diesem Augenblicke auf den Knien um Ihre Hand und um Ihre Liebe werben."

Zum erstenmal seit vielen Tagen vergoß Natascha Tränen der Dankbarkeit und Rührung; sie blickte Pierre noch einmal innig an und verließ das Zimmer.

Unmittelbar darauf ging auch Pierre; er lief fast ins Vorzimmer, vermochte kaum die Tränen der Rührung und der Glückseligkeit zurückzuhalten, die ihm die Kehle beengten, und konnte beim Anziehen seines Pelzes lange nicht in die Ärmel hineinfinden. Er setzte sich in seinen Schlitten.

„Wohin befehlen Sie jetzt?" fragte der Kutscher.

„Ja, wohin?“ fragte sich Pierre. „Wohin kann ich jetzt fahren? Bin ich jetzt wirklich imstande, nach dem Klub zu fahren oder einen Besuch zu machen?“ Alle Menschen erschienen ihm so bedauernswert und arm gegenüber dem Gefühle der Rührung und Liebe, das er empfand, gegenüber jenem weichen, dankbaren Blicke, mit dem sie ihn zuletzt durch ihre Tränen hindurch angesehen hatte.

„Nach Hause,“ sagte Pierre, und trotz der zehn Grad Kälte schlug er den Bärenpelz über seiner breiten, freudig atmenden Brust auseinander.

Es war kalt und klar. Über den schmutzigen, halbdunklen Straßen, über den schwarzen Dächern wölbte sich der dunkle Sternenhimmel. Sowie Pierre nach dem Himmel blickte, empfand er nicht mehr die demütigende Niedrigkeit alles Irdischen gegenüber der Höhe, in der seine Seele schwebte. Als er aus der engen Straße auf den Arbatskaja-Platz hinausfuhr, erschloß sich seinen Augen in weiter Ausdehnung das Gewölbe des dunklen, von Sternen bedeckten Himmels. Beinahe in der Mitte dieses Himmels, über dem Pretschistenski-Boulevard, stand, rings von Sternen umgeben und umstreut, aber durch seine geringere Entfernung von der Erde, durch sein weißes Licht und durch den langen, nach oben gerichteten Schweif sich von allen abhebend, der gewaltige helle Komet des Jahres 1812, eben der Komet, der, wie man sagte, alle möglichen Schrecknisse und den Untergang der Welt vorherverkündete. Aber in Pierres Seele rief dieser glänzende Stern mit dem langen, leuchtenden Schweife kein banges Gefühl hervor. Im Gegenteil, freudig betrachtete Pierre mit tränenfeuchten Augen dieses helle Gestirn, das, nachdem es mit unsagbarer Geschwindigkeit den unermeßlichen Raum in einer parabolischen Linie durchflogen hatte, nun plötzlich wie ein in die Erdatmosphäre eingedrungener Pfeil dort

an einer von ihm ausgewählten Stelle am schwarzen Himmel Halt gemacht hatte und festhaftete, seinen Schweif energisch in die Höhe hebend und unter den unzähligen andern glitzernden Sternen mit seinem weißen Lichte leuchtend und schimmernd. Pierre hatte die Empfindung, daß dieses Gestirn vollständig mit dem Gefühle harmonierte, das in seiner zu neuem Leben sich erschließenden, von Rührung und Mut erfüllten Seele rege geworden war.

19.—22. Tausend

★

Druck der Roßberg'schen
Buchdruckerei in Leipzig

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 055871559